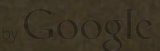

SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS


Digitized by Google







JULIUS FICKER

(1826—1902)

EIN BEITRAG

ZUR DEUTSCHEN GELEHRTENGESCHICHTE

VON

J. JUNG.



INNSBRUCK.
VERLAG DER WAGNER'SCHEN UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG.
1907.



Nach einer Photographie von August [illegible] Innsbruck — Heliogravure v. Blechinger Wien

Druck v. L. Pisani

JULIUS FICKER

(1826—1902)

EIN BEITRAG ZUR DEUTSCHEN GELEHRTENGESCHICHTE

VON

J. JUNG.



INNSBRUCK.
VERLAG DER WAGNER'SCHEN UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG.
1907.

DRUCK DER WAGNER'SCHEN UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI.

Vorrede.

Als vor fünf Jahren unser hochverehrter Lehrer und Gönner Julius Ficker dahinschied, hinterließ er die Verfügung über den brieflichen Nachlaß dem damaligen Princeps seiner Schüler Engelbert Mühlbacher. Wir berieten sofort, wie dem Meister ein würdiges biographisches Denkmal gesetzt werden könnte.

Die Zeiten vor 1863 mußten historisch erforscht werden, da wir darüber nur sporadisch unterrichtet waren: über die Anfänge Fickers, seine frühere Lehrtätigkeit, die wissenschaftliche Arbeit bis auf Böhmers Tod (der für Ficker's Entwicklung eine Epoche bezeichnet). Es wurde festgestellt, daß meine Erinnerung fast ein Dezennium weiter zurückreichte, als die Mühlbachers, da ich die Mittelschule in Innsbruck gemacht und David Schönherr, mit meinem Vater befreundet, mir schon als Studenten Mitteilungen gemacht hatte[1]), die dann im Verkehr mit Huber, Durig u. A. Bereicherung erfuhren. Alle diese Männer, die in zweifelhaften Fällen hätten um Rat gefragt werden können, waren vor Ficker gestorben[2]). Wir sahen uns daher auf die schriftlichen Quellen verwiesen.

---

[1]) Da in Gindelys Lehrbuch der Geschichte auch einige Werke von Ficker zitiert waren, wurden wir schon am Gymnasium auf ihn aufmerksam. Die Zeit der großdeutschen Begeisterung habe ich als Gymnasiast ziemlich mit Bewußtsein mitgemacht.

[2]) Einer der Schüler Fickers in seinem ersten Innsbrucker Jahr ist noch am Leben, der jetzt achtzigjährige Gymnasialprofessor i. R. Dr. Peter Perkmann. Dieser begleitete Fickern zu Pfingsten 1853 auf seinem Ausfluge ins Zillertal und über die Gerlos ins Pinzgau, der S. 169 erwähnt ist. (Perkmann setzte seine Studien in Wien fort, wo er zu den ältesten Mitgliedern des „Instituts" zählte. Vgl. Ottenthals Verzeichnis S. 60 n. 3.) — Der Amanuensis Fickers in den ersten zwei Jahren, der ihn bei der Ausgabe des Gottfried von Viterbo

Diese zeigten sich interessant und ergiebig. Ficker hatte im Jahre 1844, kurz vor der Maturitätsprüfung, begonnen ein Tagebuch zu führen. Dasselbe geht durch die ganze Universitätszeit (1844 bis 1849) hindurch, enthält auch für die Reise, die 1850 wegen der Münster'schen Geschichtsquellen unternommen wurde, eine genaue Aufzeichnung.

Die Bonner Dozentur (1851—1852), das erste Jahr in Innsbruck (1852—1853), sind schon weniger eingehend behandelt. Für die italienische Reise 1853/54 liegt ein eigenes Notizbuch vor. Seit dem Jahre 1855 versiegt diese Quelle. Die Wanderjahre waren eben zu Ende und die Wirksamkeit als Lehrer drängte zu anderer Mitteilung.

Es wird daher seit 1854 der Briefwechsel mit Joh. Friedrich Böhmer immer intensiver. Mancher Brief Fickers hat den Umfang einer kleinen Abhandlung. Man ersieht daraus, mit welcher Überlegung und mit welchem Eifer der junge Professor an die Begründung einer historischen Schule geht und welche weiterreichenden Ziele dabei in Aussicht genommen sind. Ein wahrer Schatz für die Hodegetik der Geschichte des deutschen Mittelalters ist hier aufgespeichert.

Man erkennt auch welche Hindernisse an der kleinen und von der Staatsverwaltung bisher vernachlässigten Universität zu überwinden waren, daß es ausschließlich das Verdienst des berühmten Unterrichtsministers Grafen Leo Thun war, wenn Fickers Wirken gleich von Anfang an Erfolg hatte. Das war bisher nur im Allgemeinen bekannt, während erst die Einsichtnahme des Thun-Ficker'schen Briefwechsels erwies, welchen Grad der Intimität das Verhältnis der beiden hochgesinnten Männer erreicht hatte[1]).

---

und beim Beginn der Görzer Regesten unterstützte (vgl. S. 167 und 211), Franz Gitterle aus Lienz, gest. 1902, ist neuerdings mehrfach genannt worden, da er nämlich für Lienz ein (1906 enthülltes) Kaiser Joseph-Denkmal gestiftet hat. Gitterle war in Wien, wo er seine Studien fortsetzte, verbummelt und Kommunalbeamter erst in Schwaz, dann in Lienz geworden, wo er seine poetische Fertigkeit in zahlreichen Gelegenheitsdichtungen zum Ausdruck brachte. Auch Fickern hatte er in einer Horazischen Ode besungen, als dieser im September 1853 seine italienische Reise antrat. — Den Lehrer Fickers in der italienischen Sprache (vgl. S. 169), Gentilini, habe ich vor einem Vierteljahrhundert einmal im Nonsberg getroffen; er wußte von jener italienischen Reise, von Ludwig Ficker und von dem Unglück, dem Joh. Delius am Vesuv zum Opfer fiel, in lebhafter Weise zu erzählen.

[1]) Die im Schloßarchive zu Tetschen aufbewahrten Briefe Fickers an den Grafen Leo Thun zu benützen, ward mir durch die Güte Sr. Exzellenz des ehemaligen Ministerpräsidenten Grafen Franz Thun gestattet, wofür auch an dieser Stelle der ehrerbietigste Dank zum Ausdruck gebracht wird.

Für die Zeit, da das „Erbe Böhmers“ im Vordergrund stand, ist der Briefwechsel zwischen Chr. Fr. Stälin und Ficker von Wichtigkeit[1]). Er reicht bis zum Tode Stälins 1873, von welcher Zeit an Ficker in seiner Korrespondenz nicht mehr Rat erholend, sondern Rat spendend, auftritt. Seit dem Jahre 1874 läuft der Briefwechsel mit Mühlbacher ununterbrochen fort, für die Beiträge zur Urkundenlehre und die Regestenbearbeitung alle nötigen Aufschlüsse erteilend. — Diese Partie hätte Mühlbacher bearbeiten sollen. Als er im Sommer 1903 selbst vom Tode ereilt wurde, blieben uns seine Briefschaften, gemäß denen die betreffenden Kapitel von mir geschrieben sind, nachdem ich das Frühere schon übernommen hatte.

Für die eherechtlichen Studien Fickers und die Erbenfolge der ostgermanischen Rechte trat die freundliche Beihilfe H. v. Voltelini's ein, der über den Nachlaß und über den gegenwärtigen Stand der Forschung auf diesem schwierigen und mir sehr fern liegenden Gebiete (in Kap. 21) mit voller Sachkunde zu berichten vermochte.

Waren so für die Darstellung des gelehrten Wirkens von Ficker die Linien vorgezeichnet, so mußte auf der andern Seite auch Heimat, Familie und Jugendzeit in Betracht gezogen werden, um so mehr, als dadurch allein die scharf markierte politische Stellung Fickers erklärt werden konnte. Es wurden also die Werke der Annette v. Droste-Hülshoff (die Ficker hochschätzte), sowie einiges aus der Feder Levin Schückings (der zur weiteren „Vetterschaft“ Fickers zählte, ohne daß dieselbe präziser zu bestimmen war) in Lesung genommen, die noch lebende Schwester Fickers um Auskunft gebeten. Vor allem aber erwies sich Hermann Hüffer, ein Jugendfreund Fickers, zu Mitteilungen bereit, wie derselbe denn auch, da er bald nachher (im März 1905) mit Tod abging, in den hinterlassenen Erinnerungen seines Verhältnisses zu Ficker und seines Verkehres mit demselben in späterer Zeit Erwähnung tut[2]). Um weitere Kunde einzuziehen, fuhr ich im Sommer 1905 nach Paderborn und Münster,

---

[1]) Die Briefe Fickers an Stälin überließ mir dessen Sohn, Herr Staatsarchivar Paul von Stälin, freundlichst zur Verwertung.

[2]) Über H. Hüffer und seine Lebenserinnerungen vgl. Alfr. Hermann in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, LXXX (1906) S. 1—78. Im Sommer 1864 bereitete sich Hüffer in Tirol (wo ihn Ficker auf den Patscherkofel führte, hingegen das rauchige Noricum seinen schwachen Augen nicht wohltat) auf die in Wien zu betreibenden archivalischen Studien über die Thugutzeit vor. — Über seinen Aufenthalt in Wien und seinen Umgang mit Ludwig v. Biegeleben, Max v. Gagern u. A., auch über O. Lorenz und seine politischen Ansichten teilt H. Hüffer manche interessante Einzelnheit mit.

sah dort am Spital das Medaillon, das den Großvater Fickers darstellt und die Inschrift, die zugleich den Vater erwähnt, hier das Haus des Stiefvaters in der Neubrückenstraße und außerhalb der Stadt das „Haus Grael«, das im Besitze von Fickers Schwester, der Frau Geheimratswitwe Ulrich, verblieb.

Da Ficker zu den Koryphäen der großdeutschen Partei gehörte und in den Sechziger Jahren seine Autorität als Politiker (wenigstens in einem engeren Kreise) etwas galt[1]), war diesem Punkte eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es war dies um so nötiger, als wir Jüngeren, die das Jahr 1870 mit Begeisterung miterlebt hatten, die vorhergehende Entwicklung und Fickers Haltung nicht immer richtig zu würdigen verstanden.

Fickers Anschauungen treten in der Kontroverse mit Sybel zu Tage, die in unserer methodologischen Litteratur bis auf den heutigen Tag als ein Beispiel für die Erörterung grundlegender historischer Fragen zitiert wird. Aber was auch von Freunden Fickers gemeiniglich übersehen wird, manches vom sonstigen Inhalt jener Auseinandersetzungen verdient (von den zeitlichen Umständen natürlich abgesehen) nicht minder unsere Beachtung.

Die Geschichtsauffassung der kleindeutschen Historiker hatte am preußischen Hofe Eingang gefunden, beim Könige, namentlich aber beim Kronprinzen. Bismarck, der jene tendenziösen Geschichtsschreiber in der Konfliktszeit hinlänglich kennen gelernt hatte[2]), mußte anläßlich der Proklamierung des neuen Kaisertums als Korrektor des mangelhaften Geschichtswissens auftreten[3]), wie er das auch später

[1]) So lud ihn 1867 Fürst Friedrich Karl von Hohenlohe-Waldenburg (vgl. unten S. 373) eigens auf sein Schloß in Kupferzell, um die Ereignisse des letzten Jahres zu besprechen. — Dieser Hohenlohe (ein Schwager Chlodwigs) war russischer General und Generaladjutant des Kaisers Nikolaus von Rußland gewesen, daher auch beim alten Kaiser Wilhelm angesehen. Vgl. das Schreiben Wilhelms vom 18. November 1886 an den Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst in dessen „Denkwürdigkeiten“ Bd. 2 S. 402.

[2]) Auch Sybel gehörte als Abgeordneter zur Opposition; 1862 Mai 9 nannte er in der Debatte über das Militärgesetz den Kriegsminister Roon „einen unheilvollen Mann in unheilvoller Stellung“. — Was man damals im Bismarckschen Kreise von diesen Historikern hielt, erhellt aus einem Briefe Lothar Buchers an einen Freund, 1866 April 12 (veröffentlicht von W. Oncken in der „Deutschen Revue“ 1902 Mai S. 222 f.): „Hast Du doch ein Bedürfnis Dich mit Politik zu beschäftigen, so lies ein älteres gutes Werk über Spezialgeschichte (nicht Sybel, Mommsen et hoc genus omne, die alle Tendenzler sind), wohl aber Ranke“ ... (Den Ranke bevorzugte auch Bismarck).

[3]) Vgl. „Gedanken und Erinnerungen“ Bd. II S. 115 f. Hiezu O. Lorenz Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs S. 396 ff. Der Kronprinz war von Gustav Freytag (den Bismarck nicht leiden konnte) beeinflußt.

engherzig preußischen Skribenten gegenüber in bemerkenswerter Weise getan hat[1]).

In den »Gedanken und Erinnerungen« entwickelte Bismarck seine positive Auffassung weiter. Damit muß man Fickers Ausführungen vergleichen, wenn man diesem gerecht werden oder jenen kritisieren will. Manchmal berühren sich ihre Anschauungen, manchmal kreuzen sie sich. Wie Bismarck als altmärkischer, bezw. pommerscher Landjunker emporkam, so stand Ficker auf dem Standpunkt eines westfälischen Grundbesitzers[2]). Beide verhielten sich gegenüber den politischen Ideen der bürgerlichen Parteien, der »liberalen« wie der »fortschrittlichen«, kritisch, ebenso gegenüber den Phrasen der Parlamentarier[3]).

Verschiedener Ansicht waren die Beiden in Bezug auf die Bedeutung der Stämme und des Stammesbewußtseins in Deutschland; während Ficker darauf großes Gewicht legt, schätzt Bismarck die Bedeutung der Dynastien höher ein[4]), indem er dies

---

[1]) H. v. Poschinger, Bismarckportefeuille Bd. I (1898) S. 15 f. Vertrauliches Schreiben Bismarcks (1870 Febr. 17) an den Oberpräsidenten der Provinz Hannover Grafen zu Stolberg-Wernigerode über die Haltung der „regierungsfreundlichen“ Presse im Eichsfelde, welche ungeschickter Weise immer mit Tatsachen aus der älteren brandenburgischen Geschichte operierte, obwohl die letztere der hannoverschen Bevölkerung ganz fern lag! Bismarck erklärte: „Das entscheidende Moment, welches die gouvernementale Presse in ihren Bestrebungen zur Überwindung der partikularistischen zu betonen haben wird, liegt in der deutschen, nicht in der preußischen Nationalität. Die letztere ist ein Ausdruck, unter welchem wir Preußen gewohnt sind, uns erstere vorzustellen, aber es ist nicht der Begriff, unter welchem es uns gelingen wird, die Stellung, die wir 1866 erstritten haben, unseren neuen Landsleuten annehmbar zu machen. . . . Alle Bewohner des Königreiches Hannover haben mit uns die deutsche, sogar die niedersächsische Abstammung, die evangelischen Erinnerungen des dreißigjährigen Krieges, die politischen des siebenjährigen und die nationalen Kämpfe aus dem Anfange dieses Jahrhunderts gemein. In diesen Verhältnissen liegen die Anknüpfungspunkte.“ . . .

[2]) Wenn ich nach dem Gegensatze recht schließe, muß Fickers Parteistellung so definiert werden. Er verhielt sich ablehnend gegen das fügsame Beamtentum, gegen die „Streber“ und Philister, erkannte hingegen die Haltung des westfälischen Adels an.

[3]) Vgl. Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, passim. Lothar Bucher in dem zitierten Briefe: „Es herrschen immer nur reale Mächte; das Lehenwesen, als es noch Leben hatte; die absolute Monarchie mit ihren Beamten und Soldaten; die Pflastersteine und die Pike; nie der Paragraph und das Parlamentsgeschwätz. Wenn die Fortschrittspartei an das Ruder kommt, so würde der Geldsack regieren.“

[4]) In dem Kapitel „Dynastien und Stämme“. Vgl. „Gedanken und Erinnerungen“ Bd. I S. 288—296.

z. B. an dem Königreiche Bayern exemplifiziert, das Angehörige mehrerer Stämme in sich vereinigt[1]). Daneben hat aber Fickers Ansicht volle Berechtigung. So wenig die Westfalen das preußische Beamtentum leiden konnten, das sich als ein stammfremdes Element ihnen ins Land gesetzt hatte, so wenig befreundeten sich ihm (trotz 1870) die Hannoveraner[2]); auch nicht die Elsässer. Hingegen hat das von Ficker belobte frühere österreichische Regierungssystem, weil es die einheimischen Traditionen zu respektieren pflegte, eine gute Erinnerung hinterlassen: im Breisgau, im Allgäu, auch (wenn ich recht berichtet bin) im Elsaß. Aus den ehemaligen Vorlanden bezog Österreich noch im 19. Jahrhundert eine ganze Anzahl tüchtiger Beamten, Geistliche, Offiziere, Professoren, die dem Staate große Anhänglichkeit bewiesen[3]).

Sehen wir weiter zu, so finden wir die kleindeutschen Geschichtsklittereien auch in anderen Punkten überholt. »Heinrich I.« (der kleindeutsche Musterkönig) hat sich nicht bloß in Bezug auf das Kaisertum eines Bessern belehren lassen, sondern er treibt, um seine finanziellen Bedürfnisse zu decken, jetzt auch Kolonialpolitik im großen Stil, führt Kriege in China und Südwestafrika, geht also viel weiter als die Ottonen oder Kaiser Friedrich der Rotbart, ohne daß die seit

---

[1]) Der Versuch, diesen Vergleich auch auf Preußen auszudehnen („die am stärksten ausgeprägte Stammeseigentümlichkeit in Deutschland ist wohl die preußische“ S. 291), erscheint weniger gelungen. Die Westfalen ließen sich weder unter die preußische Stammeseigentümlichkeit subsumieren, noch schwärmten sie für den „preußischen Nationalstaat“. Daher Bismarck 1864 wünschte, daß sie in Schleswig-Holstein sofort ins Feuer geschickt würden, da die Westfalen für Preußen noch nicht geblutet hatten; erst auf diese Weise wäre die Stammesgemeinschaft (keineswegs die in des Wortes eigentlicher Bedeutung) zustande gekommen. (Unter Napoleon I. knüpfte man in Deutschland an die Franken, in Baiern sogar an die Kelten an — aus ähnlichen Gründen.)

[2]) Darüber sind in Rudolf von Bennigsens Memorabilien (publiziert in der „Deutschen Revue“ 1904 f.) Aufschlüsse enthalten. — Da er als Assessor in Aurich, der Hauptstadt Ostfrieslands, anfing, erfuhr er „die herzlichste Abneigung der Friesen gegen die Hannoveraner, die von den ersteren insgesamt als Ausländer betrachtet werden“ ... Bemerkenswert ist das Memorandum, das Bennigsen über die hannoverschen Verhältnisse 1878 für den Kronprinzen verfaßte, D. Revue 1907 März S. 295 ff.

[3]) Einige werden in unserer Darstellung genannt sein: ich erinnere an Bischof Galura, an Josef v. Kern u. s. w.; in neuerer Zeit an General Wetzer (Vorstand des k. k. Kriegsarchivs, geb. zu Freiburg i. Br., gest. 1902; vgl. über ihn den Almanach der kaiserl. Akademie der W. des folgenden Jahres); ferner an Prof. Alois Brinz (gest. 1887, vgl. die Allg. D. Biogr.), dessen Heimat ein einst österreichischer Flecken des Allgäu war.

Bismarcks Erfolgen sehr zahm gewordene Historiographie etwas dagegen einzuwenden wagte, obwohl die ganze Existenzbasis der Nation dadurch verrückt wurde[1]).

Während sich so das Professorentum durch die Praktiker des politischen Lebens bei Seite geschoben sah, hat sich in anderer Beziehung auf wissenschaftlichem Gebiete eine Einigung vollzogen. Sybels Darstellung der österreichisch-preußischen Beziehungen in der Geschichte der französischen Revolutionszeit korrigierte sich schließlich, nachdem sie heftigen Kritiken ausgesetzt gewesen, auf Grundlage gesteigerter Aktenkenntnis, von selbst[2]); hingegen manche der kleineren und durchwegs glänzend stilisierten Arbeiten Sybels von Anfang an in Österreich besonderen Beifall erwarben: so der Aufsatz über Eugen von Savoyen, die Beurteilung der Politik Kaiser Leopolds II., seine Mitteilungen über die österreichische Staatskonferenz im Jahre 1836. Ebenso ergaben die geänderten Verhältnisse auch in politischer Beziehung manche wertvolle Anknüpfung.

Hingegen finden die ehemaligen Großdeutschen oft in Österreich selbst nicht die gerechte Würdigung[3]); und doch haben sie für die Regeneration der Monarchie nicht nur in politischer, sondern auch in kultureller Beziehung Hervorragendes geleistet, während diejenigen, die von der Bedeutung des Ausscheidens Österreichs aus Deutschland keinen Begriff hatten[4]), bald unsanft an diese Bedeutung gemahnt wurden. Österreich bestand nur durch den Zusammenhang mit Deutschland, vor dem die „Völker“ Respekt hatten, einen ganz anderen als

---

[1]) Eine theoretische Auseinandersetzung über diese Entwicklung gibt Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst in seinen „Denkwürdigkeiten“ Bd. II, zu den Jahren 1896, 1897. (Vgl. besonders S. 531 f., 539.)

[2]) Aug. v. Druffel schreibt an Ficker 1868 Juni 11 (aus Wien): „Vor einigen Tagen erschien Lorenz auf dem Archiv und sah eine Depesche Cobenzls in Sybels Auftrag ein; das Resultat war nur die Bestätigung der Genauigkeit des von Hüffer gegebenen Auszugs.“ — Die Polemik Sybels gegen H. Hüffer und Alfred v. Vivenot war vielfach ungerechtfertigt, wennschon die eine Einseitigkeit naturgemäß die andere hervorgerufen hatte.

[3]) Darüber klagte schon L. v. Biegeleben, wie man aus dem belehrenden Artikel Vivenots in der Allg. D. Biographie erfährt.

[4]) Als Beust nach 1866 die Zügel in die Hand nahm, war er überrascht über die Indolenz vieler deutschösterreichischer Abgeordneter diesem Ereignisse gegenüber (worunter wohl Hasner und Herbst in erster Linie verstanden sind). — Man vgl. übrigens auch den „Lebenslauf“ von Julius Fröbel, Bd. II, ferner die Memoiren Alfreds v. Arneth; jenen vom großdeutschen, diesen vom österreichischen Standpunkt aus (beide schon 1848 in die deutsche Politik verwickelt).

vor den Deutsch-Österreichern, die durch die absolute Regierung in ihrer Individualität geschwächt sind.

Der Grund der Abneigung gegen die aus dem „Reich“ gekommenen Großdeutschen lag zum guten Teil in der schroffen kirchlichen Tendenz derselben, die den josephinisch gesinnten Österreichern widerstrebte[1]). Wobei zwischen den einzelnen Persönlichkeiten und den Zeiten zu unterscheiden sein dürfte[2]). Wir werden auch bei Ficker einen scharfen kirchlichen Zug vorfinden, allerdings wahrnehmen, wie derselbe im Laufe der Zeit sich modifizierte und schließlich ganz verlor — so daß Ficker unter jenen Großdeutschen eine eigene Stellung einnimmt, die näher zu präzisieren in unserer Aufgabe lag.

Indem wir aber dieser geistigen Strömung und ihren Wandelungen Rechnung trugen, nicht ohne die Zersplitterung der litterarischen Behelfe mehrfach unangenehm zu verspüren[3]), wurde zugleich für verschiedene Phasen der österreichischen Regierungs- und Verwaltungspolitik, sowie für die Beurteilung der österreichischen Parteien

---

[1]) Beziehungsweise mit Rottecks Weltgeschichte kollidierte, die im Vormärz für diese Österreicher maßgebend geworden (wie Prof. Aschbach mit Verwunderung bemerkte, als er nach Wien kam).

[2]) L. v. Biegeleben und Max v. Gagern sind in der Literatur, z. B. von O. Lorenz und Zwiedinek-Südenhorst, gemeinhin als Ultramontane bezeichnet. Bei M. v. Gagern mag dies zutreffen (vgl. Fröbel II 66), worüber aus seinen nachgelassenen Papieren noch einmal näheres zu erfahren sein wird. Biegeleben hingegen war nach Vivenot, der ihn genau kannte: „ein strenggläubiger Katholik ohne ultramontan zu sein.“ (Zwiedinek läßt ihn erst in späteren Jahren ultramontan werden.) — Biegelebens Auffassung der deutschen Frage (als damaliger Unterstaatssekretär im Frankfurter Ministerium des Äußeren) geht aus einer im Oktober 1849 entworfenen deutsch-österreichischen Bundesakte hervor, die Zwiedinek-Südenhorst aus dem Archiv des Erzherzogs Johann publiziert hat (Mitteil. des Instituts 1904, S. 187 ff.). — Den Verlauf der deutschen Krise in den Sechziger Jahren, wo er auf österreichischer Seite den größten Anteil hatte (nur nicht an der Gasteiner Konvention, die Österreichs diplomatische Niederlage besiegelte), verfolgte Biegeleben mit fieberhafter Spannung; er hat die jeweilige Lage der Dinge durch geharnischte Sonnette für sich und seine Freunde gekennzeichnet: nicht nur Bismarcks Getriebe, sondern auch das Wienertum kommt darin schlecht weg. (Biegeleben, gest. 1892, hatte eine Dame tirolischer Herkunft, Maria v. Buol, zur Frau; mit Ficker war er „vervettert“. Vgl. S. 117.)

[3]) Männer wie Annegarn, Aulike, Max v. Gagern, W. Junkmann sind in der Allg. D. Biographie nicht behandelt; es mußte das Herdersche biogr. Lexikon zu Hilfe genommen werden. — Vortreffliche Dienste leistete für Westfalen das Werk von Rassmann. — Auch verschiedene Artikel in den „Hist. pol. Blättern“, die von preußischen Geh. Oberregierungsräten oder österreichischen Exzellenzen herrührten, waren instruktiv für die Richtungen, die im Laufe der Zeit reaktionär geworden waren.

ein objektiverer Standpunkt gewonnen, als er in den landläufigen Darstellungen vorliegt. Danach ergab sich auch allerlei für die Kritik dieser Darstellungen und ihrer Autoren, sowohl der österreichischen, wie der preußisch-deutschen, z. B. Heinrichs von Treitschke, dessen Emporkommen ja in unseren Zeitraum fällt. Er erscheint hier als Verbindungsbruder von Ficker und als Freund des Simrock'schen Kreises, der Treitschkes erstes Auftreten als Dichter und nationalökonomischer Schriftsteller durch beifällige Kritik begrüßte[1]). Auch in seinen historischen Schriften ein ideal veranlagter Autor, aber von heftigem Vorurteil, das ihn hinderte zu sehen, was er nicht sehen wollte[2]).

So mußten wir die Beziehungen Tirols zu Deutschland nach eigenem Ermessen vorführen; es zeigte sich auch hier, daß das Wesen der einzelnen deutschen Landschaften nur mit Hilfe der provinzialen Litteraturgeschichte ergründet werden kann, der größere Zusammenhang aber mit Hilfe der Memoirenwerke, die seit 1848 in gediegener Fülle sich darbieten.

Noch auf eines wird man bei diesen Studien aufmerksam: auf die verschiedene Stellung, die die einzelnen deutschen Territorien zur Kaisergeschichte einnehmen, wie die Verschiebung des politischen Schwerpunktes auch eine andere Auffassung bedingte. Daher die Erneuerung des Studiums der älteren Kaisergeschichte nicht zufällig

---

[1]) Nämlich in der Wiener „Katholischen Literaturzeitung"; VI (1859) S. 278 werden (neben Spielhagen und P. Heyse) Treitschkes „Vaterländische Gedichte" (2. Aufl., Göttingen 1859) beifällig besprochen („die Sprache ist ergreifend, lebhaft, klar"); ebenda S. 146 wird Treitschke, „Die Gesellschaftswissenschaft. Ein kritischer Versuch" (Leipzig 1859) als eine „sehr geistreiche Schrift" bezeichnet; nur über die Kirche sei er nicht gut orientiert.

[2]) Im Jahre 1861 war Treitschke in Tirol, worüber Th. Schiemann, Treitschkes Lehr- und Wanderjahre S. 163 dessen Notizen mitteilt. Er durchwanderte „den schauerlichen Engpaß Finstermünz, und sah dann die Etsch von einem Gletscher entspringen" — was außer ihm noch Niemand gesehen hat; die Etsch entspringt nordöstlich von Reschen in einem Felde. „Der Tiroler ist lebhafter und auf den ersten Blick liebenswürdiger, aber auch noch weniger gebildet, noch bigotter und weniger zuverlässig und arbeitsam als der Baier." (Treitschke würde hier nie eine historische Schule gegründet haben!) — 1863 war er im Zillertal: „ein übermütig lustiges Volk von Jägern und Sängern." (Alfons Huber war ein Zillertaler.) Die Vorarlberger haben ihm von allen Österreichern am besten gefallen. (S. 208.) — In der Schweiz fand er, daß allerdings die niederen Stände sich hier besser befänden, als „in unseren Monarchien"; aber den Vergleich zwischen Nord und Süd weiter zu führen, wie dies z. B. Felix Dahn in seinen Erinnerungen IV, 2, 59 f. von Ostpreußen aus vor-trefflich tut, fällt ihm nicht ein.

von Rheinfranken und Westfalen ausging, die zu jener Zeit eine Rolle spielten[1]), während man in Böhmen die deutsche Kaiserzeit in Karl IV. gipfeln läßt[2]), die brandenburgisch-preußische Auffassung mit dem Großen Kurfürsten ganz abzweigt[3]). Was der gerechten Würdigung der alten Kaisergeschichte so lange im Wege stand, ihre nationale Bedeutung verkennen lies. Doch darüber haben Böhmer und Ficker in ihren Werken genug gesagt, Männer, die sofort bestrebt waren, Fühlung auch mit den Österreichern zu gewinnen, deren Kernland in jener Kaiserzeit zu immer größerer Bedeutung gedieh; so daß auch hier das Studium nicht bloß nach Art der gelehrten Byzantiner, sondern mit patriotischem Gefühl betrieben werden konnte, allgemeine und Lokalgeschichte sich miteinander verknüpften. Das war der Ausgangspunkt für die Wiederbelebung der deutschen Geschichte in Österreich, wie sie nach Böhmers Vorgang Ficker ins Werk setzte.

Es erübrigt mir noch den geehrten Kollegen und werten Freunden in Bonn, Innsbruck, München, Wien u. s. w., die mir Beiträge geliefert oder Aufklärungen gegeben, den verbindlichsten Dank auszusprechen[4]). Ebensolcher Dank gebührt Fräulein Cenzi v. Ficker, die ihre Beihilfe bei Ordnung der Korrespondenzen und Einholung von Familiennachrichten nie versagte; ich bedaure nur, daß ihre Frau Mutter die Vollendung des Werkes nicht mehr erlebte.

Die Auswahl und Einreihung der Abbildungen ist das Verdienst meines lieben Freundes Franz v. Wieser. Diese Abbildungen zeigen Fickern in den verschiedenen Lebensaltern. Die jüngere Generation kannte ihn als einen liebenswürdigen alten Herrn. Das Titelbild, das schon von Mühlbacher für die Festschrift des Jahres 1892 verwendet worden ist, stellt unseren verehrten Lehrer in noch rüstigem Alter dar, während zwei Clichés ihn als Lieutenant der Studentenkompagnie (1866) und im Schützenanzug[5]) vergegenwärtigen. Das Jugendbildnis

---

[1]) Vgl. darüber Ficker, unten S. 130 f.

[2]) Obwohl z. B. die Egerländer der Hohenstaufenzeit schon aus Lokalpatriotismus Beachtung schenken sollten, mit Reduzierung gewisser Spezialkenntnisse über die frühere Przemislidenzeit. Den Bischof Daniel von Prag und seine Tätigkeit als deutscher Reichsfürst unter Kaiser Friedrich I., einen vortrefflichen Stoff, hat ein Schüler Fickers vorweggenommen.

[3]) Vgl. Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, I S. 1 f.

[4]) Desgleichen Herrn Sektionschef Th. v. Sickel, der Frau Hofrat Huber, geb. Gräfin Ferrari, der Frau Angelica v. Hörmann.

[5]) Vgl. S. 383 und S. 497 unserer Darstellung.

(vgl. Kapitel 2) wird allen Freunden Fickers neu und willkommen sein[1]).

Zum Schlusse geben wir ein Faksimile der Handschrift Fickers: den Brief den er 1854 nach Ablehnung des Bonner Rufes an Böhmer schrieb.

Durch eine Biographie, die wenige Jahre nach dem Hinscheiden eines bedeutenden Mannes geschrieben ist, werden die Tatsachen festgestellt und bleibt der persönliche Eindruck erhalten. Die richtige Perspektive seines Wirkens stellt sich erst her, nachdem eine längere Zeit verstrichen ist; auch kommt hiefür das Urteil der Fernstehenden zuerst in Betracht. Daher verzeichne ich hier die Artikel, die zumeist von den Repräsentanten der gelehrten Körperschaften, denen Ficker als Mitglied angehörte, anläßlich seines Ablebens geschrieben wurden, dazu die Nekrologe, die aus den Kreisen seiner Schüler und Freunde stammen. Sie kennzeichnen den Ausgang seiner Laufbahn, wie einst die »Vita« in der Dissertation den Eingang. Sie gehören gewissermaßen zu den Quellen meiner Darstellung, während sie andererseits diese in manchen Punkten ergänzen.

P. Puntschart in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung, germ. Abt., Bd. 23. (Von allen eingehenderen Nachrufen zuerst erschienen.)

J. Jung in der „Beilage zur Allg. Zeitung" n. 293—295.

E. Mühlbacher in den „Mitteilungen des Instituts" XXIV, Heft 1 (1903). Scharfe Charakterzeichnung. Beurteilung der einzelnen Werke. Ankündigung: „Eine ausführliche Biographie auf Grund der hinterlassenen Schriften und Briefe ist geplant."

H. v. Voltelini in Bettelheims Biographischem Jahrb. und deutschem Nekrolog Bd. 7 S. 299—306. (Gute Charakteristik der rechtshistorischen Arbeiten und der Ital. Forschungen.)

O. Redlich in der Historischen Vierteljahrschrift VI (1903). S. 137—143.

E. v. Ottenthal, Rede bei der vom akademischen Senate der Universität Innsbruck veranstalteten Gedächtnisfeier (Innsbruck 1903).

Joh. Friedrich in den Sitzungsberichten der bayerischen Akademie 1903 S. 249 ff. (Gibt Mitteilungen aus dem persönlichen Verkehr. Vgl. unten S. 509.)

F. Frensdorff in den „Göttinger Nachrichten". Geschäftliche Mitteilungen 1903 I S. 81—90. Ficker war seit 1866 Korrespondent, seit 1889 auswärtiges Mitglied der Göttinger Gel. Gesellschaft. („Sein Übergang nach

---

[1]) Die Reproduktion des Titelbildes erfolgt mit Erlaubnis der Direktion des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. Das Jugendbildnis (vom Jahre 1846) befindet sich im Besitze der Familie von Ficker.

Österreich hängt mit der Reform des österreichischen Universitätswesens durch Leo Thun zusammen; segensreich nicht nur für Österreich, sondern auch fürs Deutsche Reich, an dessen Universitäten jetzt schon eine zweite Generation geborener Österreicher wirkt, die ihre Studien an den reorganisierten Universitäten ihrer Heimat gemacht hat.")

E. Dümmler im „Neuen Archiv der Gesellschaft" XXVIII (1902) S. 244 f. („Ohne weder der Münchener Historischen Kommission noch der Zentralkommission der Monumenta Germaniae angehört zu haben — er liebte es nicht sich anzugliedern — zählte er dennoch zu den wirksamsten Förderern unserer Bestrebungen.")

Franz v. Wieser in der Zeitschrift des Ferdinandeums, Serie III Bd. 47 (1903). (Mit einer sonst nicht verwerteten Photographie, Würdigung der Verdienste F.s um das vaterländische Museum.)

Almanach der Wiener Akademie 1903 S. 313—315.

Alberto del Vecchio: Giulio Ficker. Estratto dall'Archivio Storico Italiano Serie V Tomo XXXI Disp. Iª, Anno 1903. („La notizia della sua morte destò anche in Italia il più vivo e profondo rimpianto fra i cultori delle discipline storiche. Non pochi di essi, con altri valentuomini ora pur troppo scomparsi (Francesco Bonaini, Cesare Guasti, Luciano Banchi, Cesare Paoli) ebbero la fortuna di conoscerlo personalmente e di stringersi con lui in relazioni di cordiale amicizia, ammirandone, oltre alla virtù dell'ingegno, al vasto sapere e alla prodigiosa forza di lavoro, la rettitudine dell'animo, la modesta semplicità del costume, la festività e piacevolezza del carattere nei famigliari colloquî.")

R. Caillemer: La formation du droit français mediéval et les travaux de Julius Ficker. In den „Annales des Facultés de Droit et des lettres d'Aix". April—Juni 1906.

Abgeschlossen zu Rotholz in Tirol 1907 August 10.

J. J.

Inhalt.

I. Kapitel.

Familie und Heimat.

Johann Kaspar Julius Wilhelm Ficker wurde am 30. April 1826 zu Paderborn in Westfalen geboren. Seine Eltern waren Dr. med. Ludwig Wilhelm Ficker aus Paderborn und Auguste Amalia geb. Tourtual aus Münster. Die Familiengeschichte führt uns zurück auf die Großväter, die in der einen wie in der anderen Stadt ansehnliche Stellungen bekleideten, beiderseits als Mediziner und Ärzte. Der Vater Ludwig Wilhelm Fickers hat in der Geschichte der Medizin einen geachteten Namen hinterlassen; mit ihm wollen wir beginnen.

Wilhelm Anton Ficker[1]) war geboren am 28. Oktober 1768, als das Hochstift Paderborn von dem Fürstbischof Wilhelm Anton von der Asseburg regiert wurde. Nachdem er seinen früheren Unterricht auf den Gymnasien zu Paderborn und Osnabrück erhalten hatte, bezog er die Universität Münster, darauf die von Göttingen. Ficker oblag hier den Studien mit solchem Eifer, daß ihm 1791 für eine Abhandlung über die Temperamente[2]) der von der medizinischen Fakultät ausgesetzte Preis zuteil wurde. Den Doktorgrad nahm Ficker 1792 an der Universität Erfurt mit einer Dissertation über den Luftröhrenschnitt[3]). Weitere Förderung im chirurgischen Fach brachte

---

[1]) Dem folgenden liegt der N. Nekrolog der Deutschen II. (1824) S. 491 f. zu Grunde. Vgl. auch die Allgem. D. Biographie (Artikel W. A. Ficker von A. Hirsch).

[2]) Commentatio de temperamentis quatenus ex fabrica corporis et structura pendent. Gottingae 1791.

[3]) G. A. Ficker Westphal. dissert. de tracheotomia et laryngotomia. D. 19. april 1792. 31 S. 4. (Mit anderen Erfurter Dissertationen besprochen in der

die Praxis in österreichischen und preußischen Feldspitälern während des Krieges mit Frankreich 1792—1794, für die Entbindungskunst aber ein Aufenthalt in Wien, wo das medizinische Studium durch van Swieten und den neuerlichen Impuls Kaiser Josephs II. einen hohen Aufschwung genommen hatte [1]). Ficker wohnte vom Herbst 1792 bis Frühling 1793 im Gebärhause selbst, wo er den Unterricht des Professors Boër genoß; seine dort gemachten Erfahrungen namentlich in Bezug auf das bösartige Wundbettfieber hat er später veröffentlicht [2]). Daneben kümmerte er sich auch um chirurgische Fälle [3]). Nachdem sich Ficker noch in Würzburg aufgehalten hatte, kehrte er nach Paderborn zurück, um unter dem letzten Fürstbischof Franz Egon von Fürstenberg den ihm bestimmten Posten als Lehrer der Chirurgie und der Geburtshilfe anzutreten (1794). In dieser Stellung reformierte Ficker die landesübliche Geburtshilfe, indem er in populärer Sprache einen „Unterricht für die Hebammen des Hochstiftes Paderborn“ drucken ließ, der alsbald auch im Fürstentum Anhalt-Dessau und im Bereiche des Erzstiftes Salzburg zur Einführung gelangte [4]). Er begründete ferner (1798) das städtische Krankenhaus, das er unentgeltlich besorgte [5]). Als Mitglied der Munizipalität wirkte er für die Verbesserung der Armenpflege. Und da zu jener Zeit die Gesundbrunnen überall in Aufnahme kamen, nahm sich Ficker der östlich von Paderborn gelegenen Heilquelle in Driburg an, und machte dort seit 1809 im Sommer den Brunnenarzt. Kurzum, unter den sorgsamen Händen Fickers wurde Paderborn, ein kleines und bisher ländlich unsauberes Städtchen, von Jahr zu Jahr schmucker und gesundheitlich bewohnbarer; und es profitierte davon auch die Umgebung. An diesen Dingen änderten die politischen Umwälzungen

---

Mediz.-chirurg. Zeitung 1792, III. S. 152). Diese Inaugural-Dissertation übersetzte F. Niceus ins Deutsche. (Hof 1792.)

[1]) Vgl. Th. Puschmann, Die Medizin in Wien während der letzten hundert Jahre. (Wien 1884.)

[2]) Vgl. W. A. Ficker, Beiträge zur Arzneiwissenschaft, Wundarzt- und Entbindungskunst I. (1795). Ein Referat hierüber in der Mediz.-chirurg. Zeitung 1797, III. S. 45.

[3]) Er erwähnt a. a. O. die Amputation einer Zunge, die Prof. Leber vornahm. — Ficker gedenkt in seinen Aufsätzen und Beobachtungen I, 4 auch des Wiener Dreifaltigkeitsspitals und der „ratio medendi“ des Wiener Professors Stoll.

[4]) In Salzburg umgearbeitet als „Unterricht für die Hebammen des Erzstiftes Salzburg“ (1797). Vgl. die wiederholte Besprechung von Fickers Büchelchen in der Mediz.-chirurg. Zeitung 1796 IV. S. 111, 1807 IV. S. 313.

[5]) Vgl. Jos. Freisen, Landeshospital, Kapuzinessenkloster, Genossenschaft der barmherzigen Schwestern zu Paderborn (Paderborn 1902), wo die Gründungsgeschichte nach den Akten gegeben wird.

nichts, die seit 1802 auch in Paderborn eintraten. Die preußische Herrschaft, die unter Oberleitung des Ministers Grafen von der Schulenburg-Kehnert eingerichtet wurde, erkannte Fickers Wirksamkeit an und ließ den Spitalfond unangetastet [1]), womit Ficker so zufriedengestellt war, daß er dem Minister Schulenburg, der zugleich Chef des Medizinalwesens war, eine seiner Schriften (den ersten Band seiner „Aufsätze und Beobachtungen") widmete (1804).

Seine ärztliche Tätigkeit erstreckte sich auch auf das benachbarte Fürstentum Lippe, das von der (1802) verwittweten Fürstin Pauline für den minderjährigen Sohn regiert wurde — einer der geistig bedeutendsten Frauen jener Zeit [2]). Diese Pauline verlieh dem Professor Ficker den Titel eines fürstlichen Hofrates; sie kam wohl auch mit ihren Kindern nach Paderborn oder Driburg; am liebsten würde sie den Hofrat ganz als fürstlichen Leibarzt nach Detmold gezogen haben.

Nicht minder ehrenvolle Anträge erhielt Ficker von Seite des Königreiches Westfalen; man wollte ihn für Kassel, die Hauptstadt, als ersten Arzt des Krankenhauses gewinnen (1809). Ein Jahr später erhielt er einen Ruf als Professor der Chirurgie an die Universität Halle [3]). Aber alle diese Anerbietungen (ebenso die der wiedereintretenden preußischen Herrschaft, als Regierungs- und Medizinalrat nach Minden zu übersiedeln) lehnte Ficker ab; wie er erklärte: aus Liebe zu seiner Vaterstadt und zu dem ihm ans Herz gewachsenen Driburg.

Trotz seiner angestrengten Praxis fand Dr. Ficker Zeit, eine reiche literarische Tätigkeit zu entfalten [4]). Seine „Aufsätze und Beobachtungen mit jedesmaliger Hinsicht auf die Erregungstheorie" findet man in allen älteren medizinischen Bibliotheken. Ebenso die Abhandlung „über die Hüftgelenkkrankheit" (das Hinken der Kinder), wofür Ficker im Jahre 1806 von der k. k. medizinisch-chirurgischen Josephs-Akademie in Wien (deren korrespondierendes Mitglied er wurde) einen

---

[1]) Vgl. Mediz.-chirurg. Zeitung 1803 I. S. 360. — Th. Kraayvanger, Die Organisation der preußischen Justiz und Verwaltung im Fürstentum Paderborn 1802—1806 (Münster'sche Beiträge zur Geschichtsforschung N. F. V, Paderborn 1905) S. 68 f. W. Richter, Der Übergang des Hochstiftes Paderborn an Preußen. In der Zeitschr. f. vaterl. Gesch. 62 (1904) Abt. 2, S. 189 f.

[2]) Vgl. den „Briefwechsel zwischen der Fürstin Pauline zur Lippe und Herzog Friedrich Christian von Augustenburg 1790—1812". Herausgeg. von P. Reichel (1903). — Im Jahre 1809 kämpfte ein Teil ihres Kontingentes (unter den „Sachsen") in Tirol.

[3]) Mediz.-chirurg. Zeitung 1811 I. S. 352 (Korrespondenz aus Halle).

[4]) Vgl. „Das gelehrte Deutschland" von Joh. G. Meusel, Bd. 10, Lief. 2, herausgeg. von Lindner (Lemgo 1831) S. 131.

Ermunterungspreis und später die Preismedaille erhielt [1]). Um Driburg zu heben, gab er das „Driburger Taschenbuch" heraus [2]). Noch bei Lebzeiten Fickers (1819 oder 1820) beschreibt Annette von Droste-Hülshoff, die zu ihren Verwandten mütterlicherseits, den Paderbornischen Freiherrn von Haxthausen, öfter zu Besuch kam, den Aufenthalt daselbst [3]); und hier begegnete ihr der künftige Dichter von „Dreizehnlinden", Friedrich Wilhelm Weber [4]), der später (1841) selbst Arzt (nicht Brunnenarzt) in Driburg geworden ist und die ganze Gegend durch seine Dichtungen verklärte [5]).

So hat denn jener erste Hofrat Ficker einen großen Nachruf hinterlassen sowohl bei seinen Landsleuten wie in der Familie. In Paderborn gedenkt man noch seiner Verdienste um das Krankenhaus [6]) und um Driburg. In der Familie erbten sich das Bild (das ihn als einen Mann mit energischen, scharfgeschnittenen Zügen darstellt) und mancherlei Schaustücke, namentlich die Preismedaillen, von „Hofrat Ficker seligen" fort [7]).

Von seiner Frau Katharina, geb. van Hemmis, hatte W. A. Ficker sechs Kinder. Zwei Söhne widmeten sich dem Militärstande [8]); der älteste, Ludwig, wurde für den ärztlichen Beruf bestimmt und demgemäß mit Sorgfalt ausgebildet. Nachdem er das Gymnasium in Paderborn (wo der durch seinen Kriminalprozeß und seine Kriminalromane bekannte J. D. H. Temme sein Mitschüler war [9])), absolviert

---

[1]) Vgl. die Mediz.-chirurg. Zeitung 1807 III. S. 337.

[2]) Zwei Bändchen, 1811 und 1816. Im ersteren eine Abbildung von Driburg.

[3]) Vgl. die Ausgabe ihrer Werke von Kreiten IV. 258.

[4]) Im Jahre 1819. Vgl. J. Schwering, Fr. Wilh. Weber, sein Leben und seine Werke (Paderborn 1900) S. 22. Weber war 1813 zu Alhausen geboren, wo sein Vater gräflich Asseburgischer Förster war. (Von seinen Dichtungen nahm Julius Ficker Notiz.)

[5]) Driburg ist in seiner Biographie abgebildet. A. a. O. S. 120. Vgl. auch W. E. Giefers, Der Badeort Driburg. Zeitschr. f. vaterl. Gesch. u. Altertumsk. 36 (1878) II. S. 1 ff.

[6]) An diesem ist ein Medaillon mit W. A. Fickers Kopf angebracht, samt Inschrift.

[7]) Zu Weihnachten 1855 erhielt Julius Ficker von seiner Mutter die Göttinger Preismedaille aus der Hinterlassenschaft des Großvaters zum Geschenke.

[8]) Karl starb als preußischer Uhlanenoberst zu Berlin; August, Kürassierrittmeister a. D., 1896 zu Attendorn als Rentmeister des Grafen Fürstenberg-Herdringen. Eine Tochter war an den Justizrat Krahé in Köln, eine andere an den Regierungsrat Sack in Düsseldorf verheiratet. — Die Mutter, Frau Hofrat Katharina Ficker, starb 1854 in Köln im Alter von 78 Jahren.

[9]) Temme schreibt 1866 Dez. 12 (aus Zürich) an Julius Ficker: „Teuer war mir immer, wenn Ihr Name genannt wurde, das Andenken an Ihren seligen

hatte, bezog er die Universität in Göttingen, dann die von Würzburg. In Würzburg wohnte er im Hause des berühmten Physiologen und Anatomen Döllinger, an dessen Experimenten er teilnahm, befreundete sich auch mit Döllingers Sohn, dem nachmaligen Theologen und Kirchenhistoriker Ignaz von Döllinger, der wohl später gelegentlich neckisch bemerkte, er habe den (frühverstorbenen) Vater von Julius Ficker genauer gekannt als dieser selbst. Darauf ging Ludwig Ficker (nicht nach Wien, denn unterdessen hatten sich die Verhältnisse geändert, sondern) nach Berlin, wo er unter anderen Hufeland hörte und sein Studium mit der Promotion abschloß. Die dem Vater gewidmete Dissertation handelt über die Rhachitis[1]), nicht ohne auf Fälle aus der Praxis von W. A. Ficker hinzuweisen. Darauf wirkte er mit dem Vater zusammen bis 1824, wo dieser, erst 56 Jahre alt, mit Tod abging. Von da an trat Ludwig Ficker ganz in die Stellung des Vaters ein, die er wie ein Erbe überkommen hatte: den Patientenkreis, das Spital, Driburg[2]), die Mitarbeit an medizinischen Zeitschriften.

Unter diesen Zeitschriften nahm die 1790 in Salzburg durch Hartenkeil begründete „Medizinisch-chirurgische Zeitung" eine geachtete Stellung ein. Hofrat Ficker, dessen Hebammenbüchlein Hartenkeil für die Salzburgischen Verhältnisse adaptiert hatte, war regelmäßiger Mitarbeiter und blieb dies auch, als nach Hartenkeils Tode dessen jugendlicher Schwager Joh. Nep. Ehrhart die Redaktion übernahm (1808)[3]), ebenso als dieser im Jahre 1820 mit seiner Zeitung nach Innsbruck übersiedelte[4]).

Ehrhart, der in Tirol als Gubernialrat und Sanitätsreferent eine ersprießliche Tätigkeit entfaltete, redigierte die „Medizinisch-chirur-

---

Vater, mit dem ich von der Paderborner Schule an befreundet war und der seiner Familie und seinen Freunden leider so früh entrissen wurde." (Temme wollte damals einen Sohn, der im „Bruderkrieg" von 1866 seiner preußischen Militärpflicht nicht nachgekommen war, in Österreich unterbringen.)

[1]) Ludov. Guil. Ficker, de Rhachitide morbisque ex eadem oriundis. Accedunt tabulae duae lithographicae. Berolini 1820. — Vgl. Mediz.-chirurg. Zeitung 1823 II. S. 60.

[2]) Er schrieb „über die Wirkungen der eisenhältigen Mineralquellen, insbesondere der Driburger und Herster; nebst Beschreibung der dortigen Gegend, Anlagen und Anstalten". (Münster 1828.)

[3]) Vgl. Mediz.-chirurg. Zeitung 1804 I. S. 239: Erklärung Fickers gegen Metzger. 1810 II. S. 305: „Noch etwas übers Atmen der Kinder im Mutterleib." Von Hofrat Ficker.

[4]) Sie erschien fortan in Innsbruck „gedruckt mit Rauch'schen Schriften".

gische Zeitung" durch volle 35 Jahre[1]). Da seine Söhne mit Julius Ficker befreundet wurden, erklärt es sich, daß zwei Briefe, die Ludwig Ficker in den Jahren 1827 und 1828 an Ehrhart in Angelegenheiten der Redaktion richtete, in den Besitz des Geschichtsprofessors gelangten. Wir erfahren daraus, daß Ludwig Ficker der Kommissionär der medizinisch-chirurgischen Zeitung für Westfalen, speziell auch für Münster war, wobei er über das hohe Porto klagt und über die sonstigen Plackereien, die mit dem Vertrieb sich verknüpften[2]).

Nicht lange sollte sich Ludwig Ficker seiner angesehenen und, so schien es, allseits gesicherten Stellung (er war Kreis-Medizinalarzt geworden) erfreuen. Er kränkelte. Im Jahre 1827 litt er, wie wir aus einem seiner Briefe an den Gubernialrat v. Ehrhart ersehen, durch fast vier Monate an einer hartnäckigen rheumatischen Ophthalmie, die er wegen vieler Geschäfte sehr vernachlässigt hatte, so daß er in dieser Zeit weder lesen noch schreiben konnte. „Seit dem August läßt eine in der hiesigen Gegend herrschende, der holländischen gleiche Epidemie uns weder Tag noch Nacht Ruhe." Der Tod eines Bruders, der nach langem Leiden im Alter von 26 Jahren dahingerafft wurde, erschütterte ihn um so mehr, als er von Natur aus zur Schwermut neigte. Am 21. Oktober 1828 starb er im 31. Lebensjahre, wie die medizinisch-chirurgische Zeitung meldete[3]), an einem organischen Unterleibsleiden. Er hinterließ eine 24jährige Witwe und zwei Kinder, Julius und Berta, während ein drittes, Ludwig, erst vier Wochen nach dem Tode des Vaters (am 17. November 1828) das Licht der Welt erblickte.

Julius Ficker bewahrte keine bis in die erste Kindheit zurückreichende Erinnerung an Paderborn[4]), da seine Mutter nach dem

[1]) Über Joh. Nep. Ehrhart, geb. 1779 im schwäbischen Städtchen Renchen, gest. 1860 vgl. Wurzbach (mit Nachtrag Bd. XI). Im Jahre 1824 erhielt er den Adel mit dem Prädikat „von Ehrhartstein". — Er war in zweiter Ehe mit einer Schwester Josef v. Hormayrs vermält.

[2]) Da die Anzeigen anonym erschienen, interessiert Ludwig Ficker als Autor. 1827 Okt. 29 übersendet er Anzeigen des 38., 39. und 40. Bandes der Annali (di medicina) universali, sowie des 3. und 4. Heftes des Journal für Chirurgie. 1828 Mai 5 die Anzeigen des 1., 2., 3. Heftes von Graefe und Walthers Journal und des 41. und 42. Bandes der Annali universali. „Leider habe ich im Laufe des verflossenen Jahres nicht weniger wie 5 Abnahmen der mediz.-chirurgischen Zeitung, größtenteils in Münster, wo sie die Zeitung jetzt durch den Buchhandel bequemer beziehen können, verloren."

[3]) Mediz.-chirurg. Zeitung 1829 IV, S. 301 (unter den Sterbefällen).

[4]) „Aus meinen ersten Lebensjahren bis mein Vater starb, den ich nicht mehr kenne, erinnere ich mich an gar nichts." (Tageb. 1846 April 30.)

Tod ihres Gatten, dessen Geschwister selbst noch nicht in feste Stellungen gelangt waren, sich veranlaßt sah, mit den Kindern nach Münster ins Haus des Vaters „auf der Rothenburg" zu übersiedeln.

Auguste Ficker, die Witwe Ludwigs, war, wie schon bemerkt, eine geborene Tourtual; diese Familie stammte von katholisch gewordenen Hugenotten ab. Der Vater, Medizinalrat Dr. Karl Florenz Tourtual, war ein angesehener Arzt, nicht so bedeutend wie der gleichaltrige W. A. Ficker, aber doch als medizinischer Schriftsteller geschätzt [1]); desgleichen sein Sohn Kaspar [2]).

Die Gattin des alten Tourtual, Agnes, stammte aus der weitverzweigten Familie Schücking [3]); sie war eine schöne Frau, auch befreundet mit dem Hause der Annette von Droste-Hülshoff. Ihr Enkel Julius notiert: „Am deutlichsten ist mir aus der frühesten Zeit das Bild meiner Großmutter, einer lieben guten Frau, die zu früh starb [4]); da saß ich neben ihr auf dem Kanapee, ließ mir die blinkenden Sternlein zeigen, Geschichten erzählen und wie es in fremden Ländern aussieht. Wie sehnlich wünschte ich nicht erst lesen zu können, da man mir sagte, daß ich dann alles selbst lesen könne."

Es war aber neben Frau Ficker noch eine jüngere Schwester derselben, Berta, zu Hause. Sie wurde seine erste Lehrerin in der Schreibkunst, als welche sie später, schon verehelichte Freusberg [5]), die ruhmvolle Laufbahn des Neffen teilnahmsvoll verfolgte, wie sie auch ihm von der Verwandtschaft stets die liebste blieb.

Aber auch der Großvater ließ den kleinen Julius nicht aus den Augen: „wenige auf der Welt haben mich lieber gehabt als er; sein

---

[1]) Er war geboren 1768, studierte in Göttingen und Wien, wurde 1801 Landphysikus, 1808 Medizinalrat in Münster. 1844 erhielt er den roten Adlerorden 3. Klasse. Er starb 1850.

[2]) Kaspar Tourtual hat einen Artikel in der Allg. D. Biographie. Geb. 1802, gest. 1865. Von Bedeutung waren seine „Untersuchungen über den Bau des menschlichen Schlundes und Kehlkopfes" (1846).

[3]) Sie war die Tochter des Dr. utriusque iuris Joh. Kaspar Schücking, durch den der Name Kaspar in die Familie kam. Julius Ficker war auch auf den Namen Kaspar getauft, doch zog man schließlich Julius als Rufnamen vor (wie er gelegentlich erzählte).

[4]) Sie starb im Jahre 1840. — Das Zitierte aus Fickers Tagebuch.

[5]) Ihr Gatte war jener Oberlandesgerichtsrat Peter Freusberg („Onkel Peter"), den Temme, Erinnerungen S. 324, charakterisiert: „ein Mann, den ich als ehrlich kennen gelernt hatte" (1848). — Frau Berta Freusberg starb 1886, die letzte aus dem Hause Tourtual; das Haus „auf der Rothenburg" ging dann in fremde Hände über, wie Ludwig Ficker wehmütig an seinen Bruder Julius schreibt.

Bild geht durch alle Erinnerungen meiner früheren Jahre, wie er mit den Kindern spielte, wie er mich mit sich nahm bei seinen Fahrten auf das Land."[1]) So nahte das schulpflichtige Alter heran: „an meinem 6. Geburtstage kam ich zur Schule, zuerst in die Vereinsschule, dann in die Aegidii[2]); die zwei Jahre, die ich hier in der ersten Klasse verlebte, gehören zu den frohesten meines Knabenalters."

Jetzt trat eine Änderung des Schauplatzes ein; am 28. Oktober 1834 verheiratete sich Frau Dr. Ficker wieder, an Franz Scheffer-Boichorst, den Vizepräsidenten des Oberlandesgerichtes in Münster, einen verwitweten[3]), in den Jahren schon vorgerückten, aber schwerreichen Herren. Der „Präsident" gehörte einer der Münsterschen Beamtenfamilien an, wie sie in dem geistlichen Staatswesen neben dem Adel eine Rolle gespielt hatten. Sein Vater Adam Henning Scheffer, genannt Boichorst (gest. 1808), war unter dem Titel eines Amtsverwalters des fürstlich Münsterschen weltlichen Hofgerichts (woneben es noch ein geistliches gab) erster richterlicher und Verwaltungsbeamter des Fürstentums Münster, ein Mann, der an den Geschicken seines Heimatlandes den lebhaftesten Anteil nahm[4]). (Er wurde in den Adelstand erhoben, trug aber den Adel nicht.) Dessen Frau, die Hofratstochter Elisabeth van Vagedes (gest. 1810), stammte aus einer begüterten Familie, die der Freiherr von Stein landtagsfähig zu machen vorschlug[5]).

Der Sohn Franz (Theodor Hermann), geb. 1767, studierte in Mainz und Göttingen die Rechte, worauf er zu seiner praktischen Ausbildung beim Reichskammergericht zu Wetzlar arbeitete. Schon 1792 ernannte ihn Erzherzog Maximilian Franz (Kurfürst von Köln und Fürstbischof von Münster 1784—1801) zum Rat bei der „Regierung" in Münster (worunter das Obergericht zu verstehen ist). Im Jahre 1796 wurde er zum ersten Bürgermeister gewählt, der letzte

---

[1]) Als Ficker 1846 eine Tour durch den Odenwald machte, schreibt er ins Tagebuch (Juni 6): „Das einsam gelegene Schloß rief manche Erinnerungen aus meiner Kindheit zurück, wo ich mit meinem Großvater auf so manchem adeligen Haus war."

[2]) Nach dem Pfarrsprengel von S. Aegidius benannt.

[3]) Er war in erster Ehe mit Juliane Clasing vermählt gewesen, Witwer seit 1831, kinderlos.

[4]) Er hat die Übergangszeit in den ersten Jahren des 19. Jahrh. beschrieben: Münsterische Nachrichten 1801—1808 von Adam Henning Scheffer, genannt Boichorst, Amtsverwalter des fürstlich Münsterischen Hofgerichts. (Jetzt aus dem Nachlasse Ludwig Fickers im Münsterischen Stadtarchiv.)

[5]) Ebenso wie die Zur Mühlen. Vgl. M. Lehmann, Freih. vom Stein 1, 253.

in der Zeit der Münster'schen Selbständigkeit; als 1802 die Preußen einrückten, um das Land zu annektieren, wich er unter Protest der Gewalt [1]. Das Bild des jugendlichen Mannes, den die neue Regierung gleich den Druffel und Forckenbeck zu gewinnen sich Mühe gab, ziert noch jetzt den Sitzungssaal des Stadtverordnetenhauses in Münster [2].

Scheffer-Boichorst wurde, da die städtische Autonomie sofort Einschränkungen erfuhr, als Rat bei der „Regierung" übernommen, wo man der landeskundigen Leute nicht entbehren konnte. Sofort wurde aber auch das westfälisch-protestantische Element herangezogen, die Minoritenkirche für den protestantischen Gottesdienst in Anspruch genommen; der Vater des Historikers Heinrich von Sybel kam 1804 dreiundzwanzigjährig als Assessor zur Regierung, d. h. dem Obergerichte nach Münster [3] (also mit dem nachmaligen Stiefvater Julius Fickers in dienstliche Beziehung).

Es folgte die französische Herrschaft, unter der das Gebiet von Münster als Ems-Departement konstituiert ward [4]. Scheffer wurde im November 1809 zum Mitglied des Generaldepartementsrates und nach Einführung der französischen Gerichtsverfassung zum Vizepräsidenten des Tribunals in Münster ernannt.

Nach der neuerlichen Vereinigung der westfälischen Landesteile mit Preußen verblieb Scheffer-Boichorst als Rat beim königlichen Oberlandesgerichte in Münster; er wurde im Jahre 1817 zum Geh. Justizrat ernannt und (ich behalte die offizielle Phrase bei) mit dem roten Adlerorden 3. Klasse begnadigt; 1820 erfolgte seine Beförderung zum Vizepräsidenten des Oberlandesgerichtes in Münster (über welche Stellung man sich aus Temmes „Erinnerungen" unterrichten kann [5]).

---

[1] Vgl. H. Hülsmann, Gesch. der Verfassung der Stadt Münster von den letzten Zeiten der fürstbischöflichen bis zum Ende der französischen Herrschaft. In Zeitschr. f. vaterl. Geschichte 63 (1905) 1 S. 7, 42.

[2] Als nämlich im Jahre 1883 das Stadtverordnetenhaus mit den Bildern der Bürgermeister seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts geschmückt wurde, spendeten die Brüder Ficker (d. h. Ludwig, nachdem er das Einverständnis von Julius eingeholt hatte) das Porträt „von Vater sel. als letztem zu Münsterischer Zeit gewählten ersten Bürgermeister."

[3] F. v. Sybel, Nachrichten über die Soester Familie Sybel (München 1890) S. 52 f.

[4] Vgl. L. E. Schücking, Die Fürstentümer Münster und Osnabrück unter französischer Herrschaft. Kulturgeschichtliche Bilder nach Magistratsakten, Zeitungen und Familienpapieren (Münster 1904). — Der Urgroßvater des Verf. Dr. iur. Christof Bernard Schücking war Hofgerichtsassessor.

[5] Vgl. Temme S. 310 ff. Temme wurde im Jahre 1848 zum Direktor des Oberlandesgerichtes in Münster ernannt, wodurch er zweiter Vizepräsident wurde. Der erste Vizepräsident war Chefpräsident des Oberlandesgerichtes.

Scheffer verblieb in derselben bis 1839, wo der König ihn seines vorgerückten Alters wegen und seinem Wunsche gemäß unter Anerkennung seiner Verdienste durch Verleihung des roten Adlerordens 2. Klasse mit Eichenlaub in den Ruhestand versetzte. „Aufrichtigkeit, Biederkeit und strenge Rechtlichkeit waren Züge seines Charakters, welche ihm Hochachtung und Vertrauen erwarben. Mit einem kindlichen Gemüte verband er echte Religiosität und Wohltätigkeit gegen die Armen“, so schildert ihn der Nekrolog, der ihm offenbar von amtlich nahestehender Seite geschrieben wurde [1]). „Ein großer korpulenter, vierschrötiger Herr, aber geistig nicht hervorragend“, so glaubt ihn H. Hüffer charakterisieren zu dürfen, der viel im Hause verkehrte, in das Frau Auguste nach ihrer zweiten Vermählung mit den drei Kindern aus erster Ehe übersiedelte. „Das Haus des Präsidenten — schreibt H. Hüffer weiter — darf man billig als Fickers Vaterhaus bezeichnen. Es war ein stattliches, vornehm bürgerliches Haus (Eckhaus) — nach Münsterischer Bauart vorn mit einem schweren Giebel versehen —, nicht hoch, nur aus dem Erdgeschoß und einem Stockwerk bestehend. Das Erdgeschoß hochgestochen, das Stockwerk beinahe niedrig. Die Langseite, ich denke mit einer Reihe von 5 Fenstern an der Neubrücken Straße, ging auf den freien Platz, auf dem die Minoriten- nunmehr Evangelische Kirche gelegen ist. Von der linken Seite, der Voßstraße her, trat man ein; gleich links von der Tür führte eine Treppe nach oben; nach vorn lagen die Wohn- und Gesellschaftszimmer; an ihnen vorüber führte ein Korridor zur Küche, die, wie häufig in Münster, in der Mitte des Hauses gelegen war; von ihr führte eine Treppe von wenigen Stufen zu den Schlaf- und Kinderzimmern. Die Zimmer des oberen Stockwerkes waren, wie erwähnt, etwas niedrig, hatten aber die Aussicht in den ungewöhnlich großen, wohl unterhaltenen Garten.“ Die langen Gänge, die weiten Räume, die trauliche Küche (wo im Rauchfang Schinken und Würste hingen, die Dienstboten abends Geschichten erzählten), die Bodenkammern, wo Truhen, Trachten, Pokale, Bilder, Bücher, die Rüstung eines einstigen Bürgermeisters und sonstiges Gerümpel herumlagen, mögen auf die Phantasie der Knaben eingewirkt haben [2]). Auch sonst lebte man inmitten vaterländischer Erinnerungen; abgesehen von den Wiedertäufern, an die man durch die Käfige am nahen Lambertiturm gemahnt wurde, verwies auf den westfälischen Frieden

---

[1]) Neuer Nekrolog der Deutschen XXI. 285 f.

[2]) Ludwig Ficker hat den Eindruck in einem Gedichte festgehalten: „Altes Haus mit hohem Giebel“. — Das Haus ist 1860 wegen Baufälligkeit umgebaut und ganz modernisiert worden.

im väterlichen Hause eines der Bilder von Gerhard Ter Borch, das den „Friedensschluß zu Münster" darstellt, während ein anderes (die Jahreszahl 1621 tragend) den nachmaligen Bürgermeister von Münster, Dr. Heinrich Frie-Vendt, zeigte [1]).

Der Präsident war auch seiner zweiten Frau ein sorgsamer Gatte und ihren Kindern ein liebevoller Vater (berichtet der Nekrolog). Von anderer Seite (Berta Ficker, verwitwete Ulrich) hören wir: „Als älterer Herr bekümmerte er sich wenig um die Erziehung der Kinder. Diese überließ er hauptsächlich der klugen verständigen Mutter (an der die Kinder mit Liebe und Respekt hingen). Er begnügte sich damit, daß er abends im Weinhause über Betragen und guten Fortschritt seiner Söhne Erkundigungen einzog." Diese haben ihm eine dankbare Erinnerung bewahrt, daß er „der Vaterlosen mit Vaterhuld sich angenommen" [2]); wie diesem Gefühle Julius Ficker auch in seiner „Vita" öffentlich Ausdruck gab. In seinem Tagebuch schreibt er, nachdem der ersten Schuljahre Erwähnung geschehen, weiter: „Damals war ich schon in dem alten Hause meines Stiefvaters, in dessen Garten ich manche frohe Stunde mit meinen Gespielen verlebte. Die dort befindlichen alten Sachen, die seit langen Jahren aufgesammelte Bibliothek hat viel dazu beigetragen, meinen Sinn auf die westfälischen Altertümer hinzulenken, wenn auch erst später. (Damals schweifte ich in fremden Weltteilen herum und kannte jede asiatische u. s. w. Provinz.) Auch mein Stiefvater liebte die Geographie sehr. Welche Freude, als er mich in den vielen Landkarten herumwühlen ließ! Meinem Stiefvater verdanke ich außerordentlich viel; er war ein sehr braver Mann, voll Liebe für mich und meine Geschwister." Als der Präsident am 12. April 1843 im 76. Lebensjahre starb, vermachte er seiner Frau ein bedeutendes Vermögen und sorgte zugleich für ihre Kinder in ausgiebiger Weise. Annette von Droste-Hülshoff schreibt am 24. April an ihren Freund Levin Schücking, der als Erzieher beim Fürsten Wrede am Mondsee in Oberösterreich weilte, unter anderen Neuigkeiten aus Münster: „Der Präsident Scheffer ist gestorben und hat, außer 80.000 Thalern Legate, seiner Witwe 200.000 Thaler zu freier Disposition hinterlassen." [3]) Es befanden sich unter den Liegenschaften mehrere Höfe, die in der Münsterischen Geschichte einen Namen hatten: so Haus Nünning (mit dem schön-

[1]) Beide Bilder kamen 1883 durch Schenkung der Brüder Ficker in die städtische Sammlung.

[2]) So Ludwig Ficker in einem Gedichte: „Am Grabe meines Stiefvaters."

[3]) Briefwechsel von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking (1893) S. 181.

sten Eichenwald Westfalens), Reuthaus, das seit 300 Jahren sich in der Familie vererbt hatte, Feldhaus (das zur Weide auf der Galgheide, südwestwärts von Münster, berechtigt war) [1]), was auf die Studien von Julius Ficker nicht ohne Einfluß blieb.

Da die Frau Präsidentin überdies von ihrem kinderlosen Onkel Gerhard Schücking den Landsitz „Haus Grael" (jenseits der Lütkenbeck) [2]) geerbt hatte — der nunmehr der gewöhnliche Sommeraufenthalt der Familie wurde — war sie mit irdischen Glücksgütern vollauf gesegnet. Sie nahm zufolge dessen in den Kreisen der Geheimen Räte, die früher meist mit oder unter dem Präsidenten gedient hatten — so der Staatsminister und Oberpräsident Duisberg, die Herren von der „katholischen Abteilung" in Berlin, wie Aulike u. a. —, des kleinen Adels, der wohlhabenden Bürgerschaft eine ansehnliche Stellung ein, auf die sie Wert legte und die sie mit Würde zu behaupten wußte. Sie war eine stattliche Frau (auch noch in späteren Jahren, wie die alten Freunde Fickers in Innsbruck versichern, die sie gekannt haben). „Von ihrem Äußeren gibt es einen deutlichen Begriff (schreibt H. Hüffer), daß, als in einer Gesellschaft die vier Tageszeiten in lebenden Bildern dargestellt werden sollten, jeder es als selbstverständlich ansah, daß die Präsidentin Scheffer den Mittag repräsentiere. Gewiß war sie auch für die Entwicklung der Kinder durchaus maßgebend." Sie war eine kluge Verwalterin des Vermögens, auf die alte Sitte haltend und die Abweichungen von derselben sofort bemerkend [3]), in

---

[1]) Vgl. H. Geisberg, Die Anfänge der Stadt Münster. Zeitschr. f. vaterl. Geschichte und Altertumsk. 47 und 48 (1889 und 1890). Unter den benützten Materialien zitiert Geisberg (städtischer Archivar in Münster) ein Copiarium des Magdalenenhospitals (auf der Aa-Insel) zu Münster, das sich in J. Fickers Besitz befand. — Die „Curia Nunnynk" (westwärts von Münster) wird im Jahre 1280 als dem Kloster Überwasser (in Münster) zinspflichtig erwähnt. Reuthaus (Reithaus), südöstl. von Münster, wo die Kinder Ficker oft im Sommer weilten. Dieses Gut (früher im Besitz der Familie Ruer zu Reithaus) hatte sich seit dem 16. Jahrh. in der Familie (Schreiber, Tondorf, Holthaus, Scheffer-Boichorst) vererbt. Feldhaus, von dem Ficker nachher sein Adelsprädikat schöpfte, bei Mecklenbeck, war ein ehemaliges bischöfliches Lehensgut.

[2]) Haus Grael, eine halbe Stunde außerhalb von Münster, früher bischöfliches Lehen, wahrscheinlich Stammsitz des adeligen Geschlechtes von Grael, dann (wie auch Nünning) der Münsterschen Erbmännerfamilie von Bischopink gehörend. Jetzt noch im Besitze der Frau Berta (Ficker verwitwete) Ulrich. — Dazu gehört „der Maikotten", eine von den Münsteranern vielbesuchte Kaffeewirtschaft (wie seinerzeit „die Lütkenbeck", die im Besitz der Droste-Vischering ist, wo der Dichter Graf F. Stolberg den Sommer verbrachte).

[3]) Die Münsteraner bewahrten allerlei altertümliche Bräuche, z. B. in Bezug auf das Erbrecht. Einmal schreibt die Präsidentin an ihren Sohn: „Tante

religiöser Beziehung streng katholisch, aber (sagt Hüffer) keineswegs übertrieben — nur von gemischten Ehen wollte die Frau Präsidentin ein für allemal nichts wissen, was sie, wenn Brautleute ihr die Aufwartung machten, ziemlich deutlich merken ließ; auch in den Briefen an ihren Sohn spricht sie ihr Bedauern aus, so oft sich einer der Bekannten „leider mit einer Protestantin" verlobt hatte.

Den Mittelpunkt des Familienkreises bildete seit dem Ableben des Präsidenten der Großvater Tourtual. Ihn hatte im Alter von 72 Jahren (1840) das Unglück getroffen, gänzlich zu erblinden, ohne daß ihm dies übrigens den Humor geraubt hätte. Abends versammelten sich in seinem Hause Kinder und Enkel, um ihn zu unterhalten. Julius Ficker mußte regelmäßig kommen, ihm die Zeitung vorzulesen und zu politisieren, wobei Don Carlos und der spanische Bürgerkrieg hauptsächlich das Interesse in Anspruch nahmen [1]).

Seit 1837 besuchte Ficker das „Paulinische Gymnasium", um ein Jahr verspätet, da die preußische Regierung in Westfalen für die Aufnahme das vollendete 11. Lebensjahr verlangte, während sie sich in den anderen Provinzen mit dem 10. begnügte — eine Zurücksetzung, die ihr Ficker nie vergessen hat. In dem verlorenen Jahre und in den nächstfolgenden beschäftigte er sich viel mit Mathematik und Astronomie, für die er überhaupt großes Verständnis an den Tag legte [2]) (noch zuletzt in Igls hat er die Sterne fleißig beobachtet und seine Angehörigen auf die Himmelserscheinungen aufmerksam gemacht). Die Familie besitzt aus jenen Jugendjahren ein Heft mit Zeichnungen von Sternbildern und Berechnungen.

Schückings Testament ist für D. und Z. nicht nach Wunsch ausgefallen, da sie ihren Nachlaß nicht nach Stämmen, sondern per Kopf auf ihre Neffen und Nichten vermacht hat." — Was zum Verständnis der „Erbenfolge der ostgermanischen Rechte" wesentlich beigetragen haben muß.

[1]) Ficker schreibt 1847 Sept. 6 zu Genua in sein Tagebuch: „Mit Interesse sah ich die Wohnung von Don Carlos; durch das, was ich über ihn meinem blinden Großvater vorlas, erwachte in mir zuerst das Interesse an der Tagespolitik."

[2]) Im Jahre 1845, als er Humboldts „Kosmos" T. 1 las, schreibt er in sein Tagebuch: „Lebhaft erinnerte ich mich wieder an meine früheren astronomischen Studien im 14. Jahr (also 1839/40); welche unendliche Sehnsucht erfaßte mich da nicht, die weiten Räume klar zu durchschauen, ich wäre gar zu gern Astronom geworden. Und auch jetzt noch sehe ich gern hinauf zum Sternenhimmel. Das ist ein Feld, das der Verstand des irdischen Menschengeschlechtes nie ganz durchdringen wird; soll uns die Kunde jener Welt immer versagt sein? werden wir nicht nach dem Tode das Weltall offen und aufgedeckt vor uns erblicken?"

Was das Gymnasium betrifft, so trat man (schreibt H. Hüffer) „nach der damaligen Einrichtung in die Quarta ein; in der Tertia, Secunda und Prima blieb man je zwei Jahre“ [1]) (im Herbst 1841 kam der jüngere Bruder Ludwig zugleich mit Hermann Hüffer in die Quarta).

Direktor der Anstalt war Dr. Friedrich Stieve, der als Schüler von August Boeckh in verhältnismäßig jungen Jahren zu dieser Stellung gelangt war: ein Mann von allgemeinerer Bildung, ein korrekter und religiöser Katholik, wenn auch den ultramontanen Praktiken abgeneigt [2]). Die kirchliche Disziplin wurde strenge gehandhabt, zum Kirchenbesuch und dem Empfang der Sakramente angehalten, an der altherkömmlichen großen Prozession im Juli mit Fahnen und sonstigem Prunke teilgenommen (wobei die flaumbärtigen Epheben andächtig zu ihren „Flammen“ emporblickten, denen man sonst auf der Lütkenbeck, unter den Lauben, im Schloßgarten, aber auch in der Kirche zu begegnen wußte). Nur eines verübelte Ficker seinem Direktor, daß er nämlich das Denunziantenwesen begünstigt habe. Wegen einer unverfänglichen Kneiperei, die im Abiturientenstadium (zu Handorf) stattgefunden hatte — „es wurde aus Anlaß der gemachten Kompositionen bedeutend getrunken“ (1844 Juli 26) — gab es für fünf Studenten Karzerstrafe, während es den Übrigen aufs Zeugnis geschrieben wurde; unter diesen war auch Ficker: „alles ist haarklein, wahrscheinlich von niederträchtigen Angebern aus unserer Schule angegeben; ich war im Pech, weil ich früher die Anderen nicht angeben wollte.“ [3]). In der Tat enthält das Maturitätszeugnis unter der Rubrik: „Sittliche Aufführung gegen Mitschüler, gegen Vorgesetzte und im Allgemeinen“ die Note: „In den genannten Beziehungen hat er sich im Verlaufe des Jahres die Zufriedenheit seiner Lehrer im Ganzen erworben; gegen das Ende des Jahres ließ er sich jedoch Übertretungen der Schulgesetze zu Schulden kommen.“ — Als nach zwanzig Jahren Stieves Sohn Felix sich anschickte, die Universität Innsbruck zu beziehen, fügte die Frau Präsidentin, indem sie dessen Erwähnung tut, hinzu: „So hast du ja Gelegenheit, den Sohn

---

[1]) In J. Fickers Maturitätszeugnis steht es etwas anders: „Derselbe war 7 Jahre auf dem Gymnasium in Münster, davon 2 Jahre in der ersten Klasse.“

[2]) So charakterisiert ihn sein Sohn Felix Stieve, Vorträge und Reden (1900) S. 374 f. — Friedrich Stieve geb. 1804, Direktor des Gymnasiums in Münster bis 1852, dann Provinzialschulrat in Breslau bis 1866, zuletzt Nachfolger Brüggemanns als Rat in der katholischen Abteilung des Berliner Unterrichtsministeriums. Gest. 1878.

[3]) Tagebuch 1844 Aug. 21.

deines früheren, eben wie ich mir erinnere, nicht so sehr geliebten Lehrers auch ein bischen unter die Zucht zu nehmen." [1])

Unter den Lehrern der Anstalt befand sich in den ersten zwei Jahren der Kandidat Wilhelm Junkmann, der erst in Bonn (noch zu Niebuhrs Zeiten) seine Studien gemacht, diese dann in Berlin fortgesetzt hatte; er war hier in die Burschenschafter-Verfolgung verwickelt und in Haft genommen, aber später begnadigt worden [2]). Er hatte sowohl selbst ein Bändchen „Elegische Gedichte" aufzuweisen (1836), als auch im Verein mit seinem künftigen Schwager C. B. Schlüter die Gedichte der Annette von Droste-Hülshoff (1838) der Öffentlichkeit übergeben. Als Lehrer wußte Junkmann gut zu wirken: er war es, der in dem jungen Ficker, wie dieser in seiner „Vita" rühmt und worauf Junkmann sich später etwas zu Gute tat [3]), das Interesse für Geschichte entzündete.

Von sonstigen Lehrern wird uns Professor Welter [4]) genannt, ein Historiker der alten philologischen Richtung, der nachher Ficker in der Absicht bestärkte, sich ganz dem historischen Studium zu widmen. Desgleichen der Mathematiker Perger [5]): „Er billigte meinen Entschluß, da er glaube, ich würde als Historiker dem Katholizismus Vorschub leisten können." Eine kurze Zeit praktizierte am Gymnasium (nicht eben mit großem Geschick) auch Weierstraß, der nachmals berühmt gewordene Mathematiker.

Im allgemeinen war der Studiosus mit den Lehrern zufrieden. In seinem Tagebuche, wo die Zeit der Maturitätsprüfung eingehend behandelt ist, schreibt er: „Was unsere Professoren angeht, kann ich nicht läugnen, daß die meisten darunter mir gut gefallen haben, und ich werde immer mit Achtung an sie denken; besonders unser Ordinarius ist der beste Professor, den man sich wünschen kann."

---

[1]) Brief von 1864 April 4.

[2]) Junkmann, geb. 1811 in Münster, gest. 1886 in Breslau. Vgl. Rassmann, Nachrichten (1866) S. 167: „Junkmann arbeitete vom Oktober 1837 bis 1839 als Kandidat am Gymnasium zu Münster."

[3]) Junkmann in einem Brief an Ficker 1869 von seinen Erinnerungen sprechend: „daß auch Sie seit 1837/39 darin eine Rolle spielen, können Sie leicht denken."

[4]) Th. Bernhart Welter, geb. 1796 in Münster, gest. 1872, war Verf. eines Lehrbuchs der Weltgeschichte für Gymnasien. Als Welter 1872 sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte, beteiligte sich auch Ficker an den Ovationen.

[5]) Alois Klemens Perger, geb. zu Münster 1816; 1839—41 am Gymnasium tätig, dann Hofmeister, 1847 zum Priester geweiht; 1849—1873 Rektor des bischöflichen Knabenseminars.

Sehen wir, wie die Lehrer über den Schüler sich äußern. Das Maturitätszeugnis berichtet über Fickers „Anlagen und Fleiß“: „Mit guten Anlagen verband er einen anhaltenden, auf alle Unterrichtsgegenstände gleichmäßig sich erstreckenden Fleiß. Sein Schulbesuch war regelmäßig und nur einigemale durch Kränklichkeit unterbrochen. In Ablieferung seiner schriftlichen Arbeiten war er pünktlich.“ In der Rubrik „Kenntnisse und Fertigkeiten“ lesen wir: „In seinem deutschen Aufsatze war das Thema im ganzen richtig aufgefaßt; in der Durchführung zeigten sich jedoch noch Mängel; die Sprache war korrekt und im ganzen ziemlich fließend. In der deutschen Literatur bewies er sich gut bewandert. Sein lateinischer Aufsatz war dem Inhalt nach befriedigend, die Sprache indeß nicht frei von Unrichtigkeiten. Durch sein lateinisches Extemporale, sowie durch seine Leistungen in der mündlichen Prüfung legte er befriedigende Kenntnisse in der lateinischen Sprache an den Tag. In der schriftlichen Prüfung im Griechischen lieferte er, kleinere Versehen abgerechnet, im ganzen eine gute Arbeit; auch die mündliche Prüfung in dieser Sprache lieferte ein befriedigendes Resultat. Seine französische Probearbeit konnte als gelungen bezeichnet werden, wie er auch in der mündlichen Prüfung eine Stelle aus Charles XII. recht gut übersetzte und erklärte.“

Das Zeugnis urteilt dann über die „Wissenschaften“ in folgender Weise: „In der Glaubens- und Sittenlehre hat er sich ziemlich genügende Kenntnisse erworben. Die für die schriftliche Prüfung in der Mathematik bestimmten Aufgaben löste er, kleine Versehen abgerechnet, vollständig und gut, und wußte auch in der mündlichen Prüfung die gestellten Aufgaben im ganzen gut zu behandeln. In der Geschichte hat er es nicht allein zu einer klaren Übersicht, sondern auch zu einer lobenswerten Kenntnis der einzelnen Tatsachen gebracht. Die in der mündlichen Prüfung an ihn gestellten Fragen aus der philosophischen Propädeutik, der Physik, Geographie und aus der Naturgeschichte beantwortete er richtig und gut.“ [1])

Es maturierten 38 Schüler, von denen 5 durchfielen. Am 6. August notiert das Tagebuch: „Examen bestanden und zwar zu meiner Zufriedenheit.“ Beim „Abschiedszech“ am selben Tage wurde auch ein Lied von Ficker gesungen. Es gab gelegentlich der letzten

---

[1]) Unterzeichnet ist das Zeugnis von Krabbe als königlichem Kommissär, Stieve als Direktor, den Professoren Lückenhof (vgl. über ihn Rassmann S. 203) und Welter, dem Gymnasialoberlehrer Siemens und dem Dr. Schipper (vgl. Rassmann S. 290).

Kneipen „originelle Besoffenheiten." Er selbst bewahrte seine Nüchternheit.

Neben dem Studium, für dessen glücklichen Fortgang manches Prämium bürgte, das der Studiosus nach Hause brachte, wurden die Übungen des Leibes nicht vernachlässigt. Schon von der Quarta an wurde eifrig geturnt, das Schwimmen mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit betrieben, das Schlittschuhlaufen zu hoher Vollendung gebracht — worüber im Tagebuch viele Notizen sich finden [1]). Ficker lernte überdies reiten, womit er von vorneherein die Absicht verband, wenn er zum Militärdienst herangezogen würde, diesen bei der Kavallerie abzudienen. Das Tanzen wurde fleißig geübt. Die musikalische Ausbildung erstreckte sich auf das Klavier, so daß er auf diesem leichtere Stücke, namentlich aus den italienischen Opern von Bellini, Donizetti, Verdi, zu reproduzieren vermochte. Theater, Oper, Musikaufführungen wurden mit Vorliebe besucht, auch der Persönlichkeit der Komponisten die Aufmerksamkeit nicht versagt — so in der Jugend wie noch im Alter [2]).

Er litt als Knabe und Jüngling (wie er selbst sagt) oft an einem Übermaß von Gefühl, an Schwärmerei und unklarer Sentimentalität. Daneben war der Sinn für die Schönheiten der Natur entwickelt, der sich z. B. beim Schlittschuhlaufen äußerte: „Es liegt so etwas Glänzendes in dem Hinstreichen über die schneebedeckte Fläche, wenn die untergehende Sonne den Himmel golden färbt und der düstere Wald sich scharf in den glänzenden Tinten abzeichnet und auf der einen Seite die Bauernhäuser in friedlicher Ruhe liegen und auf der anderen Münsters herrliche Türme zur Heimkehr zu winken scheinen." Daher auch die Vorliebe für Fußtouren, die Freude an Blumen: die Fenster des Studierzimmers mußten mit Blumen geschmückt sein, die eifrig gepflegt wurden.

Das Innere seines Studierzimmers hingegen war erfüllt mit dem mannigfachsten Plunder, da Ficker von früh auf Münzen, Siegel, Urkunden, Handschriften sammelte oder aufkaufte. Eine Sammlung westfälischer und rheinländischer Münzen, die er systematisch vermehrte (er wechselte schon als Unterprimaner 1842 mit dem nam-

---

[1]) Das Schwimmen wurde 1839 in der Pettendorf'schen Anstalt gelernt. 1844 Juli 29 (zur Zeit der Maturitätsprüfung) notiert er: „Ich ging zum Bade und ließ meine Wut in tollen Sprüngen und Schwimmkünsten aus."

[2]) Er war stolz darauf, Lortzing, damals Kapellmeister in Münster, gekannt zu haben, ebenso Abt. — Als Mascagni nach München kam, war er begierig auch ihn zu sehen, und nahm einen Platz in der ersten Reihe.

haften Numismatiker Grote[1]) Briefe), war der Ausgang für sein Studium der Provinzialgeschichte; diese war ihm von Jugend auf durch die alte Münster'sche Chronik des Arnd Bevergern vertraut. Das Interesse für allgemeine Geschichte hatte das damals im ganzen katholischen Deutschland beliebte Werk von Annegarn[2]) geweckt. Die geographische Gestaltung Europas und seiner Kolonien, ebenso die des alten deutschen Reiches vergegenwärtigte sich Julius Ficker durch selbstgezeichnete Karten[3]), die genealogischen Zusammenhänge durch Anlegung von Stammtafeln. Indem er zu Silvester 1844 einen Rückblick auf sein Treiben wirft, das er als das eines „Altertümlers" bezeichnet, schreibt er: „Wie hübsch war es nicht auf meinem Zimmer; die Sonne schien so hübsch durch die Glasscheiben; alte Gemälde und Büchergestelle bedeckten die Wände; ich lebte unter den Zeugen vergangener Jahrhunderte, überall zusammengesucht. Dann wühlte ich des Abends in den alten Büchern und Manuskripten und suchte Notizen über Erbmänner[4]), denkend, der Wissenschaft dadurch Dienste zu tun. Mit Ehrfurcht suchte ich den Grabstätten untergegangener Geschlechter nach; ebenso kopierte ich Grabschriften und Wappen und fühlte mich glücklich bei dieser Beschäftigung."

Sein Äußeres in der Zeit, da er Maturitätsprüfung machte (1844), ist uns durch ein Porträt überliefert, das noch gegenwärtig im Besitz der Familie Ficker zu Innsbruck sich befindet[5]). Er hatte, um der Mutter zum Namenstag (21. August) damit ein Geschenk zu machen, sich malen lassen, was er in seinem Tagebuche notiert: „Ich sitze nicht in Frack und weißer Krawatte; nein, wie ich täglich bekleidet bin, im Sämmtling mit bloßem Hals, weißem Kragen und langer aus-

---

1) H. Grote in Hannover. „Der erste Mann, der meinen Bemühungen Anerkennung zuteil werden ließ."

2) Jos. Annegarn, geb. 1794 zu Ostbevern (im Münsterlande), seit 1836 Professor der Kirchengeschichte am Lyceum Hosianum in Braunsberg, gest. 1843. Seine Allgemeine Weltgeschichte für die katholische Jugend, 7 Bände 1827 bis 1829, ebenso der Auszug daraus in einem Bande (1836) waren in zahlreichen Auflagen verbreitet.

3) Hermann Hüffer erzählt: „Auf etwa zwanzig Oktavblättern hatte er die sämtlichen Kolonien der europäischen Staaten gezeichnet und koloriert, welche Sammlung er mir später zum Geschenke machte."

4) Die münsterischen Vollbürger oder Patrizier, die in der städtischen Verwaltung eine Hauptrolle gespielt hatten, ehe die Gilden zur Geltung gelangten. Ficker schrieb darüber, wie wir sehen werden, seine ersten Artikel.

5) Mit dem Porträt des Bruders Ludwig als Seitenstück.

geschnittener Weste. Ich trage mich sehr gerne etwas sonderbar, am liebsten in schwarzem Sammt.“ [1])

Da die Frau Präsidentin mit den alten Münsteraner Familien, den Forckenbeck, Druffel, Zur Mühlen, Hüffer u. s. w. in freundschaftlichem Verkehr stand, so kamen auch die Sprößlinge derselben zusammen. Anna, die Schwester Oskars von Forckenbeck [2]), den Julius Ficker alle Tage besuchte, war in der Tanzstunde seine liebste Tänzerin, bis sie, wie zu Münster hergebracht, ein Institut in Brüssel bezog. Als sie dort bald darauf starb, hat der Studiosus sie beweint und ihrem Andenken Gedichte gewidmet (1843). Ebenso intim stand er mit den Kindern des in Stadt und Land hochangesehenen Oberbürgermeisters Hüffer [3]), mit Leopold, der etwa dreiviertel Jahre älter war, und mit Hermann. Im Sommer setzte sich der Verkehr fort auf den Höfen Markfort (der den Hüffer gehörte, eine halbe Stunde von der oft besuchten Pleistermühle), Reuthaus und Grael (die im Besitz der Präsidentin waren).

Bei den Knabenspielen nahm Julius für die Karlisten gegen die Christinos Partei (was mit der Zeitungslektüre beim Großvater zusammenhängen wird). „Wir haben oft — schreibt H. Hüffer — als Variation eines bekannten polnischen Liedes gesungen: ‚Spanien ist noch nicht verloren, denn Cabrera lebt noch.‘ Bei den Kriegsspielen, die sich an solche Erörterungen wohl anschlossen, stand ich gewöhnlich auf seiner Seite gegen meinen älteren und seinen jüngeren Bruder, hätte ihm aber einmal bei veränderter Parteistellung beinahe schweren Schaden zugefügt, denn da ich mit einer hölzernen Fahne, die sein Bruder eben als Weihnachtsgeschenk erhalten hatte, gegen ihn losrannte, traf ich ihn mit der Spitze dicht unter dem linken Auge. Nur einen halben Zoll höher und das Auge wäre verloren gewesen. So kam er und nicht weniger ich mit dem Schrecken einer

---

[1]) Er fügt hinzu: „Das Bild wird mir später vielleicht Vergnügen machen ... Lebe ich lange, werde ich mir dann wohl einen solchen Namen erwerben, daß mein jugendliches Porträt ein größeres Publikum interessieren kann. Wer weiß, ob nicht ein berühmter Geschichtsforscher.“ — Eine ob ihrer Ahnung merkwürdige Notiz!

[2]) Oskar v. Forckenbeck, der Gründer des Zeitungsmuseums in Aachen. — Als Forckenbeck die Universität Heidelberg bezog, korrespondierte Ficker mit ihm (1843).

[3]) Vgl. über ihn Hermann Hüffer in der Allg. Deutschen Biographie: Joh. Hermann Hüffer, geb. 1784, Buchhändler, als Abgeordneter auf den westfälischen Provinziallandtagen seit 1829 mit dem Freiherrn von Stein zusammenwirkend, 1842—1848 Oberbürgermeister, gest. 1855. Seine (zweite) Frau war eine geborne Kaufmann aus Bonn, die Schwester von Alexander und Leopold Kaufmann.

starken Blutung, einer mehrere Wochen dauernden Geschwulst und blutigen blauen Flecken davon [1]). Im Sommer auf einem Landgut meiner Eltern in der Nähe von Münster (Markfort) erneuerten sich die Kriegspiele. Auf zwei einander naheliegenden westfälischen Wallhecken waren die feindlichen Burgen eingerichtet; es kam darauf an, sich der feindlichen Fahne zu bemächtigen. Ich erinnere mich, daß ich unter seiner Führung durch eine geschickte strategische Bewegung mit ihm in die von seinem und meinem Bruder besetzte Burg plötzlich und unerwartet eingedrungen war und daß er mit äußerster Kraftanstrengung die beiden Insassen so lange festhielt, bis ich die geraubte Fahne in unsere Burg entführen konnte."

Hüffer erinnert sich, „wie sie am Reuthaus die Herbstfeuer anzündeten und in der Kinderstube mit dem höchsten Einsatz von Nüssen das Glück versuchten"; Oskar v. Forckenbeck, wie sie zusammen auf den westfälischen Fluren wanderten: nach dem Grael, nach Markfort oder auch nach Wessentrup (an der Mündung der Werse in die Ems, 2 Stunden von Münster gelegen). Ein dritter Gefährte war Franz Klaverkamp, älter als Ficker, einst sein Vorturner, dann bis zu seinem frühen Tode eng mit ihm befreundet: seine Silhouette, die ihn als Heidelberger Studenten darstellt (mit der Unterschrift: F. Klaverkamp seinem J. Ficker z. fr. E. Heidelberg 1843) zierte bis zum Ende Fickers Studierzimmer.

Seit dem Ereignis des Jahres 1837, der Gefangennahme und Wegführung des Kölner Erzbischofs Klemens August von Droste-Vischering, machte sich in Münster eine für die Preußen ungünstige Stimmung geltend [2]). Hatte der Gegensatz gegen die Fremdherrschaft, als welche man die preußische empfand, schon bisher bestanden, so nahm er jetzt eine kirchliche Färbung an. Man lernte den Wert der althergebrachten einheimischen Institutionen gegenüber den auf-

---

[1]) Das war im Jahre 1839. Hüffer erinnert Ficker daran in einem Briefe 1899. — An den Berichterstatter schrieb H. Hüffer (1904): Meine Erinnerungen an J. Ficker reichen mit voller Deutlichkeit in mein 9. oder 10. Jahr, also in die Jahre 1839 oder 1840 zurück. — Über die Familie Hüffer hielt die Frau Präsidentin Scheffer-Boichorst ihren Sohn, als er in Innsbruck war, immer auf dem Laufenden: Leopold Hüffer ging als Kaufmann nach Amerika u. s. w.

[2]) Vgl. über die Zustände und Demonstrationen in Münster (1837) die Briefe der Annette von Droste-Hülshoff aus dieser Zeit, ferner die Briefe aus dem Hause des Generals Wrangel (später der „alte Wrangel"), der (1834—1839) in Münster Divisionschef war, herausgeg. von G. v. Below in der „Deutschen Rundschau" 1903 Februar S. 133 ff., März S. 225 ff.; endlich die Denkwürdigkeiten des Generals Eduard v. Fransecky, herausgeg. von W. v. Bremen (1901). Fransecky war Adjutant Wrangels.

gedrängten preußischen erst recht schätzen — wovor der verständige Freiherr von Stein die Berliner Regierung gewarnt hatte. Endlich empörte man sich über die preußischen Hungerleider, die als Beamte ins Land kamen [1]), während der frühere münsterische Beamtenstand durchaus wohlhabend und daher unabhängig von mancherlei Einflüssen dagestanden hatte. Der Adel machte Opposition, weil er ja seinerzeit in der Regierung des Fürstbistums, besonders im Domkapitel, die ausschlaggebende Rolle gespielt hatte (worüber Levin Schücking in seinem 1846 veröffentlichten Roman „Die Ritterbürtigen" charakteristische Züge mitteilt).

H. Hüffer schreibt darüber: „Man empfand an dem preußischen Wesen manches, das nicht behagte und war für die Vorzüge wenig empfänglich. Gegenstand des Spottes war insbesondere die preußische Knauserei, die sog. „Schmachtlappigkeit". Ein Liedchen, welches ich von Ficker lernte, lautete:

„Kadett, Kadett, Karthaunenfutter,
Hosen ohne Unterfutter,
Gold'ne Schuppen, Wassersuppen,
Kadett, Kadett, Karthaunenfutter!"

Während die Familie, Stiefvater, Großvater, Mutter sich einer durchwegs loyalen Haltung beflissen, wie sie im höheren Beamtenstand, sowie von den ersten der Bürgerschaft [2]) eingehalten wurde, machte auf den jungen Ficker die populäre Stimmung Eindruck [3]). Bei jenen Knabenspielen wurden den „Christinos" mitunter die Preußen substituiert, wobei er regelmäßig zur Gegenpartei sich stellte. In jugendlichem Überschwange bekannte sich Ficker als Westfale, indem er (1843) dichtete:

„Ich bin ein Sohn westfälischer Eichenhaine,
Westfalen ist mein teures Vaterland,
Drum trag ich auch schwarz, grün und weiße Zeichen,
Drum hab' ich diese Farben mir erwählt."

was vermutlich nach der Melodie „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" zu singen gewesen wäre (die unlängst in Dortmund

---

[1]) Vgl. Bluntschli, Denkwürdigkeiten 3, 216: Die Lage vieler preußischen Beamten sei elend . . . daß manche Kreisrichter höchstens an zwei Tagen der Woche Fleisch auf dem Tische haben.

[2]) Das sind die Kreise des sog. „Zivilkasino" im Gegensatz zu dem adeligen Damenklub, wo man Opposition machte.

[3]) So H. Hüffer: „Die Familie Tourtual oder sein Stiefvater haben auf diese Gesinnungen sicher wenig Einfluß geübt. Es war eben eine weit verbreitete Stimmung von ihm aufgegriffen."

aufgekommen). Mit dem westfälischen Patriotismus geht der deutsche Hand in Hand:

„Und droh'n den Deutschen wieder Kriegsgefahren,
Greift der Westfale froh und schnell zum Schwert,
Ihn schrecken nicht der Feinde wilde Schaaren,
Er zeigt sich seiner tapferen Ahnen wert.“

In dieser patriotischen Lyrik aus der Gymnasistenzeit (und noch aus dem ersten Jahre der Universität), die nicht ohne einige Gewandtheit gepflegt wurde, bemerkt man allerlei Anregungen von Goethe, Schiller, Platen, dann natürlich den Romantikern. Es kommen in Schenkendorf'scher Manier finstere Mönche und eisengepanzerte Ritter vor, holde Fräulein mit langen goldenen Haaren, der Nibelungen gewaltige Not, das traurige Los Konradins von Schwaben — worüber der Dichter später selbst sich lustig machte, so mit Rücksicht auf einen „Abschied von Münster“ [1]): „ein Gedicht, das ich vor zwei Jahren gemacht als ‚Zerrissenheits- und Mondscheinpoet.‘ O glückliche Zeiten, wo ich das herrliche Zeug schmierte.“ [2])

Innerhalb Westfalens steht ihm Münster am nächsten, nicht Paderborn. „Münster ist meine mir liebe Vaterstadt, denn so nenne ich nicht die Stadt, wo ich geboren, sondern die, wo ich die frohe Jugendzeit verlebte, wo ich die ersten bewußten Eindrücke empfieng. Und mein Münster, mein Westfalen wird mir immer teuer bleiben, dort denke ich später zu wirken, dort werde ich wohl die letzte Ruhe finden.“ [3]) Man erinnert sich aus der Schilderung Annettes von Droste-Hülshoff des nachbarlichen Gegensatzes, in dem das leichtlebige Wesen der „Paderbörner“ zu dem solideren, aber auch schwerfälligen der Münsteraner stand [4]).

Während der Kindes- und Schuljahre ist Ficker gleichwohl wiederholt nach Paderborn gekommen, wo die andere Großmutter und Verwandte des Vaters hausten, bei denen er immer gut aufgenommen war, dazu ein weiter Bekanntenkreis der Eltern, in dem

[1]) Tagebuch 1845 Febr. 2.

[2]) In Ludwig Fickers Dichtungen zeigt sich die Manier der Romantiker deutlich ausgeprägt. — In den „Frankonenliedern“ steht ein Gedicht von Ludwig Ficker neben solchen von H. v. Treitschke (die ja auch zunächst „schwarz-rot-golden“ waren).

[3]) Tagebuch 1846 April 30.

[4]) Annette von Droste-Hülshoff schrieb ihre „Bilder aus Westfalen“ 1839 und 1841. Vgl. W. Kreiten in der Ausgabe ihrer Ges. Werke IV. Einl. S. 11 f.

er fröhliche Tage verlebt zu haben bekennt [1]). Im Jahre 1841 berichtet er seiner Mutter über einen Ausflug, den er in Gesellschaft seines Freundes Egon von Ascheberg auf die Hinnenburg der Grafen Bocholz-Asseburg unternahm [2]), wo schon Fickers Vater und Großvater als „treue Freunde und liebe Gäste" verkehrt hatten. Es wird hervorgehoben, daß man dabei auch über Driburg kam.

„Wir fuhren bis Brakel und legten den Weg von da bis zur Hinnenburg zu Fuße zurück, welches nur eine Viertelstunde beträgt. Die Hinnenburg steht auf einem Berge, der 800 Fuß hoch ist und mitten im Tale steht. Man hat von hier die schönste Aussicht rund herum und der ganze Berg ist voll Anlagen. Auch ist hier ein großer Tiergarten, worin an 100 Damhirsche sind. An Gesellschaft fehlt es mir hier nicht, da auch Egon (von Ascheberg) hier ist und die Söhne des Grafen zu Hause sind. Einer, Hermann, ist ein Jahr älter wie ich, Wilhelm ist noch älter, Johannes ist erst 8 Jahr. Onkel Karl und August waren auch oft hier und der Hausgeistliche, Pater Hyacynthus, ein Kapuziner, hat mit mir von ihnen gesprochen."

An welche Zusammenkunft Ficker den Grafen Hans von Bocholz-Asseburg erinnerte, als dieser (1872) wegen des Asseburgischen Urkundenbuches mit ihm zu korrespondieren begann, indem er an die alten Familienbeziehungen anknüpfte.

Auch die Wewelsburg, „wo die Vehme ihren Sitz hatte, 2½ Stunden von Paderborn", wurde besucht; ebenso das „enorm teure" Detmold und (bei einer anderen Gelegenheit) die von Goethe bewunderten Externsteine, die aber auf Ficker geringen Eindruck machten: „Naturschönheiten, wenn sich nichts romantisches oder historisches daran knüpft, bewegen mich wenig." [3]) Dafür begleitete er wiederholt Egon von Ascheberg (in der Gegend von Krespol) auf die Hasenjagd, worüber sie noch in ihren alten Tagen Erinnerungen austauschten [4]). Eine große Begebenheit war es, als der junge Stu-

---

[1]) Tagebuch 1844 Sept. 1: „Am Abende kamen wir nach Paderborn, meiner Vaterstadt, wo ich seit zwei Jahren nicht gewesen war und wo ich die fröhlichsten Tage meiner Kindheit in den Ferien verlebt hatte." (In den Jahren 1836, 1837, 1841, 1842.)

[2]) Der Brief ist datiert aus Hinnenburg vom 9. September, ohne Jahr, das aber 1841 sein muß. Der in dem Briefe als achtjährig erwähnte Graf Hans v. Asseburg ist 1833 geboren.

[3]) Tagebuch 1844 Sept. 3.

[4]) Egon von Ascheberg verlebte seine letzten Lebensjahre in Tirol.

diosus von einer befreundeten Familie nach Kassel mitgenommen wurde [1]).

Bemerkenswert ist, daß er sich zehnjährig schon für militärische Dinge interessierte; vielleicht daß die Onkel, die Offiziere waren, darauf, wenn auch nur indirekt, einwirkten. Am 13. September 1836 schreibt Julius aus Paderborn an seine Mutter: „In dem Lager, welches wir bei Thüle sehen konnten, liegen das 13., 15. und 16. Linien-Infanterieregiment, das 13., 15., 16., 17., 35. und 37. Landwehrregiment. In Paderborn selbst ein Teil der Uhlanen, ein Gardebataillon und das Düsseldorfer 17. Linien-Infanterieregiment. In Neuhaus liegt das Jägerbataillon aus Wetzlar, welches, da wir durch diesen Ort kamen, eben auf dem Kirchhofe aufmarschiert war, und ein Teil der Uhlanen. In den übrigen Orten stehen noch das 11. Husarenregiment, das 13. Landwehr-Uhlanenregiment und die Brigadeartillerie. Im ganzen werden sie auf 24.000 Mann geschätzt. Am schönsten nimmt sich die Garde aus.“ (Was dann näher beschrieben wird.) Er freut sich, dem Manöver beiwohnen zu können. „Wir sind nämlich (schreibt er einige Tage später) zum Lager gefahren, wo es sehr schön ist. Es ist ebenso groß, wenn nicht größer wie Münster, denn es sind gewiß an 1000 Zelte. Man glaubt in einer Stadt zu sein, denn es ist hier alles, was dazugehört, wie ein Markt, eine Bäckerei, Mordgeschichten, Kunstreiter, Herkulesse, ein Marionettentheater, Schenken, Garküchen, Kaffeehäuser u. s. w. Nett nehmen sich die vielen Fahnen und die weißen Zelte der Soldaten aus.“ Das Zelt des kommandierenden Generals befindet sich auf einer Anhöhe, auf die man mittelst Stufen gelangt. „Rundumher stehen vier Bäume und davor zwei Kanonen. Gegenüber steht Wrangels Zelt.“ [2]) Alles ist anschaulich und klar beschrieben, mit Überblick und mit Talent. „Ganz Paderborn ist voll von Prinzen, von denen die vorzüglichsten der Kronprinz, die Prinzen August, Friedrich Karl, Albrecht, Wilhelm, der Kronprinz von Hessen, der Prinz von Hessen-Homburg und der Prinz von Croi sind.“ Alle Abende ist die Stadt illuminiert; zur Feier der Ankunft des Kronprinzen wurden die Kanonen abgeschossen und mit allen Glocken geläutet.

So verflossen die Jugendjahre wesentlich unter heimatlichen Einflüssen. Nur daß Ficker zweimal in den Ferien als Gast zu einer

---

[1]) Brief aus Kassel, 1841 Sept. 13, an die Mutter.

[2]) General Wrangel erfreute sich vor 1837 in Münster einer gewissen Popularität. (Korpskommandant war General Müffling.)

befreundeten Familie nach Bremen kam[1]), wo verschiedene Ausflüge (nach Oldenburg u. s. w.) gemacht und auf einem Segelschiff die Weser auf und ab gefahren wurde, was nachhaltigen Eindruck hinterließ[2]).

Als die Maturitätsprüfung glücklich bestanden und Ende August (1844) das Zeugnis erhalten war, unternahm Ficker mit seinem Bruder Ludwig und einigen Mitschülern eine Ferientour nach dem Sauerlande: von Paderborn aus ging es zu Fuß oder mit Halloh! auf einem Leiterwagen (über Büren, Brilon, Meschede) nach Olpe, indem man überall bei den gegenseitigen Verwandten einkehrte und alles Sehenswürdige besichtigte. So Bilstein, „welches eine herrliche Lage hat, mit dem Schlosse oben auf schroffen Felsen, wo früher die Familie meines Onkels Freusberg (Gemahls der Tante Berta Tourtual) wohnte."

Zu Olpe blieb man 10 Tage. „Wir machten Ausflüge nach den verschiedenen Hütten in der Gegend und nach dem großen Bergwerke zu Muesen im Siegerlande. Auch bestiegen wir die hohe Kunart, den höchsten Berg der Umgegend." Die Leute daselbst gefielen ihm, besonders die Verwandten seines Onkels. „Der Landrat ist ein äußerst liebenswürdiger Mann, der mir viele Ratschläge wegen meiner künftigen Laufbahn gab, die mich fest dazu bestimmten, bedeutend Cameralia zu oxen."[3])

Die Heimreise geschah, da das Wetter für eine Fußtour nicht günstig war, über Köln. „Köln beengend, möchte dort nicht wohnen; ‚Münster, Münster, über alles!' Der Dom hat mir Altertümler außerordentlich gefallen; hoffentlich werde ich noch seine Vollendung sehen." Man ging ins Theater, wo „Fidelio" gegeben wurde.

Auch Bonn wurde besichtigt; die Stadt erschien (auf das philiströse Münster hinauf) etwas lebhaft: „eine stillere Stadt würde mir, wie ich glaube, besser gefallen." Mit dem Dampfer ging es nach Wesel; nachdem man noch die Bekanntschaft des Onkels Sack aus Düsseldorf gemacht hatte, reisten die beiden Ficker mit der Post

[1]) In den Jahren 1842 und 1843. (Familie Koch.)

[2]) Auf der Rückreise 1843 gedachte Ficker in Hannover den Numismatiker Grote zu besuchen, von Hannover zu Fuß in zwei Tagen nach Minden, von da in drei Tagen nach Münster zu kommen. (Zwei Briefe an die Mutter, 1843 September.)

[3]) Vier Jahre später, im Sept. 1848, kam Ficker wieder durch Olpe, wo er den Landrat Freusberg aufsuchte und zwei Tage lang blieb. „Vor 4 Jahren hier fröhliche Tage, jetzt ziemlich still."



nach Münster zurück, wo sie nach dreiwöchentlicher Abwesenheit wieder eintrafen.

Aber am 14. Oktober mußte vom Elternhause neuerlich geschieden, das geliebte Münster verlassen werden. In Gedanken hat sich der Studiosus seinen Abschied romantisch ausgemalt; er wollte mit dem Tornister, wie es im Liede heißt, zum letztenmal an Liebchens Fenster vorbeiziehen — es war eine „Emilie" —, während ihm sein Freund Klaverkamp bis zur nächsten Station das Geleite geben sollte [1]. Die Sache gestaltete sich in Wirklichkeit etwas prosaischer, da beschlossen wurde, wieder mit der Post zu fahren. „Als ich am letzten Abend mit meinen Bekannten noch in der Kneipe war, wurde mirs doch wunderlich ums Herz; nicht minder als ich meine Mutter zum letztenmal umhalste und von meinen äußerst zahlreichen Bekannten auf dem Posthof Abschied nahm."

Die Reise ging nach Bonn an die rheinische Hochschule.

[1] Das Tagebuch verzeichnet getreulich diese Reflexionen, sowie den öfteren Wechsel der Stimmung. Jene Emilie hatte er nur einmal kurz gesprochen; viel mehr wie ihre Züge und ihr Wesen kannte er nicht von ihr, aber wenn sie ihm begegnete und ihn grüßte, war er beglückt. „Nach einigen Wochen werde ich wohl nur wenig mehr an sie denken, bis ich wieder nach Münster zurückkomme." — Unschuldige Schwärmerei eines Abiturienten!


Druk d Lith. Anst. v. C.W. Meſsner in Bonn.

II. Kapitel.

Studentenjahre in Bonn und Münster.

(1844—1848.)

Schon während der Ferien war Ficker von Paderborner Freunden für eine der Bonner studentischen Verbindungen, das reformierte Korps „Saxo-Rhenania“ gekeilt worden. So wurde er in Bonn sofort in Empfang genommen; schon nach einigen Tagen trug er die Mütze der Verbindung „mit Wonnegefühl“. Dabei hegte der unverdorbene Jüngling die besten Vorsätze, wie überhaupt, so auch in Bezug auf fleisiges Studium[1]; die „alma Bonna“ gefiel ihm ausgezeichnet.

Nachdem Ficker formell in die Saxo-Rhenania aufgenommen war, berichtet er über seine Wahrnehmungen der Mutter[2] — lebendig, anschaulich, selbstbewußt.

„Die Verhältnisse der Bonner Universität haben sich ganz geändert. Es bestanden hier sechs Landmannschaften, die fürchterlich tranken und auf Befehl sich duellieren mußten, woher Bonn seinen schlechten Ruf hat. Da unter den übrigen Studenten keine Einigkeit war, so konnten sie ungestört tun und lassen, was sie wollten[3]. Im vorigen Winter bildete sich eine Verbindung Fridericia, und im vorigen Sommer zwei ähnliche, die dem Unfuge steuern und eine

---

[1]) „Die Dienstbesen und Bürgermädchen sind recht hübsch, doch denke ich gänzlich enthaltsam zu sein, da es hier Gelegenheiten gibt, die früher fehlten. Mein Studium, hoffe ich, wird mir gefallen und denke ich wütend zu oxen.“ (Tagebuch 1844 Okt. 19.)

[2]) Brief aus Bonn 1844 Nov. 12.

[3]) Vgl. A. Ernst von Ernsthausen „Erinnerungen eines preußischen Beamten“ (1894), der damals Korpsstudent in Bonn war.

geregeltere Lebensweise einführen wollten. Diese drei, die Fridericia, Alemannia und Teutonia waren aber den sechs Korps gegenüber zu schwach, bis im vorigen Sommer zwei der Korps, die Sachsen und Rhenanen selbst das wilde Leben satt hatten, und nachdem alle ihre Bemühungen, die anderen Landmannschaften von dem Unwesen abzubringen, vergeblich waren, vereinten sie sich unter dem Namen Saxo-Rhenania und traten den drei Verbindungen bei. — Alle vier Verbindungen haben dieselben Grundsätze: 1. Das Duell ist Unsinn, wird nur in äußerst wichtigen Fällen gestattet und dann nur, wenn sich beide Parteien vor das Ehrengericht stellen. 2. Der alte Bierkomment, das Vor- und Nachtrinken ist abgeschafft. 3. Unmoralischer Lebenswandel wird mit Ausstoßung bestraft. 4. Wird gewünscht, daß die Mitglieder unter sich Repetitorien über ihr Fach veranstalten. 5. Jede Politik fernzuhalten. Wir kommen zweimal wöchentlich zusammen, und da die vier Verbindungen 200 Mann, die vier Korps nur mehr 40 stark sind, so können wir alles durchsetzen. Die Professoren sind sehr erfreut über diese Opposition gegen das hier eingewurzelte Unwesen und wir stehen sehr gut mit dem Universitätsrichter, da von uns noch kein Exzess vorgefallen ist, während von den anderen täglich einige aufs Karzer müssen“. Der Brief ist geschrieben, um die Mutter, die in Hinsicht des Duells, des zu vielen Trinkens u. s. w. Besorgnisse hegte, zu beruhigen.

In einem folgenden Briefe [1]) setzt er seine Mitteilungen über das Leben auf der Universität fort; er hätte sich ganz andere Ansichten davon gebildet gehabt, als er hier in Wirklichkeit finde. „Wenn man von den Korps, zu denen aber kaum noch der zehnte Teil der Studierenden gehört, absieht, so lebt man hier solider als in den oberen Klassen des Münsterschen Gymnasiums. Auch die Universitäten sind aus dem alten Schlendrian erwacht und fühlen, daß sie mit dem Zeitgeiste fortschreiten müssen. Nach dem Vorgange von Bonn sind neuerdings auch in Gießen, Heidelberg und Königsberg Ehrengerichte eingeführt; nur noch in Göttingen, Marburg, Halle und Greifswalde dauern die ewigen Duelle fort [2]). Daß das Ehrengericht aber nicht bloß zum Schein besteht, lehrt die Erfahrung; während in früheren Semestern in Bonn 200—300 Duelle vorfielen, hat hier bis jetzt das Ehrengericht der vier Verbindungen erst einmal das Duell gestattet;

---

[1]) Aus Bonn, 1844 Dez. 4.

[2]) Die Bonner Tendenzen verbreiteten sich bald auch nach Halle. Vgl. Hans Kaiser, „Die Pflüger in Halle“ (Burschenschaft Alemannia auf dem Pfluge). Halle 1903. — Über das Bonner Studentenleben (1840 f.) vgl. auch W. Beyschlag, Aus meinem Leben S. 93; die Biographie Leopold Kaufmanns u. s. w.

in den acht übrigen Fällen haben die Parteien einen Rüffel bekommen wegen ihres Betragens. Um den Körper auszubilden, dient der Fechtboden und der neuerdings von den vier Verbindungen ausgegangene Turnverein [1]). Der Senat hat uns auf unsere Bittschrift dazu ein Lokal im Universitätsgebäude angewiesen."

Auch finde er ein viel regeres Interesse an der Wissenschaft, als er das früher von Bonn gehört hatte. Der Leseverein zähle 250 Mitglieder. „Von unseren vier Verbindungen sind alle Mitglieder; von den Korps nur fünf, was ihr Interesse für Bildung hinlänglich zeigt." [2])

Man sieht, der Studiosus ist ganz für seine Verbindung eingenommen. Mit Stolz trug er die blau-weiß-goldenen Farben (eine Silhouette zeigt ihn mit der Mütze in denselben). Während in den Briefen an die Mutter immer wieder beruhigende Momente hervorgehoben [3]) und Nachrichten über das Studium eingeflochten werden, ist sein Tagebuch den studentischen Angelegenheiten in erster Linie gewidmet.

Als am 1. November der Antrittskommers der vier Verbindungen: Saxo-Rhenania, Alemannia, Fridericia, Teutonia in Poppelsdorf stattfand, schildert er den „erhebenden Eindruck", den das ganze auf ihn machte. „Die alte Burschentracht der Praesides, die blanken Schläger, der Landesvater und Lieder wie ‚Freiheit die ich meine' und andere von 200 Kehlen gesungen, führen einem so recht das ideale Studentenleben vor Augen."

Auch sonst nahm er die Sache ernst: er las die Leidensgeschichte der deutschen Burschenschaft, insbesondere nach dem Neuen Pitaval

---

[1]) In einem späteren Briefe 1845 Jan. 27: „Ich turne Donnerstags und Freitags des abends von 7–9. Wenn nicht schon jetzt, werde ich wohl nach Ostern mir Turnjacke und Hose machen lassen müssen, da das Zeug viel zu sehr verdorben wird. Für den Fechtboden habe ich mir einen alten Sackpaletot mit verschiedenen Klappen und Löchern acquiriert, der mir dort ausgezeichnete Dienste tut, beim Turnen aber nicht anwendbar ist." — Im Sommer (schreibt er am 26. Juli) wurde auch fleißig geschwommen und dabei „durch Springen ein hoher Ruf erworben".

[2]) Böse Streiche der Korpsstudenten, Duelle u. s. w. werden der Mutter regelmäßig mitgeteilt. Die Animosität zwischen Korps und Burschenschaft war groß. Tagebuch 1845 Jan. 27: „Behördliche Untersuchung gegen unsere Verbindung. Die Korps haben das ganze angezettelt." Febr. 4: „Nachdem wir uns am 28. Jan. aufgelöst hatten, ist die Saxo-Rhenania nach dreitägiger Unterbrechung wieder ins Leben getreten . . ."

[3]) „Viel getrunken wird bei uns nie; und da man hier nur frisches Bier trinkt, so wird fast nie einer besoffen. Auch haben wir vor einigen Tagen das Hazardspiel verboten." u. s. w.

die des Studiosus Sand, die großen Eindruck auf ihn machte, die von Heidelberg ausgehenden radikalen Publikationen, denen er weniger zustimmte, Literatur über die Duellfrage, die auf der Tagesordnung stand, seit die Burschenschafter nicht unbedingt losgingen. Mit Begeisterung schloß er sich der Idee an, die August Schleicher in Struves Zeitschrift für Deutschlands Hochschulen (Heidelberg 1844—45) propagierte, daß eine allgemeine Vertretung der Studentenschaft geschaffen werden solle.

Dieser Eifer hatte den Erfolg, daß Ficker bereits am 10. Juli 1845 von seiner Verbindung zum Schreiber, d. i. Zweitchargierten gewählt wurde, als welcher er für den großen Sommerkommers, der am 21. Juli in Neuwied stattfand, die Geldgeschäfte zu besorgen hatte[1]). Weiter beteiligte er sich in dieser Stellung vom 11. bis 13. August an dem großen Fest anläßlich der Enthüllung des Beethovendenkmals in Bonn; in dem Festzuge schritt er als Chargierter der Saxo-Rhenania in prächtigem Wichse daher, nicht ohne sich etwas darauf zu gute zu tun: „die Krone wurde dem ganzen dadurch aufgesetzt, daß wir am folgenden Tage auf die Aula beschieden wurden und zwar im Wichs, um der Königin Viktoria und dem Prinzen Albert vorgestellt zu werden" — die junge Königin von England interessierte sich sehr dafür, da ihr Gemal ja vor nicht langer Zeit selbst in Bonn studiert hatte. „Nie fühlte ich mich stolzer".

Dieses Fest, sorgsam vorbereitet, hatte ganz Deutschland in Bewegung gesetzt[2]). Langsam klang es aus, schließlich in einer Parodie, die von den Studenten veranstaltet wurde[3]).

In den Ferien zeigte sich Ficker mit blauer Mütze und entsprechendem Band in Münster, malte dort an einem Wappen für die Verbindung und keilte für die Saxo-Rhenania unter dem studentischen Nachwuchs, damit dieser nicht dem Korps Westfalia zufiele.

---

[1]) Er schreibt darüber an seine Mutter 1845 Juli 26: „Da ich augenblicklich Sekretär unsrer Verbindung bin, so hatte ich alle Gelder unter Händen und mußte kontrollieren, wie viel verzehrt wurde, so daß ich schon allein aus diesem Grunde mich nüchtern hielt; sonst sucht gewöhnlich jeder, da alles auf gemeinsame Rechnung geht, seinen Profit herauszutrinken. — Das Schlimme bei der Sache ist, daß der Kommers mir 9—10 Rth. gekostet..."

[2]) Vgl. die Biographie von Leopold Kaufmann S. 53 f. Auch Prag hatte teilgenommen, wie die Korrespondenzen der Zeitung „Bohemia" dartun. Im allgemeinen: Treitschke V. 604.

[3]) „Ein Reiter in königlicher Livree wurde von der Polizei fortgewiesen. Auch in Köln sollen der König und die Viktoria arg mitgenommen sein." (Brief vom 8. März 46.)

Im Übrigen trat jetzt die Idee, welche die Burschenschaften sich zu eigen gemacht hatten, nämlich die Gesamtheit der Studentenschaft zu umfassen, daher die verschiedenen Verbindungen zu einer Gesamtvertretung zu organisieren, in den Vordergrund, so schon im Sommer 1845, noch mehr im darauffolgenden Winter [1]. Es wurde ein Ausschuß von 12 Mitgliedern gewählt, der 400 Studenten repräsentierte [2]; nur die Korps schlossen sich aus.

Ficker wirkte eifrig für die Organisation der „Allgemeinen Studentenschaft“, unterhandelte deswegen auch mit den Korps, da er auf eine Verständigung mit diesen Wert legte. Aber er fand Widerstand sowohl bei den anderen als auch in seiner eigenen Verbindung. Die Saxo-Rhenania war aus zwei Korpsverbänden, den Saxonen und den Rhenanen erwachsen, die sich den burschenschaftlichen Ideen zugewendet hatten. Doch die Korpsprinzipien wirkten nach; schon 1844, eben als Ficker eintrat, verließen mehrere Mitglieder die Saxo-Rhenania und stellten die Rhenania wieder her. Dann opponierten sich in dem Reste die Radikalen und die Anhänger von „Schwarzrotgold“. Die letztere Richtung, der Ficker angehörte, blieb in der Minorität, worauf die Majorität den Beitritt zur Allgemeinheit verweigerte, (was sich dadurch erklärt, daß seit vorigem Semester die tüchtigsten Leute fortgegangen waren). Das Ganze endete damit, daß Ficker aus der Verbindung austrat [3], die, nachdem auch die Führer der Gegenpartei abgezogen waren, sich wieder (1847) als Korps Saxonia auftat.

Die allgemeine Bewegung unter der Studentenschaft hatte es mit sich gebracht, daß auch in der bis dahin übermächtigen Burschenschaft „Fridericia“ eine Spaltung eintrat. Die Secessionisten gründeten im Dezember 1845 die „Frankonia“, mit deren Leitern Ficker von den Verhandlungen wegen der „Allgemeinheit“ her in freund-

---

[1]) Vgl. H. Keck in den „Burschenschaftlichen Blättern“ 1893 S. 17. Ficker berichtet an seine Mutter 1845 Juni 26: „Die Haupttagesfrage bildet jetzt die Konstituierung eines allgemeinen Ehrengerichts für Verbindungen und Kameele. Egon von Ascheberg (der der „Teutonia“ angehörte) wirkt mit ungeheurem Eifer dafür. Wenn die Sache sich gehörig realisiert, so ist zur Unterdrückung des Duells sehr viel geschehen. Heute abends ist die erste große Generalversammlung, wo sich gewiß 400—500 Studenten versammeln werden.“

[2]) Allen Studenten wurde Stimme zuerkannt, immer 15 schicken einen Vertreter in die Abgeordnetenversammlung, wo über die allgemeinen Angelegenheiten beraten wird, während früher nur die Verbindungen Vertreter schickten.

[3]) Am 28. Januar 1846. Ficker berichtet darüber ausführlich seiner Mutter. (27. Febr.)

schaftlicher Beziehung stand[1]). Er schloß sich daher der neuen Burschenschaft an[2]); sie trug weiße Mütze, (was zu Reibungen mit dem Korps Borussia Anlaß gab) und das schwarzrotgoldene Band. Als die allgemeine Studentenschaft sich konstituierte, wurde Ficker zum Vorstandsmitglied gewählt, während an die Spitze des Ausschusses der Schleswig-Holsteiner Fr. Kirchhoff, die Seele der ganzen Bewegung, berufen wurde.

Ficker fühlte sich mit dem Tausche, den er getroffen hatte, zufrieden. Unter den Saxo-Rhenanen waren die Juristen an Zahl überwiegend gewesen, die geringes wissenschaftliches Streben bezeugten. Nur eine bedeutende Persönlichkeit, allerdings kein Jurist, hatte auch dieser Verbindung angehört, war aber schon zu Ostern 1845 von der Universität abgegangen; es war Otto Gildemeister aus Bremen, der später als Übersetzer und Essayist so großen Ruhm erwarb. Dieser „ganz ausgezeichnete Kopf" hat auf den jungen Ficker, wie auf andere Kommilitonen einen großen Eindruck gemacht; ein Spruch, den ihm Gildemeister gesagt hatte[3]), ist zweimal im Tagebuch als beherzigenswert notiert; auch hat Ficker auf diese Anregung hin damals eifrig Englisch getrieben.

Der Frankonia, die größtenteils aus Kölnern, Pommern und Schleswig-Holsteinern bestand[4]), gehörten einige tüchtige Philologen an: H. Keck, ein Schleswig-Holsteiner, der die Geschichte dieser Bewegungen geschrieben hat, nachmals Direktor des Gymnasiums in Kiel; Johannes Overbeck, der Archaeologe, der Professor in Leipzig wurde. Von anderen erwähne ich B. Gudden, den Psychiater, der 1886 mit König Ludwig II. von Bayern in den Tod gieng,

---

[1]) Ficker notierte sich 1845 Dez. 7: Die Fridericia ist seit gestern getrennt, so daß wir jetzt einen 5. Verband, eine Frankonia haben: Keck, Grimm, Gudden, Ewald, Bourwig, Mehls, Kleefeld, im ganzen 13—14. Die Häupter der Zurückgebliebenen sind: Kirchhoff, Nitzsch, Overweg.

[2]) Im Februar 1846; in die engere Verbindung rezipiert am 7. März. An seine Mutter schrieb er am 8. März (beruhigend): „Ich bin, da ich nicht gut ohne Verbindung leben kann, in die Frankonia, eine meiner früheren durchaus befreundete Verbindung als zweiter Chargierter eingetreten, die ganz dieselben Tendenzen hat wie die Saxo-Rhenania, nur daß sie den Duellzwang verwirft und sich an der Allgemeinheit beteiligt. Mit meinen früheren Kameraden stehe ich in demselben freundschaftlichen Verhältnisse und besuche auch fast jede Woche einmal die alte Kneipe, was mir gleich beim Austritte gestattet wurde."

[3]) Gildemeisters Wahlspruch: „Wer nicht kann, was er will, der wolle, was er kann."

[4]) Ficker sagte uns einmal (1876): In der Burschenschaft waren meist Preußen; er der einzige Westfale, nur noch einer ein Katholik. — So habe er es immer gehalten (nämlich Exklusivität vermieden).



Julius Schmidt, den Astronomen, der es zum Direktor der Sternwarte in Athen brachte, die Juristen Julius Grimm, der sich 1846 habilitierte [1]), und seinen Bruder Karl Grimm aus Hanau. August Bourwig, später Notar in Stettin, W. Kleefeld, Mediziner, Verfasser des Preisgedichtes „Weltgeschichte" („Die ganze Weltgeschichte hat der Perioden drei"), das in die Kommersbücher Aufnahme gefunden hat, Heinrich Lucanus, nachher Gutsbesitzer in Malchwitz (Niederlausitz), Theodor Petrasch, gestorben als zweiter Hafenmeister in New-York u. a., die als Gründer der Frankonia (Sommer 1846) auch bildlich verewigt sind — mit ihnen Julius Ficker [2]). Ficker schätzte unter diesen besonders den „kleinen Keck", während er mit Bourwig eine zeitlang ziemlich schlecht stand. Bei den Wahlen im Mai 1846 war Ficker zum Kassenwart, d. i. Drittchargierten gewählt, ihm Bourwig, der Schreiber wurde, vorgezogen worden [3]) — in nicht ganz motivierter Weise. Mit den Brüdern Grimm wurde lebhafterer Verkehr gepflogen, da die Frankonia auch ein wissenschaftliches Kränzchen unterhielt, an dem sich Ficker sofort beteiligte. K. Grimm hielt einen Vortrag: Wie die deutschen Territorien zu Staaten wurden; „nicht ganz befriedigend, aber scharfsinnig". Ficker dachte zunächst an einen Vortrag: „Libertas Germanicum bonum" (Lucanus), arbeitete aber schließlich einen solchen über die Entwicklung der deutschen und französischen Verfassung aus [4]). Im Fasching war man mit K. Grimm, Lucanus, Gudden u. s. w. auf einer maskierten Abendunterhaltung zusammen, ein andermal mit dem Privatdozenten Julius Grimm und Petrasch in Köln. Im Mai wurde dem Kurator der Universität Herrn v. Bethmann-Hollweg ein Fackelzug gebracht [5]), wobei Ficker, von der allgemeinen Studentenschaft hiezu erwählt, nebst zwei anderen als chapeau d'honneur dem Gefeierten die Aufwartung machte:

---

[1]) Er wurde 1851 Professor in Basel, später Eisenbahndirektor in Österreich.

[2]) Das Bild ist reproduziert in den „Burschenschaftlichen Blättern" VII. 1 (Berlin 1893): J. Ficker, der stark rauchte, mit einer Tabakpfeife im Mund. — Vgl. im übrigen das „Verzeichnis der alten Herren der Bonner Burschenschaft Frankonia 1845—1892". — Th. Petrasch ist in den Lebenserinnerungen von Karl Schurz mehrfach genannt.

[3]) Hier stimmt das Tagebuch nicht mit dem oben zitierten Briefe an die Mutter.

[4]) April 1846.

[5]) Bethmann-Hollweg hatte die Verbindungen und die „Allgemeinheit" gegen die Denunziationen ihrer Gegner in Schutz genommen, wodurch er sich vor den Kuratoren anderer Universitäten (z. B. in Halle) vorteilhaft abhob. Die Korps waren in Regierungskreisen gelittener als die burschenschaftlichen Verbindungen.

große Befriedigung im Vierspänner durch die Straßen zu fahren und nach außen zu zeigen, daß man in der Studentenwelt etwas gelte, obwohl er sich zu dieser Charge wenig passend fühlte. „Schon der Schnigel, Hut und Halsband lähmen alle meine Körper- wie Geisteskräfte, aber ich durfte der Verbindung wegen die Ehre nicht ablehnen“. Ende desselben Monats große Spritzfahrt über Ems, Limburg, Wetzlar nach Gießen, Frankfurt, Hanau, Heidelberg. Unvergeßliche Gastfreundschaft in Gießen, wo man 5 Tage blieb; schöne Tour durch den Odenwald; in Heidelberg eine Menge Bekannte. Außer Lucanus, Bourwig, Kleefeld und einigen anderen wird auch Schirrmacher als Teilnehmer bezeichnet, der unterdessen Mitglied der Frankonia geworden war, ein „freundlicher Mensch“, der Philologie und Geschichte studierte — derselbe der 1904 als Professor in Rostock starb, nachdem er zur Zeit, da er die Geschichte dar späteren Hohenstaufen schrieb, wieder mit Ficker korrespondiert hatte [1]).

Im Juni fand das deutsch-vlämische Sängerfest in Köln statt, am 15. Ausflug rheinaufwärts, die Frankonia zahlreich daran teilnehmend: Roderich Benedix hielt eine freisinnige Rede. Auch die Schleswig-Holsteiner Bauditz und Wiggers sprachen. „Später feierte die Frankonia den Triumph, daß sich der Rendsburger Bauditz, der Held des Tages, an ihren Tisch setzte, zu dem sich später Wiggers und Dahlmann gesellten. Nachdem wir einige Toaste auf sie ausgebracht, ließ Wiggers die Bonner Burschenschaft leben und das Hochschreien wollte gar kein Ende nehmen“. Das war der Höhepunkt von Fickers studentischer Laufbahn. Er verweilte noch in seinen alten Tagen gerne bei diesen Erinnerungen.

Gudden besaß einen Hund, Namens Aeolus, den die Kommilitonen (heimlich) in den Schwanz zwickten, um die Aeolusharfe erklingen zu machen. Der Astronom (also wohl J. Schmidt) vertrug als Trinker viel; Ficker, der sich nüchtern hielt, mußte, wenn jener stark bekneipt war, mit ihm hinausgehen, ob er noch die Sternbilder kenne; aber schließlich sei auch das kein sicheres Kennzeichen mehr gewesen. Wenn es darauf ankam, konnte übrigens auch Ficker etwas vertragen. Auf dem großen Sängerfeste in Loewen, an dem die Studentenschaft in Erwiederung des Kölner Festes teilnahm, war er allein im Stande eine Flasche Champagner auf einen Zug auszutrinken. —

[1]) Als am 24. Februar 1867 in Berlin die Rankefeier stattfand, machte sich beim Festmahl Schirrmacher mit den anwesenden Fickerschülern Scheffer-Boichorst und Busson bekannt, „und (meldet Busson an Ficker) stieß an auf Ihr Wohlsein, als das eines alten Universitätsfreundes und Verbindungsbruders.“

Dem Erbprinzen von Sachsen-Meiningen[1]), der öfter an der Kneipe der Frankonia teilnahm, wurde besserer Wein aufgetischt, was dieser nur widerwillig sich gefallen ließ. Viel die Rede war auch von einer Schwimmtour, die von Oberkassel herunter unternommen wurde.

Im Juli (1846): der Verbindungskommers wird in Goarshausen verboten (durch den nassauischen Amtmann, der dem Wirt den Verdienst mißgönnte, da er mit ihm zerfallen war; in Wiesbaden aber wollte man den Amtmann nicht desavouiren); er findet dafür in Neuwied bei Hettersdorf statt. Gießener Frankonen nahmen teil, auch der Erbprinz von Sachsen-Meiningen. „Ich ärgerte mich nur über meinen Leibfuchs Strecker, der sich fortwährend besoff und das Gretchen[2]) molestierte".

Die Frankonia entwickelte sich, da sie so viele tüchtige Leute zählte, zu einer hochangesehenen Korporation, deren Mitglieder auch außerhalb von Bonn zusammenhielten, obwohl jene weitreichenden Pläne von einer „Allgemeinen Studentenschaft" worüber noch den ganzen Sommer 1846 deliberirt wurde (unter Fickers stetiger Teilnahme), schließlich als gescheitert betrachtet werden mußten, so daß man im folgenden Semester nicht mehr darauf zurückkam.

Am 14. Juli wurde Ficker von der Frankonia zum Sprecher, d. i. Erstchargierten gewählt. Auch im folgenden Semester wurde ihm diese Charge übertragen.

Wie man sieht, hat Ficker in den ersten zwei Jahren viele Zeit dem Verbindungswesen gewidmet, war auch immer mit Chargen überhäuft. Von jetzt an tritt eine Ernüchterung ein. „Mein Ehrgeiz in Bonn als Student ist in vier Semestern vollständig befriedigt", schreibt er in sein Tagebuch[3]). „Die Verbindungsinteressen, die mir sonst die höchsten waren, haben anderen Sorgen teilweise Platz gemacht; das Feuer, mit dem ich sonst alle studentischen Angelegenheiten erfaßte, ist erloschen durch die Macht der Gewohnheit". Nicht nur daß einige der besten Genossen, wie H. Keck, damals die Universität verliesen, sondern es hatte sich auch eine andere Umwandlung voll-

---

[1]) Herzog Georg, der die „Meininger" organisierte, 1906 sein 80. Lebensjahr antrat. — Als Erbprinz patronisierte er den aus Meiningen stammenden August Schleicher.

[2]) Das Gretchen von Hettersdorf, „ein niedliches sittiges Mädchen", war damals unter den Studenten sehr beliebt. In Hettersdorf wurden daher wiederholt Kommerse abgehalten oder Spritzen dahin gemacht. — 1847 März 24: „Gretchen macht keinen Eindruck mehr."

[3]) 9. August 1846. — Er war Schreiber der Saxo-Rhenania, Kassenwart und Sprecher der Frankonia, Kassenwart und Sekretär der Allgemeinheit, Kassenwart des akademischen Lesezimmers gewesen.

zogen — der Jurist Ficker hatte sich entschlossen, Historiker zu werden.

Ficker war nach Bonn gekommen um dort Jus zu studieren, wobei seinen Angehörigen die Carrière des Stiefvaters, vielleicht auch die des Onkels Peter Freusberg, der wegen der zu hörenden Kollegien befragt wurde, vorschweben mochte; als Richter konnte ein Katholik und Westfale immerhin in eine ansehnliche Stellung gegelangen, während für jedes andere Fach, namentlich die historischen Disziplinen der Staat seinen protestantischen Charakter zur Geltung brachte [1]).

Auch war Ficker mit den besten Vorsätzen an das juristische Studium herangetreten, wenngleich schon anfangs sein Idealismus etwas abgekühlt wurde, als er sah, wie die beiden Professoren des römischen Rechtes, der philologisch gelehrte Boecking und der Praktiker Sell sich gegenseitig die Hörer abfingen: Boecking erklärte sich gegen die Collegia von Sell [2]). Ficker hörte bei beiden, verstand sich aber besser mit Sell, bei dem er im Laufe des Jahres 1845 wiederholt eingeladen war: „Sell ist fast der einzige von den Professoren, der mit den Studenten außer dem Kolleg umgeht", schreibt er an seine Mutter [3]). Übrigens interessierte ihn das römische Recht wenig, die Pandekten fand er geradezu fürchterlich. Dafür trieb er im ersten Jahr eifrig Cameralia und Politica, die er bei Dahlmann hörte (der als Professor der „Staatswissenschaften" nach Bonn gekommen war), während er zugleich bei demselben Professor historische Collegia belegte [4]). Er war von diesen Vorträgen befriedigt, wie aus den Briefen, die er nach Hause schrieb, hervorgeht: „Der Dahlmann ist wirklich ein ganz ausgezeichneter Professor; bei seiner Politik ist kaum Platz zu kriegen" [5]). Ebenso interessierte den Stu-

---

[1]) Über die Einrichtung der Universität Bonn vgl. C. Varrentrapp, Johannes Schulze und das höhere Unterrichtswesen zu seiner Zeit (1889) S. 451 ff.

[2]) Vgl. über beide die Memoiren von A. Springer.

[3]) An die Mutter 1845 Juli 26: „Am Donnerstag Abend war ich mit einigen von unserer Verbindung beim Professor Sell eingeladen, bei dem ich die Pandekten höre. Wir blieben bis 1 Uhr und amusierten uns sehr gut." Eine zweite Einladung erfolgte zum 28. Nov., „wo ich den Abend recht gemütlich zubrachte" (Tagebuch). — Sell geb. 1810 zu Darmstadt, gest. 1879.

[4]) Er hörte im ersten Semester bei Dahlmann über deutsche Geschichte von Karl V. bis auf die neueste Zeit, dann je ein Kolleg über „Politik" und „Polizei"; im zweiten Semester „Römische Geschichte", sowie „Staatswissenschaft und Finanzen" — „ein äußerst interessantes, aber, wie es scheint, etwas schweres Kolleg" schreibt er an die Mutter. — Tagebuch 1846 Febr. 13: „Cameralia und Politica, die mich im vorigen Jahre so sehr interessierten."

[5]) An die Mutter 1844 Nov. 12.

diosus Völkerrecht und Staatsrecht, die ein tüchtiger Dozent, Dr. Hälschner vortrug[1]), so daß dieser bezeugte, die Vorlesungen seien „mit ununterbrochenem ausgezeichnetem Fleiße" gehört worden, während Böcking sein Strafrecht nur „fleißig" besucht fand; wenn anders diese urkundlichen Zeugnisse einen Wert haben, woran die Studenten nicht glaubten. Ficker schreibt der Mutter: „Meine Zeugnisse lauten natürlich alle ausgezeichnet fleißig und aufmerksam, worauf ich mir jedoch keineswegs etwas zu Gute tun will, besonders da die Herren wissen, daß ich im folgenden Semester noch hier bleibe und also noch Fritze von mir zu verdienen hoffen" [2]).

Die deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte tradierte Walter, der ein brauchbares Handbuch verfaßt[3]), den Fortgang der Disziplin im Einzelnen hingegen wenig gefördert hat. Ficker, der bei Walter im ersten und dritten Semester hörte[4]), interessierte sich sehr für das Studium der deutschen Rechtsgeschichte und des Privatrechtes, wodurch die alte Neigung für vaterländische Geschichte in ihm neu erweckt wurde: „sollte ich später auch beim Jus bleiben, so werde ich jenen speziellen Teil in meinen Mußestunden doch mit Vorliebe und hoffentlich mit Erfolg betreiben können" notiert er sich zu Weihnachten 1845, und seiner Mutter schreibt er einige Wochen später: „daß ich früher soviel in Urkunden herumplunderte, leistet mir bedeutenden Vorschub bei der deutschen Rechtsgeschichte" [5]). Aber einen Schüler heranzuziehen war Walter nicht der Mann; er galt als „hochmütig". Ficker klagte, daß es nicht möglich war, eine ordentliche Anleitung zu erhalten. Der Gedanke freilich, dereinst deutsches Recht und deutsche Geschichte zu docieren, wollte ihm nicht aus dem Kopfe[6]).

---

[1]) Tagebuch 1846 Mai 9: „Die Hauptfächer, die ich jetzt höre, sind Völkerrecht, Staatsrecht und Strafrecht. Die ersten bei Hälschner, einem Hegelianer, betreibe ich mit großer Vorliebe." — Über Hälschner, geb. 1817 zu Hirschberg in Schlesien, vgl. die Allg. Deutsche Biographie (Nachträge). Er starb 1889, der letzte der Professoren, bei denen Ficker gehört hatte (was ihm den Anlaß gab, uns einige von ihnen zu charakterisieren).

[2]) An die Mutter 1846 März 21.

[3]) Das Lehrbuch Walters erschien erst 1852 (in Heften). — Über F. Walter, der 1871 starb, vgl. die Allg. D. Biographie.

[4]) Im ersten Semester: Encyklopädie und Methodologie; im dritten Semester außer deutscher Rechtsgeschichte noch ein Kolleg über Rechtsaltertümer im Reineke Vos.

[5]) An die Mutter 1846 Mai 17.

[6]) Tagebuch 1846 März 3: „Ich trieb mich wieder viel mit dem Gedanken herum, dereinst deutsches Recht und deutsche Geschichte zu dozieren."

Blume (seit 1843 Professor in Bonn) erscheint nicht unter den gehörten Lehrern, da dessen Wirksamkeit ja mehrfach unterbrochen war; doch erinnere ich mich daß Ficker ihn nannte, als er uns einmal wieder von seinen Studentenjahren sprach. Handelsrecht trug Budde vor, aber auch römische Rechtsgeschichte und Erklärung des Sachsenspiegels; „er hatte einen ausgezeichneten Vortrag". Gerichtliche Medizin (mit anthropologischen Demonstrationen) mußte bei E. Bischof gehört werden.

Nach und nach stellte sich bei Ficker ein Widerwille gegen das Jusstudium ein, namentlich gegen die Art wie es von den Beflissenen der Rechtswissenschaft in Bonn betrieben wurde. Schon im Sommersemester 1845 schreibt er: „Ich könnte freilich auf deutschen Hochschulen viel Jus oxen und die übrige Zeit gemeinen Vergnügungen nachgehen, so daß aus mir ein passabler Jurist würde; mit dem Gedanken kann ich mich aber nimmer befreunden: es treibt mich, mir entweder eine Laufbahn im öffentlichen Leben zu eröffnen, mitzuwirken für der Völker Heil, mitzuwirken bei der Lösung der großen Fragen, die die nächste Zukunft heftig bewegen werden, oder mich an der dunkeln Vergangenheit ergötzen, ein eifriger Geschichtsforscher werden ..... Das Semester neigt sich zu Ende, ich habe wenig im Jus, viel für die Verbindung getan ... Wir sollen uns nicht blos zu Juristen bilden, sondern vorzüglich zu Menschen"[1]).

Es gährte in dem jungen Manne. Er war vom Anfang an ein fleißiges Mitglied des akademischen Lesevereines, in dessen Ausschuß (fünf Professoren und drei Studenten) er im November 1846 gewählt wurde[2]), was willkommene Gelegenheit bot mit den Professern näher bekannt zu werden. — Während er zu Hause unter sorgfältiger Aufsicht gestanden hatte, stürzten jetzt alle neuen Literaturerscheinungen auf ihn ein: Heinrich Heine, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, Herwegh; dazu Fallmerayers Fragmente aus dem Orient (1845) mit ihrer berühmten Vorrede („welche betrübende Schilderung macht er von meinem Vaterlande und ach wie ist sie nur zu wahr"), Feuerbachs Philosophie („welch' schreckliche Lehre!"), Gutzkows Briefe aus Paris („die mich sehr interessierten"), Börne („welche Sprache! ich las gestern Abend aus

[1]) Tagebuch 1845 Mai 26; Juli 28; Rückblick am Sylvestertag.

[2]) Er schreibt darüber an die Mutter 1846 Nov. 8: „Ich wurde zuerst gewählt, da ich außer den Stimmen unserer Verbindung auch die der Katholiken hatte; ich bin der erste Katholik, der im Ausschuß sitzt, da hier zwei Drittel der Professoren und Studenten Protestanten, so daß bei allen Wahlen die Katholiken im Nachteil sind."

seinem Tagebuch. Alles ist die Jugend, sagt er“ . . .), die Gedichte von K. Beck („die mir aber bei weitem nicht so gut gefallen, wie die von Heine und Freiligrath“). Alles machte den größten Eindruck, so daß die ganze bisherige Weltanschauung erschüttert wurde. „Werde ich je glücklich werden können, wenn ich mir einen Freiligrath, Heine, Hoffmann als Muster aufstelle?“ Auch die religiösen Überzeugungen, mit denen ihn seine Familie entlassen, gerieten ins Schwanken. „Ich bin übers höchste Ziel des menschlichen Lebens im Unklaren; der Katholizismus gewährt mir keine Beruhigung mehr; ebensowenig glaube ich, daß mich die Philosophie zu etwas führen wird. Früher hatte ich etwas Festes; hätte ich nur meinen früheren Glauben wieder, so könnte ich wieder Beruhigung in der Religion finden. Vieles gäbe ich darum, ein fester Katholik zu sein. So aber, worauf soll ich meine Beruhigung für die Zukunft stützen? Ich bin angewiesen auf meinen eigenen beschränkten Geist; ich glaube fest an eine Unsterblichkeit, ohne einen festen Gedanken, was dort aus mir werden soll. Es kann keine Schuld sein nicht zu glauben und doch macht es mich unglücklich, wenn ich daran denke“ [1]). Es war die Zeit, wo er der Saxo-Rhenania angehörte, in der es radikale Elemente gab, die alles zur Philosophie Feuerbachs bekehren wollten [2]), worauf Ficker nicht einging, vielmehr auch seine Freunde davon zurückbrachte.

Dennoch macht er sich immer wieder Vorwürfe. „Mein Glaube ist ein ewiges Schwanken; die Grundsätze der Kommunisten sind nicht ohne allen Einfluß auf mich geblieben.“ Dann faßt er die besten Vorsätze, sich nicht unnützen Schwärmereien hinzugeben, „und vorzüglich meiner Religion treu anzuhängen, ohne mich irre machen zu lassen durch so vieles, was ich gegen sie sehe, höre und lese [3]). Sind nicht meine Vorfahren in ihr glücklich geworden. Denke ich an meinen echtkatholischen Stiefvater, an meine gute Mutter, so schaudert mir vor dem Gedanken, mit Gleichgültigkeit das zu betrachten, worin sie ihr Lebensglück setzten.“

---

[1]) Tagebuch 1845 Juni 26.

[2]) Tagebuch 1845 Febr. 4: „Am selben Tage ging ich ins kommunistische Kränzchen, wo der Feuerbach vorgenommen wird“ . . . Hinreißende Beredsamkeit (einiger Kommilitonen). Einer von Fickers Freunden ist durch Feuerbach um alle Lebensfreude gebracht.

[3]) Nebenbei bemerkt: es ist die Zeit, wo der hl. Rock in Trier Gegenstand der Diskussion war. Ficker schreibt an seine Mutter 1845 Mai 6: „Gegen die Professoren Gildemeister und Sybel ist ein Buch von dem hiesigen Dr. Clemens erschienen, das viel Aufsehen macht. Von der deutsch-katholischen Kirche hört man fast gar nicht mehr sprechen.“

Indem er zu Sylvester 1845 einen Rückblick auf das abgelaufene Jahr wirft, heißt es: „Vor einem Jahre der große Schritt aus der Familie ins unabhängige Leben, aus den Fesseln der Schule zur freien Wissenschaft, aus einer katholischen Umgebung in den Streit der verschiedensten Meinungen. Ich wußte mich in die neuen Verhältnisse noch nicht zu schicken. Es war nichts Festes in mir ... heute nicht mehr; ich bin in meine jetzigen Verhältnisse eingeweiht".

In der Frankonia fand er unter den Kommilitonen schon mehr Halt gegen exzentrische Gedanken. Er notiert sich[1]): „Meine Träume von der Vortrefflicheit der französischen Verfassung schwinden immer mehr." Er habe sich von den stark kommunistischen Ansichten frei gemacht, glaube aber doch, „daß die Besserung unserer sozialen Zustände wenigstens so nötig ist, als die Erweiterung unserer politischen Freiheit."

Er emanzipiert sich von den Anschauungen der Romantik, kritisiert sogar sein Westfalen, aber schließlich sind sie ihm doch der Ausgangspunkt für positive Erwägungen.

Als er zu Pfingsten 1845 mit einigen Kameraden eine Rheintour[2]) unternahm, schreibt er in sein Tagebuch: „Der Rhein hat mir allerdings gut gefallen, doch würde er in früheren Jahren, als ich noch in der Romantik lebte, gewiß einen ganz anderen Eindruck auf mich gemacht haben. Mit welcher Sehnsucht wünschte ich damals nicht diese historisch merkwürdigen Teile Deutschlands zu sehen. Doch vieles erfaßte mich auch jetzt noch außerordentlich, vor allem aber die ehrwürdigen Reihen der deutschen Kaiser im Roemer zu Frankfurt. O Kaiserzeit, wie viel schönes und erhabenes knüpft sich an Dich! Wo findet man jetzt Gegenstücke zu diesen hohen herrlichen Gestalten! Doch sie fielen, es fiel das heilige deutsche Reich. Da stehen die edeln Hohenstaufen; kein Geschlecht kann solche Männer aufweisen; doch sie fielen trotz ihrer Kraft und Macht[3]). O armes Deutschland, durch deine ganze Geschichte zieht sich ein feindliches

---

[1]) Am 15. Dez. 1846.

[2]) Über Mainz, Wiesbaden, Frankfurt, die Bergstraße nach Heidelberg, zurück über Rheinbayern („eines der schönsten Länder, das ich je gesehen").

[3]) An seine Mutter 1845 Mai 21 schreibt er in ähnlicher Weise. Dann fährt er fort: „Tritt man aber ins andere Zimmer, so sieht man die lange Reihe der Habsburger; kräftig treten nur die Maximilian, Karl V., Joseph II. hervor; die anderen sind blaß, entnervt, man siehts ihnen an, daß sie keiner selbständigen Handlung fähig. Ruhig wie die Kraft der Habsburger ging auch das Deutsche Reich zugrunde und in der alten Kaiserstadt Frankfurt herrscht jetzt ein finstrer deutscher Bundestag."

Geschick; wie würdest Du sonst zu Deinem heutigen Zustand gelangt sein."

Er liest allgemeine Werke über deutsche Geschichte und kritisiert sie in bemerkenswerter Weise[1]), kehrt aber immer wieder zur wetsfälischen Vergangenheit zurück, die nicht zur Genüge bearbeitet sei; es gäbe nur die Geschichte einzelner Territorien nicht die Westfalens als eines Ganzen. Dabei macht er sich Vorwürfe, daß er über diesen Dingen die Pandekten vernachlässige: „Westfälische Geschichte will ich eigentlich nur zur Erholung oxen und doch mache ich sie leicht zur Hauptsache."[2])

Es lag nahe unter diesen Umständen zu erwägen, ob es nicht geratener wäre, das juristische Studium aufzugeben und Historiker zu werden; sein Freund Julius Grimm redete ihm entschieden zu[3]). Dagegen stellten sich mannigfache Zweifel ein: „wenn mir auch die Verhältnisse gestatteten, mich ganz der Geschichte zu widmen, so fühle ich doch, daß es mir an Ausdauer mangelt; denn um als Privatdocent aufzutreten, wäre es doch erforderlich, etwas ausgezeichnetes zu leisten"[4]).

Um sich zu vergewissern besuchte er „nach langer Zeit wieder einmal"[5]) seinen ehemaligen Lehrer Junkmann, der mit einem Staats-

---

[1]) W. Menzel und Pfister. Ersterer sei besser zum Lesen als zum Studieren, für letzteren Zweck möchte er Pfister (den er im Sommer 1846 gelesen) vorziehen. Er findet, daß Menzel sich fast nur mit der Geschichte der Kaiser und der hervorragendsten Ereignisse befasse, während er den jedesmaligen Zustand der Länder, die nicht gerade auf den Lauf der Geschichte des Reiches Einfluß haben, ganz aus den Augen läßt. „Ich möchte eine Geschichte des Reiches, nicht der Kaiser, worin kein Teil des Reiches mehr als nötig bevorzugt wäre, woraus wir zu jeder gegebenen Zeit ein Bild des Reiches in seinen einzelnen Teilen gewinnen könnten" ... (Tagebuch 1846 Okt. 4.)

[2]) Tagebuch 1846 Febr. 13. Er beschäftigte sich damals auch mit „älterer westfälischer Geographie."

[3]) Herr Prof. Dr. Julius Grimm, der gegenwärtig (im 85. Lebensjahre) in Wiesbaden lebt, schreibt mir (1906 Febr. 17): „Vielleicht interessiert es Sie zu hören, daß ich es gewesen bin, der Ficker veranlaßte, die historische Laufbahn einzuschlagen. Als ich Ficker als jungen Studenten in Bonn kennen lernte, war ich, der 4 Jahre ältere, damit beschäftigt, mich auf die juridische Doktorpromotion vorzubereiten. Bei dem Verkehre mit ihm, sah ich bald ein, daß die juristische Laufbahn nichts für ihn sei. Ich redete ihm zu, sich dem historischen Studium zu widmen, zu dem er, wie ich sah, vor allem Neigung hatte."

[4]) Tagebuch 1846 Mai 5.

[5]) Einen früheren Besuch bei Junkmann verzeichnet das Tagebuch 1845 März 6: Die Unterredung mit ihm hat viel dazu beigetragen, daß ich wieder denke, mich ernstlich mit der Geschichte zu beschäftigen. Auch hat er mir ehr gut auseinandergesetzt, wie schön man auf dem christlichen Standpunkt

stipendium ausgestattet die Universität Bonn zum zweitenmal bezogen hatte, um den Doktortitel zu erwerben und sich dann dem höheren Lehramte zu widmen.

Dieser Besuch bei Junkmann führte die Krisis herbei. „Er hat mich ganz aufrührerisch gemacht, indem er mir riet, Geschichte zu studieren; daß ich mich als Jurist nicht glücklich fühlen werde, weiß ich; was aber beginnen?“ [1]) Noch einige Wochen nachher befindet er sich auf allen Seiten in der größten Ungewißheit. „Was mein Umsatteln zur Geschichte angeht, so habe ich zwar mich ziemlich dafür entschieden, wenn mir auch manche Bedenken zurückbleiben. So die mir keineswegs leichten philologischen Studien, das lateinisch sprechen“ u. s. w. Er zweifelt, ob er je einen guten Dozenten oder Geschichtschreiber abgeben werde, da er sich nichts weniger als geläufig auszudrücken wisse: „ich habe mehr Anlage zum Sammeln als zum Produzieren“ [2]).

Er bespricht sich mit Professor Aschbach; „mein Vorsatz, Geschichte zu studieren, wird dadurch noch verstärkt.“ [3])

Aber es ist die Zustimmung der Mutter nötig, der er sich erst jetzt anvertraut. Er schreibt ihr am 15. Juli: „Nur eins verbittert mir hier das Leben; das ist nämlich meine mir immer klarer werdende Abneigung gegen die Rechtswissenschaft. Das römische Recht war mir immer fürchterlich; als ich in diesem Jahr an die deutsche Rechtswissenschaft kam, glaubte ich wahrhaftes Interesse daran zu finden und arbeitete sehr viel daran; ich sehe aber jetzt, daß mich vorzüglich nur das geschichtliche daran anzog, da mir, ehe ich das deutsche Recht kannte, gar manches in der Deutschen Geschichte unklar war. Ich verwünschte oft meine Vorliebe für die Geschichte; es ist mir unmöglich, meine geschichtlichen Studien ganz fahren zu lassen, aber je mehr ich davon weiß, um so mehr möchte ich noch tiefer in dieses Fach eindringen, was mir bei meiner künftigen juristischen Karrière nur hinderlich sein kann, da der Mensch was er ist, doch auch ganz sein muß.“

Dagegen erhebt die Mutter, wie er von Anfang an gefürchtet hat [4]), schwerwiegende Bedenken. „Sie glaubt immer, es wäre un-

---

für die unteren Klassen wirken kann, was mich sehr interessierte, da ich mich in der letzten Zeit so viel mit dem Kommunismus beschäftigte.

[1]) Tagebuch 1846 Juni 29.

[2]) Ebenda 1846 Juli 15.

[3]) 1846 Juli 25.

[4]) Prof. Julius Grimm in dem zitierten Briefe: „Er stimmte mir zu, bemerkte aber, daß seine Mutter dazu ihre Zustimmung nicht geben werde.“

möglich, als Historiker eine selbständige Stellung zu bekommen", da sie die Tendenzen der Regierung kennt. Die Sache zog sich noch in den Ferien hin, die in Münster zugebracht wurden. „Mutter hat mir zwar erklärt, mich nicht zwingen zu wollen, Jurist zu bleiben, damit ist die Sache aber nicht abgetan, da ich sehe, wie sehr unangenehm ihr dieser Schritt sein würde. Auf das, was sie gegen die Karrière einzuwenden hat, gebe ich wenig; ein Hauptgrund gegen das Umsatteln, den ich früher gar nicht berücksichtigte, ist der, daß ich wohl nie auf längere Zeit wieder nach Münster komme. Mir selbst geht das nun nicht sehr nahe, ich habe wenig Vorliebe für Münster[1]); auch daß mein künftiges Vermögen sich hier befindet, könnte mich nicht von diesem Schritt zurückhalten. Nur das ist zu bedenken, daß ich dann Mutter, die so sehr viel für uns getan, in ihren Geschäften nicht unterstützen kann."[2])

Er begleitet im September Mutter und Schwester auf einer dreiwöchentlichen Schweizerreise. Erst nach der Rückkehr gab die Mutter ihre Zustimmung zum neuen Kurs, indem sie ihrem Sohn freistellte, Geschichte zu studieren. „Ich opfere meinem Lieblingsstudium viel auf, die angesehene Stellung, die ich in Münster leichter wie irgendwo anders erlangen würde, den Genuß meines zukünftigen liegenden Vermögens, aber die Wissenschaft wird mir hoffentlich Ersatz geben, sollte es mir auch nicht gelingen, durch schriftstellerische Leistungen oder als Lehrer mir einen Namen zu machen."[3]) Zugleich entschied er sich dafür, seine Studien in Bonn fortzusetzen, von Oktober 1846 an nicht mehr als Angehöriger der juristischen, sondern als solcher der philosophischen Fakultät, speziell als Historiker. Sofort trat er mit Junkmann in Verbindung, um zu wissen, welchen Weg er nun zu gehen habe[4]), worauf er noch den Professer Asch-

[1]) Er befand sich damals in einem Stadium der Gereiztheit, wo ihm die gesellschaftlichen Verhältnisse in Münster, das unwissenschaftliche Treiben der jungen Leute u. s. w. höchlich mißfielen.

[2]) Tagebuch 1846 Aug. 24.

[3]) Tagebuch 1846 Sept. 25. — Prof. Julius Grimm schreibt sich das Verdienst zu, die Mutter Fickers umgestimmt zu haben. Er kam zu diesem Zweck anfangs Oktober auf einige Tage nach Münster. „Ich freue mich noch heute, daß ich mich bemühte, Ficker auf den Weg zu bringen, der ihn zu so großen Erfolgen führte." (Grimm in dem zit. Briefe.)

[4]) An die Mutter 1846 Okt. 16: „Vorgestern Abend war ich beim Junkmann, der sehr erfreut über mein neues Studium war. Er bot mir sogleich an, ihn den Winter jeden Tag zu besuchen, um zusammen die alte Geschichte durchzugehen. Auch hat er mir seine Hefte und Auszüge zur Disposition gestellt und wird mir bei meinem neuen Studium gewiß von sehr großem Nutzen

bach besuchte, um über die Wahl der Collegia mit ihm Rücksprache zu nehmen.

Das historisch-philologische Studium, das nach der damaligen Ordnung enge mit einander verknüpft war, (man denke an den Studiengang von Reinhold Pauli, Max Büdinger, F. Schirrmacher, E. Dümmler, die einen Teil ihrer Studienzeit in Bonn verbrachten, an Wilhelm Wattenbach und Theodor Sickel, deren Carrière durch das philologische Seminar von Boeckh gieng), hatte zu Bonn im Laufe der Vierziger Jahre einen bedeutenden Aufschwung genommen[1]). Friedrich Ritschl, 1839 hierher berufen, stand in der Vollkraft seiner Wirksamkeit, durch die er den Universitäten tüchtig geschulte Latinisten zuführte, während der ältere Welcker die Realien des griechischen Altertums in glücklicher Ergänzung seines Kollegen tradierte. Friedrich Diez begründete die Disziplin der Romanistik[2]). Lassen, der Schüler und Nachfolger A. W. Schlegels[3]), erlangte als Indologe Bedeutung.

Das historische Studium hatte 1842 durch die Berufung Dahlmanns, eines der „Göttinger Sieben", eine Zugkraft ersten Ranges erhalten, nicht nur wegen seiner Lehrgabe sondern auch wegen seiner Charaktereigenschaften[4]). Er wußte die starken Gegensätze, die an der rheinischen Hochschule vorhanden waren, durch Maßhalten zu vermitteln, so daß er, wie sein Biograph Anton Springer sich ausdrückt, der moralische Mittelpunkt der Universität wurde[5]). Johannes Janssen urteilt über ihn: „Dahlmann verdient auch von Seiten der Gegner

---

sein. Er riet mir auch, im Griechischen und Lateinischen Privatstunden zu nehmen, um mich besser in die alten Geschichtschreiber hineinarbeiten zu können."

[1]) Vgl. für das Folgende das Buch von C. Varrentrapp über Schulze; hiezu F. Spielhagen, Finder und Erfinder 1. 310 ff. Paul Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse S. 93 ff. Otto Ribbeks Memorabilien u. s. w. Ficker wurde mit Spielhagen (wie auch mit Paul Heyse) persönlich bekannt, ohne ihnen näher zu treten.

[2]) Ficker scheint bei ihm mindestens hospitiert zu haben, da er gelegentlich von den Vorlesungen des Diez sprach. Offiziell ausgewiesen ist seine Hörerschaft nicht.

[3]) Über A. W. Schlegel schreibt Ficker 1845 Mai 6 an seine Mutter: „Einer unserer berühmten Professoren, Schlegel, wird wohl dieser Tage sterben; es ist wenigstens im Allgemeinen Konvente schon über den Fackelzug nach seinem Tode beraten." — Schlegel starb am 12. Mai.

[4]) F. C. Dahlmann, geb. 1785 zu Wismar, gest. 1860 zu Bonn.

[5]) A. Springer, Aus meinem Leben S. 252. Bemerkenswert und charakteristisch für den Beurteilten wie den Beurteiler ist auch Treitschkes Essay über Dahlmann. Hist. und polit. Aufsätze I. 347 ff.

seiner religiösen und politischen Grundsätze jene Hochachtung, die eine ehrliche Überzeugung, eine auch bei kränklichem Körper unausgesetzte ernste geistige Tätigkeit und ein männlicher opferwilliger Mut mit Recht beanspruchen können"[1]). Joh. Fr. Böhmer, sonst oft ein herber Kritiker, spricht von Dahlmann immer mit Achtung (wie dies auch Ficker getan hat[2]).

Dahlmann war von der Philologie Fr. Aug. Wolfs ausgegangen, hatte dann ähnlich wie sein Freund Niebuhr allerlei praktische Betätigungen mit der wissenschaftlichen verbunden, was wieder seiner Lehrtätigkeit, die ihn aus Kiel über Göttingen nach Bonn führte, zu Gute kam. Er war unter den freien Bauern Schleswig-Holsteins aufgewachsen, hatte die ständischen Rechte verteidigt, dabei der Gewalt die Überzeugung entgegengesetzt, was ihn den Ideen des Freiherrn von Stein näher stellte, als dem preußischen Absolutismus und seiner „protestantischen Politik."[3])

Wir haben gesehen, daß Ficker, der als Jurist schon in den ersten beiden Semestern bei Dahlmann gehört, von ihm angeregt worden war. Im vierten Semester belegte er Dahlmanns Skandinavische Geschichte; im Sommer 1847 Englische Geschichte von der englischen bis zur französischen Revolution.

Es waren die Jahre, in denen Dahlmann seine Bücher über die englische (1844) und (1845) über die französische Revolution herausgab, die publizistischen nicht einen wissenschaftlichen Erfolg hatten. Wie früher (in Göttingen) der Kronprinz Max von Bayern von ihm nachhaltigen Einfluß erfahren hatte, so beeilten sich jetzt die Mütter der künftigen Thronfolger, nicht nur in Preußen, sondern auch in Österreich ihren Söhnen diese Bücher zu empfehlen[4]).

---

[1]) Joh. Janssen, Zeit- und Lebensbilder (1875) S. 334 f.

[2]) Letzteres bezeugt H. Hüffer. Ich habe Ficker über Dahlmann nie sich äußern hören. Vgl. aber jenen Vorfall beim vlämisch-deutschen Sängerfest, oben S. 34.

[3]) Vgl. Treitschke a. a. O.

[4]) Die Prinzessin Auguste von Preußen (später deutsche Kaiserin) äußerte für ihren Sohn den Wunsch, Dahlmann möchte noch öfter solche Spiegel der Lehre und Warnungen für Völker und Herrscher aufstellen. A. Springer, Dahlmann II. 148. — Die Gesch. der englischen Revolution von Dahlmann (3. unveränderte Auflage 1844) auf der Universitätsbibliothek zu Innsbruck hat einen Vermerk des Bibliothekars: „Dieses Werk wurde von Sr. Majestät dem Kaiser Franz Joseph I. während seines Aufenthaltes zu Innsbruck im Sommer 1848 gelesen und gebraucht und erst im Oktober 1849 von Wien an die Bibliothek zurückgestellt."

Dahlmann erzielte in jenen Jahren einen tüchtigen Schüler in Otto Abel, dessen „Macedonien vor König Philipp" im Jahre 1847 erschien. Aber die konkreten Studien Fickers hat er nicht weiter beeinflußt, auch weder seine politische noch seine historische Auffassung. Denn Dahlmanns Urteil über die Entwicklung des Vaterlandes (sagt Treitschke)[1]) war das altprotestantische, der romantische Kultus hat ihn nie berührt; „Luther, Gustav Adolf, Friedrich der Große und leider auch Moriz von Sachsen waren ihm die Helden der Nation". Unser Studiosus aber schwärmte für die Romantik der Kaiserzeit, für Friedrich Barbarossa und seine Nachfolger bis herunter auf Konradin — da konnte Dahlmann nicht auf unbedingte Gefolgschaft rechnen.

Der andere Historiker, der in Bonn schon seit 1829 wirkte (er sollte damals den abgesetzten Arndt ersetzen, wurde dann nach Niebuhrs Tod 1831 Ordinarius), war Loebell[2]). Ein Freund Friedrich von Raumers und Tiecks war er von Berlin nach Bonn gekommen, wo ihn Niebuhr nicht eben günstig aufnahm. Niebuhr schrieb an Dahlmann[3]): Loebell sei keine erfreuliche Acquisition. „Er ist ein schwaches ästhetisches Gemüt, welches sich zu Tiecks Sekte bekennt, in ihm die Sonne Deutschlands sieht, das löbliche und schmähliche in der Geschichte in die Förderung oder Hemmung der Kunst setzt". Eine Schule hat Loebell nicht gegründet, aber M. Duncker, H. v. Sybel, R. Pauli, v. Noorden u. a. fanden an seiner Weise Geschmack; Ficker urteilte (mit Niebuhr übereinstimmend), man habe bei diesem „Schöngeist" nicht viel lernen können. Er hörte bei ihm nur ein Kolleg: Geschichte des Mittelalters, wie das Abgangszeugnis sich ausdrückt, „mit vorzüglichem Fleiß und sehr erfreulicher Teilnahme" (im Sommer 1847). Loebell hielt sich scharf zur protestantischen Partei, was die katholischen Rheinländer empfanden und kritisierten. Da seine im Laufe der Zeit etwas ledern gewordenen Kollegien nicht sonderlich besucht waren, ließ Loebell seinen Zorn bei den Examina aus, so daß man ihm gerne auswich, um bei Dahlmann, dessen Unparteilichkeit

---

[1]) Hist. und polit. Aufsätze I. 403.

[2]) Geboren 1786 in Berlin, gest. 1863. Vgl. Th. Bernhardt und C. v. Noorden, Zur Würdigung Joh. Wilh. Loebells (Braunschweig 1864); C. Varrentrapp a. a. O. S. 458 f. Der Artikel „Loebell" in der Allg. D. Biographie ist von Wegele gearbeitet. — Das historische Hauptwerk Loebells war „Gregor von Tours und seine Zeit" (1839). Überdies bearbeitete er die neuen Auflagen von Beckers Weltgeschichte, schrieb auch selbst eine „Weltgeschichte in Umrissen" Bd. I (1846).

[3]) Bei A. Springer, Dahlmann I. 271. Janssen druckt die Stelle ab.

anerkannt war, die Prüfung zu bestehen[1]). Loebell wurde in dieser Beziehung mit den Jahren immer bösartiger[2]). Auch Ficker sollte davon noch Erfahrung machen.

Der dritte Historiker der Bonner Universität, Aschbach, war ein Katholik, da König Friedrich Wilhelm IV. zur Herstellung des kirchlichen Friedens für die rheinische Hochschule einen katholischen Historiker zugestanden hatte[3]).

Josef Aschbach[4]) hatte in Heidelberg unter Schlosser studiert, war dann durch fast zwanzig Jahre (1823—1842) an der katholischen Selektenschule in Frankfurt a. M. als Lehrer tätig gewesen, hatte daneben geschätzte Werke über die Westgothen und die Omajjaden in Spanien, zuletzt (seit 1838) die Geschichte des Kaisers Sigismund und seiner Zeit geschrieben, was ihm die Freundschaft des Stadtbibliothekars Joh. Friedrich Böhmer eintrug. Aschbach war ein erprobter Schulmeister, als welchen er sich später auch in Wien bewährt hat; „von sprudelndem Eifer beim Vortrag, aber nicht im Stande fließend einen Satz aus dem Gedächtnis wiederzugeben", daher auf das Heft angewiesen. Ein überaus bescheidener, musterhaft fleißiger Mann, aber seine Persönlichkeit ganz zurücktretend. Er war in Bonn der Vertraute der katholischen Studierenden, daher Ficker ihn wiederholt um Rat fragte. Auch galt Ficker zunächst für einen Schüler Aschbachs, als welchen er sich durch die Dedikation seiner Doktorschrift bekannt hat[5]). Er hörte bei Aschbach im Wintersemester

[1]) Das war bei Johannes Janssen der Fall, der darüber (1853 Jan. 31) an Ficker berichtet: „Nun kennen Sie zwar den Loebell schon von vornherein und zudem ist dieser Mensch in der letzten Zeit so isegrimmig geworden, weil er fast kein Kolleg mehr zusammenbekommen kann, daß ich mich einer wirklichen Fuchserei von ihm auszusetzen hätte."

[2]) Dies Urteil bestätigt mir mein Kollege O. Keller, der 1860 in Bonn studierte. Die Elogia von Sybel, Noorden, Wegele geben darüber keinen Aufschluß.

[3]) Vgl. C. Varrentrapp, Joh. Schulze S. 524.

[4]) Geb. 1801 in Höchst, gest. 1882 in Wien. Vgl. den Artikel „Aschbach" von A. Schrauf in der Allg. D. Biographie (Nachträge).

[5]) Böhmer sagte zu Aschbach, Ficker sei ein Schüler, auf den er sich etwas einbilden könne (Schrauf a. a. O.). Vgl. das Urteil von Cornelius (1850) in einem Briefe an seinen Oheim Brüggemann (Joh. Friedrich, Gedächtnisrede auf Cornelius S. 25). Später (1861 Jan. 30) machte Cornelius zu Brüggemann (allerdings übertrieben) die Bemerkung, daß seit Niebuhrs Tod kein historisches Talent in Bonn Anregung und Entwicklung gefunden habe, als durch die katholischen Dozenten. „Wo sind die Schüler Hüllmanns, Loebells und selbst Dahlmanns? Ich weiß keinen. Dagegen ist von Aschbach Ficker und Janssen ausgegangen." (Mitt. von Prof. Joh. Friedrich.)

1846/47 „Geschichte des Mittelalters“ und „Ältere römische Geschichte“, im Sommer 1847 „Geschichte des deutschen Volks und Reichs“ und „Geschichte der abendländischen Literatur in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters“. Aschbach war auch der Vermittler der Beziehungen, die sich zwischen seinen Schülern und Böhmer anknüpften, was für den Fortgang der deutschen Geschichtsforschung von großer Bedeutung wurde.

Als Historiker fungierte in Bonn überdies noch der alte von König Friedrich Wilhelm IV. wiederhergestellte E. M. Arndt[1]), ein Mann von berühmter Vergangenheit, aber als Professor nur wegen seiner originellen Persönlichkeit oder seiner Wunderlichkeiten frequentiert[2]). Ficker hat keine seiner Vorlesungen gehört, aber Wundershalber in seinem ersten Universitätsjahr bei ihm hospitiert[3]).

Von den außerordentlichen Professoren der Geschichte war Heinrich v. Sybel, der sich durch seine Kritik des heiligen Rockes in Trier (wie Ficker sagte) „unmöglich gemacht“ hatte, 1845 einem Rufe nach Marburg in Hessen gefolgt. Er hatte in Bonn mit Urlichs, dem Extraordinarius für alte Geschichte, zusammen eine „historisch-antiquarische Gesellschaft“ gegründet, die auch nach Sybels Abgang sich erhielt. Ludwig Urlichs[4]) war Rheinländer, eine bewegliche und weltläufige Natur; er hatte in Rom die Topographie der Stadt studiert, am Rhein die „Bonner Jahrbücher“ für Geschichte und Altertumsforschung ins Leben gerufen (1841), für die Sybel über rheinische Geschichte, Aschbach über römische Legionen ihm Beiträge lieferten. Bei diesem Urlichs hörte Ficker im Wintersemester 1846/47 „Alte Geschichte“ und „Thukydides Buch VI“, indem er zugleich bei demselben an den „Übungen einer historisch-antiquarischen Gesellschaft“ teilnahm. Denn am meisten Sorge machte sich der angehende Historicus, daß er in philologicis nicht bestehen könnte. „Schwer wird

[1]) Geb. 1769 zu Schoritz auf Rügen, seit 1817 in Bonn, gest. 1860.

[2]) Vgl. Albrecht Ritschls Leben S. 22. Jürgen Bona Mayer, Aus der Frankonenzeit S. 12. Willibald Beyschlag S. 112. R. Pauli nahm an Arndts Übungen in der vergleichenden Völkergeschichte teil. (Biogr. S. 26.)

[3]) Nämlich Arndts Kolleg über Ursprung und Art des deutschen Volkes. „Er macht einen ganz eigenen Eindruck auf dem Katheder; trotz der greisen Haare spricht er noch mit dem jugendlichsten Feuer; aus allen seinen Worten hört man noch die Begeisterung, die das deutsche Volk zur Zeit der Befreiungskriege so gewaltig erfaßte.“ (An die Mutter 1845 Mai 6.)

[4]) Vgl. dessen Biographie (von M. Hertz) in den N. Jahrb. f. Philologie und Pädagogik 1890 S. 611 ff. Urlichs, geb. 1813 in Osnabrück, aber in Aachen aufgewachsen, 1840 in Bonn habilitiert, 1844 Extraordinarius; 1847 ging er als Ordinarius nach Greifswald. Er starb 1889 als Professor in Würzburg.

es mir werden — so schreibt er noch vor Semesteranfang[1]) — mich wieder in die griechische und lateinische Sprache hineinzustudieren; auch neuere Sprachen werde ich treiben müssen. In diesem Semester werde ich wohl mit griechischer Geschichte und Sprache anfangen." Er hatte auch sofort den Herodot vorgenommen und einige Kapitel übersetzt. Die Vorlesungen und Übungen von Urlichs frequentierte er den ganzen Winter über „mit ununterbrochenem Fleiße und sehr erfreulicher Teilnahme", wie der Professor ihm bezeugte. Ficker selbst macht sich darüber wiederholt Notizen. „Bei Urlichs halten wir einmal die Woche eine Art Seminar ab, nur über alte Geschichte; ich lerne dort manches, fühle aber dabei, wie sehr ich in den alten Sprachen zurück bin; Urlichs selbst gefällt mir sehr gut"[2]). Nach den Weihnachtsferien, da Ficker durch Krankheit zu Münster zurückgehalten wurde, teilte ihm Urlichs in seiner Abwesenheit die Aufgabe zu, einen Aufsatz über Religion und Verfassung unter den Ptolomaeern zu schreiben: „eine für meine Kräfte schwere Arbeit, die mir allmählig freilich Vergnügen macht, mich aber sehr vom Nachholen des Versäumten zurückhält"[3]). Doch gieng er mit Eifer an die Sache; nach zwölf Tagen notiert er: „Meine Arbeit über die Religion Ägyptens in der alexandrinischen Periode kostet mir viel Arbeit; mit den Vorarbeiten bin ich so ziemlich fertig, doch sind mir manche Punkte noch sehr unklar, was wohl vorzüglich daher rührt, daß ich in der Geschichte der Philosophie jener Zeit unbewandert bin". Schließlich mußte er die Arbeit ganz umarbeiten, da er keine Inschriften benützt hatte[4]). Auch hielt er zwischenhinein einen Vortrag über den Todestag Alexanders des Großen. Er findet, daß ihm die Arbeiten fürs Kränzchen von Urlichs viel Mühe gekostet hätten. „Obgleich ich dabei auf ein mir fremdes Gebiet kam, gewährt mir am Ende doch jeder geschichtliche Stoff bei speziellerem Daraufeingehen Interesse". Er gedachte nachher die römische Geschichte (die er bei Dahlmann gehört hatte und deren ältere Periode eben Aschbach vortrug) vorzunehmen.

Das ganze Jahr hindurch wird fleißig Griechisch und Latein getrieben, Xenophons Memorabilien gelesen u. s. w.

Aus den Thesen, die Ficker bei der Promotion verteidigte, geht hervor, daß er Niebuhr und Heeren (deren Werke damals zu Grunde gelegt

---

[1]) Tagebuch 1846 Sept. 25 (Münster).
[2]) Tagebuch 1846 Okt. 28.
[3]) Ebenda 1847 Febr. 4.
[4]) Ebenda März 3.

wurden) genauer kennen gelernt haben muß[1]). Ebenso hat er als Professor in Innsbruck, wo er auch alte Geschichte sowohl zu lesen wie zu prüfen hatte, von dem, was er bei Dahlmann, Aschbach und Urlichs gelernt, angemessenen Gebrauch gemacht.

Daneben wurde das Mittelalter (bei Aschbach) nicht vernachlässigt. Als er nach jener Erkrankung, die sehr ungelegen kam, („da ich so gern recht fleißig zu Bonn arbeitete") wieder in Bonn eingetroffen war, notiert er: „Die Geschichte des Mittelalters habe ich nachgeschrieben und mich in die Unvollständigkeit meiner übrigen Hefte so ziemlich gefunden; aber leider fehlen die vier Wochen nicht allein im Hefte sondern auch im Kopf".

Er hörte überdies „beim Ultramontanen Clemens"[2]) Geschichte der christlichen Philosophie im Mittelalter, „ein Stoff der mich sehr anzieht, da ich einsehe, von welcher Wichtigkeit er für die Geschichte des Mittelalters ist". Doch hat der Eifer hierfür nicht angedauert. Am Schlusse des Jahres resumiert er: „Über alte Geschichte habe ich wieder eine Übersicht erhalten und mit der früheren Periode des Mittelalters bin ich ziemlich genau bekannt; auch das Griechische ist mir wieder geläufiger[3]) und vom Italienischen habe ich auch einiges gelernt. Mit der Philosophie bin ich freilich im Anfange stehen geblieben".

Da ein intimeres Verhältnis, wie es später zu Joh. Fr. Böhmer bestand, zu den Bonner Geschichtslehrern, selbst zu Aschbach sich nicht entwickelte[4]), war es für Ficker von Bedeutung, daß er in

---

[1]) These 1: Heerenii sententia, in regni Persarum satrapiis non penes eundem summam civilium atque militarium rerum fuisse, non probanda est. 2: Quod Niebuhrius Pelasgos prorsus alium atque diversum ab Hellenibus fuisse populum contendit, fallitur. — Daß J. G. Droysen seinen „Alexander d. Gr." mit 25 Jahren geschrieben, wurde in Innsbruck den Studenten in Erinnerung gebracht.

[2]) Hier ist (im Tagebuch) „ultramontan" mit Nachdruck gebraucht, da Clemens der Denunziant der Hermesianer und Güntherianer, für ihn die Philosophie nur eine „ancilla theologiae" war. Vgl. Friedrich, J. v. Döllinger II. 173, III. 140. Clemens kam 1855 als Professor nach Münster, wo er durch seine gewandten Umgangsformen auch beim Adel Anklang fand, zugleich den Beifall der Frau Präsidentin Scheffer-Boichorst gewann.

[3]) Er hatte den Rat Junkmanns befolgt und Privatstunden bei einem Philologen genommen, mit dem er griechische Geschichtschreiber las und lateinisch sprach.

[4]) „Dahlmann und Loebell und selbst Aschbach wirken dazu nicht genug ein. Niebuhr ist zu früh gestorben." Junkmann an Ficker 1852 Febr. 1. In einem früheren Briefe mahnt Junkmann (1851 März 3) in Bezug auf Aschbach: „Halten Sie sich mit ihm in persönlichem Umgang und zwar häufiger."

einen Kreis von geschichtsbeflissenen Westfalen und Rheinländern aufgenommen wurde, die des Studiums halber in Bonn weilten, aber doch schon in reiferem Alter standen. Sie bildeten nach der damals auf den Universitäten beliebten Art ein „Kränzchen", das jeden Sonntag zusammentrat; der Versammlungsort war das erhöht über dem Ufer des Rheins im äußersten Nordosten von Bonn gelegene „Schänzchen", das jetzt der Burschenschaft „Alemannia" als Kneiplokal dient.

Der älteste Teilnehmer war Wilhelm Junkmann, damals 35 Jahre alt, den wir schon kennen gelernt haben. Der zweite war Alexander Kaufmann, auch schon 29 Jahre alt, an dessen Familie die Frau Präsidentin ihren Sohn gewiesen hatte.

Alexander Kaufmann gehörte, wie auch W. Junkmann (den Annette von Droste in Bonn wiederholt besuchte) dem von Gottfried Kinkel uud seiner Johanna begründeten „Maikäferbunde" an, der übrigens damals seine Blüte schon hinter sich hatte [1]). Im Jahre 1843 war Kaufmann durch Aschbachs Vermittlung mit der Erziehung des jungen Fürsten von Loewenstein-Wertheim-Rosenberg betraut worden, was ihm allerlei Konnexionen verschaffte. Jetzt beschäftigte er sich in Bonn mit historischen Studien (nachdem er früher Jurist gewesen), dachte an Quelleneditionen (für die Mon. Germaniae historica) und an eine eventuelle Habilitation [2]).

---

[1]) Ficker erwähnt Kinkels nur einmal in einem Briefe an seine Mutter (1847 Febr. 17) gelegentlich einer humoristischen Theatervorstellung, die zu Fastnacht statthatte; „sie soll sehr witzig gewesen sein, so daß ich bedaure, nicht hingegangen zu sein. Unter den verschiedenen Stücken hat sich besonders eines vom Professor Kinkel ausgezeichnet, der Bergsturz zu Oberwinter." Prof. Nöggerath, der Mineraloge, hatte in Bonn und Köln zum Besten der Armen Vorlesungen darüber gehalten, so daß man fast von nichts anderem hörte, als vom Bergsturz. „Nöggerath wurde in dem Stück täuschend ähnlich dargestellt und soll ganz wütend darüber sein. Der Hauptwitz aber war folgender: Ein reicher Engländer aus Bonn reist einer Engländerin aus Koblenz entgegen, um sie ihrem Vater zu entführen. Der Bergsturz sperrt aber die Chaussee ab, so daß er auf der einen, sie auf der anderen Seite ist. Während sie jammert und klagt, ißt er auf der anderen Seite sehr gemütlich ein Beafstück; die Engländer waren auf jede Weise ins Lächerliche gezogen; endlich kommt sie herüber und gleich nach ihr erscheint auf der anderen Seite des Bergsturzes ihr Vater, der fürchterlich schimpft und verlangt, man solle den Bergsturz augenblicklich auf die Seite schaffen etc."

[2]) Ficker 1846 Nov. 8 über ihn an seine Mutter: „ein Sohn Kaufmanns, der Jura studiert hat, sich jetzt aber nur mit Geschichte beschäftigt und bei der großen Ausgabe der deutschen Quellenschriftsteller mitarbeitet, die zu Berlin mit Unterstützung der Regierung herausgegeben wird, die zu diesem Zwecke alle Bibliotheken Europas hat bereisen lassen" (was noch einige Unklarheit über die Mon. G. hist. verrät).

Der Dritte war der mit Kaufmann im gleichem Alter stehende Wilhelm Engelbert Giefers; er stammte aus Brakel (bei Paderborn), wohin seine Familie im 18. Jahrhundert aus Tirol gekommen war[1]). Giefers betrieb mit Eifer Paderbornische Geschichte und arbeitete eben an seiner Dissertation über das Römerkastell von Aliso.

Zu diesen Genossen gesellten sich noch einige andere Paderborner oder Münsteraner, die später verschollen[2]), nicht ohne daß Ficker sich zeitweilig um sie erkundigt hätte (wie man aus seinem Briefwechsel mit Giefers ersieht). In den Doktordissertationen von Junkmann und Giefers sind sie als „adversarii" genannt.

Über die Zusammenkünfte mit diesen Freunden notiert sich Ficker: „am angenehmsten verbringe ich den Abend Sonntags in dem Kränzchen mit Junkmann, Kaufmann, Giefers und Honcamp; wir besprechen zwar kein bestimmtes Thema, aber doch nur historische Gegenstände, wobei man manche Gesichtspunkte kennen lernt, an die man früher nicht dachte" [3]).

In dieser Zeit übte namentlich Junkmann auf Fickers Anschauungen großen Einfluß. Junkmann war eine feine poetische Natur, „ein prächtiges Original, katholisch fromm, ja im Sinne jener Zeit ultramontan, und doch ein treues deutsches Herz" — so charakterisiert ihn Willibald Beyschlag[4]), der mit ihm bei Gottfried Kinkel bekannt geworden war und ihn hochschätzte, da „dessen geistvolle aphoristische Geschichtsbetrachtung auf dem Grunde kindlich-romantisch-katholischer Frömmigkeit ihn lebhaft anzog", was er näher ausführt. „Dieser liebenswürdige Mensch, älter und reifer als wir, aber in seiner naiven Art sich uns gleichstellend, war auch ein begabter Dichter und als solcher in den ‚Maikäfer' gezogen; das westfälische Idyll, das er am Stiftungstage las, war die Perle des Tages". Beyschlag rühmt von Junkmann, daß dieser zwar „ein Parteigänger der Freiheit seiner Kirche gegenüber der Staatsbureaukratie, aber der Freundschaft

---

[1]) Wie Giefers selbst (1855) an Ficker schreibt: „Mein Urgroßvater kam 1742 aus Wens, Herrschaft Imst im oberen Inntal, nach Brakel." (Im 18. Jahrhundert kamen Tiroler öfter nach Westfalen, wie man aus gelegentlichen Bemerkungen von Justus Möser I. 176 f., VI. 92 entnehmen kann.) Über W. E. Giefers vgl. C. Mertens in der Zeitschr. f. vaterl. Gesch. Bd. 39, 2 (1881).

[2]) Salzmann (gest. 1877), Brinkmann, Strohtmann, Honcamp (später Redakteur des „Westf. Volksblatt" in Paderborn).

[3]) Tagebuch 1846 Nov. 28.

[4]) Vgl. W. Beyschlag, Aus meinem Leben (Halle 1896) S. 220 (1845): S. 227 (1846). Beyschlag ist der bekannte protestantische Theologe, zuletzt Professor in Halle.

mit einem evangelischen Christen unverschlossen gewesen sei". Als Junkmann (1847) promovierte, erscheint unter seinen Opponenten neben dem katholischen Geistlichen Bernhard Strohtmann der evangelische Theologe Franz Beyschlag (Willibald's Bruder) und Julius Ficker [1]). Es ist begreiflich, daß der reife Mann dem in seinen Grundsätzen noch nicht gefestigten Jüngling den größten Respekt einflößte — wie er ja auch der Annette von Droste-Hülshoff imponiert hatte.

Von der Intimität zwischen Ficker und Junkmann gibt sowohl der in den nächsten Jahren eifrig unterhaltene Briefwechsel, wie auch Fickers Tagebuch Zeugnis.

Im Jahre 1852 wirft Junkmann folgenden Rückblick auf sein Leben: „Es sind nun zwanzig Jahre, seit ich 1831 von Bonn zurückkam; seit der Zeit habe ich immer leiden müssen, weil ich ein guter Katholik war und endlich weil ich ein Münsterländer geblieben bin. Wie oft habe ich mein Bündel schnüren und ratlos in die Welt hinein müssen! Es ist wahr, Gott hat mich immerhin wieder auf die Beine gestellt; aber ich habe graue Haare darüber erhalten, meine Mutter ist tot, mein Vater ein alter Mann geworden und ich muß wie ein Abenteurer alle Tage von vorn anfangen." [2])

All dies machte auf Ficker Eindruck: „Junkmann ist eine Persönlichkeit (so notiert er sich), die mir täglich anziehender, täglich lieber und werter ist. Es ist ein kräftig strebender Geist in schwächlicher Hülle; er hat viel erduldet, sein Äußeres zeigt, wie er schon das Herbe des Lebens gekostet hat; sein Geist blieb ungebeugt. Seine oft etwas exzentrischen Ansichten bewundere ich, wenn ich sie schon auch nicht immer teile. Er ist ein tüchtiger Historiker, der nicht immer Namen an Namen und Zahl an Zahl reiht, sondern den Geist zu erfassen strebt, der die Geschichte belebt". In mancher Hinsicht grundverschieden von Ficker, der dem Freunde klagte, daß ihm die Ideen nicht flössen, er starr in der Richtung einer einmal angefangenen Untersuchung verharren müsse, während Junkmann vielmehr zu keiner Konzentration zu kommen bekennt: „ich gieng fast einen entgegengesetzten Weg; der Reichtum an Ideen hinderte mich lange und warf mich hin und her wie einen zu hoch beladenen Wagen" [3]).

---

[1]) Die beiden letzteren haben im Sommer 1848 sich in Berlin wiedergetroffen. Junkmann weist Fickern in einem Briefe auf den Verkehr mit Franz Beyschlag hin.

[2]) Junkmann an Ficker 1852 März 2.

[3]) Junkmann an Ficker 1848 Mai 4.

Auf die Krise, der Fickers kirchliche Anschauungen unterlagen, wirkte Junkmann lebhaft ein. Das Tagebuch konstatiert[1]), daß ihn jetzt ein mächtiges Gefühl zum Katholizismus ziehe. „Das Kennenlernen der christlichen Philosophie“ — im Kolleg von Clemens — „der Umgang mit Junkmann und Anderen, endlich mein geschichtliches Studium wirken darauf“. Und einige Monate später[2]): „es tritt allmählig eine Reaktion in meinem Innern ein, an dem der Umgang mit Junkmann nicht den geringsten Anteil hat“.

In welcher Weise Junkmann ihn beeinflußte, ersehen wir aus einigen Briefen. So schreibt er 1852 (Februar 1) an Ficker: „Alle Geschichtsforschung und Geschichtsbelehrung muß entweder von der Liebe zu den großen religiösen Ideen ausgehen oder von der Liebe zu Stamm und Heimat im engeren Sinne. Alles was dazwischen liegt, liegt in der Luft. Sie werden das ja selbst als Studiosus in Bonn gefühlt haben“. In einem Briefe 1848 (Mai 4): „Ihre Ideen werden wachsen, je mehr sie sich in der Kirche einwohnen werden. Sie glauben vielleicht kaum, welch ein Strom von geistigem Leben ihrem h. Urquell entströmt“.

Wir sehen aus Fickers Tagebuchnotizen, daß er eine Zeitlang auf die Ideen Junkmanns völlig eingieng. Als er während der Osterferien 1847 einen Ausflug zum Kloster Laach unternahm, schreibt er ganz im Sinne Junkmanns: „Der Anblick würde mich ergriffen haben, hätte ich auch nicht in der letzten Zeit fast ausschließlich im Mittelalter gelebt. Der stille See, die einfachen waldumkränzten Höhen, die prächtige Klosterkirche mit den gedrungenen Thürmen geben ein herrliches Bild, das uns die Gottseligkeit des früheren Mittelalters begreifen läßt. Hoch erhoben wird das Gemüt durch den Anblick eines gothischen Tempels, aber einen ungleich friedlicheren ruhigeren Eindruck machen diese abgeschlossenen Formen. Als die Kirche gebaut wurde, tobte draußen unter Heinrich IV. der heftigste Krieg, alles war in Bewegung; da mochte mancher in diesem abgeschiedenen Winkel Ruhe und Frieden suchen vor den Stürmen der Welt. Konnte doch das Herz der Gottesbraut nicht von Reue und Wehmut erfüllt werden, da sie vom Säulengang nicht hinabsah auf blühende Fluren; da kann die Welt, die in jedem Wesen liegt, sich entwickeln ...... Was mag dem Herzen die Ruhe geben? .... Es ist der Glaube, der feste feurig hingebende Glaube des Mittelalters; ohne ihn kann die ru-

[1]) Tagebuch 1846 Nov. 11.
[2]) Tagebuch 1847 Febr. 16.

higste Stätte den wahren Gottesfrieden nicht geben. Aber wie diesen Glauben wiederfinden?"

Aus den Tagebuchaufzeichnungen geht hervor, daß ihn auch später noch Skrupel befielen. Während bei Junkmann das Gefühl überwog, blieb bei Ficker der Verstand vorherrschend; wie er denn an Paul Scheffer-Boichorst einmal schrieb: „er halte auf die Religion weniger aus Gründen des himmlischen Wohles, als aus irdischen Rücksichten." [1])

Da Junkmann bald nach seiner Promotion [2]) Bonn verließ, um sich nach Berlin zu begeben, verlor das historische Kränzchen seinen Mittelpunkt, infolge dessen der Verband sich lockerte. Am 9. August 1847 promovierte auch W. E. Giefers [3]), wobei neben Dr. Salzmann und Dr. Brinkmann unter den Opponenten Julius Ficker nicht fehlt. Sonst hatte er in dieser Zeit „wenig genaueren Umgang außer mit dem Privatdozenten Grimm, den ich oft besuche, wo sich das Gespräch dann gewöhnlich auf geschichtliche Themata lenkt, wozu seine Dissertation über ältere fränkische Zustände viel Stoff liefert." [4])

Gegenstand der Kontroverse unter den Freunden war mehrfach die Beurteilung Kaiser Heinrichs II. in der Kirchengeschichte von Gfrörer — ein Werk das eifrig studiert wurde — wobei Junkmann für Gfrörer Partei nahm, Giefers von einer Überschätzung Heinrichs II. sprach, Ficker sich gegen Gfrörer erklärte. Ficker notierte sich über Junkmanns Promotion: „So geringfügig die Sache auch am Ende ist, so hatte ich doch keine Ruhe und Rast, bis sie vorüber war. Das öffentliche Auftreten scheute ich weniger als das Lateinsprechen". (Obwohl es nicht an Übung fehlte: „in unseren Kränzchen wird jetzt meistens Latein gesprochen"). „Zur Promotion hatte ich mich so eingepaukt, daß, wer mich hörte, ohne mich sonst zu kennen, einen vollendeten Lateiner vor sich zu haben glauben mußte. Ich opponierte der Thesis: ‚Gförerus merito Henricum sanctum conservatorem et restitutorem imperii praedicat', wobei ich denn doch den Philologen zeigen konnte, daß ich, so betrübt es mit meinen Kenntnissen

---

[1]) Mitteilung von Paul Scheffer-Boichorst, 1875 Januar.

[2]) Diese fand 1847 März 19 statt. — Ficker schreibt an seine Mutter am 11. Februar: „Vor acht Tagen hat Junkmann sein Examen zum Doktor gemacht und glänzend bestanden, wie mir heute der Professor Aschbach sagte." — Die Dissertation lautete: De vi ac potestate quam habuit pulchri studium in omnem Graecorum et Romanorum vitam (Bonnae 1847). Sie ist den Geheimräten Aulike und Brüggemann gewidmet.

[3]) Mit der Dissertation: De Alisone castello deque cladis Varianae loco (Krefeld 1847).

[4]) Tagebuch 1846 Nov. 28.

des Altertums aussieht, doch wenigstens einige mittelalterliche Weisheit geschluckt habe“.

Der Doktorschmaus wurde auf dem „Schänzchen“ abgehalten, wobei Ficker sich ausnehmend gut unterhielt. „Ich war so froh, das große Werk vollbracht zu haben“.

Bereits hatte Ficker selbst das Thema für die künftige Dissertation sich gewählt. Anfangs dachte er an einen Gegenstand aus der westfälischen Geschichte, da er „dort schon manches vorgearbeitet“ hätte. „Das Herzogtum in Westfalen bietet vielleicht einen Stoff dar und ich suche eifrig, ob vor Heinrich dem Löwen die Billunger oder Nordheimer das Herzogtum in Westfalen gehabt haben“ [1]). Einige Monate später [2]) hat er seine Absicht geändert: „Eine Dissertation übers Herzogtum Westfalen zu schreiben will mir nicht mehr zweckmäßig erscheinen, da ich zu wenig Positives finde. Schaumanns Geschichte des niedersächsischen Volkes brachte mich auf Adalbert von Bremen [3]), doch spricht mich jetzt der Erzkanzler Reinald von Köln mehr an. Manche interessante Sachen, wie das Verhältnis der deutschen Bischöfe zum Papste würden dabei zur Sprache kommen.“ Zu Ostern (1847) fing er an, für den Reinald das Material zu sammeln, was den Sommer über fleißig fortgesetzt wurde. Bald beschäftigte ihn der Kampf des Reiches mit den italienischen Communen.

Während Ficker im Wintersemester den Verkehr mit seiner Verbindung unterbrochen hatte, um sich in sein neues Studium besser einarbeiten zu können, trat jetzt das „Kränzchen“ in den Hintergrund. Dafür schloß er sich wieder näher der Frankonia an, schrieb Bierzeitungsartikel, machte dem Sprecher Overbeck Opposition, half die Wahl von Speltz [4]) herbeiführen, „erzählte den horchenden Füchsen von den glanzvollen Tagen seiner Fuchssemester mit derselben freudigen Wehmut, womit ein alter Held nur von den Heldentagen seiner Jugend spricht“ und hielt auf dem Schlußkommers (im Juli) „eine patriotische Rede aus Opposition gegen den Heidelberger Radikalismus“ (wobei man sich vergegenwärtigen muß, daß Karl Schurz aus Liblar bei Köln seit dem April (1847) der Frankonia angehörte und ganz anderen Tendenzen huldigte [5]), worüber er mit Ficker diskutierte).

---

[1]) Tagebuch 1846 Nov. 4. — Vgl. Engelbert der Heilige S. 228 ff.

[2]) Ebenda 1847 Febr. 16.

[3]) Über diesen hatte 1840 Heinrich von Sybel seine Antrittsvorlesung als Dozent gehalten. Varrentrapp S. 22.

[4]) Später Senator und Bürgermeister von Frankfurt a. M.

[5]) Vgl. Karl Schurz, Lebenserinnerungen S. 93 f. Auch Schurz tat sich durch Bierzeitungsartikel hervor. — Schurz hörte zunächst bei Aschbach und Ritschl, willens Historiker zu werden.

Ebenso machte Ficker in diesem Sommer das deutschvlämische Sängerfest zu Gent und Loewen mit, freundete sich auch dort mit den Studenten an, trank wie erwähnt und hielt eine Rede. „Ich preise mich glücklich, daß ich noch ganz zuletzt mich zum Mitgehen entschloß“. Er verdankte diesem Feste die „Kenntnis eines Volkes, das mit uns enge verknüpft ist durch die Sprache, Sitte und gemeinsame historische Erinnerungen“. Er freut sich, daß die Überlieferung an die Helden des Volkes eine lebendige ist, „während man in Deutschland ins blaue hinein experimentiere“.

Darüber ging das Sommersemester 1847 zu Ende. Ficker hatte in Frankfurt, wo er seine von Kissingen zurückkehrende Mutter erwartete, die Bibliothek benutzt und dabei den „vortrefflichen Bibliothekar Böhmer kennen gelernt, bei dem er manche ungedruckte Sachen für seinen Reinald verglich“ [1]). Dann unternahm er eine Ferienreise nach Italien, die ihn um so mehr interressierte, da er wegen seiner Arbeit über Reinald viel mit lombardischer Geschichte sich beschäftigen mußte. „Ich werde den Weg gehen, den die Kaiser nahmen, als sie in den Tagen des Glanzes hinzogen zum ewigen Rom, ich werde das stolze Mailand, das mächtige Venedig sehen. Es ist etwas herrliches um die Geschichte, um den Genuß, das Große was geschehen, noch einmal durchleben zu können“.

Die Tour führte zunächst nach der Schweiz, wo man nachholen konnte, was voriges Jahr wegen der Gesellschaft von Mutter und Schwester unterblieben war. Er kommt nach Einsiedeln (wo er Bemerkungen über die Wallfahrer und die „Marterln“ macht), besteigt von Engelberg aus den Titlis, zieht auf der Gotthardstraße bis Andermatt, über die Furka, Rhonegletscher, Grimsel, Haslital, Scheideck (die Besteigung des Faulhorn durch das Wetter vereitelt), Grindelwald nach Interlaken. Dann über Bern nach Lausanne (Bemerkungen über Papst Felix V., „den Basler Papst, mit dem die Hoffnung auf Reformation in der Kirche verschwand“) [2]), weiter nach Chamouny (Schönheit des Montblanc bewundert), über den Col de Balme nach Martinach, von da nach Brieg, dann über den Simplon nach Italien (Gefühle beim Betreten italienischen Bodens!); — der Lago Maggiore — „das Territorium, das Friedrich meinem Reinald schenkte“ — Legnano. Am 3. September ist der Reisende in Mailand, wo alles Sehenswürdige (die Scala, der Dom, das Café vor dem Domplatz) Beachtung findet: „übrigens hat Mailand außer seinen Kirchen wenig

[1]) Tagebucheintragung 1847 August 8.

[2]) Papst Felix V. spielt in der Kölnisch-westfälischen Geschichte eine Rolle, daher die Erinnerung.

altertümliches; fast nichts erinnert an die Zeiten, wo es so großartig gegen die Hohenstaufen kämpfte". Er besucht Monza: „in der alten lombardischen Krönungsstadt wurden viele historische Erinnerungen in mir wach". Er denkt an Theodelinde, an Otto III. „Da sah ich noch Stücke von Friedrich I. Palaste". Er fragt sich, „ob die deutschen Krieger auch damals schon von den schwarzäugigen Monzanerinnen entzückt waren?"

Über Pavia und Tortona („mir beide von Friedrich I. her wohlbekannt") geht es nach Genua, wo er fünf Treppen hoch wohnt, mit Aussicht auf den Hafen: „aber keine deutsche Flagge erinnerte uns hier an unser Vaterland, kein Wunder, daß der Italiener nur ein Österreich, Preußen etc. kennt, aber kein Deutschland".

Von Genua nach Livorno. „Von hier an war meine Bewunderung zwischen Pio IX. und der Schönheit des Landes geteilt; der Großherzog von Toscana hatte eben dem Drängen des Volkes nachgegeben und die Errichtung der guardia civica verfügt." (Festfeier.) In Pisa: der „Campo santo so friedlich, daß ich den edlen Luxemburger fast um den Platz beneidete. Gar zu gern möchte ich hier mal in den Archiven weilen, fällt doch die Blüte der Stadt in den Zeitraum meiner Hohenstaufen."

Dieser Wunsch sollte ja binnen wenigen Jahren in Erfüllung gehen. Die Heimkehr dürfte über Venedig erfolgt sein[1]).

Es war ihm früher einmal geraten worden, eine der süddeutschen Universitäten: München, Tübingen oder Freiburg zu besuchen[2]). „Sollte der berühmte Historiker Gfrörer nach Freiburg kommen, so würde ich dort viel lernen können." Jedenfalls wäre es wegen der künftigen Anstellung gut, auch eine rein katholische Universität besucht zu haben.

Jetzt entschloß er sich gleichwohl der Ausarbeitung seiner Dissertation wegen den Winter über in Münster zu bleiben. Er ließ sich im Oktober 1847 an der „kgl. preußischen theologischen und philosophischen Akademie" immatrikulieren und belegte mehrere Vorlesungen: bei dem Historiker Grauert, bei dem Philologen Winiewski; er gedachte auch Kirchengeschichte bei Kappenberg zu hören.

„Einförmiges Leben. Morgens zwischen 7 und 8 aufgestanden, beim Kaffee die Kölner Zeitung gelesen (hier am Ende der Welt); dann

---

[1]) Das Tagebuch bricht vorher ab.

[2]) Brief an die Mutter 1846 Nov. 8. Mit Bezug auf den Sommer 1847. „München ist sehr ungesund." Die letzte Zeit seines Studiums müsse er jedenfalls in Berlin zubringen.

wird bis 10, 11 oder 12 Uhr geoxt, je nachdem ich Kolleg habe. Mittelalter und neuere Geschichte bei Grauert [1]), griechische Altertümer bei Winiewski gefallen mir schon gut, weniger die Kirchengeschichte bei Kappenberg, die ich daher noch nicht viel besuchte."

Um 2 Uhr pflegte er mit einem philologischen Freunde um die Stadt herumzulaufen, „wobei uns fast immer dieselben uninteressanten Personen begegnen." Dann in der Regel bis 5 Uhr Kolleg; Besuch beim Großvater; 5½ bis 9 und 10 bis 12 wird meist geoxt. Morgens nehme ich allgemeine Geschichte vor, jetzt die griechische; Abends übersetze ich den Herodot und arbeite an meiner Dissertation; gewöhnlich widme ich eine Stunde meinem Vetter Oskar [2]), dessen Anhänglichkeit an mich mich sehr erfreut, und nebenbei denke ich, docendo discimus; zur Belohnung erkläre ich ihm dann Wappen und erzähle ihm westfälische Geschichte. An Sonn- und Feiertagen erlaube ich mir selbst zur Erholung westfälische Geschichte zu treiben." [3])

Mehrmals die Woche besuchte er das Theater: „der einzige Ort, wo ich mit der Welt in Berührung komme." Uriel Acosta machte großen Eindruck. Als aber von Alexander Dumas ein wertloses Stück „Drei Tage aus dem Leben Napoleons" aufgeführt wurde, wirft er die Frage auf: „warum erzählt man uns nichts von der Größe der deutschen Nation?" Er gibt zugleich die Antwort. „Wir haben unsere großen Tage gehabt, wir haben sie gehabt, als der Rotbart das einige Deutschland in den Kampf führte gegen welsche List, als wir 1813 bis 1815 die Fremden vor die Türe setzten .... Noch hoffe ich den Tag zu erleben, wo ich mich nicht zu schämen brauche ein Deutscher zu sein, wo überall in deutschen Gauen die schwarzrotgoldene Fahne weht, ob ihr Mittelschild der Adler Preußens oder Baierns Wecken zieren, wo die deutsche Flagge der Hansa Schiffe ziert, wo der Doppelaar noch einmal seine Schwingen entfaltet. Ja deutsche Fürsten, das Banner pflanzet auf, sonst zittert, die alles nivellirende Zeit wird sonst auch euern Tron abtragen .... Und die deutschen Bürger! Wahrhaftig trotz aller Versicherungen Grauerts,

[1]) Grauert las „über neuere Geschichte seit dem westfälischen Frieden" und „Kulturgeschichte des Mittelalters". — Wilhelm Heinrich Grauert, geb. 1790 zu Salinghausen bei Arnsberg in Westfalen, 1825 Privatdozent in Bonn, seit 1828 Professor in Münster. Hat philologische Arbeiten aufzuweisen, dazu die „Christine Königin von Schweden und ihr Hof" (1835). Gest. 1852 Jan. 10 in Wien.

[2]) Ein Verwandter des Präsidenten Scheffer von seiner ersten Frau her, der ins Haus aufgenommen war.

[3]) Tagebuch 1847 Nov. 11.

der deutsche Michel mag doch ein Wesen von Fleisch und Blut sein" .... Er wendet sich gegen die Ansicht, daß die deutschen Kaiser zu langweilig seien, daher Napoleon auf die Bühne gebracht würde. „Ich will Euch nicht beschwören, Ihr herrlichen Gestalten, wo Ihr auch ruht, sei es in Italien, der großen Grabstätte der Deutschen oder zu Aachen oder zu Speier und wo es sonst sei in den deutschen Gauen; aber langweilig, das ist zu arg"[1])!

Als das Stück „Ein deutscher Leineweber" (Fugger) aufgeführt wurde, äußert er seine Freude „einmal einen nationalen Stoff auf der Bühne zu sehen". Er möchte selbst Vaterländisches dramatisch behandeln.

Er schrieb damals, um das Interesse an der heimischen Geschichte zu wecken, einige Artikel für den „Westfälischen Mercur". Als er aber ein altes plattdeutsches Spottgedicht ins Unterhaltungsblatt setzen ließ, hatte er gleich beim ersten, was er drucken ließ, mit dem Censor zu tun. „Möge dies kein böses Omen sein". Dann arbeitete er an einem populären Aufsatz über die Münsterischen Gilden, der unbeanständet erschien[2]). Das führte ihn auf die „Erbmänner" und auf die Geschichte der Münsterischen Stadtverfassung überhaupt[3]). Er macht die althergebrachten Festlichkeiten mit, so im Schützenhause, ebenso die der S. Petribruderschaft des Roggenmarktes[4]); er war da zuerst mit der Mutter zum Essen und am Abend zum Ball. „Ein schönes Denkstück aus guter alter Zeit: der ehrwürdige vorsitzende Priester zum Gebet auffordernd, Wahlzeremonien in alter Weise: Aldermänner, Scheffer u. s. w. Ich glaubte mich ins Münster vor der Fremdherrschaft versetzt, aus der nur so wenig von alten Verhältnissen gerettet ist"[5]).

---

[1]) Tagebuch 1847 Dez. 11.

[2]) Im „Westfälischen Merkur" 1848 Jan. 2.

[3]) Vgl. oben S. 12. Hiezu C. v. Olfers, Beiträge zur Gesch. der Verfassung und Zerstückelung des Oberstiftes Münster (1848) S. 2: Zum Adel gehörten auch die Erbmänner, welche in der Stadt Münster wohnten, in deren Umgebung begütert waren und von altersher immer zu den Bürgermeisterstellen gewählt wurden, daher die Patrizier der Stadt Münster genannt werden können. — (Ficker setzte uns einmal den Unterschied des italienischen Municipaladels und des deutschen Landadels auseinander; ersterer mußte schon im 12. Jahrh. die Bedingung eingehen, 6 Monate in der Stadt zu leben. In Deutschland behielt der Adel seinen Sitz auf dem Lande; eine Ausnahme machte Münster, wo der Adel auch früher im Winter auf 2—3 Monate in die Stadt zog.)

[4]) Über den Roggenmarktpeter vgl. Zeitschr. f. vaterl. Gesch. 1903 (61) S. 135.

[5]) Tagebucheintragung 1848 Febr. 1.

Er freut sich auch, mit Adolf Zurmühlen, einem eifrigen Antiquarius, Umgang zu haben, mit dem er „doch wenigstens über Erbmänner sprechen kann.“

Auch sein Reinald interessiert ihn immer mehr: „es ist ein herrlicher Stoff.“ Er excerpiert Leo's Geschichte von Italien, klagt, daß er aus den Vorlesungen keinen Nutzen zu ziehen vermöge. „Grauert gefällt mir weniger wie im Anfang: im Mittelalter scheint er nicht stark zu sein, von Urkunden mag er nicht viel wissen, überall merkt man ihm den Philologen an; zudem scheint er mir nicht viel Charakter zu haben. Ich machte das Examen gerne hier, aber ich hätte keine Lust, mich vorzugsweise mit Philologie und alter Geschichte quälen zu lassen“ [1]).

Er fragte sich, was er im zweiten Semester tun solle, ob nach Berlin gehen oder in Münster bleiben. „Für meine Studien wäre das erstere wohl das bessere, teils wegen der dortigen bedeutenden Hilfsmittel und teils weil ich mich hier zuviel mit Münsterischer Geschichte beschäftige; andererseits wäre wohl nicht viel verloren, das Semester ist kurz und der Sommer hier so schön“. Er freut sich der Spaziergänge an die Werse und nach dem Grael [2]). Schließlich macht sich wieder der andere Gedanke geltend: „Ich treibe mich jetzt so viel mit Münzen, Urkunden, Handschriften etc. herum, daß ich, so viel Vergnügen es mir macht, doch oft wünsche, ruhig in Berlin zu sitzen, wo mich so etwas nicht vom Studieren abhalten wird.“

Da traten die Unruhen des Revolutionsjahres ein, welche vom Studieren noch weit mehr abdrängten, da alle hergebrachten Verhältnisse ins Schwanken gerieten.

---

[1]) Tagebuch 1848 Febr. 20. Grauert wurde auch von Junkmann nicht hoch taxiert.

[2]) Die Tour nach Wesentrup lobte er wiederholt: „Die Werse mit ihrer Umgebung von Eichen- und Buchenwäldern, mit den einzelnen Höfen, mit der immerwährenden Abwechselung von Wäldern, Äckern und Heiden. Auch die Heiden haben ihr anziehendes. Kein Land trägt so den Charakter der Unveränderlichkeit. Das muß vor 1000 und 2000 Jahren ebenso ausgesehen haben, derselbe Menschenschlag muß da gehaust haben.“ (1847 Mai 27, wo er auf einer Pfingstfahrt nach Münster gekommen war.)

III. Kapitel.

Die Revolutionszeit 1848 und 1849: Münster, Berlin, Frankfurt a. M. Examina in Bonn.

Die Gedanken, die sich der junge Ficker bisher über Politik, Kommunismus, Sozialismus, Religion und Philosophie gemacht hatte, sind bereits berührt worden. Auch der Gegensatz, in dem Westfalen zu Preußen stand. Als der Studiosus im Jahre 1846 seine Mutter nach Brüssel begleitete, wo die Schwester ihre Erziehung vollendete, benützte er die Gelegenheit, um sich mit in Preußen verbotener Lektüre zu versehen; er kaufte „Das enthüllte Preußen" (von Johannes Scherr) und den „Prozeß Heinzen", Schriften, die damals Aufsehen erregten [1]).

Der Februar 1847 brachte das Patent über die vereinigten Landstände — „eine Bürgschaft für die fernere Ausbildung unseres Staatslebens. Vor einem Jahr, wo mir noch so manche radikale Idee im Kopf spuckte, hätte ich freilich nicht genug daran aussetzen können" [2]).

Ein Jahr später finden wir am 27. Februar die Pariser Ereignisse notiert; es wird der Gährung in Italien und des kaum beendigten Bürgerkrieges in der Schweiz gedacht (dessen Nachwehen Ficker an Ort und Stelle kennen gelernt hatte), schließlich bemerkt, daß auch Schleswig-Holsteins Geschicke zur Entscheidung drängen.

„Was wird aus dir werden, mein deutsches Vaterland? Welche Rolle wirst du bei den Ereignissen spielen? . . . . Ich vertraue fest darauf, wenn du einig bist und stark, so wird sich das Schlimme in

---

[1]) Vgl. Treitschke V. 212; 274. Auch Temme, Erinnerungen.

[2]) Tagebuch 1847 Febr.

Gutes verkehren; gereinigt von den Schlacken, die man 1815 hat kleben lassen, wirst du einig, stark und wahrhaft frei aus dem Kampf hervorgehen. Zweierlei scheint mir ein großes Glück für Deutschland zu sein; einmal, daß Preußen wenigstens den Anfang eines freieren politischen Lebens gemacht hat, andererseits daß Belgiens Politik jetzt mehr denn je mit der deutschen verknüpft ist."

„Wäre ich beim Militär, so würde ich wohl nächstens marschieren müssen; und ich kann es nicht leugnen, ich hätte das zur Abwechslung ganz gerne getan."

In den nächsten Tagen war die französische Revolution das einzige Tagesgespräch in Münster. Man sang das Girondistenlied und dachte an die Vertretung des deutschen Volkes beim Bunde.

Am 15. März: „In Frankfurt weht vom Bundespalast die schwarzrotgoldene Fahne. Und auch der Doppelaar darf wieder seine Schwingen entfalten .... Welche Erinnerungen knüpfen sich nicht an jene Farben, an das alte ehrwürdige Reichswappen. Als des deutschen Reiches Herrlichkeit auf ihrem Gipfelpunkt stand unter dem ersten Friedrich, da wehte vom hohen Glockenturm des stolzen Mailand die Fahne des römischen Reiches; zu wie herrlichen Siegen sind nicht die Deutschen dem schwarzrotgoldenen Banner gefolgt! ..... Wie freut es mich, eine solche Zeit erlebt zu haben! Wie oft wünschte ich, die Begeisterung von 1813 gesehen zu haben!"

Die nächsten Tage zeigten, daß der Adel für seine Fideikommisse fürchte, während das Volk gleichgültig blieb: „nur religiöser Druck würde das Volk zum Aufstande bringen." Aber man steckte die schwarzrotgoldene Kokarde auf („was mögen die alten Burschenschafter denken!"), die Bürger bewaffneten sich. „Heute morgens war ich beim Rektor, um auch die Bewaffnung der Studenten zu erwirken. Wie viele meiner Universitätsfreunde mögen am Kampfe zu Berlin glorreichen Anteil genommen haben, mögen vielleicht gefallen sein! Überall, zu München, zu Wien, zu Berlin hat sich die deutsche Jugend herrlich bewährt. Und gerade jetzt hierher verschlagen zu sein!"[1])

Ficker teilte die allgemeine Aufregung, er wurde Bürgergardist und Vorstandsmitglied der Zeitungshalle. „Meine geschichtlichen

[1]) Tagebuch 1848 März 20. Vgl. einen Brief vom 4. April, den Frau Julie Hüffer, die Gattin des Bürgermeisters von Münster, an ihre Verwandten nach Bonn schrieb, in der Biographie Leopold Kaufmanns S. 72: „Die Bürgerwehr ist vortrefflich organisiert, schon 2000 Mann." Die Tage vorher war es sehr unruhig gewesen.



Studien leiden sehr in dieser Zeit.“ „Ich beschäftige mich eifrig mit Staatswissenschaften, da ich hoffentlich noch dereinst Gelegenheit haben werde, mitzuarbeiten an der Gestaltung unseres öffentlichen Lebens“. „Schönes Wetter, so daß ich fortwährend herumbummle.“ „Oft verspüre ich nicht geringe Lust, eine Freischärlerspritze nach Schleswig zu machen“. So gehen ihm Anfangs April die Gedanken durcheinander [1]). Er ist noch zu keiner bestimmten Anschauung gekommen. Doch die Bewegung schreitet vorwärts: „Das alte System der Volksbevormundung ist gestürzt“; mit ihm seine Stützen: Aristokratie, Bureaukratie, Militär. Man erlebt den Gesinnungswechsel vieler: „Ich brauche vor der neuen Zeit nicht zu erröten; ich habe die Mängel unseres sozialen Lebens lange gefühlt“ .... „Vor allem habe ich nie den Glauben fahren lassen an eine glorreiche Auferstehung deutscher Nation“. „Sollte ich den Lehrstuhl besteigen, so werde ich nicht mehr die Worte ängstlich abzuwägen brauchen, auch die Wissenschaft ist ja frei geworden“ [2]).

Am 27. April: „Die Nachricht vom Siege der Deutschen bei Schleswig am Ostermontage hat mein deutsches Herz hoch erfreut .... Übrigens bin ich fast nur mit Politik beschäftigt, mit der Zeitungshalle, dem konstitutionellen Klub und den Wahlangelegenheiten.“

Am 1. Mai: „Münster hat durch die Wahlen der Wahlmänner ein ganz anderes Ansehen; wie es sich denken lies, wurden viele Geistliche und durchgehends Katholiken und Münsteraner gewählt [3]). Gestern habe ich noch zu Guterletzt als Bürgergardist Wache getan; es war ganz famos auf dem alten Friedenssaal [4]), ein Maler hätte sich keinen besseren Stoff wünschen können“ [5]).

Da er bei alledem in Münster den Mangel an Büchern und an wissenschaftlichem Umgang empfand, hatte er beschlossen, für das Sommersemester nach Berlin zu gehen, womit die Mutter sehr einverstanden war, um ihn dem Münster'schen Treiben zu entrücken.

Am 2. Mai reiste Ficker nach der preußischen Hauptstadt ab, wo er mit anderen westfälischen Studenten zusammentraf und sich zu orientieren suchte. Schon nach vier Tagen notiert er: „Bei der

---

[1]) Tagebuch 1848 April 2.

[2]) Ebenda April 20.

[3]) Darunter der Bischof von Münster (1847—1870) Joh. Georg Müller; ferner Junkmann.

[4]) Im Erdgeschoße des Rathauses, wo 1648 Okt. 24 der westfälische Friede geschlossen ward.

[5]) Tagebuch 1848 Mai 1.

Studentenwehr bin ich ein sehr eifriges Mitglied; gestern war ich schon auf der Wache im königlichen Schloß“[1]). Zugleich berichtet er Näheres an seine Mutter: „Ich war von vorgestern Abend 7 Uhr bis gestern 7 Uhr durch die Wache auf dem königlichen Schlosse in Anspruch genommen. — Ich lies mich in der Studentenwehr in die Rotte Glaser aufnehmen, die meist aus baumstarken Westfalen besteht; wir tragen Büchse und Hirschfänger von den Gardeschützen; dazu graue Freischarenhüte mit schwarzer Feder. Die Wache trifft jede Rotte nur alle vier Wochen, ich habe sie daher gleich mitbezogen. Die Studenten haben nur fünf Posten vor den Gemächern des Königs und der Königin zu besetzen; die übrigen Posten haben die Bürger; unser Wachlokal ist der Schweizersaal des Schlosses. Ich habe viermal zwei Stunden Posten gestanden; gestern Morgen 9—11 vor dem Zimmer des Königs; da er um 10½ von Potsdam kommen sollte, hatte ich mich bestens aufs Präsentieren eingeübt; er kam aber erst nach 11 Uhr, als ich schon abgelöst, und sprach wie gewöhnlich mit dem Posten und es tat mir leid, daß es mich nicht traf, da ich gern gesehen hätte, in wie weit er durch die Vorfälle verändert sei“[2]).

Es folgten vom 12. bis 15. Mai die Bewegungen wegen der Rückkehr des Prinzen von Preußen aus England. „Eine Nacht wachte ich bei der königlichen Bibliothek und wäre es zum Kampfe gekommen, so hätte ich diesen Posten gegen jeden Angriff und kräftig verteidigt“[3]). Aber er fand nirgends eine Partei der er sich hätte rückhaltlos anschließen können[4]). Die Studenten selbst waren unter sich zerfallen; die eine Partei sind die Radikalen, „die andere ist mir zu preußisch, während meine Hoffnungen und Wünsche sich nur aufs Gesamtwohl des großen Deutschen Vaterlandes und die möglichst selbständige Entwicklung des westfälischen Stamms in ihm und mit ihm richten. Preußens Zukunft liegt mir ferner; ich glaube, daß die Zeit nicht mehr so weit liegt, wo Münster nur noch von Frankfurt, nicht von Berlin sein Heil erwarten wird“.

---

[1]) Tagebuch 1848 Mai 6.

[2]) Es standen damals bei der Studentenwehr auch Paul Heyse, Otto Ribbeck, Franz Beyschlag.

[3]) Tagebucheintragung vom 23. Mai.

[4]) In dem Briefe an seine Mutter 1848 Mai 6 bemerkt er: „Die Hauptfrage ist Posen; die Reaktion ist in den östlichen Provinzen weit stärker als ich dachte.“

Er besuchte beide Klubs, die miteinander rivalisierten, den politischen und den konstitutionellen[1]). „In letzterem gefiel es mir bei weitem besser, ich habe dort viele Herzen gefunden, die für Deutschland schlagen; ich mag in diesem lieber auf der linken, als in jenem auf der rechten stehen“[2]).

Im Allgemeinen behagte es ihm in Berlin nicht; er machte zu Pfingsten eine Fußreise im Thüringerwald[3]), wurde unwohl, kehrte zurück und fand neuerdings Berlin „widerwärtig durch das Altpreußentum, das nach der Wahl des Erzherzogs Johann an allen Enden hervorguckte“. Er fühlte sich geistig deprimirt, zumal (abgesehen von der Bibliothek, die fleißig benutzt wurde) auch in wissenschaftlicher Beziehung fast nichts zu holen war. Nur die Vorlesung Carl Ritter's „Geographie von Europa“ zog ihn an. Bei Sigfried Hirsch hatte er ein Kolleg über „Staatsrecht und Politik“ belegt, das der Professor „mit vorzüglichem Eifer“ testiert, vom Studenten aber in seinem Tagebuch nicht erwähnt wird. Weder Ranke noch Homeyer sind von diesem gehört werden.

Ficker wurde am 12. Juli in Militärangelegenheiten vorzeitig nach Münster zurückgerufen, wo er endgiltig vom Dienst befreit wurde[4]). Sonst wäre er bei den Husaren in Bonn oder den Uhlanen in Münster eingetreten, da er die Bedeutung der Waffenfähigkeit keineswegs unterschätzte, vielmehr lebhaft wünschte, „so viel vom Kriegshandwerk zu wissen, um dann nützen zu können, wenn es eine Sache gilt, für die man mit Freuden einstehen möchte“[5]).

Als Ficker nach Münster zurückkehrte, wehte hier ein ganz anderer Wind als in Berlin. Wer von der Einheit Deutschlands redete und auf die Nationalversammlung zu Frankfurt am Main alle Hoffnung setzte, konnte des Beifalles sicher sein. Die Wahl des Erzherzogs Johann von Österreich zum deutschen Reichsverweser wurde in Münster, wo man die Herrschaft österreichischer Erzherzoge gewohnt war, mit Freuden begrüßt. Man huldigte ihm und feierte

---

[1]) Vgl. Otto Ribbecks Erinnerungen; ferner den Briefwechsel des Königs Friedrich Wilhelm IV. mit dem Ministerpräsidenten Ludolf Camphausen. Deutsche Revue 1905 Dez., 1906 Jan. — Der „politische Klub“ war republikanisch gesinnt.

[2]) Tagebuch 1848 Mai 23.

[3]) Wo damals das „Studentenparlament“ in Eisenach tagte. Vgl. v. Ernsthausen in seinen Memoiren S. 72; Spielhagen, Finder und Erfinder I 269.

[4]) Wegen Kurzsichtigkeit und periodischen Kopfschmerzes (15. Juli 1848.)

[5]) Bemerkung im Tagebuch 1850 Nov. 16, gelegentlich der Mobilisierung gegen Österreich, wobei ihm unwillkürlich der Wunsch kam, auch mobil zu werden, weil die Ruhe langweilig werden möchte; „gewiß nicht der preußischen Ehre wegen, die mir ein höchst gleichgiltiger Gegenstand ist.“

Feste, die einen stark antipreußischen Charakter annahmen[1]). Man zerriß die preußischen Fahnen, sang Spottlieder auf die Preußen, von denen der politische und religiöse Druck bisher ausgegangen. „Sie saßen in ihren einträglichen Stellungen, ohne einen Begriff von dem Charakter der Westfalen zu haben; diese Ruhe als Phlegma auslegend und glaubend, man fühle sich hier glücklich unter preußischem Szepter, man dürfe dem dummen Volk hier bieten was man wolle“. Ficker hörte einen Altpreußen händeringend sagen: „Aber, mein Gott, hier ist ja nichts mehr preußisch“ (als ob man hier je preußisch gesinnt gewesen wäre! Preußen nannte man uns nur, wenn man uns einen Schimpf antun wollte)[2]). In der Tat hieß es: „Freiheit un republik, dan sinn wi de prüissen quiit“[3]). Auf dem Volksfest, das in der Lütkenbeck abgehalten wurde, hatte Ficker seine Freude an dem biederen, kernigen Schlag Leute, dessen Selbstgefühl bisher von oben erstickt gewesen war. Diese Altpreußen seien doch nur „germanisch übertünchte Slaven“ (ein Gegensatz, der in politisch erregten Zeiten immer wieder hervorgekehrt wird)[4]). Mögen sie hinter der Elbe sitzen und schwelgen in dem Gedanken, eine große Macht zu sein, und mögen sie sich wieder schinden lassen von Beamten und Krautjunkern; aber diesem Volk zu Gefallen sollten Rheinland und Westfalen auf alle ihre deutschen Hoffnungen verzichten? Knüpft uns aber ein größeres Interesse an Berlin als an Frankfurt? Wir wollen deutsch werden; werden wir es nicht mit Preußen, so werden wir es hoffentlich ohne dasselbe und neben dem Kaiser ist ein König ja auch überflüssig.

---

[1]) Am 6. und 7. August 1848; die Bürgerwehr huldigte dem Reichsverweser, das Militär nicht. (Letzteres hatte in Paderborn den Beifall Hermann v. Mallinkrodts. Vgl. Pfülf S. 32.)

[2]) Vgl. hiezu die Selbstbiographie Alfred v. Reumonts, herausgeg. von H. Hüffer (1904) S. 57 f. Die Biographie Leopold Kaufmanns S. 11 und 45.

[3]) Tagebucheintragungen vom 4. und 8. August.

[4]) In der „Köln. Volkszeitung“ 1904 Nov. 5 schreibt ein Westfale, der nach Ostelbien verschlagen wurde: „Es ist doch eine ganz andere Welt, dieses Ostelbien, in welchem ich seit Jahren ansäßig bin, als meine westfälische Heimat ... In der Kulturkampfzeit erzählten die eingewanderten ostelbischen Beamten den Münsterländern, daß diese keine richtigen Deutschen seien, die gebe es nur hier im Osten. Aber hier zu Lande braucht man sich nur die Bauern anzusehen, um den slavischen Typus zu erkennen.“ . . . „Der Münsterländer steht dem Holländer weit näher als dem Brandenburger.“ — Vgl. Bismarcks Äußerungen bei Bluntschli „Denkwürdiges aus meinem Leben“ 3, 195. Bismarck fand die slavisch legierten Stämme gouvernementabler als die reindeutschen Schwaben, Westfalen u. s. w.

Während solche Gesinnungen im Volke zu Tage traten, im „Deutschen Klub“ zu Münster die Einheit Deutschlands, der künftige (nichtpreußische) Kaiser, die Sicherung und Weiterbildung der errungenen Freiheiten u. s. w. diskutiert wurden, gab es andere Kreise, des Adels, der Beamtenschaft, des Bürgerstandes, welche die gewohnten Fesseln für Ordnung und die Teilnahme an der Bewegung für Wühlerei erklärten. Zu dieser Partei gehörte auch die Frau Präsidentin Scheffer-Boichorst, die mit der Haltung ihres Sohnes, die nicht unbemerkt geblieben, keineswegs einverstanden war [1]): sie erklärte ihm schließlich, wenn er nicht an sich hielte, würde er ihre ganze gesellschaftliche Stellung verderben. Man hätte es sie und ihre Tochter bereits mehrfach fühlen lassen, daß er ein Wühler sei. Ficker war davon betroffen: unter diesen Umständen werde auch später seines Bleibens hier nicht sein [2]). Jetzt trieb ihn das Interesse an den politischen Vorgängen, eine Vergnügungsreise auch nach Frankfurt a. M. auszudehnen, wo er vom 24. August bis 2. September (1848) weilte.

Er besuchte regelmäßig die Sitzungen der deutschen Nationalversammlung, die gerade mit der Kirchenfrage beschäftigt war. Auch fand in denselben Tagen „das ergreifende Traueramt für die in Italien gefallenen Österreicher“ statt [3]).

Unter den Abgeordneten befand sich Freund Junkmann, der sich den Beinamen „Der Reichsprophet“ erworben hatte. Mit diesem war Ficker fast den ganzen Tag zusammen, wobei alle Vorkommnisse diskutiert wurden; er kam durch Junkmann „vorzüglich mit den Ultramontanen in Berührung, Philipps, Döllinger, Gfrörer, Braun, Kauzer, Cornelius, Sepp, Arendts u. s. w.“ [4]). „Die interessanteste

---

[1]) Ficker an seine Mutter 1848 Dez. 29: es tue ihm das leid, insofern es ihr unangenehm sein sollte: „sonst weißt du, daß ich mich um die Meinung der münsterischen Bourgeoisie eben nicht viel kümmere, so lange ich überzeugt bin, nach gemäßigten Grundsätzen, wegen deren ich mich persönlich überall zu rechtfertigen weiß, zu handeln; den münsterischen Beamten würde ich es doch nur recht machen können, wenn ich entweder nie meine Meinung ausspräche und nur mit guten Preußen umginge oder mich gegen meine Grundsätze äußerte und damit aufhörte, ein ehrlicher Kerl zu sein.“

[2]) Tagebuch 1849 Febr. 14.

[3]) Wobei der tirolische Abgeordnete Alois Flir die Trauerrede hielt (2. Sept. 1848).

[4]) Von Radowitz, der dieser Fraktion präsidierte (vgl. Pfülf, Mallinkrodt S. 29) geschieht keine Erwähnung. — In dem Brief an seine Mutter 1848 Dez. 29: er fürchte eher, sich durch Junkmann, Schlüter, Gfrörer, Aulike zu sehr unwillkürlich nach rechts ziehen zu lassen, als das Umgekehrte.

Bekanntschaft war die des Professors Gfrörer, einer schwäbischen Kernnatur, den ich schon durch seine Schriften liebgewonnen; ich hoffe im Winter sehr viel von ihm zu lernen. Seine Ansicht, daß die Kirchenverfassung die Hauptsache, das Dogma Nebensache sei, daß aber vermöge ihrer Festigkeit nur die katholische Kirchenverfassung Hoffnung auf die Dauer habe, spricht mich um so mehr an, da ich selbst schon mehrmals auf diese gekommen bin, ohne sie mir jedoch so klar durchgebildet zu haben, als ich sie von ihm aufstellen hörte. Und ebenso fühlte ich mich zu ihm hingezogen wegen seines fast fanatischen Eifers für die Einheit des Reiches und für den Kaiser." „Überhaupt hat mein Aufenthalt in Frankfurt mein Vertrauen auf den Sieg der deutschen Sache sehr gestärkt; alle meine Hoffnungen habe ich aufs Reich gestellt, Gott gebe, daß sie sich erfüllen" [1]).

Unter diesen Umständen ließ er sich durch Schlüter [2]) und Junkmann bestimmen, für den ganzen Winter nach Frankfurt zu kommen, wo eine vorzügliche Bibliothek zur Verfügung stand und überdies aus dem Verkehr mit Böhmer, Gfrörer, Junkmann so überaus viel zu lernen war. „In Frankfurt fand ich endlich wieder Begeisterung und wahrhaft geschichtliche Anschauungen; zu Berlin war es mir nicht möglich, mich ins Mittelalter zu versetzen. Zu Frankfurt liegen alte und neue Zeit wenige Schritte auseinander."

Auf der Rückreise nach Münster, wo er zu Fuß durch das südliche Westfalen [3]) bummelte, fand er „fast überall in Westfalen entschieden deutsche und kaiserliche Gesinnung", nur „die Grafschaft Mark schwarzweiß gestimmt, wenigstens in den Städten" — so daß in Westfalen ein Bürgerkrieg möglich.

Er blieb in Münster bis Ende Oktober, indem er den Gang der Dinge mit Spannung verfolgte [4]), auch darüber im deutschen Verein redete.

---

[1]) Tagebuchbericht, aufgezeichnet 1848 Sept. 17, nach der Rückkehr.

[2]) Schlüter, der Abgeordnete von Paderborn (nachher der zweite Schwager von Junkmann); vgl. Pfülf, Mallinkrodt S. 29.

[3]) Er kam über Mainz nach Neuwied a. Rh., von hier zu Fuß über Hachenburg, Siegen, Olpe, Attendorn, Altena, Balve, Menden am 12. September nach Hause zurück.

[4]) Über einiges unterrichtete ihn Junkmann 1848 Sept. 6. So über die Waffenstillstandsfrage. Gegen die Ratifizierung der Würtemberger Hof, die Schoderianer, die gesamte Linke. „Dazu traten aus dem rechten Zentrum (Kasino) die Schleswig-Holsteiner ducibus Dahlmann und Waitz und von den nicht Eingeklubbten: Gfrörer, Kauzer, Wiest und Flir aus Tirol" u. s. w. „Max v. Gagern erklärte vor dem Schlusse der Debatte, wir möchten nur noch 2—3

„Es ist doch eine leichtsinnige Welt! Kaum habe ich 'mal das deutsche Vaterland gesungen, so fällt mir gleich darauf die Melodie: ‚Dieser Arm, ach —‘ ein und keine fünf Minuten nachher brülle ich das Girondistenlied“ (in angeheiterter Stimmung auf einer Hochzeit) [1].

„Ich bin kein Freund der Extreme, da mir die Geschichte zu warnende Beispiele gibt; ich bin kein Anhänger der demokratischen Partei, aber ich bin Demokrat, weil ich glaube, daß die Demokratie in der Form der Monarchie das ist, worauf die Zeit unabweisbar hindeutet.“ Er ist „fanatischer Anhänger der deutschen Einheit,“ daher entrüstet über die Demokraten, die dem Partikularismus das Wort reden.

Die Wiener Angelegenheit: „es scheint sich dort ein großartiger Zusammenstoß verschiedener Nationalitäten vorzubereiten.“ Er hegt nicht zu viel Vertrauen auf die Sache der Wiener Demokraten; „aber ich wünsche ihnen den Sieg; ihre Niederlage wäre ein Triumph der Slaven über Deutsche und Ungarn.“ [2])

Unter der beständigen Aufregung hatten die Studien gelitten, zu denen er jetzt einen erneuten Anlauf nimmt: „es ist mir in der letzten Zeit wieder möglich geworden, wenigstens etwas zu arbeiten; meine Dissertation habe ich im ersten Entwurf fertig und habe mit Vorliebe daran gearbeitet; jetzt bin ich wieder an die Geschichte der Philosophie gegangen, die ich so oft angefangen, ohne die Geduld zur Vollendung zu haben.“ — „In jetziger Zeit ist das Examen eine unangenehme Aussicht; ich gäbe viel darum, wenn ich es erst vom Halse hätte, um mich ungeteilt spezielleren Studien widmen zu können.“ — „Gewiß hätte ich ohne Revolution meine Studien systematischer betreiben können; aber die Kenntnis tut es allein nicht und an Erfahrung habe ich unendlich gewonnen. Mein Interesse für geschichtliche Studien war wohl zuweilen zurückgedrängt ... dafür das Interesse für Geschichte erhöht.“ „Wenn irgend eine Wissenschaft, so hat die Politik den geschichtlichen Boden nötig, nirgends sind die Theorien a priori gefährlicher als hier“ u. s. w.

Am 31. Oktober fuhr er nach Frankfurt ab, unterwegs in Bonn sich aufhaltend, wo Bruder Ludwig sein früheres Quartier bezogen hatte und sich anschickte der Frankonia beizutreten. „Was die politische Stimmung in Bonn betrifft, so hat sie mich, soweit ich nach

---

Tage warten.“ (Gegengründe). „Wir sind um mehr als einen Schritt dem Reiche näher gekommen.“ Über Flirs Haltung vgl. dessen Briefe aus Frankfurt S. 176 f.

[1]) Tagebuch 1848 Sept. 23.

[2]) Ebenda 1848 Okt. 9.

meinen Erkundigungen urteilen kann, wenig erbaut [1]). Die einzige rührige Partei ist die ultrademokratische, an deren Spitze neben Kinkel mein Freund Schurz steht; ich habe sehr viel mit ihm gedüftelt und bedaure außerordentlich, daß er mit seinen großen Gaben einer so extremen Richtung verfallen ist; aber wie kann es anders sein, wenn in einem Orte alle anderen Elemente sich indifferent verhalten oder nur Ruhe und Ordnung a tout prix zum einzigen Inhalt ihrer Politik machen; zu Münster möchte es fast ebenso gegangen sein, wenn sich von unserem Verein die Gemäßigten ganz zurückgezogen hätten. Übrigens bin ich überzeugt, daß sich das politische Leben in Westfalen kräftiger entfalten wird, als in dem seines Liberalismus wegen so gepriesenen Rheinland."

Am 5. November langte er in Frankfurt an, „der Stadt, wo sich Deutschlands Geschicke entscheiden sollen; ob mir der Aufenthalt hier den gehofften Nutzen gewähren wird, kann ich noch nicht beurteilen; ich werde jedenfalls manches hören und sehen, wozu in Münster keine Gelegenheit wäre."

Am 7. November: „die Verhandlungen der Versammlung waren heute sehr interessant, da es sich um Prinzipien, um die Souveränität der Versammlung handelte, um die Frage, die mich in der letzten Zeit vornehmlich beschäftigte, das Anschließen der demokratischen Partei an den Particularismus. Die hiesige Linke durfte natürlich ihre Gesinnungsgenossen in Berlin nicht im Stich lassen, die den hiesigen Beschlüssen zum Trotze ganz Posen zum preußischen Staatsgebiete gezogen hatten; es freut mich, daß die Sache einmal offen zum Loche herauskam, und so jeder Deutsche, der es redlich mit der Einheit meint, sieht, was er von dieser Partei zu erwarten hat."

Wenn es interessante Verhandlungen gab, so besuchte Ficker die Versammlung, während er sich im Übrigen fleißig mit seiner Arbeit beschäftigte; „ich hatte kaum gehofft, hier so viel Geduld dazu zu haben." Er verkehrte mit einigen Universitätsfreunden wie Speltz und Pfefferkorn, auch mit dem Musiker Franz Wüllner (einem Münsteraner) und besuchte überdies täglich Junkmann, mit dem er dann die Angelegenheiten des Reiches und Westfalens in specie besprach. „Die neuesten Ereignisse in Preußen haben uns schon einige

[1]) Vgl. darüber die Biographien von Albr. Ritschl, Leop. Kaufmann, ferner die Nachrichten über die Familie Sybel, S. 115 ff. (Der Vater des Historikers Sybel lebte als Pensionist in Bonn). Über Karl Schurz als Studenten gibt Nachricht F. Spielhagen, Finder und Erfinder I. 282 ff. Im übrigen vgl. die Lebenserinnerungen von Karl Schurz (1906), wo Ficker nicht genannt ist, der seinerseits von Schurz öfter sprach.



Zeit in lebhafter Aufregung erhalten, besonders wegen ihrer Rückwirkung, wo sie dem demokratischen Prinzip ganz die Oberhand über das deutsche zu verschaffen schienen; allmählig wagen es aber doch die gemäßigten Elemente sich Geltung zu verschaffen und wenden sich an die Zentralgewalt; jetzt endlich sehen unsere schwachen Konstitutionellen, wo die Stütze der Ordnung zu suchen sei und noch, hoffe ich, ist es nicht zu spät." [1])

Ficker kam auch mit Radikalen zusammen, die sich von der Niederlage am 18. September erholt hatten, und neuerdings alles niederreißen wollten [2]). Damit erklärte Ficker sich nicht einverstanden, vielmehr sei an die gegebenen Verhältnisse anzuknüpfen. „Noch vor kurzem hielt auch ich das Prinzip der Einheit schon verletzt, wenn man Verhältnisse der Einzelstaaten berücksichtigte, wenn man für Österreich eine Ausnahmestellung wollte, wenn man bei dem künftigen Kaiser das Gewicht dieses Staates berücksichtigte; jetzt sehe ich immer mehr, wie man mit dem besten Recht nicht durchkommt, wenn man sich die Macht nicht zu verschaffen weiß. Preußen hat wider alles formelle Recht eine Verfassung oktroirt, wenn diese aber die Bedürfnisse des Volkes befriedigt, wer wird dann nicht zugestehen, daß es recht gehandelt habe. Staatsphilosophie und Philosophie überhaupt mögen eine nützliche und angenehme Beschäftigung für den Geist sein; aber für die Politik und für das praktische Leben sind sie nichts wert." [3])

Unterdessen hatte der Fortgang der Dinge in Österreich und Preußen die Frankfurter Zirkel erheblich gestört und bereitete sich

---

[1]) Tagebuch 1848 Nov. 21.

[2]) „Sie verstärken sich hier täglich durch die neuen Wahlen, in allen Gegenden, wo die Geistlichkeit zu feige, zu faul oder zu einflußlos ist, werden uns saubere Burschen geschickt. Jetzt ist wiederum so ein Teufelsgesicht aus Böhmen gekommen, das stets ein blutrotes Halstuch trägt." „Es ist ein Glück, wofür wir Gott nicht genug danken können, daß wir drei Männer voll Tatkraft haben: den Reichsverweser Johann, den Präsidenten Gagern und den Minister Schmerling." Junkmann 1848 Okt. 13 (an seine Freunde in Münster).

[3]) Tagebuch 1848 Dez. 15 (Diskussion mit seinem demokratisch-doktrinären Freund Möllenhoff, der ihn von Münster aus in Frankfurt besucht hatte). An seine Mutter 1848 Dez. 29: „Im März wäre ich ein eifriger Verfechter der Steuerverweigerung gewesen, während ich jetzt ein gleich eifriger Gegner derselben bin. Eine fortwährende Vermittlung des Bestehenden mit den sich immer verändernden Bedürfnissen der Zeit scheint mir das einzig richtige Ziel staatsmännischer Wirksamkeit zu sein." — (Möllenhoff wurde nach seiner Heimkehr in Münster verhaftet, wegen kundgegebener Sympathien für die preußische Kammermajorität gegen das reaktionäre Ministerium Brandenburg.) Damals begann auch der Prozeß gegen Temme.

die Entscheidung über den künftigen deutschen Kaiser vor, wobei die preußischen Tendenzen in den Vordergrund traten.

Ficker schreibt am 18. Dezember: „Scheint es nicht, als ob das Treiben der Partei, die Preußen um jeden Preis an die Spitze bringen will, und sei es auch durch Ausschließung Österreichs, vielleicht durch Verzicht auf den ganzen Süden, jetzt alle Hoffnungen auf die Einheit vernichtet habe? Wenigstens auf ein starkes deutsches Kaisertum? Ist es nicht Verrat am Vaterlande, 12 Millionen deutsche Österreicher, von denen 24 andere Millionen abhängen, aus dem Reiche fast hinauswerfen zu wollen? Sind diese Professoren nicht preußischer, als der König von Preußen selbst, der dazu seine Hände nicht bieten mag? Durch einen Handstreich suchte man zu siegen, drängte den Österreicher, der so lange Deutschlands Zustände mit Geschick ordnete, aus dem Kabinett[1], und sieht auf einmal den edeln Gagern, der wohl Waitz, Beseler u. a. den Weg bahnen sollte, an der Spitze des Ministeriums ohne Stütze im Parlament."[2])

Bei allem Eifer für die Politik wurde die Wissenschaft nicht einen Augenblick aus dem Auge verloren. „Wegen meiner persönlichen Bekanntschaft mit Böhmer kann ich die Bibliothek auf die ausgedehnteste Weise benutzen[3]; meine Arbeit über Reinald ist der Vollendung nahe; ich sammle jetzt Material über den Plan Heinrichs VI das Reich erblich zu machen, ein anziehender Gegenstand, der mir noch nicht hinlänglich beachtet zu sein scheint".

Dazu kam der vertraute Verkehr mit Gfrörer, mit dem man auf der Bibliothek zusammentraf und dann die Kneipe besuchen mußte, da dieser Historiker „stark zu frühstücken pflegte"[4]; auch sonst konnte man ihm an die Hand gehen.

„Mit Professor Gfrörer stehe ich in fast täglichem Verkehr, da ich ihn auf dem Bürgerklub (treffe) und zuweilen durch Abschreiben

---

[1]) Schmerlings Rücktritt erfolgte am 15. Dezember.

[2]) Tagebuch 1848 Dez. 18.

[3]) An seine Mutter schreibt Ficker 1848 Dez. 29: „Am ersten Feiertage speiste ich mit Schlüter, Junkmann und Böhmer beim Schulinspektor Wedewer aus Koesfeld, bei dem auch der junge Wüllner im Hause wohnt, den ich durch Junkmann habe kennen lernen." — P. S. vom 30. Dez.: „Soeben hat mich Dahlmann besucht."

[4]) Vgl. Joh. Friedrich, Gedächtnisrede auf Cornelius S. 23. Cornelius berichtet seinem Oheim Brüggemann (1849): „Mein guter Gfrörer, als er abends con amore trank und räsonnierte" u. s. w. Auch die tirolischen Abgeordneten, wie Flir, mußten mit ihm kneipen: „vorgestern unterhielten wir uns in philosophisch-theologischer Unterredung mit Gfrörer so vortrefflich, daß wir bis 11 Uhr nachts beisammen saßen," schreibt Flir 1848 Juli 6. (Flirs Briefe S. 166.)

behilflich bin, seine gepfefferten Artikel gegen die preußische Partei in die Welt zu befördern. In der letzten Zeit habe ich die letzten Bände seiner Kirchengeschichte durchgemacht und dadurch noch mehr Respekt vor dem außerordentlichen Scharfsinn dieses Mannes bekommen. Er ist wie keiner eingedrungen in das reiche Leben des Mittelalters; während in anderen Werken über diesen Abschnitt die Personen uns vorgeführt werden, wie Drahtpuppen, die dieses und jenes tun, ohne daß wir begreifen warum, oder wo dies nicht der Fall ist, sie in moderne Zwangsjacken eingekleidet werden, um als Kämpfer für nagelneue Ideen auftreten zu können, die ihnen so ferne lagen, wie den Helden des Tages gewöhnlich jetzt jeder Begriff von der Großartigkeit jener Zeit mangelt — gewinnt unter seiner Hand alles Leben; er weiß, daß dieselben guten wie schlechten Eigenschaften, so jene Zeit, wie die unsere bewegten; daß da, wo unsere modernen Historiker von kirchlichem Aberglauben etc. reden, die großartigsten politischen Pläne verborgen lagen; er zeigt die Entstehung und Wirksamkeit des gewaltigen Gebäudes der Hierarchie, die sich allerdings mit modernem Maßstabe nicht ermessen läßt. So sind auch seine politischen Ansichten durchaus auf historischem Boden erwachsen, er lacht über abstrakte Systeme, mit denen die modernen Weltbeglücker die Erde, die nun einmal Erde ist und bleiben wird, in ein Paradies zu verwandeln gedenken." [1])

Ficker legt dagegen Verwahrung ein, daß Gfrörer, „der jedenfalls erst Deutscher und dann erst Christ ist", als ultramontan verschrieen werde. Vielmehr regt ihn der Verkehr mit demselben zu neuen Studien an: „seit ich mich mit seiner Kirchengeschichte beschäftigt, treibe ich mich viel mit dem Gedanken herum, sobald ich jetzt Zeit gewinne, eine Geschichte der Kölner oder Mainzer Erzbischöfe zu schreiben. Es ist ein höchst anziehender aber auch höchst schwieriger Stoff; doch würde er die Mühe lohnen, da er viel in der Reichsgeschichte aufklären muß. Zum Anfange eine westfälische Landesgeschichte zu schreiben, scheint mir viel gewagter; es gehören jedenfalls viel allseitigere Kenntnisse dazu." [2])

So Ficker, der damals, als die Entscheidung über Großdeutsch und Kleindeutsch herannahte, politisch sehr erregt war [3]), auch einige

---

[1]) Tagebuch 1848 Dez. 26.

[2]) Tagebuch 1849 Jan. 24.

[3]) Das Ende des Jahres 1848 wurde mit einigen Freunden, Speltz, Junkmann, Wüllner, in Fickers Wohnung durch „Punsch mit Politik gefeiert."

Zeitungskorrespondenzen losließ[1]). Er ist mit der Schwenkung Gagern's (die allerdings durch die Politik des Fürsten Felix Schwarzenberg herbeigeführt wurde) keineswegs einverstanden[2]): „ich mag und kann mich mit einer Ausschließung Österreichs nicht befreunden, selbst wenn der Rest dadurch zur festeren Einheit gelangte." „Es ist wahr, ein Mann vermag viel; ich habe Heinrich von Gagern, so wenig ich seiner Ansicht war, bewundert; es ist vor allem die Biederkeit, die unzweifelhafte Ehrlichkeit, die tiefe deutsche Gesinnung, die selbst unwillkürlich für ihn einnimmt." Ficker besuchte fleißig die Nationalversammlung, wo das Redeturnier seinen Fortgang nahm.

Am 13. Jänner hielt Giskra eine vielbesprochene Rede, die großen Eindruck machte, auch auf Ficker, der darüber folgendes notiert: „Giskra's Rede lies mich anfangs kalt, als er als Berichterstatter Gründe und Gegengründe abwog; als er dann aber seine eigenen Gedanken entfaltete, als er an die deutsche Geschichte und zumal an die Geschichte deutschen Geistes, die hoch stünde über der Geschichte preußischer und österreichischer Schlachten, appellierte, als er wie Träume die Ideen über ein Aufgehen des ganzen Österreichs in Deutschland vorführte, mit den glänzendsten Farben und der ganzen Begeisterung, die nur im Kampfe für Ideen zu Gebote steht, die Deutschland dann winkende goldene Zukunft uns vorführte', als er dann wieder, gleichsam herabsinkend aus jenen hohen Sphären in die kalte Wirklichkeit, wehmütig anerkannte, wie wenig Hoffnung sei, solchen Ideen hier Eingang zu verschaffen, wie man sie als ein Monstrum ansehen würde, während man in der Abreißung eines Drittels von Deutschland nichts Monströses sehe — da brach unwillkürlich selbst meine ganze schwarzweiße Nachbarschaft in lautes Bravo aus[3]); aber die ganze Rede diente nur dazu, das Resultat der Abstimmung noch schmerzlicher empfinden zu lassen. Schon als der alte Arndt, der

---

[1]) So in dem „Westfälischen Merkur". Für die „Rheinische Volkshalle" übersetzte er (zu Weihnachten 1848) einen Artikel der „Times", in dem diese das Verbleiben Österreichs verteidigen und das preußische Kaisertum bekämpfen. Er schrieb auch für die Flugblätter, die im Februar 1849 als Frankfurter Zeitung (Motto: „Das ganze Deutschland soll es sein!") ausgegeben wurden. (Über diese Zeitung vgl. Wackernell, B. Weber S. 346). Er freute sich über das Honorar, das er dafür erhielt, als etwas selbstverdientes.

[2]) Über die damalige Situation vgl. Robert v. Mohls Lebenserinnerungen II, S. 103 ff.

[3]) Über Giskras Rede enthält Fallmerayers Tagebuch 1848 Jan. 13 folgende Notiz: „Giskra zum Schluß redete $1^3/_4$ Stunden lang; nur zum Teil mit alter Kraft; auch Vogt horis antemerid(iis) blieb hinter seinem Ruhm." — Über die hier erwähnte Debatte vgl. Alfr. v. Arneth, Aus meinem Leben I. 396 ff.

Sänger des deutschen Vaterlandes, mit Ja antwortete und so das ganze Deutschland aufgab. als ein Pfui von allen Seiten die Losung war."

Mit 261 gegen 224 siegte das Ministerium Gagern, indem es die Vollmacht erhielt, mit Österreich zu verhandeln. „Mir hat das Ganze den Eindruck gemacht, als sei eine Teilung Deutschlands ausgesprochen, von einer Majorität, die teils mit voller Überzeugung von der Notwendigkeit, aus Deutschland einen konstitutionellen Musterstaat zu machen, teils aus elenden preußischen Sonderinteressen, teils aus Furcht vor dem Sturze Gagerns gehandelt habe. Aus letzterem Grunde scheinen die rheinischen und westfälischen Katholiken gestimmt zu haben: ich habe noch nicht mit Junkmann gesprochen, es ist sehr möglich, daß ihn und Andere besondere Beweggründe, die ich nicht kenne, bestimmten, sonst würde ich ihm sein Votum nicht verzeihen."

In Folge jener Abstimmung schien das preusische Kaisertum gesichert. Die schwarzweiße Presse jubelte über das Aufgehen Deutschlands in Preußen und den Protestantismus. Dagegen schrieb Ficker einen Artikel für die „Rheinische Volkshalle" betitelt: „Deutschlands Einheit und die Ultramontanen." Er sei kein Freund konfessioneller Streitigkeiten: „wenn aber der Protestantismus sich mit der Geschichte seines Wirkens für Deutschland durch Preußen breit macht, da kann es doch nicht schaden, daran zu erinnern, was der Katholizismus getan, als er Reichskirche war." Als aber dieser Artikel von der Redaktion der „Rheinischen Volkshalle" „fürchterlich verändert und beschnitten" erschien, wurde Ficker unwirsch: „Diese katholischen Parteimenschen ohne Einsicht sind fürchterlich; im Getreibe des Tages lasse ich mir den schroffen Parteistandpunkt gefallen; aber in der Geschichte mag ich ihn nicht und sollte ich dereinst als ultramontaner Historiker verschrieen sein, so hoffe ich, daß es nur daher rühren wird, daß die Protestanten die deutsche Geschichte in ihrem Interesse bisher gepachtet zu haben schienen und eine unparteiische Geschichtsforschung natürlich viele ihrer Täuschungen aufdecken muß." [1])

Es folgte die parlamentarische Schlacht wegen der Übertragung der erblichen Kaiserkrone an den König von Preußen (März 1849)[2]).

---

[1]) Tagebuch 1849 Jan. 24 (hier auch die oben zitierte Stelle über Gfrörer).

[2]) Im Februar war Ficker durch fast 3 Wochen in Münster gewesen.

Ficker legte sich die Dinge jetzt folgendermaßen zurecht[1]: „Nach dem Bekanntwerden der österreichischen Verfassung und der österreichischen Vorschläge für die Neugestaltung Deutschlands neigte ich mich zuerst zur kleindeutschen Ansicht; bald aber gewann die Überzeugung wieder die Oberhand, daß alles versucht werden müsse, um Deutschland groß und mächtig zu machen, was es nur mit Österreich werden kann[2], bevor man zum schwarzweißen Kaisertum greift, das eben als erblich die Teilung verewigen würde."

Er führt den Gedanken näher aus: „Und doch ist der schwarzweiße Partikularismus der schlimmste; in ihrem unbegreiflichen Dünkel idenfiziert diese Partei von vornherein Preußentum und Deutschtum und überschreit als undeutsch alles, was nicht preußisch-deutsch ist.... Ich gestehe gern, es ist eine Lebensfrage für Preußen, das als Kunstprodukt die kommenden Stürme nicht aushalten wird, wenn es nicht Kleindeutschland verschlingt. Unser Grundübel ist der Dualismus; erst wenn er zerbrochen, wird eine wahre Einheit möglich sein; wäre Österreich zerfallen, so hätte ich nichts gegen ein preußisches Kaisertum; neben einem starken Österreich, das feststeht in Deutschland, kann sich Preußen nicht halten; nicht Deutschland, aber Preußen wollte man durchs schwarzweiße Kaisertum retten, unbekümmert um die jämmerliche Zukunft, die uns ohne Österreich immer blühen würde. Entweder stehen wir am Endziele unserer Geschichte, sind zeugungsunfähig oder es blüht uns eine neue große Zukunft, letztere scheint mir nur in dem mitteleuropäischen Kaisertum verwirklicht werden zu können."

Am 27. März wurde mit 4 Stimmen Majorität das Erbkaisertum angenommen, am 28. wählten 290 gegen 248, die nicht stimmten, den König von Preußen zum deutschen Kaiser. „Deutscher Kaiser! Wie hätte mich das Wort erzittern machen können vor Freude! Knüpften sich nicht an dies eine Wort die Tränen des Knaben, der aus

---

[1]) Tagebuch 1849 März 22. Vgl. die Erörterungen Alfreds von Arneth, Aus meinem Leben I. 379 ff. O. v. Wydenbrugk, Die deutsche Nation und das Kaiserreich S. 199 f.

[2]) Gerne verstehe er sich schon zu einer weniger kräftigen Einheit, die aber alle Glieder des Vaterlandes in sich vereint, — schreibt er am 2. Januar 1849. Im Detail stand seine Ansicht nicht fest. Am 29. Oktober 1848 hatte er in Münster einen Vortrag übers künftige Verhältnis Österreichs zu Deutschland gehalten: „Lange habe ich mich bedacht, ehe ich mich für ein Aufgehen der Deutschen Österreichs in Deutschland aussprach; schon in Frankfurt habe ich darüber mit Junkmann viel gestritten, der durchaus für die Erhaltung des Gesamtstaates ist."

dem Beschauen der Heldengestalten der Vorzeit Nahrung suchte für die Flammen der Vaterlandsliebe, die die kalte, trostlose Gegenwart nicht anzufachen vermochte! Hat mir nicht der Kaiser und des Reichs Geschichte die einsamen Stunden der letzten Jahre verkürzt! War nicht der Kaiser mein erster Gedanke, als übermächtig unser nationales Bewußtsein wieder erwachte! Durchzuckte es mich nicht freudig, als ich im Johann den Vorläufer des Kaisers zu erblicken glaubte! Und noch bleibt mir der Kaiser das Wahrzeichen unserer Einheit; aber kein Kaiser geschmiedet durch schwarzweiße Ränke, durch preußische Kniffe, erkauft um den Preis der Teilung des deutschen Vaterlandes: das ist kein Kaiser, den der gewaltige Wille der Nation gekürt, das ist kein Schlußstein zum Gebäude unserer Einheit, Größe und Macht; schamroth möchte ich werden ob dem Gedanken, daß die nicht Unrecht haben, die die Wahl des Oberhauptes der deutschen Nation einem Possenspiele gleich erachten. Dieses Kaisertum wird zum Gespötte werden. So viel aber ist mir klar geworden, sind wir noch nicht dem Untergange geweiht, sollen wir noch einmal das große Wort führen in Europa, so kann es nur durch die gewaltigsten Umwälzungen geschehen, die entweder einen unserer Großstaaten zu Boden schmettern, um den andern zum Hort des ganzen Deutschlands zu machen, oder alle Throne stürzen und die Gesellschaft in allen Bestandteilen wanken machen, um in der deutschen Republik den Schlüssel zur Einheit zu finden. — Schlägt der König es aus, so ist die Versammlung, auf die ich so große, fast alle Hoffnungen setzte, zum Gespötte geworden; nimmt er an, so hat die letzte Stunde der Hohenzollern geschlagen; der Welfen Schicksal wird das ihre sein; sie werden fallen durch Habsburg oder durch die Republik. Denn noch mag ich nicht glauben, daß unsere Rolle ausgespielt; noch glaube ich, daß die deutsche Nation noch einmal erstehen wird in Größe und Macht, in Einheit und Freiheit!" [1])

Man erkennt: der dreiundzwanzigjährige Historiker hat energische Gedanken und einen Blick für die Zukunft. Das Jahr 1848 hat ihm die Fragen, um die es sich weiter handeln wird, genau präzisiert. Er selbst bekennt dies, indem er das Resultat des Sturmjahres sich vergegenwärtigt; das Tagebuch enthält darüber folgende Expektoration [2]):

„Seit ich auf die Universität zog, war ich nie den Tagesereignissen ganz fremd; aber den Grund zu einer dauernden Richtung

---

[1]) Tagebuch 1849 März 29.

[2]) Tagebuch 1849 Jan. 2.

auf Politik ist doch wohl bei mir erst im verflossenen Jahre gelegt; zu einleuchtend ist es mir geworden, in wie inniger Wechselwirkung Geschichte und Politik stehen; zudem war mir Anlaß zu öffentlichem Auftreten gegeben und zwar mit einem Erfolge [1]), der mich hoffen läßt, daß, wenn für mich die Zeit je kommen sollte, es mir nicht durchaus an dem mangelt, was nötig ist, um selbsttätig in die Verhältnisse eingreifen zu können."

Die Ereignisse klangen noch das ganze Jahr nach. Bei den Frankonen hieß Ficker seitdem der „Großdeutsche"; auch nannte man seine Gesinnung eine „ultramontane." Zunächst trat eine allgemeine Abspannung ein und Jeder kehrte wieder zu seinem Berufe zurück.

Während jener politisch interessanten Episode im März war Ficker angestrengt tätig. „Ich bin hier (seit meiner Rückkehr aus Münster) eifrig mit einer Arbeit beschäftigt über den Versuch Heinrichs VI., das Reich erblich zu machen, ein höchst interessanter Stoff, dessen Bearbeitung mir viele Freude machen würde, wenn ich sie, wie den Reinald, der nur noch der letzten Überarbeitung harrt, nach und nach mit Muße vornehmen könnte. Leider bin ich aber genötigt, möglichst eilig zu arbeiten, da ich die Abhandlung als Dissertation benützen will; meine Hoffnung, in Folge des neuerwachenden Nationalgefühls des Ärgers überhoben zu werden, deutsche Geschichten in lateinische Form zu pressen, wird wohl unerfüllt bleiben, da man in Bonn wenigstens auf einer lateinischen Dissertation besteht [2]); meinen Reinald aber, der an 7 Druckbogen füllen würde, zu übersetzen, fehlt es mir denn doch an Lust. Mit dem Lateinschreiben geht es denn auch herzlich schlecht. Und die Aussicht, schnell zum Examen zu kommen, wird dadurch auch wieder weiter gerückt; zwar hoffe ich in einigen Wochen mit meiner Arbeit wenigstens bis auf die Form fertig zu werden; dann aber kommt das eigentliche Einpauken, vor dem ich eine heillose Scheu habe." [3])

Dafür entschädigte ihn der Verkehr mit Joh. Friedrich Böhmer, der sich immer herzlicher gestaltete. Darüber notiert er zu Anfang April:

---

[1]) Das sind die Erfolge in Münster, die seine Mutter so ängstigten, sonst aber bald in Vergessenheit gerieten. H. Hüffer, den ich darüber befragte, antwortete: Ficker habe im Jahre 1848 keine Rolle gespielt. Desto merkwürdiger ist die Äußerung im Tagebuch.

[2]) Fr. Ritschl hatte gegen die Naturforscher durchgesetzt, daß die Dissertationen in lateinischer Sprache abgefaßt bleiben müßten.

[3]) Tagebuch 1849 März 11. Am 25. März: Mit dem Arbeiten geht es langsam, die letzten Tage habe ich nicht einmal an meinem Heinrich arbeiten können.

„Gestern brachte ich einige höchst angenehme Stunden bei dem Dr. Böhmer zu; ein Gespräch mit ihm verdoppelt immer auf einige Zeit meine Liebe zur Geschichte. Zwar merke ich dabei, wie unendlich vieles ich noch zu lernen, wie unendlich reiche Schätze noch auszubeuten sind; damit wächst aber auch das Verlangen. Er erzählte mir viel über die geschichtlichen Schätze Italiens und wie vieles dort noch zu tun übrig sei; welcher Gedanke könnte mir lieber sein, als mit hinreichenden Vorkenntnissen ausgerüstet längere Zeit in dem schönen Lande zu weilen und die Spuren der Züge unserer Vorfahren aufzusuchen." [1]) — Er erhielt von Böhmer für seine Dissertation allerlei ungedruckte Materialien.

Bald darauf verließ Ficker die altertümliche Stadt, die ihm ein lieber Aufenthalt geworden war", indem er neuerdings nach Bonn übersiedelte. „Vor $4^1/_2$ Jahren kam ich nach Bonn als Fuchs, jetzt als uralter Student, um meine Studien hier zu beendigen." Doch fand er sich rasch wieder in die Bonner Verhältnisse hinein. „Des Morgens stehe ich früh auf, wecke meinen alten Freund Grimm, arbeite bis zum Mittag, dann Spaziergang, Abends ziemlich regelmäßig auf die Kneipe." [2]) Er lebte wieder mehr als Student, obwohl eine ganz neue Generation herangewachsen war [3]). Es machte ihm sogar noch großen Spaß, die Bierzeitung zu redigieren.

Unterdeß wurde die Dissertation fertig gestellt, ebenso der Reinald [4]), für den sich glücklicher Weise alsbald auch ein Verleger (Heberle in Köln) fand.

„Zugleich beschäftigte ich mich mit einer Arbeit, deren Vollendung freilich noch in weitem Felde steht; gemeinschaftlich mit Alexander Kaufmann beabsichtige ich nämlich die Quellen der Kölnischen

---

[1]) Tagebuch 1849 April 8.

[2]) Tagebuch 1849 Mai 5.

[3]) Diese Generation ist es, die Jürgen Bona Meyer (Aus der Frankonenzeit 1849—1851) und F. Spielhagen (Finder und Erfinder I. 296 f.) geschildert haben. — Es ist die Zeit, wo Gottfried Kinkel und Karl Schurz im Vordergrunde des Interesses standen. Adolf Strodtmann, der künftige Heine-Biograph, der wegen seines Liedes auf Kinkel („vom Spulen") 1849 Okt. 30 relegiert wurde, nächtigte einmal als Relegierter auch bei Ficker.

[4]) Mai 5: „Im ersten Entwurf ist meine Dissertation fertig und die eine Hälfte schon umgearbeitet." (An Böhmer wird Juni 9 gemeldet, daß er die Geschichte des Kanzlers Reinald fertig habe, ebenso habe er die Dissertation beendigt.) Juli 27: „Heute habe ich glücklich die letzte Ausarbeitung meines Reinald vollendet und werde ihn drucken lassen, sobald sich Gelegenheit dazu findet. Auch meine Dissertation wird in einigen Tagen fertig sein." Sie war am 1. August fertig.

Geschichte zu sammeln und zu drucken." [1]) Schon im Mai machte er seine erste Handschriftenjagd zu Köln, „die nicht fruchtlos war, da wir die Nekrologien von St. Martin [2]) und Nonnenwerth fanden, die ich jetzt mit vielem Eifer abschreibe." Böhmer freute sich darüber und ließ es an Ermunterungen nicht fehlen [3]). Selbst tatkräftige Beihilfe wurde in Aussicht gestellt und von Italien aus, wo Böhmer den Winter zubrachte, geleistet [4]). Um sich von dem Einpauken der für das Doktorexamen nötigen Philosophie zu erholen, beteiligte sich Ficker in neuerwachter Jugendlust an einer viertägigen höchst fidelen Spritze in die Ahr und einen Teil der Eifel; mit großer Freude an der schönen Gegend. „Wie viel heimischer fühle ich mich doch in einem bescheidenen freundlichen Wirtshaus, das von der Langweile der modernen Zivilisation noch unberührt ist, als in unsern großen Hotels, bald mit einem biedern Wirt, bald mit einer freundlichen Kellnerin schwatzend, dazu die alte Reisepfeife im Mund. Angenehmer wie als Student kann man doch nie reisen und ich hoffe fürs erste noch kein so ehrwürdiges Ansehen zu bekommen, daß ich nicht noch einige Jahre nach Burschenart reisen könnte." [5])

Ende Juli war der Sommerkommers der Frankonia, auf dem er eine große Rede losließ, zurückerinnernd an die, welche er vor zwei Jahren bei derselben Gelegenheit gehalten. Der Redner geht ein auf die Bedeutung des verflossenen Jahres [6]): „es waren vielleicht die schönsten Tage unseres Lebens; ich wenigstens, und sollten auch alle Hoffnungen getäuscht werden und sollten wir abermals zurücksinken in die alte Nacht, würde einen mir unschätzbaren Gewinn bewahren aus dem glorreichen Jahr 1848, die Erinnerung, nämlich wenigstens

---

[1]) Tagebuch 1849 Mai 28.

[2]) Vgl. Wattenbach I⁶. 445 (Fontes III. 347).

[3]) Ficker hatte zu Böhmer (1849 Juni 9) geäußert, er fürchte, daß es ihm noch an den nötigen Vorkenntnissen mangle. Böhmer antwortete (Aug. 12): Ich bin nicht Ihrer Meinung, daß diese Arbeit so schwer sei. Es genügt so viel Präzision, als man von einem guten Primaner verlangt und dann so viel Einsicht als nötig ist, um die zweckmäßigste Druckeinrichtung zu erkennen und nachzuahmen.

[4]) Vgl. Böhmers Brief an Kaufmann 1849 Sept. 5 (aus Florenz) bei Janssen III. 8: sein erstes Werk in Rom werde die Abschrift der noch ungedruckten Kölner Chronik sein, damit sie von Kaufmann und Ficker gleich mitherausgegeben werden kann.

[5]) Er zitiert dazu die Verse des Bummelliedes: „Meine Stiefel sind zerrissen, mein Rock der ist entzwei, und droben auf der Heide, da singt der Vogel frei." „Die Wirtsleut und das Mädel, die singen beid' o weh! Die Wirtsleut' wenn ich komme, das Mädel wenn ich geh'."

[6]) Das folgende nach dem Konzept der Rede, das sich erhalten hat.

einmal erbebt zu sein bei dem Gedanken der Wirklichkeit eines einigen und freien Vaterlandes, wenigstens einmal das schwarzrotgoldene Banner frei und unbefleckt über die Gefilde des weiten Vaterlandes vom Jauchzen des Volkes begrüßt haben flattern zu sehen." Der Redner erinnert an ein damals viel bewundertes Bild, „wo dem dämmernden Morgen entgegen auf des Hochgebirgs Spitze das deutsche Banner emporgehalten wird und das jubelnde Volk das erwachende Vaterland begrüßt [1]). In dem Bild liegt mir eine ganze Geschichte, die Geschichte der Tage, bei deren Erinnerung mir immer das Herz vor Freude und vielleicht vor Wehmut erbeben wird. Denn es ist anders geworden seitdem; anders freilich mußte es werden, denn auf die Dämmerung folgt der Tag und auf die stürmischen Gefühle des Jünglings die Überlegung des Mannes. Aber so ist es nicht geworden .... Jeder von uns wird fühlen, mögen seine Ansichten sein, welche sie wollen, daß wir auf dem Wege nicht der Zukunft unseres Vaterlandes entgegengehen, die wir ersehnten .... Aber eines kann man uns nicht nehmen, das ist der große Gedanke des einigen und mächtigen Vaterlandes. (Was dieser Gedanke vermag, habe man in Ungarn gesehen, in Polen). „Unsere Aufgabe ist es, diesen Gedanken zu hegen und zu nähren, ihn warm zu erfassen; in diesem Gedanken wurzelte die alte Burschenschaft und sie hat im Jahre 1848 ihn Früchte tragen sehen; er wird auch wieder der leitende Gedanke der neuen Burschenschaft werden, je größer die politische Trostlosigkeit wird, je mehr eine kräftige Idee wieder Not tut..... Auf welchem Wege wir sie auch zu erreichen wünschen, im Gedanken der Einheit stimmen wir alle überein. Wir wollen treu bleiben, wenn alle untreu werden, und darum ruft mit mir: das einige, mächtige und große deutsche Vaterland lebe hoch!"

Den Monat August verbrachte Ficker in Münster, wo mit Junkmann und Cornelius Verkehr gepflogen wurde. Nach Bonn zurückgekehrt, schreibt er in sein Tagebuch: „oft meine ich verzweifeln zu müssen, wenn ich bedenke, was alles im Examen gefragt werden könnte, und das unangenehmste ist mir, so ganz und gar auf jede Einzelforschung verzichten zu müssen" [2]). Erst nach und

[1]) Vgl. Tagebuch 1849 Febr. 8: Heute sah ich ein Bild, das mich tief ergriff: eine düstere Gebirgsgegend, auf dem Gipfel des Berges eine Gruppe Männer, die deutsche Fahne schwingend; alles noch unbestimmt und in der Dämmerung verschwimmend, nur das Schwarzrotgold am wehenden Wimpel der Fahne von den ersten Strahlen des kommenden Tages matt beleuchtet!

[2]) Tagebuch 1849 Sept. 9. Ähnliche Gedanken Sept. 25: Je näher ich dem Examen komme, um so größer scheint mir die zu überwindende Arbeit zu werden.

nach verlor sich diese Scheu; er war entschlossen, gut oder schlecht vorbereitet hinzugehen.

„Von meinem Reinald, der Frucht so mancher froher Arbeitsstunden ist schon einiges gedruckt; außerordentlich freue ich mich darauf, nach vollendetem Examen mit rechter Lust an irgend einer größeren Arbeit zu schaffen; wie ich jetzt denke, werde ich zuerst die Kölner Erzbischöfe vornehmen“ [1]).

Am 29. Oktober reichte er seine Dissertation ein, nachdem sie schon vorher die Zustimmung Aschbachs erfahren hatte [2]). Aschbachs Gutachten [3]) ging dahin, daß der Gang der Untersuchung und die Disposition natürlich und sachgemäß sei: „Die ganze Arbeit empfiehlt sich durch großen Fleiß und gelehrte Gründlichkeit.“ Das Schlußurteil lautet: „Da die gelehrte Abhandlung, welche auch manche andere wichtige, mit dem Gegenstand in Verbindung stehende Punkte der deutschen Rechtsgeschichte erläutert, in jeder Hinsicht alles Lob verdient und mir der Verfasser sowohl aus öfteren mündlichen Unterredungen, wie auch aus einigen anderen gediegenen geschichtlichen Arbeiten als tüchtiger junger Gelehrter im historischen Fache bekannt, so stimme ich unbedenklich für seine Zulassung zum Examen“ [4]).

Correferent war Loebell. Dieser bemerkt: „Die Arbeit des Herrn Ficker ist eine sehr gründliche, die Untersuchung über den interessanten Gegenstand ist nach einer durchaus kritischen Methode mit sicherer geübter Hand angestellt. Der Verfasser hat sich nicht begnügt, auf die von seinen Vorgängern gebrauchten Quellen zurückzugehen; er hat auch einige über den Gegenstand sprechende, nicht unwichtige Stellen in Chroniken, die erst in den letzten Jahrzehnten ediert sind, eine auch in einer noch ungedruckten aufgefunden und benützt. So ist sein Material bei weitem vollständiger, als bei seinen Vorgängern. Der Behandlung selbst schickt er eine sehr gründliche und umsichtige Revision aller Quellen und eine mit scharfem Prüfungsgeist durchgeführte Beurteilung ihres Wertes und ihrer Glaubwürdigkeit voran. Auch in der Untersuchung über den zum Teil

---

[1]) Tagebuch 1849 Okt. 7. Brief an Böhmer Sept. 21: Ich denke zunächst dem Herrn Kaufmann bei Sammlung der Kölnischen Quellen auszuhelfen. — Kölner Regesten habe ich schon im Sommer ausgezogen und denke damit fortzufahren, sei es zum Druck, sei es um für die Geschichte der einzelnen Erzbischöfe zu dienen.

[2]) Ficker an Böhmer 1849 Sept. 21: Meine Dissertation ist in den Händen des Prof. Aschbach, dem sie, wie ich hoffe, genügen wird.

[3]) Nach den Fakultätsakten, die auf meine Bitte Prof. Al. Schulte einsah. Danach ist der Verlauf der Examina dargestellt.

[4]) Unterzeichnet: Aschbach, 4. Nov. 1849.

dunkeln Hergang selbst zeigt der Verfasser eine Sorgfalt und einen Scharfsinn, durch welche ihm gelungen ist einige zweifelhafte Punkte aufzuklären und festzustellen." Für alle seine Ergebnisse möchte sich Loebell nicht erklären, am wenigsten leuchte ihm die Schlußbehauptung ein, daß K. Heinrich VI. durch den ganzen Versuch sich und seinem Hause einen wesentlichen Nachteil gebracht habe. „Auch fehlt es nicht an Spuren eines etwas parteiischen antighibellinischen Standpunktes [1]). Doch tut dies dem wissenschaftlichen Werte der Arbeit natürlich keinen Eintrag. Die Sprache ist, ohne eine recht lateinische Farbe zu haben, leicht verständlich, ein solchen Arbeiten leider selten zu erteilendes Lob."

Nachdem einige Barbarismen getadelt sind, schließt das Gutachten: „Alles zu allem gerechnet, erweist sich die Probeschrift als eine so tüchtige, wie sie der Fakultät nicht häufig vorgelegt werden." Loebell erklärte, daß die Arbeit „an einer darauf zu gründenden Zulassung zur Doktorprüfung nicht den mindesten Zweifel aufkommen lasse" [2]). Am 20. November berichtete Ficker an Böhmer, daß die Dissertation günstig beurteilt worden sei.

Am Tage, bevor die Anmeldung beim Dekan zum mündlichen Examen erfolgte, begegnete Ficker zufällig dem Professor Loebell, der seine Dissertation lobte und ihn aufforderte, sich um die facultas docendi zu bewerben, wozu nach den Bonner Statuten das Doktorexamen sich um einiges erschwerte, ein zweites Examen aber erspart blieb [3]). Ficker folgte dem Rat, obwohl er eine solche Absicht früher gar nicht gehegt hatte [4]).

Das „langgefürchtete langersehnte" Examen ging am 28. November 1849 vor sich. Zuerst das sogenannte Magisterexamen, bei dem der Philologe Ritschl, der Philosoph van Calker, der Professor der Chemie G. Bischof, der Mathematiker Argelander intervenierten. Den Vorsitz führte der Dekan Nöggerath [5]).

[1]) Eine merkwürdige Behauptung, da Ficker der wissenschaftliche Begründer der ghibellinischen Anschauungen wurde.

[2]) Unterzeichnet: Loebell, 9. Nov.

[3]) Als es dazu kam, entstand die Controverse, ob die Absicht, vom § 60 der Universitätsstatuten Gebrauch zu machen, vorher der Fakultät anzuzeigen sei, wie Loebell behauptete, oder ob die Meldung vor dem Dekan genüge, was schließlich als richtig erkannt wurde.

[4]) Tagebuch 1849 Dez. 12: „Nun hatte ich allerdings bis vor kurzem gar nicht vorgehabt, das durch die Bewerbung um die facultas so außerordentlich erschwerte Examen zu machen." Er erwähnt dann die Begegnung mit Loebell.

[5]) Nöggerath, Mineraloge und Geognost, den G. Kinkel durch seine Satyre gekränkt hatte. — Über G. Bischof vgl. A. Springer, Aus meinem Leben S. 219.

„Professor Ritschl prüfte zuerst in den klassischen Sprachen und legte zu diesem Behufe dem Kandidaten eine Stelle des Tacitus und eine des Thukydides vor. Der Kandidat löste die Aufgabe zur Zufriedenheit."

Darauf prüfte van Calker aus der Philosophie u. z. vorzüglich aus der Geschichte der Philosophie [1]), G. Bischof aus den Naturwissenschaften [2]). Argelander beendigte das Magisterexamen mit verschiedenen Fragen aus der Mathematik, besonders aus dem Gebiete der Geometrie im weiteren Sinne: „Der Kandidat zeigte sich recht bewandert in diesem Gegenstande und betätigte zugleich gute mathematische Anlagen." Das Ergebnis war durchwegs ein befriedigendes; die Examinatoren erklärten, daß der Student Ficker das Magisterexamen gut bestanden habe.

Sofort begann das Doktorexamen in der Geschichte. „Die Prüfung eröffnete Professor Aschbach. Der Kandidat hatte zuerst eine Übersicht der assyrischen Geschichte zu geben, sodann die verschiedenen Quellen über dieselben anzuführen, ihre Abweichungen von einander zu bemerken und sich über ihren Wert auszusprechen. Der Kandidat zeigte sich überall recht bewandert und bedurfte nur geringer Nachhilfe. Hierauf wurde eine Zusammenstellung der verschiedenen Quellen über die älteste römische Geschichte verlangt, welche der Kandidat recht gut zu geben wußte und die Fragen über einige Kontroverspunkte beantwortete er richtig. Er bewies sich auch vertraut mit den neueren Forschungen in diesem Gebiet. Endlich hatte er die Hauptmomente in Kaiser Justinians Regierung anzuführen und die vorzüglichsten Quellenschriftsteller über dieselbe zu nennen. Diese Aufgabe wurde ebenfalls zur Zufriedenheit gelöst. Nach dem guten Ausfall der Prüfung, wie auch nach dem in der Dissertation bewiesenen wissenschaftlichen Geiste und den darin niedergelegten gründlichen Kenntnissen hält der Examinator den Kandidaten für befähigt, im Gebiete der alten und mittleren Geschichte als Privatdozent aufzutreten und akademische Vorträge zu halten."

„Professor Loebell ergänzte die Prüfung, indem er auf das Gebiet der neueren Geschichte seit der Entdeckung von Amerika überging, und dem Kandidaten Fragen über Quellen und Hilfsmittel

[1]) „Der Kand. zeigte nicht nur eine klare und vollständige Übersicht über den Entwicklungsgang der Philosophie nach dessen Hauptperioden bis auf die Gegenwart, sondern wußte auch meistens treffend und bestimmt das Charakteristische einzelner philosophischer Systeme anzugeben."

[2]) „Fragen aus den Anfangsgründen der Physik, Chemie, physischer Astronomie und Geologie."



für einzelne Abschnitte aus dieser Zeit, über deren Beschaffenheit, Gehalt und Glaubwürdigkeit vorlegte. Der Kandidat antwortete in Bezug auf eine ganz allgemeine Kenntnis der Schriftsteller wenigstens gut und befriedigend; für eine nähere läßt er noch Manches zu wünschen übrig. Es zeigte sich, was er auch selbst nicht Hehl hatte, daß sich seine Kunde von ausführlichen Werken über die neuere Geschichte bis jetzt nur wenig auf selbständige Kenntnis und Lektüre gründet."

„Die Prüfung war hiemit geschlossen und die anwesenden Mitglieder der Fakultät traten in Beratung. Es wurde einstimmig anerkannt, daß der Kandidat vorzüglich bestanden habe, eximia cum laude, wie das Prädikat lauten soll [1]). Die Dissertation wurde als eine erudite et subtiliter scripta bezeichnet. In Bezug auf das von dem Kandidaten nach § 60 der Fakultätsstatuten erklärte Vorhaben als Privatdozent auftreten zu wollen, wurde beschlossen, ihm die Befähigung dazu gleichfalls zu erteilen."

Loebell hatte diese Befähigung „mit vorläufiger Beschränkung auf alte und mittlere Geschichte" erteilen wollen, da aber Aschbach opponierte, hatte er nachgegeben [2]).

Ficker notierte sich über den Hergang [3]): „In Wahrheit kann ich sagen, daß ich mehr Glück wie Verstand bei der ganzen Sache gehabt habe. Geoxt habe ich freilich genug, soweit es mir überhaupt möglich ist, mich anhaltend mit formalen Studien zu befassen; ich fühlte es schmerzlich, früher so wenig systematisch, nur speziell gearbeitet zu haben; es ist ein allen Lebensmut tötender Zustand, für einige Zeit sogar jedem tieferen Nachsinnen entsagen zu müssen, um das tote Gerüst möglichst in den Vordergrund treten zu lassen. Und doch hätte mir ohne Glück alles Oxen nichts genützt, da ich in einer Weise examiniert wurde, auf die ich gar nicht gefaßt war, und in Dingen, von denen ich fast nur durch Zufall durch die Studien der letzten acht Tage einiges wußte." „Meines Examens werde ich erst jetzt recht froh; ich wurde von Loebell so scharf examiniert, daß ich im Anfang gar nicht mit dem Examen zufrieden war, so günstig auch das Resultat war, bei dem mir wenigstens Loebell's persönliche Gewogenheit nicht zu Hilfe kam."

---

[1]) Die beste Note, die überhaupt gegeben wurde.

[2]) Im Protokoll ist von Loebell nachträglich jene Beschränkung getilgt. Daß Aschbach dem Loebell opponierte, erzählte jener zu Ostern 1861 in Wien dem Dr. M. Ritter.

[3]) Tagebuch 1849 Dez. 5.

Über den Verlauf des Examens teilt H. Hüffer noch folgende Einzelheiten mit.

„Der Professor der Philosophie [1]) stimmte Ficker wohlgefällig zu, als er unter allen philosophischen Systemen die Monaden und die praestabilirte Harmonie Leibnitzens als dasjenige erklärte, mit dem er sich am wenigsten habe befreunden können. Loebell setzte ihm schärfer zu. Ficker aber entschied eine Kontroverse zu seinen Gunsten, indem er Giannone's „Storia civile del regno di Napoli" (1723) als Beweis anführte, daß schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Geschichtschreiber die Verfassung und die sozialen Verhältnisse eines Staates eingehend behandelt habe."

Augenscheinlich hatten die Examinatoren eine hohe Meinung von den Kenntnissen Fickers, dessen Beziehungen zu Böhmer ihnen bekannt waren; wie denn Ficker an Böhmer schrieb, daß der Erfolg „zunächst durch die günstige Beurteilung seiner Dissertation herbeigeführt sei" [2]). Auch sonst machte die Sache unter der Studentenschaft Aufsehen [3]).

Ficker notiert sich weiter: „So wäre ich denn mit einem bedeutenden Abschnitt meines Lebens zum Abschluß gekommen; das glücklich bestandene Examen, der Doktortitel und die facultas docendi, der gedruckt vorliegende Reinald, dem die Dissertation bald folgen wird, sind die äußeren Früchte."

Am 19. Dezember ging auch die Promotion glücklich von Statten, „vorzüglich wohl weil ich keinerlei Scheu hatte, öffentlich zu reden. Zum guten Teil ist das wohl ein Stück Märzerrungenschaft" [4]).

„Meine jetzt höchst angenehme Lage kommt mir erst schrittweise mehr und mehr zum Bewußtsein und wird es noch mehr, wenn ich einmal wieder zu Hause nach Herzenslust frei und selbständig arbeiten kann .... Eine der glücklichsten Situationen, die sich vielleicht nur mit der Zeit nach dem Abturientenexamen vergleichen

---

[1]) van Calker — „ein bejahrtes, ängstlich aussehendes Männchen" sagt K. Schurz, der ihm 1848 als dem damaligen Rektor eine energische Adresse der Studentenschaft vorzulesen hatte.

[2]) Ficker an Böhmer 1849 Dez. 22.

[3]) E. Dümmler, der damals krasser Fuchs in Bonn war, erinnerte daran, als er Ficker zum fünfzigjährigen Jubiläum seiner Promotion gratulierte.

[4]) Als „adversarii" fungierten Dr. Alfred Kopstadt, ein Philologe aus Ritschls Schule, Ludwig Ficker, iur. stud. (der für den an Masern erkrankten Hermann Hüffer eingesprungen war), Felix Goldschmidt, iur stud. (Über den Hamburger Fel. Goldschmidt, der später zur Medizin überging, vgl. Jürgen Bona Meyer, Erinnerungen aus der Frankonenzeit 1849—51 S. 9. Auf dem Stiftungsfest der Frankonia im Dez. 1849 brachte Goldschmidt einen witzigen Toast aus.)

läßt, wo ein Ziel überwunden, das folgende sich noch dem Auge entzieht. Wie freue ich mich umgesattelt zu haben!"

„Mein Hauptgenuß war der Brief an die Mutter, die gar nicht darauf vorbereitet war, daß ich schon jetzt mein Examen machen würde."

Am 23. Dezember 1849 verlies er Bonn „ohne sonderliche Gemütsbewegung .... Ein Übergang vom Studenten zum Philister findet kaum bei mir statt." Er sei schon früher zeitweise dem Studentenleben entrückt gewesen, andererseits bleibe ihm doch der wesentliche Inhalt des Studentenlebens, die Wissenschaft. Auch habe er bis zuletzt sich seiner Verbindung gewidmet. „Einen sonstigen Freundeskreis lasse ich hier nicht zurück; mit Grimm und Kaufmann stehe ich im alten Verhältnis; Floß [1]), der mir (bei dem Promotionsakt) auch opponierte, ist eine neuere mir wertvolle Bekanntschaft."

„So wird denn der frischgebackene Doktor in die Heimat zurückkehren am lieben Weihnachtsabend; die Freude meiner Angehörigen wäre allein genug, die lange Oxperiode vergessen zu machen."

Ehe wir ihm nach Münster folgen, müssen wir einen Blick auf seine Dissertation werfen: De Henrici VI imperatoris conatu electiciam regum in imperio Romano-Germanico successionem in hereditariam mutandi [2]). Ein so kompetenter Gelehrter wie Georg Waitz urteilte darüber folgendermaßen [3]): „Diese Abhandlung, obwohl zunächst zum Behufe der Promotion verfaßt, verdient nicht weniger eine kurze Erwähnung. Sie behandelt ihren Gegenstand mit so viel Umsicht und zeigt von einer so gesunden Kritik, daß man sich ihrer lebhaft freuen muß."

Die Behandlung des Stoffes ist bemerkenswert. Zwei einleitende Paragraphen geben die Gliederung des Themas (materiae dispositio). Der erste Abschnitt handelt über die Quellen (de fontibus), der zweite über den Plan Heinrichs VI., das Reich erblich zu machen, der dritte über die Entwicklung und den Ausgang der ganzen Angelegenheit (quem processum et exitum Henrici consilium habuerit narratur).

Die Quellenzeugnisse, deren Sammlung zu jener Zeit, wo die Monumenta Germanica noch nicht bis auf die staufische Epoche vorgerückt waren, einige Mühe kostete, sind mit großer Umsicht zusammengebracht: einzelnes war noch nicht ediert, wie die Annales Ar-

[1]) Floss, der nachherige Theologieprofessor und Historiker in Bonn.
[2]) Bonnae 1849. Im Anhange die Thesen und eine „Vita" des Verfassers.
[3]) Gött. Gel. Anz. 1851 (März 22) St. 47.

gentinenses, das Chronicon Reinhardsbornense, und gerade das letztere war für die Arbeit von großer Wichtigkeit, worüber mit Böhmer Ratschlag gehalten wurde (der auch in anderen Fällen aushelfen konnte)[1].

Es war da großer Fleiß aufgewendet, zeigte aber zugleich wie viel noch zu tun war[2]. Von Bedeutung für den Plan Heinrichs VI. war seine Succession im Königreich Sizilien kraft Erbrechtes, zum Unterschied von Italien und Burgund, die dem Kaiserreiche angehörten, was den Gedanken eingab, die neue Universalmonarchie einer Reorganisation zu unterziehen, sie erblich zu machen, aber auch den Reichsfürsten die Erblichkeit, nicht nur für Söhne, sondern auch für Töchter und andere Seitenverwandte zu gestatten (wie das chronicon Reinhardsbornense es ausdrückt)[3]. Es war dabei Gelegenheit über praktische Vorkommnisse dieser Art, wie sie das Privileg von 1156 für Österreich vorsah, wie sie bei der Vereinigung der Steiermark mit Österreich zur Sprache kamen, nähere Erklärung zu geben und eine eingehende Kenntnis des deutschen Staatsrechtes, sowie der seit Eichhorn darüber erwachsenen Litteratur zu erweisen. Auch die Stellung der Reichsfürsten — der geistlichen und weltlichen bis herunter zu den Grafen — war zu definieren, die Anfänge der Oligarchie, welche sich das Recht beimaß, den deutschen König zu küren, und nach dem Tode Heinrichs VI. sofort hervortrat, zu verfolgen. Es waren die Gründe darzulegen, warum der an sich gute Plan scheiterte. Sie hängen zusammen mit den ausschweifenden Herschaftsplänen Kaiser Heinrichs VI, welche ihm überall Gegner erweckten, während er selbst das Erreichbare über uferlose Utopien

---

[1]) Böhmer wünschte nicht zitiert zu werden, insoferne das von ihm gesammelte Material der Ges. f. ältere deutsche Geschichtsf. gehöre, das man nicht Jedermann zur Verfügung stellen könne. Namentlich galt dies von den Urkunden Heinrichs VI., aus denen Ficker die Zeit- und Ortsangaben sich hatte notieren dürfen. Ebenso für die Regesten Reinalds.

[2]) Ficker an Böhmer 1849 Dez. 22: Untersuchungen über Quellen, wie ich sie dort anstellte, sind eine mißliche Sache, nämlich für einen Anfänger, dem es noch an Belesenheit mangelt, andererseits wenn, wie hier, ungedruckte Quellen besprochen werden mußten, ohne daß für die Beurteilung etwas anderes zu Grunde gelegt werden konnte, als die dürftigen Angaben im Archiv der Gesellschaft. Daß Sie das sog. chronicon Luneburgicum für jünger halten, als Lappenberg, dem ich meist folgte, ersah ich schon aus der Vorrede zu den Regesten, von der ich leider für diese Arbeit keinen Gebrauch mehr machen konnte.

[3]) Vgl. neuerdings K. Hampe, Zum Erbplan Heinrichs VI. Mitt. d. Instituts f. ö. Gesch. XXVII (1906) S. 1—10.

vernachlässigte; so endete der Versuch mit einem Mißerfolg, dem nach Heinrichs Tode ein vollständiger Rückschlag folgte [1]).

Das ganze ist so scharfsinnig erörtert, daß Kundige erklärten: Ficker sei bereits in seiner ersten Arbeit als ein vollständig gewappneter Gelehrter hervorgetreten, so daß man bei ihm in dieser Beziehung von keiner Entwicklung, sondern nur von einer Entfaltung reden könne [2]).

Während die Dissertation ein staatsrechtliches Spezialthema behandelt, ist „Reinald von Dassel, Reichskanzler und Erzbischof von Köln 1156—1167, nach den Quellen dargestellt", eine „Vorarbeit für künftige Darsteller der Kölner, wie auch der allgemeinen Reichs- und Kirchengeschichte des 12. Jahrhunderts." Reinald von Dassel war der staatsmännische Berater Friedrichs I., den er nach dem Tode des praepotenten Papstes Hadrian IV. in das Schisma hineinführte, da der Kanzler Roland, zum Papst gewählt, als Alexander III. dem Reiche ebenso widerwärtig war wie sein Vorgänger. Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie der Verfasser diesem Thema gerecht wird; es handelte sich dabei um das Urteil über den Streit der beiden Gewalten, das für die Auffassung der mittelalterlichen Kaisergeschichte von entscheidender Bedeutung ist. Wir sehen Ficker noch durchaus unter dem Einfluß Gfrörer'scher Auffassungen stehen, das kirchliche Gegengewicht gegenüber dem kaiserlichen Absolutismus wird als nützlich anerkannt, die Konkordanz der beiden Gewalten, die gewisse Schranken einhielten, als der ersprießliche Zustand gepriesen. Danach wird Reinalds Politik als über die richtige Grenze hinausgehend beurteilt; alles in maßvoller wohlüberlegter Weise. Auf dem Reichstage zu Würzburg (Pfingsten 1165) werden die Reichsfürsten gezwungen, auf den Gegenpapst Paschalis zu schwören. Reinald (bisher Diacon) wird zum Priester geweiht, später auch zum Erzbischof. „Kaum bietet die deutsche Geschichte ein kläglicheres Bild; zeigte Heinrich vor Kanossa, was vom völligen Siege der geistlichen Gewalt zu erwarten, so gibt der Würzburger Reichstag die Kehrseite. Fiel das Gegengewicht der Kirche, so triumphierte der Grundsatz der Imperatoren — „Quod principi placuit, legis habet rigorem" über die

[1]) Diese Auffassung entspricht der von Böhmer formulierten (vgl. Janssen II. 365), wie in einer der Thesen Fickers auch dessen Auffassung Kaiser Friedrichs II. verteidigt wird: „Boehmeri sententia, Friderico II. imperatore ad Germaniam strenue gubernandam neque opes, nec ingenii facultates, sed voluntatem defuisse, probanda est." Vgl. auch Ficker, Engelbert der Heilige S. 103 f.

[2]) So Dümmler in seinem Nachruf auf Ficker, N. Archiv d. Ges. 1902.

Satzungen und Gewohnheiten des Reiches“ [1]). Die Gesamtpolitik Reinald's wird folgendermaßen charakterisiert: „Zehn Jahre hindurch hatte Reinald die Angelegenheiten des Reiches mit fester Hand geleitet; ihm verdankte der Kaiser einen großen Teil der bisherigen Erfolge. Ihm aber verdankte er zugleich die gefährliche Stellung gegenüber der Kirche, gegenüber der Mehrheit des Volkes, und kaum läßt sich der Gedanke unterdrücken, daß durch den frühzeitigen Tod des gewaltigen Kanzlers (1167) manch drohendes Unheil von Kirche und Staat abgewendet sein mag.“ Die Bedeutung Reinald's für die Reichspolitik wird genau umschrieben: „Wohl stand ein Christian von Mainz, ein Philipp von Köln in vielen Beziehungen nicht gegen Reinald zurück; nie aber ist es ihnen, so wie diesem gelungen, einen fast unbeschränkten Einfluß auf den Kaiser zu gewinnen.“

Man ersieht aus der Arbeit zugleich, daß der Verfasser sich ernstlich mit der Geschichte der rheinischen Erzstifte überhaupt, mit der des Kölnischen (worüber Mitteilungen seines Freundes Alex. Kaufmann zitiert werden) insbesondere beschäftigt habe und wie es ihm zum Bewußtsein gekommen ist, daß daran ein guter Teil der alten Reichsgeschichte hänge, daß hier die Partikularforschung auch der allgemeinen zu Gute kommen müsse. Er äußert sich darüber folgendermaßen: „Kaum kann es befremden, wenn in dem früher geistlichen Wahlstaate der geschichtliche Sinn durch die Umwälzungen, die zu Anfang dieses Jahrhunderts dem tausendjährigen Reiche ein Ende machten, mehr wie in anderen geschwächt ist; je enger sie noch bis zuletzt mit dem Reich verknüpft waren, um so tiefer war bei ihnen der Einschnitt zwischen alter und neuer Zeit; die alten Formen des Staats- und Gemeindelebens sind geschwunden und die neuen wurzeln nicht in der eigenen sondern in der Vergangenheit bisher fremder Staaten; kein angestammtes Herrscherhaus hält die Erinnerung an die früheren Zeiten wach.“

Das sind Bemerkungen, die ganz dem Gedankenkreise Böhmers entsprechen [2]). Mit Recht ist in der „Vita“ der Einfluß Gfrörers und Joh. Friedrich Böhmers auf den Verfasser hervorgehoben, ist das Büchlein dem letzteren gewidmet [3]).

---

[1]) Vgl. Reinald von Dassel S. 87.

[2]) Böhmer an Ficker 1850 Juli 7, worin er sich für die beiden Schriften bedankt: „will aber doch meine große Freude nicht verschweigen, daß in Ihnen Deutschlands nordwestlichen Landen ein Historiker erstanden ist, welcher den heimatlichen Standpunkt wird festzuhalten wissen. Das war ein großes Bedürfnis, ist aber auch ein großer Beruf.“

[3]) Ficker an Böhmer 1849 Nov. 20: „Bei dieser Arbeit, wie bei meinen übrigen Studien haben Sie mich mit Ihrem Rat so freundlich unterstützt, daß

Die Detailforschung ist durchaus exakt, den Urkunden wird neben den Chroniken die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet, selbst in den topographischen Angaben für die nächste Umgebung Roms ist es noch in neuerer Zeit von den besten Kennern der Verhältnisse ihren Ausführungen zu Grunde gelegt worden [1]).

Wenn wir noch eine Einzelheit hervorheben dürfen, so bezieht sie sich auf eine Angabe über den „Besitz des ungenähten Kleides des Herrn“ in einem Briefe des Erzbischofs Hillin von Trier, der nicht wie bei Gildemeister und Sybel (allerdings mit Beziehung auf Böhmer) zu lesen im 16. Jahrhundert entstanden sein kann, weil er, wie Böhmer jetzt gegen den „Heiligenrock-Sybel“ hervorgehoben zu sehen wünschte, schon im 13. Jahrhundert vorhanden war [2]).

Später nahm diese Frage eine Wendung, die für die Methodologie solcher Untersuchungen immerhin von Bedeutung ist. Jaffé wies die Unechtheit der Briefe übers Trier'sche Papsttum trotz ihrer Gleichzeitigkeit nach in einer Weise, durch die auch Ficker, wenn er schon nicht in allen Einzelnheiten beistimmte, überzeugt wurde [3]). Er schrieb darüber an Böhmer: „als ich den Reinald arbeitete und von Ihnen hörte, daß die Briefe in alten Handschriften da seien, genügte mir das, da es mir noch sehr fern lag, Gleichzeitigkeit und Echtheit auseinanderzuhalten. Das macht mir auch keinen Kummer, wenn ich nach 6 Jahren an meinen jetzigen Arbeiten so viel würde

---

ich schon lange wünschte, Ihnen, wenn auch nur durch ein äußeres Zeichen, meine Dankbarkeit erkenntlich machen zu können.“ Bittet ihn, die Widmung anzunehmen, „dessen Werke und Worte mir zuerst den Reichtum der Quellen unserer vaterländischen Geschichte erschlossen.“ (Da Böhmer nach Italien abgereist war, kam ihm die Bitte verspätet zu.)

[1]) Vgl. Tomassetti im „Archivio della Società Romana di Storia patria“ IX. p. 98: in Bezug auf die Topographie von Tusculum und Umgegend, wo im Mai 1167 Reinald glorreich gegen die Römer kämpfte. Ficker S. 110 ff.

[2]) Ficker an Böhmer 1849 Juni 9: „Beim Reinald mache ich Gebrauch vom Briefe Friedrichs an Hillin von Trier. Da v. Sybel, auf Ihre Autorität gestützt, die Echtheit der Briefe angreift, so wünschte ich anführen zu dürfen, daß Ihnen nach Einsicht der Straßburger und Malmedyer Handschriften aus dem 13. Jahrhundert kein Grund mehr gegen die Echtheit des Briefes vorzuliegen schien.“ Böhmer an Ficker 1849 Aug. 12 gibt seine Zustimmung: „Ich habe denselben S. VII meiner neuesten Regesten selbst angeführt, um so meinen Irrtum wieder gut zu machen. Natürlich ohne diese sauberen Herren Gildemeister und Sybel zu nennen.“ — Vgl. Reinald von Dassel S. 18.

[3]) Vgl. Wattenbach und Jaffé im Archiv für österr. Geschichtsquellen Bd. XIV (1855) über Briefsteller des Mittelalters. Hierüber Böhmer an Wattenbach 1855 April 22 (bei Janssen III, 142.)

besser machen können als jetzt wenn ich den Reinald noch einmal zu bearbeiten hätte"[1]).

Über den mittelalterlichen Reliquiencult hatte der Verfasser sich übrigens auch positiv zu äußern, da Erzbischof Reinald von der Einnahme Mailands her die Gebeine der „heiligen drei Könige" nach Köln gebracht hatte, wo deren Verehrung sofort in Flor und der Stadt in mannigfacher Weise zu Gute kam[2]); was in einem eigenen Exkurse mit so viel Takt geleistet wird[3]), daß auch protestantische Kritiker[4]) an der Auffassung Fickers nichts auszusetzen fanden.

---

[1]) Ficker an Böhmer 1855 Juni 6. Er fügt hinzu: „Etwas verdrossen hat es mich, daß mich Herr Jaffé wohl aus Versehen und mit Anführungszeichen von einem „abscheulichen" Plan Reinalds sprechen läßt, was ziemlich lächerlich klingt, während ich, wohl mit Fug und Recht, einen solchen Plan als „abenteuerlich" bezeichnet habe." (Böhmer an Wattenbach l. c.: Fickers Meinung sei nicht so verkehrt, wie Jaffé sie darstellt.) — Vgl. auch Böhmer bei Janssen III. 277 (mit Beziehung auf Wattenbach und Jaffé): saec. XII und aller Wahrscheinlichkeit nach in Trier wurden die falschen Briefe zwischen Hadrian IV., Friedrich I. und Erzbischof Hillin fabriziert, in denen des heiligen Rockes Erwähnung geschieht.

[2]) Böhmer machte ihm eine Ausstellung: „S. 69 scheint mir doch etwas zu viel Gewicht auf die kölnischen Heiligtümer als Reichtumsquelle gelegt zu sein. Ich denke, daß Kölns Reichtumsquelle im 12. und 13. Jahrhundert der Handel mit England war."

[3]) Reinald von Dassel S. 127 ff.

[4]) Böhmer an Ficker 1853 Juli 21: „In der Zeitschrift für luther. Theologie von Rudelbach und Guericke 1853 S. 557 f. wird Ihr Reinald sehr günstig rezensiert." — In Hase's Kirchengeschichte sind Fickers Arbeiten fleißig notiert.

IV. Kapitel.

Die Geschichtsquellen des Bistums Münster.

In dem Freundeskreise, der zu Bonn das historische Kränzchen gebildet hatte, war beschlossen worden, die rheinischen und die westfälischen Geschichtsquellen der Bearbeitung zu unterziehen. Die rheinfränkischen hatte Böhmer 1839 in den Kreis seiner Tätigkeit gezogen, willens sie herauszugeben, um „damit unserem Volk neben seiner echten Geschichte auch seinen verklungenen Namen neu zu bieten" (er wies die Bezeichnung „Rheinpreußen" entrüstet zurück) [1]), und ähnlich dachte Ficker: „es ärgert mich, wenn ich sehe, daß auch die Geschichte dieser Provinzen ganz in die Hände der eingewanderten Preußen kommt; damit muß das Stammesbewußtsein schwinden und gewiß tut es not, in den Eingeborenen den geschichtlichen Sinn wieder zu wecken." [2]) Wir haben gesehen, wie Ficker 1849 mit Alexander Kaufmann die Quellen der kölnischen Geschichte in Angriff genommen hatte [3]), wozu ihn sein Reinald von Dassel befähigte.

Der Lieblingsgedanke von Ficker war aber von Anfang an die Herausgabe der westfälischen Geschichtsquellen (die zu den kölnischen in mehrfacher Beziehung stehen), und zwar nahm er die alte, ihm von Jugend auf vertraute münsterische Chronik aufs Korn. Auch legte er sich zur Übersicht ein Verzeichnis aller gedruckten und der im „Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde" verzeichneten ungedruckten westfälischen Quellen an [4]).

---

[1]) Vgl. Böhmers Briefe von 1839 und 1840 bei Janssen II. 289, 293, 296. (Hiezu I. 271.)

[2]) Tagebuch 1850 Febr. 26.

[3]) Vgl. das vorige Kapitel S. 80 f.

[4]) Ficker an Böhmer 1849 Sept. 21.

Junkmann dachte an eine „Westfalia sacra“. Cornelius, mit dem Ficker die Bekanntschaft von der Paulskirche her in Münster 1849 und 1850 erneuerte, übernahm die Quellen der Wiedertäuferzeit. Giefers machte sich an die Geschichte von Paderborn und Corvey, nicht ohne zunächst durch die zahlreichen Corveyer Fälschungen irregeführt zu werden [1]). Er sammelte für eine Darstellung der Diözese Paderborn, über alte Volkssitze darin, Gaue, kirchliche Einteilung und faßte die Geschichte seiner Vaterstadt Brakel, der Hinnenburg u. s. w. ins Auge [2]).

Als Ficker zu Weihnachten 1849 von Bonn nach Münster zurückkehrte, stand bei ihm fest, nicht sogleich die Dozentur anzutreten, sondern die münsterischen Chroniken zu edieren, wofür auf die Handschriften zurückzugehen war: „vorzüglich, um mich im Abschreiben zu üben,“ wie er an Böhmer schreibt, „in dem ich schon einige Fortschritte gemacht habe.“ [3])

Die Aufgabe war nicht ganz einfach. Um das Jahr 1379 hatte der Bischof Florenz von Münster eine Chronik seines Stiftes anfertigen lassen; diese wurde dann fortgeführt, überarbeitet, erweitert, ins niederdeutsche Idiom übersetzt und so mannigfach verändert. Das meiste war noch ungedruckt, obwohl einiges im 17. und 18. Jahrhundert für den Druck schon vorbereitet. Arnd Bevergerns Darstellung der Ereignisse von 1424—1458 schloß an eine der Fortsetzungen der älteren Chronik an; als münsterischer Bürger und Aldermann (in welcher Eigenschaft er seit 1443 erscheint) nahm er tätigen Anteil am Verlauf der Dinge um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Seine (in münsterisch-niederdeutschem Dialekt geschriebene) Chronik war bisher nur nach einer minder guten Handschrift in Holland gedruckt [4]).

---

[1]) Vgl. die Zeitschrift f. vaterl. Gesch. und Altertumsk. 11 (1847) S. 370, wonach Giefers den Entwurf zu einer neuen Bearbeitung des Corveyischen Abtes Saracho aus dem 11. Jahrhundert und der Traditiones Corbeiensis eingesandt hatte. (Über das Registrum Sarachonis vgl. Wattenbach II⁶, 494 unter „Fälschungen“.)

[2]) Die Geschichte der Hinnenburg erschien 1851 in der Vereinszeitschrift, die von Brakel ebenda in Bd. 28 (1869) S. 197 ff. Er bemerkt in der Einleitung: Den Plan dazu habe er schon „als junger Student aus Brakel“ vor 25 Jahren gefaßt, also 1844.

[3]) Ficker an Böhmer 1849 Dez. 22.

[4]) In Matthaei veteris aevi analecta (ed. I. Lugd. Bat. 1708; ed. II Hag. Com. 1738). Vgl. Münster. Chron. Vorrede p. XXXV f. — In Matthaei vet. aevi anal. ist auch die Münsterische Chronik von der Wahl Bischof Heinrichs von Mörs bis auf die Wahl B. Bernhards v. Raesfeld (1424—1557) gedruckt. Ib. p. XLII.

Es galt nun, das Brauchbare aller dieser bis auf die Zeit der Wiedertäufer (welche für Münster das Mittelalter abschließt) reichenden Chroniken zu geben, ohne doch die Bestandteile zu vermengen, oder durch Wiederholungen die Übersicht zu erschweren. Man mußte über die verschiedenen Handschriften und über das Verhältnis der Bearbeitungen zu einander Klarheit schaffen, den besten Text der Ausgabe zu Grunde legen, überdies die niederdeutschen Bearbeitungen auch philologisch korrekt behandeln.

Ficker erfreute sich dabei des Zuspruchs zweier kundiger Männer; der eine war sein Freund Adolf von und Zurmühlen, der ihm einige Handschriften aus seinem Besitze zur Verfügung stellte, der andere der Archivassistent P. von Hatzfeld, der manches exzerpiert hatte, ohne selbst zu publizieren. Überdies war der Forscher vom Glück begünstigt. Es gelang ihm, die schon fast verloren gegebene älteste Handschrift der Chronik des Arnd Bevergern in Privatbesitz aufzuspüren und zu erwerben [1]: „wenige Ereignisse mögen mir größere Freude gemacht haben.“ Bald darauf stöberte er auch die Chronik eines ungenannten Augenzeugen von 1424 bis 1458, die den Geschichtsforschern bisher ganz unbekannt geblieben war [2], zu Tage: es ist „der erste bedeutende Fund, den ich gemacht“; er notiert, wie er infolge dessen „seit vier Tagen vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein mit Abschreiben beschäftigt sei.“ [3])

Da in Göttingen, Wolfenbüttel und Hannover Handschriften einzusehen waren, ging Ficker auf Reisen. Zunächst nach Göttingen, wo er Mitte März eintraf. Hier wurde der junge „Doktor“, dessen Reinald schon bekannt war [4], gut aufgenommen. Auf der Bibliothek lernte er einen jungen Deutschböhmen kennen, den Dr. Emil Roessler, der sich als Herausgeber des Prager und bald auch des Brünner (deutschen) Stadtrechtes [5] vorteilhaft bekannt gemacht hat. Seit 1846 Dozent an der Wiener Universität war Roessler mit Wilhelm Wattenbach, der eben die Chroniken der österreichischen Klöster für die Monumenta Germaniae historica bearbeitete, befreundet worden,

---

1) Von C. Borchmayer, gräfl. Droste-Vischering'schem Oberförster in Darfeld. Die Chronik befand sich im Besitz von dessen Onkel. Vgl. Münsterische Chron. Vorw. p. XXXV.

2) Münster. Chron. Vorw. p. XXX, Text p. 188 ff.

3) Tagebuch 1850 März 11.

4) Die „Göttinger Gel. Anzeigen“ brachten eine Besprechung 1850 St. 151 (Sept. 21). Sie ist „H.“ unterzeichnet.

5) „Deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren“ I. (mit einer Vorrede von Jakob Grimm), 1845: Prager Stadtrecht. II. 1852: Stadtrecht von Brünn. — Roessler erfreute sich dabei der Unterstützung von Stenzel, Homeyer, Savigny.

so daß ihm dieser (neben E. Dümmler) die „Geschichtsquellen Deutschlands im Mittelalter" (1858) gewidmet hat [1]). Aber auch Böhmer lernte ihn bei seiner Anwesenheit in Wien 1845 kennen, und als Roessler im Jahre 1848 von der Stadt Saaz in die Frankfurter Nationalversammlung entsendet wurde, hatte er gelegentlich an Böhmer einen Auftrag Wattenbachs auszurichten [2]). Im übrigen wurde Roesslers Leben durch seinen Sanguinismus und seine Unüberlegtheit zerrüttet; indem er mit drei anderen Österreichern für das preußisch-deutsche Erbkaisertum die Stimme abgab, versperrte er sich eine Zukunft in Österreich [3]). Er ging nach Göttingen, wo er sich habilitierte und zugleich auf der Bibliothek beschäftigen ließ. In dieser Stellung traf Ficker den „Dr. Roessler aus Wien, der mich überaus freundlich aufnahm, und mir vieles mitteilen konnte, was mir vom höchsten Interesse war, da seine Arbeiten, wenn auch andere Landstriche betreffend, doch vielfach den meinen ähnlich sind; auch scheint er großer Urkundenliebhaber zu sein. Seine offene gemütliche Natur lernte ich zumal am Abend auf einem Doktorschmaus kennen, wo wir uns in fortgeschrittenem Zustande sehr offen über Politik aussprachen und gut vertrugen, obwohl er österreichischer Kleindeutscher, ich preußischer Großdeutscher bin."

Eben dieser Parteistellung wegen scheute sich Ficker ein wenig, zu Professor Waitz zu gehen, bei dem ihn nunmehr Roessler einführte. „Ich war lange bei ihm, Politik berührten wir nicht; schon aus dieser einen Unterredung lernte ich viel, und freue mich darauf, ihn mehr zu sehen; vor seinen wissenschaftlichen Leistungen muß man allen Respekt haben; durch die Arbeiten für die Monumenta muß er eine außerordentliche Quellenkenntnis gewonnen haben und er wird gewiß noch der erste der norddeutschen Schule, von der mich übrigens durch meine Vorliebe für Böhmer und Gfrörer eine starke Kluft trennt. Waitz hat nicht das gemütliche offene Wesen des Süddeutschen, doch schien es mir, daß das Interesse für mich aufrichtig war; vielleicht wußte er noch nicht, welcher Richtung ich mich zuneigte."

Das war das erste Zusammentreffen der beiden Männer, die für die Geschichte des deutschen Mittelalters eine so nachhaltende Bedeutung erlangten.

---

[1]) Auch die Lebensbeschreibung Roesslers (geb. 1815 in Brüx, gest. 1863 in Sigmaringen) in der Allg. Deutschen Biographie rührt von Wattenbach her.

[2]) Vgl. Janssen II. 423, 424. 527.

[3]) Vgl. Helfert in der Wiener Zeitschrift „Die Kultur" 1905 S. 70 f.

Ficker schrieb in der wohlgeordneten Bibliothek, deren liberale Verwaltung er lobte, die deutsche Handschrift der münsterischen Chronik von 1424 ab [1]), was der Hauptzweck seines Herkommens war. Dann machte er Regesten aus Urkunden über Vehmgerichte, die Dr. Roessler in süddeutschen Archiven abgeschrieben. Die letzten Tage war er mit Struncks Noten zu Schatens Paderbörnischen Annalen beschäftigt. Was er sonst sammelte, betraf meist provinziale Bücherkunde.

Daneben ging der Verkehr mit Roessler fort, „mit dem ich sehr viel bummelte und den ich außerordentlich lieb gewonnen habe; ich wünsche mir nichts mehr, als künftig in Bonn einen solchen Kollegen zu haben, der gründliche Kenntnisse mit einem äußerst ansprechenden äußeren Auftreten verbindet." Auch mit Waitz war er noch mehrfach zusammen: „einen so ungezwungenen Umgang wie mit Roessler konnte ich freilich mit ihm nicht haben." Dafür entschädigte ihn die Bekanntschaft manchen biederen Hannoveraners: „Die Niedersachsen sind doch der Stamm, zu dem wir Westfalen am besten passen; es ist traurig, daß die religiösen Verhältnisse auch hier eine solche Kluft gebildet haben."

Waitz lenkte Fickers Aufmerksamkeit auf eine der Wedekindischen Preisaufgaben, die den Henricus de Hervordia betraf, doch konnte sich Ficker nicht entschließen, darob die näher liegenden Arbeiten zu vernachlässigen [2]).

Er fuhr vielmehr (Anfang April) von Göttingen nach Bremen, „um das dortige Archiv zu benützen und eine Stadt wiederzusehen, in der ich vor $6^1|_2$ und $7^1|_2$ Jahren manchen vergnügten Tag verlebte." [3]) Freilich die Familie, deren Gast er damals gewesen, fand er in wenig entsprechenden Verhältnissen vor, „das alte mir werte Haus niedergerissen"; aber im Archiv sah er seine Erwartungen nicht getäuscht. „Wer beschreibt meine Freude, als die ersten Sachen, die ich erblickte, die ersehnten hanseatischen Verhandlungen über die Stadt Münster von 1454 waren, nebst einer Reihe von Schreiben des Grafen Johann von Hoya an die Stadt Bremen und andere dahin

---

[1]) Vgl. Münsterische Chroniken p. XXIII.

[2]) Über Henricus de Hervordia ed. Potthast (1859) vgl. O. Lorenz, Geschichtsquellen II[3]. 74. — Ficker, Tagebuch 1850 Mai 5: „Den Heinrich von Hervord werde ich fahren lassen: es wären $1^1/_2$ bis 2 Jahre zur Abschrift nötig, was auf meine Studien nur hemmend einwirken könnte; zudem ist der Stoff wenig interessant; die Ehre, eine Preisaufgabe zu lösen, wäre zu teuer erkauft."

[3]) Siehe oben S. 25 (1842, 1843).

gehörige Sachen[1]). Dieser Urkunden wegen wäre ich, Gott weiß, wie weit gereist" ... Auch sonst fand Ficker an dem gemütlichen Leben in der alten Hansestadt Gefallen: „schon das viele Plattdeutsch, das gesprochen wird, höre ich gar zu gern." „Überhaupt hat der Aufenthalt in Bremen meine Richtung aufs mittelalterliche deutsche Städteleben wieder sehr geweckt; es ist wohltuend, neben den Zeugen des großartigen Lebens im 15. Jahrhundert, die sich im Archiv befinden, auch noch im gegenwärtigen Leben und Treiben der Stadt zahlreiche Anknüpfungspunkte zu finden, ohne daß sich damit wie bei Lübeck, Brügge, Pisa, Soest das wehmütige Gefühl gefallener Größe verknüpft. Weiter hatte es den Einfluß auf meine Studien, deren Mittelpunkt doch wohl Westfalen bleiben wird, daß ich Niedersachsen mehr in ihren Kreis hineinziehen werde, während ich früher vorzugsweise nur unser westliches Grenzland, den Niederrhein hineinzog; sind hier die Bindemittel der alte Metropolitanverband mit Köln und die heutige preußische Herrschaft, so sind es dort Gemeinsamkeit des Stammes und der Sprache und vorzugsweise die Ähnlichkeit der städtischen Entwicklung. Die münsterische Stadtgeschichte ist ohne die Bremer nicht zu verstehen; das bremische Wörterbuch ist auch für uns ein Haupthilfsmittel[2]); es freute mich auch, dort Lappenbergs bremische Quellensammlung näher kennen zu lernen[3]); ich denke, die münsterische Chronik ganz in derselben Weise zu edieren."

„Auf der Bibliothek habe ich nichts abgeschrieben, aber die Handschriften durchgesehen; eine Paderborner Chronik, zwar erst aus dem 16. Jahrhundert, kann wenigstens eine Lücke füllen, da Paderborn unser einziges Stift, von dem keine Chronik bekannt war; ich hoffe stark, daß sich eine ältere Rezension finden wird."

Von Bremen fuhr Ficker nach Wolfenbüttel, wo er bei dem trefflichen, aber leider erblindeten Bibliothekar C. Schönemann, einem alten Freunde Böhmers, die freundlichste Aufnahme fand. Er mietete sich die Privatwohnung, auf der früher Dr. Bethmann für die Monumenta Germanica gearbeitet hatte, nicht ohne zugleich mit einem

---

[1]) Johann von Hoya war der 1450 gewählte weltliche Schirmherr des Stiftes Münster, der seinen Bruder Erich zum Bischof wählen ließ, während der Erzbischof von Mainz, Dietrich von Mörs, für seinen Bruder Walram eintrat. Im Verlaufe der folgenden Zerwürfnisse trat die Hansa als Schiedsrichterin auf (1454). Vgl. J. Hansen, Die Münsterische Stiftsfehde S. 15, 102 f. Münsterische Chroniken p. XXXVII, 204 f., 226 f.

[2]) Vgl. Münsterische Chroniken, Vorrede p. LIII.

[3]) Vgl. ebenda: Lappenberg, Geschichtsquellen d. Erzstiftes Bremen (1841). — Auch Lappenbergs Hamburgisches Urkundenbuch wurde durchgenommen.

Freunde im benachbarten Braunschweig sich in Verbindung zu setzen[1]; da es in Wolfenbüttel etwas langweilig war, fuhr er öfters hinüber, sei es um der Oper willen (Meyerbeers „Prophet" wurde da zum erstenmal aufgeführt, den man schon aus vaterländischem Interesse nicht versäumen durfte), sei es um die Sehenswürdigkeiten zu besichtigen: „hübsche Gesichter, der eherne Löwe, das Rathaus und die Kirchen." In Schöppenstadt, wo ein anderer Universitätsfreund hauste, wurde gelegentlich einer Fahnenweihe wieder einmal mit Leidenschaft getanzt.

Auch in Wolfenbüttel gab es ein ziemliches Stück Arbeit; zuerst ging es an die münsterischen Chroniken. Die alte lateinische Rezension bis 1424, ein schöner Pergamentkodex, wurde gleich abgeschrieben[2]. „Von Kölner Sachen fand ich den Bischofskatalog, den Hahn unvollständig und ziemlich einem Betrug ähnlich abdruckte; dann ein interessantes Fragment Kölner Annalen von 1204 und 1205, bisher unbekannt und vielleicht einigen Aufschluß über Cäsar von Heisterbach und die Chronik von St. Pantaleon gebend[3]; weiter schrieb ich ein Fragment einer Marienfelder Chronik ab. Seit drei Tagen war ich vorzüglich mit Oliverius Scholasticus beschäftigt, fand einmal einen Brief über die Eroberung Damiates, der seiner historia Damiatina zu Grunde liegt[4], dann aber, ebenfalls in einem liber S. Pantaleonis, den bisher unbekannten ersten Teil seiner historia terrae sanctae, der hier schon unter dem Namen Oliver in dem Kataloge stand, den aber Pertz einem Mönche Theodoricus zulegte, durch den Namen des Abschreibers verleitet[5]. Der Fund ist leider seinem Inhalte nach von keiner Bedeutung und etwa nur für eine Gesamtausgabe Olivers von Wert."

Der Oliver wurde ganz abgeschrieben; eine weitere Ausbeute boten Abschriften von Kölner Urkunden, darunter unbekannte Kaiserurkunden des 13. Jahrhunderts. Dann entdeckte Ficker in den Overhamschen Collectaneen einen Schatz westfälischer Urkunden und

[1] Abeken, wohl derselbe, den Paul Heyse 1849 in Bonn als Stubengenossen hatte. Jugenderinnerungen S. 97.

[2] Vgl. Münster. Chroniken p. XV.

[3] Vgl. Wattenbach II⁶. 445. Ficker schickte das Wolfenbüttler Fragment Kölner Annalen im Mai 1851 an Böhmer: „wie ich es in Wolfenbüttel abschrieb; ich war damals noch ungeübt."

[4] Wattenbach II⁶. 446. Junkmann, Magister Oliverius und der Kreuzzug von Damiate (1851).

[5] Vgl. Ficker, Engelbert der Heilige S. 251.

Totenbücher, den er späterer Verwertung vorbehielt [1]). Er schrieb noch Klinhamers Osnabrücker Reimchronik ab, und verglich Erdwin Erdmanns Chronicon Osnabrugense; das Visbecker Totenbuch notierte er sich auszugsweise; ebenso einiges aus Levold von Northoff [2]). Endlich stammt die höchst interessante Urkunde saec. IX über das Stift Werden, die in der Ausgabe der Münsterischen Chroniken abgedruckt ist [3]), gleichfalls aus Wolfenbüttel.

In Hannover, welches das nächste Ziel der Reise war, zeigten sich auf der Bibliothek Schwierigkeiten, wie sie Ficker bisher nicht gefunden hatte. „Ich mußte mich entschließen, beim Minister Braun zu schniegeln; zum Glück ist er noch Märzminister [4]) und ich kann jetzt die Bibliothek nach Herzenslust benutzen." Mit der Ausbeute war er durchaus zufrieden: „Das Chronicon Florentii gab so viel neues, wie ich es nicht mehr gehofft hatte zu finden [5]); von der münsterischen Chronik bis 1557 fand ich eine gute Handschrift." [6]) Auch einige interessante Briefe Reinalds kamen nach vielem Suchen zu Tage [7]). „Wahrhaft gestaunt habe ich aber, als ich das Chronicon Reinhardsbornense zu Gesichte bekam, auf das ich durch meine Dissertation aufmerksam geworden war [8]); es ist mir unbegreiflich, wie ein solcher Schatz von Überlieferung ungedruckt bleiben

---

[1]) Vgl. Münster. Chroniken p. LI, ferner die Zeitschr. f. vaterl. Gesch. u. Altertumskunde 13 (1852) S. 261 ff. Adolf Overham, Mönch zu Werden, gest. 1686, scheint auf Veranlassung des Fürstbischofs Ferdinand von Fürstenberg fast alle Archive Westfalens und viele vom Niederrhein und in Niedersachsen durchgearbeitet zu haben.

[2]) Über Klinhamers Osnabrücker Reimchronik vgl. Wattenbach II[6] 31 A. 2. Das Visbecker Totenbuch ebenda I. S. 447 (Bistum Minden); es ist Font. IV. 495—500 abgedruckt; vgl. Scheffer-Boichorst, Ann. Patherbrunn. S. 193. Über Levold von Northoff, der um 1350 mit seiner Chronik der Grafen von der Mark die Reihe der größeren westfälischen Chroniken eröffnete, vgl. Münster. Chron. p. XI. Ausgabe von L. Tross (1859), wozu Fickers Wolfenbüttler Abschriften erbeten wurden. Über Erdwin Erdmanns Chronik vgl. Hansen, Die Münsterische Stiftsfehde S. 8 ff. (in den Anmerkungen).

[3]) Münster. Chroniken p. 352—355. Vgl. Wattenbach I[6]. 246.

[4]) Im Ministerium Stüve, das bis Okt. 1850 im Amt blieb.

[5]) Vgl. Münsterische Chroniken Vorw. p. XXII.

[6]) Ebenda p. XL.

[7]) Sie wurden 1851 von Sudendorf im zweiten Bande des Registrum herausgegeben.

[8]) Vgl. de conatu etc. p. 28 f. Ficker schrieb 1849 Sept. 21 an Böhmer: „Übers Chronic. Reinhardsbornense, von dem ich in Frankfurt mit Ihnen sprach und das mich lange in Verzweiflung setzte, da ich nichts darüber in Erfahrung bringen konnte, habe ich glücklich im „Archiv" 2, 253 einige für meine Zwecke ziemlich genügende Nachrichten gefunden." Vgl. die Rezension von Fickers

konnte; ich denke darüber Rücksprache mit Böhmer zu nehmen; vielleicht daß ich mich selbst an die Herausgabe mache."

Böhmer war geneigt, die Ausgabe in seine Fontes aufzunehmen. Doch kam es nicht dazu; nachdem Ficker im Anhange zu seinem „Engelbert" einige Stücke abgedruckt hatte [1]), gab Franz X. Wegele die „Annales Reinhardsbrunnenses" (Jena 1854) namens des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde heraus, womit sich Böhmer einverstanden erklärte [2]).

Wie Ficker in Wolfenbüttel mit Schoenemann, der auch numismatisch sich betätigte [3]), allerlei Münzgeschäfte gemacht hatte, so verkehrte er in Hannover eifrig mit dem berühmten Fachmann auf diesem Gebiete Hermann Grote, mit dem er als Unterprimaner vor 8 Jahren zuerst in Verbindung getreten [4]). Er erfuhr viel Interessantes, „da Grote manches Detail kennt, wo andere darüber hinwegsehen. Ich denke wieder eifriger an die Münzen Westfalens und Rheinlands zu gehen, manches wie die Verwandtschaft der englischen und westfälischen Typen, die weite Ausdehnung des Münzrechtes der Kölner Erzbischöfe zeigte mir, daß die Numismatik doch nicht so ganz und gar unfruchtbar für die Geschichte ist." [5]) Eine Woche hindurch war Ficker des Nachmittags bei Grote, wo er sich Münzabdrücke besorgte. Und da Grote eben daran war, die westfälische Numismatik (Münster, Osnabrück, Paderborn) zu bearbeiten, blieb der briefliche Verkehr noch während der folgenden Jahre aufrecht, insoferne Fickers Publikationen dem Numismatiker vortreffliche Dienste leisteten [6]). Ficker nahm damals auch das Urkundenbuch von Sartorius [7]) durch, ent-

„de conatu" durch G. Waitz in den Gött. gel. Anz. 1851 S. 464 f. — Böhmer bei Janssen III. 3 (an Stälin 1849 Sept. 4).

[1]) Ficker, Engelbert der Heilige S. 299—301, 352 f.

[2]) Böhmer an Wegele 1854 April 10 (Janssen III. 114 f.). Vgl. Wattenbach II⁶ 368 f. über den weiteren Verlauf der Forschung, namentlich von O. Posse (1872).

[3]) Ficker setzte sich in Korrespondenz mit Schoenemann wegen Bücherverleihungen und Münzsachen; er hatte bei diesem den Beverner Münzfund abgedrückt, worüber Schoenemann seine Bemerkungen zu haben wünschte (1851).

[4]) Siehe oben S. 18 u. 25.

[5]) Ficker machte sich eine Ausarbeitung „über die Nachahmung englischer Münzen bei westfälischen". In den „Münsterischen Chroniken" S. 24 A. 2 u. 3 findet man über das Münzrecht von Bischof und Kapitel in Münster sowie über die „Slegelpfennige" sehr bestimmte Ausführungen, auch scharfe kritische Bemerkungen.

[6]) Grote an Ficker 1855 und 1857. (Grote, geb. 1802, gest. 1895).

[7]) G. Sartorius, Hansisches Urkundenbuch bis zum Jahre 1370. Nach des Verf. Tode herausgegeben von Lappenberg 1830.



zückt über die schönen Notizen, die den westfälischen Handel betrafen; er gedachte auch von diesem Standpunkte aus sich rüstig an das westfälische Städtewesen zu machen.

Während Ficker in Hannover arbeitete, holte ihn seine Mutter ab [1]; er begleitete sie auf zwei Tage nach Hamburg, dann nach Berlin. In Hamburg interessierte ihn vorzüglich „die überall zu Tage tretende Wohlhabenheit und Gediegenheit, gegen die Berlin einen scharfen Gegensatz bildet. Es ist eine Stadt im eigentlichsten Sinne, eine Bürgerstadt, nicht ein Residenzschloß mit einer Stadt als Zubehör."

In Berlin imponierte ihm diesmal die geistige Regsamkeit, da er auch hier seine Drucksachen beachtet fand [2]. „Die Aufmerksamkeit, die man dort der historischen Literatur widmet, ist mir ein neuer Sporn, bald etwas ordentliches zustande zu bringen." Auch müsse er sich wohl mit Berlin in nähere Verbindung setzen, ganz abgesehen von den sehr interessanten Bekanntschaften, die sich ergäben.

In der zweiten Hälfte Juni kehrte Ficker, nachdem er über drei Monate weggewesen, nach Münster zurück, wo er die Kollationen und Korrekturen seiner Chroniken vollendete. Im September unternahm er eine Tour ins südliche Westfalen, um Münsters alte Nebenbuhlerinnen Soest und Dortmund in Augenschein zu nehmen.

„Daß Soest meine Erwartungen nicht getäuscht hat, wundert mich fast, da sie ziemlich hochgespannt waren. Als ich die von der Abendsonne beschienenen Türme vor mir liegen sah, dann durch die Wälle in die weite Stadt eintrat, mit ihren ummauerten Gärten und Wiesen, den mehr an den Ackerbau als an städtisches Wesen erinnernden Häusern, den unregelmäßigen Straßen, dann aber auf den Markt trat, vor mir links die massenhafte romanische Vorhalle, der stolze Turm von S. Patrokli, rechts der zierliche gothische Chor von S. Petri und am folgenden Morgen das herrliche Denkmal aus der Blütezeit der Stadt, S. Maria zur Wiese bewunderte — da mußte ich unwillkürlich an Pisa denken." [3]

„Dortmund machte einen ganz anderen Eindruck, wie das große Dorf in Westfalen, auch dort umziehen die Mauern weite, jetzt leere Räume, erheben sich Bauten, die von einer großen Vergangenheit

---

[1] Am 24. Mai. Die Rückkehr nach Hannover erfolgte am 1. Juni. Am 8. d. M. ging er nochmals nach Wolfenbüttel.

[2] Ficker hatte den „Reinald" an Pertz und Jac. Grimm geschickt.

[3] Vgl. die Gesch. von Soest in den D. Städtechroniken Bd. 24 Einl. — S. Patrokli mußte Ficker schon deshalb interessieren, weil Erzbischof Reinald von Köln 1166 Juli 5 die Einweihung der Kirche vorgenommen hatte.

zeugen, hinter der die Gegenwart zurücktritt; aber neues Leben ist dort erwacht, neue Bauten füllen den Raum allmälig wieder, die alten Zeiten können wiederkehren; hier nur Erinnerungen, keine Hoffnungen! Münsters mittelalterliche Bauten gewähren freilich noch heute ein großartiges Bild der alten Blüte; aber S. Patrokli zu Soest, das leider nicht bloß durch den preußischen Adler verunstaltete Rathaus zu Dortmund und die anderen vorgotischen Gebäude zeugen von früherer Blüte, während noch immer, als Münster S. Lamberti und das Rathaus baute, Soest die Wiesenkirche, Dortmund den schlanken Chor von Reinoldi bauen konnte."

Ficker überzeugte sich, wie er an Böhmer schrieb [1]), daß die Stadtarchive von Soest und Dortmund außerordentliche Ausbeute gewähren. „Das Dortmunder Archiv ist noch unbenutzt, ungeheuer reich, aber in ziemlicher Unordnung." Er verkehrte mit den Lokalforschern, die ihn durch ihre Abschriften und sonstige Materialien unterstützten [2]), und machte schließlich noch in Arnsberg die Bekanntschaft des fleißigen Historikers Seibertz („was ein Hauptbeweggrund zu dieser Reise war"), mit dem er seitdem in dauerndem Verkehr blieb [3]).

Im Oktober wohnte Ficker der Versammlung des Vereines für westfälische Geschichte, die zu Münster tagte, bei. „Das nächstemal soll ich über westfälisches Städtewesen referieren; meine Hauptbeschäftigung war daher, Urkunden von Münster, Dortmund, Osnabrück auszuziehen, und sehr viel ist mir dadurch klar geworden; besonders aber, daß man von der Verfassungsgeschichte unserer Städte bis jetzt blutwenig weiß. Auch Köln denke ich in die Untersuchung zu ziehen, die dann wohl nicht ohne Nutzen sein möchte."

Unterdessen hatte er nach langem Harren die Erlaubnis bekommen, am Provinzialarchiv die Sachen bis 1500 — unter den

---

[1]) Brief an Böhmer 1850 Sept. 29.

[2]) Tagebuchnotizen: „Beim Prof. Vorweck (in Soest) fand ich so reiche Abschriften über die Soester Fehde, derentwegen ich das Archiv ansehen wollte, daß ich dies in der Überzeugung unterließ, daß ich einen längeren Aufenthalt zu diesen Arbeiten nötig haben würde." „In Dortmund machte ich einen mir unendlich werten Fang, indem mir der Direktor Thiersch drei große Kopiarien der Stadt mit hierher (nach Münster) gab."

[3]) Da Seibertz mit den Familien Arndts und Ulrich vervettert war, nennt er auch Fickern gelegentlich „Vetter". (Joh. Suibert Seibertz geb. 1788, gest. 1871).



üblichen Kautelen [1]) — zu benutzen. Es beschäftigte ihn da besonders die Geschichte der großen westfälischen Städtefehden, die in der Bekämpfung des Kölnischen Übergewichtes gipfelten, der Dortmunder 1380—90 (in deren Verlaufe Dortmund zwei Jahre lang von dem Erzbischof von Köln und seinen Bundesgenossen vergeblich belagert wurde), der Soester 1441—1449 (die den Anschluß von Soest an den Herzog von Cleve herbeiführte), der Münsterischen 1450—1457 (die auch nicht zum Vorteile des Erzbischofs von Köln ausschlug). Es ergäbe sich daraus ein Bild für das ganze westfälische Städtewesen des Mittelalters, in das man alles, was über städtische Verfassung, Verwaltung, Handel, Kriegswesen u. s. w. zu finden, einfügen könne. „Es würde so ziemlich ein Gesamtbild der westfälischen Geschichte jener Zeit werden müssen, da jene großen Fehden durch fortgesetzte Bewegungen fast aller westfälischen Städte gegen die Landesfürsten in innerem Zusammenhang stehen und sich in jener Zeit neben den Fehden gegen die Fürsten die Verfassungskämpfe im Innern der Städte hinziehen. Das Material ist sehr reich, fast überall gleichzeitig, meist ungedruckte Chroniken; das hiesige Provinzialarchiv hat viel, und ohne Zweifel auch das Düsseldorfer, ebenso die Archive der kleinen Städte.“ [2])

Die letzten Tage des Jahres 1850 verwendete Ficker zu einem Ausfluge in das westliche Münsterland, um hier Nachlese zu halten: zu Koesfeld, Borken, Gehmen, Ahaus [3]), auch geschichtlich bekannte Örtlichkeiten in Augenschein zu nehmen, so das beim Prämonstratenserkloster Varlar (eine Stunde nördlich von Koesfeld) gelegene Schlachtfeld, wo am 18. Juli 1454 der Erzbischof Dietrich von Köln und seine Bundesgenossen den Truppen Johanns von Hoya eine Niederlage beigebracht hatten. Eine Tour zum Schloß Ottenstein

---

[1]) „Falls sie nichts übers preußische Haus oder die Regentenhäuser der einzelnen früheren Landesteile (!) oder dem preußischen Staate Nachteiliges enthalten. Vor dem Drucke sei alles dem Oberpräsidium vorzulegen.“

[2]) Vgl: Münster. Chron. Vorrede p. XLVII f.

[3]) „Zu Borken machte ich beim Heitmann (einem Lokalforscher) Münzenabdrücke; auf Gehmen bekam ich eine Abschrift des Koesfelder Kompromisses (das 1452 Okt. 6 abgeschlossen wurde, vgl. Chron. Vorwort p. XXXVII, Text p. 215, 260; Hansen, Die Münst. Stiftsfehde S. 72 und n. 191); zu Ahaus fand ich in einem städtischen Protokollbuch eine Abschrift des alten Stadtrechtes; im Lamberti Pfarrarchiv zu Koesfeld die älteste bisher unbekannte Urkunde übers Koesfelder Kreuz (vgl. Hansen a. a. O. S. 84) und im Stadtarchiv höchst interessante Urkunden über die Zeit Junker Johanns (vgl. Chron. p. XLVII, hiezu Hansen S. 93, 95, 107, 132).“

(westwärts von Ahaus), das zur Zeit der Stiftsfehde eine Rolle spielte, wurde durch das unerträglich nasse Wetter verhindert.

Der Druck des Werkes, der seit Oktober in Gang kam, zog sich bis in den Sommer 1851 hinein, die Vorrede ist vom 13. Juli datiert. Aber der Verfasser hatte nicht locker gelassen, sondern Arbeitskraft und nicht minder auch Ausdauer bewährt, indem er auf eine Vergnügungstour mit seinem Freunde Abeken nach Süddeutschland verzichtete, um keine Zeit zu verlieren.

Die „Münsterischen Chroniken des Mittelalters" erschienen als erster Band der „Geschichtsquellen des Bistums Münster", zu deren Herausgabe sich mehrere Freunde der vaterländischen Geschichte vereinigt hatten [1]). Ficker widmete „diese Überlieferungen von dem Leben und den Taten seiner Vorgänger im Bistum" dem Bischof Johann Georg (Müller), der das Werk mehrfach gefördert hatte [2]).

Der Ausgabe sind Handschriftenproben beigegeben, die Personen- und geographischen Register mit derselben Sorgfalt gearbeitet, wie nur je später. Besonderer Fleiß ist auf die Erklärung der niederdeutschen Wörter verwendet, was motiviert wird: „Die heimatliche Sprache verschwindet von Tag zu Tag mehr; trotz aller Anhänglichlichkeit an dieselbe wird man solches nicht bedauern dürfen, da uns das hochdeutsche nun einmal Schriftsprache und als solches Vermittlerin der Bildung ist; um so dringender aber ist das Bedürfnis, den Reichtum der niederdeutschen Sprache, wie er sich noch im Munde des Volkes und in zahllosen Schriften findet, wenigtens für die Wissenschaft aufzubewahren; an Vorarbeiten zu einem umfassenderen niederdeutschen Wörterbuche fehlt es nicht; sollte den Einzelnen die Größe der Arbeit abschrecken, so scheint gerade hier durch Vereinigung Bedeutendes erreicht werden zu können."

Noch vor Schluß des Jahres 1851 erschien eine Rezension des Werkes im „Literarischen Zentralblatt" [3]), die von Wilhelm Wattenbach herrührte. Sie beurteilt es als eine erfreuliche Tatsache, wenn eine Sammlung, wie die vorliegende, mit klarem Bewußtsein des Zieles unternommen, nach einem festen Plane geregelt und mit sicherer Methode ausgeführt wird, während oft genug bei solchen provinzialen Unternehmungen der gute Wille bei weitem die Einsicht überwiege.

---

[1]) In Theissings Verlag, Münster 1851.

[2]) So durch ein Zirkular an die Geistlichkeit, wodurch diese veranlaßt wurde, die in den Pfarrarchiven vorhandenen Handschriften mitzuteilen. Ficker an Böhmer 1851 Jan. 17.

[3]) Jahrg. 1851 N. 52 (Dez. 27).

„Sauber und sorgfältig gearbeitet liegt der ganze Stoff vor uns,“ der dann eingehend analysiert wird [1]).

Auch mit dem Erfolg in der Heimat konnte der junge Autor zufrieden sein; „die Münsterische Chronik,“ notiert er, „findet ziemliche Anerkennung; ich denke oft, wie leicht es wäre, hier entscheidende Autorität für Provinzialgeschichte zu werden, wie viel ich da würde leisten können, wenn ich ganz in der Heimat bliebe.“ [2])

Indem aber Ficker mit einer derart gelungenen Leistung vor die Öffentlichkeit trat, überflügelte er alle seine Genossen vom Bonner „Schänzchen“. Alexander Kaufmann vollendete (1850) seine Schrift über Caesarius von Heisterbach, die Simrock und Böhmer dediziert wurde; er beschäftigte sich mit Caesarius noch später [3]), aber bereits im Jahre 1850 folgte er dem Rufe in den Hof- und Verwaltungsdienst des Fürsten von Wertheim-Löwenstein, so daß er an der Ausgabe der Kölner Geschichtsquellen nicht weiter teilnehmen zu können erklärte [4]), während er dafür wieder mehr der Dichtkunst anheimfiel.

W. Junkmann saß unterdessen (von den Diäten lebend) zu Erfurt im Unionsparlament, dann als Abgeordneter der zweiten Kammer in Berlin, hörte daneben bei Wattenbach, der sich soeben (1851) habilitiert hatte, kam dann nach Münster, wo er als Privatdozent auftrat, am Archiv praktizierte und am Geschichtsverein teilnahm. Er arbeitete über Oliverius Scholasticus, wofür er von Ficker Material erhielt, an der vita Liudgeri und sonstigen Quellen über diesen Heiligen (wie sie später Diekamp herausgab), an Kreuzzugsgeschichten u. s. w., ohne mit etwas Bedeutenderem fertig zu werden; im Jahre

---

[1]) Vgl. auch über die Ausgabe der Münsterischen Chroniken die anerkennenden Worte C. Stüves in der Gesch. des Hochstifts Osnabrück Bd. I (1853), Vorrede; ferner J. Hansen, Die Münsterische Stiftsfehde S. 8 A. 5. Stüve rechnet Fickers Publikation neben den trefflichen Ausgaben der Lübecker Chroniken durch Grautoff, der Bremischen durch Lappenberg zu den wenig zahlreichen Vorarbeiten seiner Osnabrückischen Geschichte.

[2]) Tagebuch 1851 Sept. 11.

[3]) Eine zweite Auflage erschien 1862. Vgl. Annalen des histor. Vereins f. den Niederrhein 46 (1886) und 53 (1891): A. Kaufmann, Wunderbare und denkwürdige Geschichten aus den Werken des Caesarius von Heisterbach. — A. Kaufmanns Schrift über Thomas von Chatimpré (vgl. Wattenbach II[6]. 487) gab Cardauns 1899 heraus.

[4]) Ficker korrespondierte darüber 1850 Ende Sept. mit A. Kaufmann, der sich damals zu Hayd in Böhmen (Kreis Pilsen) befand, wo die Fürsten von Wertheim-Löwenstein begütert sind. — Über Alex. Kaufmann (gest. 1893) vgl. H. Hüffer in den Ann. des hist. Ver. f. den Niederrhein 56 (1893) und 58 (1894).

1854 entführte ihn ein Ruf an die Akademie in Braunsberg (wo er Weierstrass als Gymnasiallehrer vorfand)[1]).

W. E. Giefers, der zu Paderborn in den Gymnasialdienst getreten, wurde hier Vorstand des Diözesan-Kunstvereines, später desgleichen der Abteilung Paderborn des westfälischen Geschichtsvereines, war aber, da er bei der Lehramtsprüfung Pech hatte, bis 1855 bloß „provisorischer Gymnasial-Hilfslehrer.“[2]) Er zeigte damals Lust, sich um eine Stelle in Österreich zu bewerben; als er aber bald darauf in Paderborn definitiv wurde, blieb er der Heimat erhalten. Im Jahre 1850 korrespondierte er mit Ficker, um aus Münster Materialien über die sog. Externsteine im Fürstentum Lippe[3]) zu erhalten, über die allerlei antiquarische Fabeleien umliefen, als ob sie der Wohnsitz der Seherin Veleda, Stätten des Mithraskultus u. s. w. gewesen wären, während es sich, wie Giefers nachwies, vielmehr um christliche Kapellen und Wallfahrtseinrichtungen aus saec. XI und XII handelte. Darüber hinaus dachte Giefers, der den Nachlaß der Paderbornischen Geschichtschreiber Schaten und Bessen fleißig durchstöberte, an eine Sammlung der Geschichtsquellen von Paderborn analog der von Ficker begonnenen Münsterischen[4]), was aber nicht zustande kam. Nur daß Paul Scheffer-Boichorst, als er (1869) die Annales Patherbrunnenses rekonstruierte, unter Fickers Vermittlung von Giefers in erfolgreicher Weise unterstützt wurde.

Als Ficker in den Sommerferien 1851 zu Münster seine Studien zur Provinzialgeschichte fortsetzte, fand er Fragmente von Annalen des Klosters Iburg (im Osnabrückischen), zwei in Bücherdeckel geklebte Pergamentblätter (Handschrift saec. XII), davon das zweite, die Sachsenkriege Heinrichs IV. betreffend, einige neue Nachrichten ergab[5]): „Das ganze ist von Interesse, weil, mit Ausnahme Korveis, von westfälischen Klosterchroniken aus früheren Jahrhunderten noch

---

[1]) Er stand während dieser ganzen Zeit mit Ficker in regem Briefwechsel. Er erbittet sich gelegentlich von Ficker einen Gruß für Weierstrass.

[2]) „Mit einer jährlichen Remuneration von 285 Thalern. Ist das nicht eine beneidenswerte Stellung?“ — Durch die Herausgabe von Strunck, Westfalia sancta (um 1700 geschrieben), verdiente sich Giefers nebenbei 150 Thaler (1854).

[3]) Paderborn 1851. Vgl. auch die Zeitschr. für vaterl. Gesch. 24 (1864) S. 400 f.; 27 (1867) S. 1 ff.

[4]) Giefers an Ficker 1850 Dez. 8.

[5]) Ficker an Böhmer 1851 Dez. 2. — Vgl. Wattenbach II[6]. 31 f. Scheffer-Boichorst, Annal. Patherbrunn. p. 1 ff. Die Fragmente wurden an Pertz mitgeteilt, der sie als Annales Yburgenses M. G. SS. XVI, 434—438 edierte.

nichts zu Tage gekommen ist." Leider blieben die Fragmente trotz weiterer Nachforschung [1]) vereinzelt.

Besonders aber lag den einheimischen Gelehrten zu dieser Zeit das Westfälische Urkundenbuch am Herzen, das durch den Tod des Archivars H. E. Erhard noch vor Ausgabe des zweiten Bandes verwaist war. Ficker, der für die Münsterischen Chroniken die Aushängebogen (bis 1182) hatte benutzen können, förderte den weiteren Druck und wurde auch den Beratungen über die Fortsetzung beigezogen. Darüber schrieb er an Böhmer [2]): „Am meisten fürchte ich, daß das westfälische Urkundenbuch, jetzt bis 1200 reichend, liegen bleiben wird; eine Hauptfrage wird die sein, wer Erhards Nachfolger wird; schickt man uns einen Archivar von Berlin, so wird fürerst nichts zu machen sein. Ich habe die Zeit des Interregnums, wo nur Münsterische Beamte auf dem Archive waren, nach Kräften benutzt und weiß so ziemlich, was da ist und wo es zu finden. Die Zahl der Urkunden, auch nur der wichtigeren, steigt nach 1200 so daß mir eine getrennte Herausgabe der Landes-, Stadt- und Klosterarchive der einzige Weg scheint, um weiter zu kommen; Erhard hat fast nichts vorgearbeitet und würden Jahre damit hingehen, bis einer imstande wäre, die Urkunden für den ganzen Umfang Westfalens auch nur von 1200—1300 zu ordnen." Die Sache liege hier komplizierter als anderswo, da außer den Stadtarchiven nicht allein ein Dutzend reichhaltige standesherrliche Archive vom Provinzialarchiv getrennt sind, sondern auch die Osnabrückischen, Oldenburgischen und Lippischen Archive durchzusehen wären. Würde die Sache aber so bearbeitet, wie die Schweizer [3]) ihre Regesten herausgeben, so könnten mehrere zugleich anfassen und in kurzer Zeit könnten z. B. Münsterisches Landesarchiv, Stadt Dortmund, Grafschaft Teklenburg, Stift Kappenberg u. A. fertig sein.

Böhmer antwortete [4]), daß er die Idee, das Münsterische Urkundenbuch im 13. Jahrhundert nach den Einzelarchiven in getrennten Regesten fortzusetzen, recht gut finde, wenn damit rascheres Vorschreiten erzielt werde. „Ich denke immer, daß mit der Kenntnis unserer Ge-

---

[1]) So in Osnabrück, wie aus einer Antwort Sudendorfs 1853 Oktober 28 hervorgeht.

[2]) 1851 Dez. 2.

[3]) „Hr. von Mohr, ein sehr achtbarer, auch sonst viel beschäftigter Mann." (Böhmer.)

[4]) 1851 Dez. 12. — Zur Sache vgl. H. Forst „Regionale oder institutionelle Urkundenbücher?" in den „Deutschen Geschichtsblättern" VII. (1905) S. 61 ff.

schichte auch das Bedürfnis nach derselben fortschreiten wird; daß es daher nicht nötig ist, daß gerade das wünschenswerteste geschehe, sondern daß man auch mit dem möglichen zufrieden sein muß; daß man schon weiter kommen werde, wenn man nur irgendwie weiter geht."

Als Archivar wurde (mit Übergehung von Fickers Freund Hatzfeld, „der den Fehler hatte, Westfale und Katholik zu sein") der „Pertzianer" R. Wilmanns nach Münster berufen. Wilmanns unternahm die Fortsetzung des Urkundenbuches, schließlich unter steigender Opposition der einheimischen Geschichtsforscher, der Giefers in bissiger (hinsichtlich der Paderborner Urkunden sachlich gerechtfertigter) Weise Ausdruck gab — nicht ohne daß Fickers Meinung eingeholt und bei der weiteren Ausarbeitung beachtet worden wäre[1]).

Auf der Versammlung des historischen Vereins in Paderborn (Juni 1852) hielt Ficker, wie er sich notiert, ohne alle Vorbereitung einen Vortrag über die Herzogsgewalt in Westfalen mit besonderer Rücksicht auf die Erzbischöfe von Köln[2]).

Ein Jahr darauf ließ er in der Vereinszeitschrift den Aufsatz: „Herr Bernhard von Horstmar" erscheinen[3]). Dieser Bernhard war der ritterlichste Held Westfalens am Ausgang des 12. Jahrhunderts, wo er den dritten Kreuzzug mitmachte, wie in den folgenden Jahrzehnten, wo er den Kaisern Otto IV. und Friedrich II. diente, bis er 1227 in einem Treffen bei Kovorden umkam, an dem er als Bundesgenosse des Bischofs von Utrecht gegen dessen aufrührerische Vasallen sich beteiligt hatte. Da der „Gute von Horstmar" auswärts sich großen Ruhm erfocht, blieb über ihn bessere Kunde erhalten, als über irgend einen anderen Edeln des Münsterlandes aus jener Zeit; am besten ist er in der Darstellung der Utrechter Ereignisse charakterisiert[4]). Was Ficker alles zum Teil aus sehr entlegenen

---

[1]) Giefers starb 1880 Nov. 26 in seiner Heimatstadt Brakel, wo er seit 1874 in privater Stellung gelebt hatte. Über seine 1880 erschienene Schrift: Zur Ehrenrettung des Jesuiten Schaten (des Verf. der Annales Paderbornenses) vgl. Mitt. d. Instituts II. 123.

[2]) Vgl. Zeitschr. f. vaterl. Gesch. und Altertumsk. 14 S. 373.

[3]) Zeitschr. f. vaterl. Gesch. 14 (1853) S. 291 ff. Ein Nachtrag ebenda 15 (1854) S. 401 f. — Bei Rassmann, Nachrichten (1866) S. 111 ist unter den Publikationen Fickers noch verzeichnet: „Invalidenpaß für Kreuzfahrer. Anno 1177" in der damals zu Münster erscheinenden „Katholischen Zeitschrift" (1852, Jg. II, S. 170 f.).

[4]) Von dem gleichzeitigen auctor incertus de rebus Ultrajectinis, ed. Matthaeus, Hagae com. 1740. Ediert durch L. Weiland 1874 als Gesta episco-

und nicht leicht erreichbaren Materialien auf das genaueste festgestellt hat [1]), wodurch er zugleich für die spätere Forschung ein Vorbild schuf [2]).

Als er durch seine Berufung nach Österreich der heimatlichen Geschichtsforschung entrückt wurde, veröffentlichte Ficker noch eine Übersicht über das von ihm gesammelte Material [3]), beziehungsweise er ließ es von seinem Freunde L. Perger publizieren [4]), der auch die Fragmente der Iburger Annalen nochmals abdruckte [5]). Ebenderselbe korrespondierte mit Ficker eingehend über die Herausgabe des Lehenbuches des Bischofs Florenz von Münster, auch noch später, als er schon fürstlicher Bibliothekar in Heubach war [6]).

Unterdessen hatten die „Geschichtsquellen des Bistums Münster" eine Fortsetzung erfahren. K. A. Cornelius, bei dessen Promotion (in Münster) kurz vor Weihnachten 1850 Ficker als adversarius beteiligt war [7]), ließ seiner Dissertation über die Quellen der Wiedertäufergeschichte die Ausgabe folgen: „Berichte der Augenzeugen übers Münsterische Wiedertäuferreich". Diese erschienen 1853 als zweiter Band der Geschichtsquellen, in dessen Vorrede der Unterstützung Fickers gedacht ist, die auch den folgenden Bänden (von Janssen und Diekamp) nicht fehlte.

---

porum Traiectensium in den Mon. Germ. Script. XXIII, 400 ff., vgl. speziell p. 414.

[1]) Ficker schreibt an Böhmer 1853 Aug. 8, er habe eine Anzahl von Separatabdrücken des Aufsatzes an den Geistlichen von Horstmar geschickt, um sie dort zu verbreiten. Böhmer an Ficker 1853 Aug. 26: „In der Zwischenzeit las ich Ihren Aufsatz über den Guten von Horstmar, dessen fast erloschene Erinnerung Sie mit Glück aufgefrischt haben. Ein ähnlicher niederländischer Held muß der von Gimmenich gewesen sein, der in einer Urkunde Rudolfs das höchste Lob erhält, aber dessen Andenken im übrigen ganz verloren zu sein scheint." (Über Wenemar von Gemenich vgl. O. Redlich, Rudolf von Habsburg S. 658 f. Reg. n. 1288.)

[2]) Scheffer-Boichorsts „Bernhard von der Lippe" ist nach dem Muster des Bernhard von Horstmar gearbeitet (1868).

[3]) Zeitschr. f. vaterl. Gesch. 13 S. 261—294.

[4]) Ebenda 18 (1857) S. 316 ff. Reisefrüchte, mitgeteilt von Ludwig Perger (einem jüngeren Bruder von Aloys Clemens P., der 1859 in die Dienste des Fürsten zu Löwenstein-Wertheim in Heubach a. M. trat).

[5]) A. a. O. Bd. 18.

[6]) Den „liber feudorum" hatte Ficker 1850 selbst herauszugeben gedacht; ebenso die Marienfelder Chronik, deren Abschrift L. Perger sich von Ficker erbat (1856).

[7]) Er disputierte mit Cornelius über den Tadel Walters von der Vogelweide gegen Papst Innozenz III. (Brief an Böhmer 1851 Jan. 17.) Vgl. Joh. Friedrich, Gedächtnisrede auf Cornelius (1904) S. 27.

Hingegen jener größere Plan, die Geschichte der westfälischen Städtefehden zu schreiben und damit zugleich die Westfalens in den letzten Dezennien des 14., sowie im 15. Jahrhundert, ist erst wieder aufgenommen worden, als die Sammlung der „Deutschen Städtechroniken“, die von der Münchener Historischen Kommission unternommen wurde, auch auf Westfalen und den Niederrhein sich erstreckte. Zwar die Münsterischen Chroniken blieben davon ausgeschlossen, weil sie nur provinziale Bedeutung besitzen. Aber die von Dortmund und Soest wurden aufgenommen [1]) und gaben dann den Anstoß zu weiterer Materialiensammlung in dem Werke von Jos. Hansen „Westfalen und Rheinland im 15. Jahrhundert.“ [2]) Für dessen zweiten Band stellte Ficker die 1850 gewonnenen Abschriften, soweit sie nicht verwertet waren, zu Gebote [3]), so daß sie nach Ablauf von 40 Jahren endlich gedruckt werden konnten.

Ein reger Briefwechsel entwickelte sich seit 1872 zwischen Ficker und dem Grafen Hans von Bocholtz-Asseburg [4]), erst in Angelegenheit des Asseburgischen Urkundenbuches [5]), dann als der Graf nach dem Tode von Giefers sich an der Bearbeitung des Westfälischen Urkundenbuches beteiligte, auch in Bezug auf dieses. Der

---

[1]) Deutsche Städtechroniken Bd. XX (Chroniken der westfälischen und niederrheinischen Städte I): Dortmund, Neuss (1887). Bd. XXI (II): Soest (1890). Bd. XXIV (III): Soest (Fortsetzung) und Duisburg.

[2]) Zwei Bände der Publikationen aus den kgl. preußischen Staatsarchiven, XXXIV und XLII. Bd. 1: Die Soester Fehde (1888). Bd. 2: Die Münsterische Stiftsfehde (1890).

[3]) Vgl. Hansens Vorwort, worin Fickers gedacht wird: „Mit dankenswerter Freundlichkeit stellte mir derselbe seine damals (1850) angelegte Sammlung zur Verfügung, welche etwa 60 der in dem vorliegenden Bande abgedruckten Aktenstücke umfaßte.“ Es befanden sich darunter die wichtigen Koesfelder Abschriften.

[4]) Über den Grafen Hans von Asseburg, gest. 1898, vgl. Finkes Nekrolog in der Zeitschrift des Vereins f. Geschichte und Altertumsk. Westfalens 1898 Abt. Paderborn S. 131 f.

[5]) Asseburger Urkundenbuch Bd. 1 (bis 1300). Hannover 1876. — Die Korrespondenz zwischen Ficker und dem Grafen Asseburg ging aus von Gunzelin von Wolfenbüttel „dapifer“, der zur Zeit Ottos IV. und Friedrichs II. in Italien eine Rolle spielte; er ist der Ahnherr der Grafen von Asseburg. Ficker übersendete seinen Aufsatz über die Reichshofbeamten, machte auf sonstige Literatur aufmerksam, in die der Graf Hans, ein Autodidakt, sich emsig einarbeitete und behielt den Truchseß Gunzelin, seine Taten in den Marken und im Herzogtum Spoleto u. s. w. bei seinen Forschungsreisen in Italien stets im Auge, wodurch für das Asseburgische Urkundenbuch ganz unverhoffte Quellen sich eröffneten.

Graf kam wiederholt nach Tirol[1]), wo er an der Tafelrunde der Freunde Fickers seinen Platz einnahm.

Auch sonst hat sich Ficker um das, was in Westfalen auf wissenschaftlichem Gebiet vorging, stets gekümmert und die jungen Gelehrten westfälischer Herkunft, die ihn in Innsbruck besuchten, wohlwollend aufgenommen, ihre Studien nach Kräften gefördert[2]).

[1]) So in den Jahren 1877 und 1879, später seitdem seine Nichte, eine Gräfin Metternich, das Schloß Rubein bei Meran gekauft hatte (und Ficker beim Ankauf von verschleuderten Archivalien für diese intervenierte) öfter, noch in den Neunziger Jahren. Dieser freundschaftliche Verkehr kam den staufischen Regesten (z. B. der Abteilung über die päbstlichen Legaten) zu Gute, da der Graf von Asseburg auch die westfälischen Privatarchive für seine Zwecke fleißig durchforschte, ebenso den Monumenta Germaniae historica, indem z. B. aus dem Archiv des bischöflichen Generalvikariates in Paderborn eine Urkunde Kaiser Otto I. für die ecclesia Marsicana am Fucinersee (vom 19. Februar J. 964) zutage gefördert wurde (1879). Graf Asseburg überbrachte (im Einvernehmen mit Giefers) diese Urkunde persönlich an Ficker, von dem sie an Sickel nach Wien weiterging. Vgl. Mitteil. des Instituts, Ergänzungsband I. S. 129, wo die Absonderlichkeiten des Dokumentes erörtert werden. (Ottenthal Reg. n. 354.) — Wegen der Asseburgischen Siegel vermittelte Ficker die Einholung des Rates des Fürsten Friedrich Karl von Hohenlohe-Waldenburg, der bekannten Autorität in heraldischen Angelegenheiten. Auch zur Nachforschung über einen 1567 bei Kaschau in Oberungarn gebliebenen Obristen Johann von der Asseburg, dann über einen Ludwig von der Asseburg, der von der Schlacht am weißen Berge an fast alle Schlachten des Dreißigjährigen Krieges mitfocht und zur Lützner Schlacht unter Pappenheims Kommando ein Regiment von 1000 Pferden brachte endlich über Wilhelm von der Asseburg, der 1664 bei St. Andreas in Ungarn blieb, sollte Ficker in Wien behilflich sein.

[2]) So z. B. Wilhelm Diekamp, den Graf Hans v. Asseburg zur Herausgabe des Westfäl. Urkundenbuches zuzog und der 1882—1883 am Institut für österr. Geschichtsforschung in Wien sich weiter ausbildete. Zum Leidwesen seiner Freunde starb Diekamp schon 1886.

V. Kapitel.

Die Dozentur in Bonn.

Als Ficker an Böhmer meldete, daß er seine Prüfung in Bonn glücklich bestanden habe, fügte er hinzu: „Was meine Pläne für die Zukunft angeht, so denke ich, falls nicht unvorhergesehene Gründe mich anders bestimmen, künftigen Herbst mit Vorlesungen zu Bonn zu beginnen, einige Semester zu lesen und dann größere Reisen zu machen“ [1]).

Dieser Plan wurde mit allerlei Modifikationen durchgeführt, wobei man nicht vergessen darf, daß Ficker, als er 24 Jahre alt geworden, über ein Vermögen verfügen konnte, das ihn ziemlich unabhängig stellte, (während seine Freunde Jul. Grimm, Junkmann, Giefers u. A. gelegentlich zu ihm ihre Zuflucht nehmen mußten) [2]).

Während die Münsterischen Chroniken vorbereitet wurden, machte Ficker im Juli 1850 eine kleine Reise, die ihn nach Bonn und nach Frankfurt führte, wo er Rücksprache pflegen wollte [3]). „Ruhig bedacht, bin ich noch jung genug, um mit dem Lesen nicht eilen zu brauchen; es ist nur das unstete Gefühl, keine vorgeschriebene Arbeit zu haben, die Furcht wie viele meiner Bekannten zu nichts Bestimmtem zu kommen.“

In Bonn, wo er einige Tage sich aufhielt, „traf er manche liebe Bekannte, spazierte in alter Weise früh morgens zu Grimm, beredete

---

[1]) An Böhmer 1849 Dez. 22.

[2]) Junkmann 1851 Febr. 1: „Gott hat Ihnen so viel Geld gegeben, daß Sie wie Böhmer ein unabhängiger Mann sind.“ — Ficker verfügte über 1200 Thaler jährlich.

[3]) Tagebuch 1850 Juli 9.

mit Floß die Herausgabe Kölnischer Quellen, sprach mit Aschbach übers Examen, saß Abends mit den Frankonen auf der Kneipe und beteiligte sich an ihrem Sommerkommers, der in Goarshausen abgehalten wurde. „Es scheint mir, als hätte ich die Bestimmung lange jung zu bleiben; mit außerordentlicher Leichtigkeit finde ich mich in diesem Kreis junger Leute zurecht. — Ich könnte zu Bonn noch ganz gut als Student leben. Und ebenso auf dem Kommers, auf dem Schiffe, auf den Spaziergängen mit Schallehn [1]), am Morgen nach dem Kommers habe ich mit vollem Bewußtsein oft mehr Blödsinn getrieben, als alle zusammen [2]); auch tut es dem Herzen wohl, zu sehen, wie freudig diese jungen Leute es anerkennen, daß ein älterer ihre Gesellschaft nicht verschmäht" [3]).

Sodann fuhr er nach Frankfurt, wo er einen Tag fast ganz bei Böhmer zubrachte. „Solche Unterredungen sind eine herrliche Erfrischung für den wissenschaftlichen Eifer, nichts ermuntert mehr als die Anerkennung, die uns ein Meister der Wissenschaft weniger in gewählten Worten ausspricht, als durch sein ganzes Benehmen unzweideutig an den Tag legt."

Von Frankfurt machte Ficker einen Abstecher nach Darmstadt, wo er auf der reichhaltigen Bibliothek „für Niederrhein und Westfalen" die Handschriftenkataloge durcharbeitete: „es liegt dort so viel, daß ich auf längere Zeit, vielleicht mit Floß [4]) hinzugehen gedenke." Da ihm das süddeutsche Leben wieder sehr gefiel, wäre er gerne weiter nach Schwaben und der Pfalz gezogen; „aber leider mag sich meine Gewissenhaftigkeit mit dem Zeitverlust nicht einverstanden erklären" [5]).

Die Arbeit für die Chroniken nahm ihn so in Anspruch, daß er auch den Winter über in Münster zu bleiben beschloß. Er schreibt

---

[1]) Bernhard Schallehn, der Freund von Paul Heyse und F. Spielhagen. Vgl. Spielhagen, Finder und Erfinder I. 343 f.

[2]) Vgl. Jürgen Bona Meyer, Erinnerungen aus der Frankonenzeit 1849—1851 S. 15. Es wurde auf der Fahrt nach Goarshausen die Promotion eines deutsch radebrechenden Engländers fingiert, wobei Ficker den Dekan vorstellte.

[3]) Über die damalige Frankonia vgl. auch Schiemann in der Biographie Treitschkes S. 57.

[4]) Mit Floss stand Ficker in fortdauerndem Briefwechsel, da er für jenen schon in Wolfenbüttel einiges besorgt hatte: Briefe des Hrabanus Maurus, Scotus Erigena. Über den bedeutenden Urkundenschatz zur Kölnischen Geschichte, der im Geh. Staatsarchiv zu Darmstadt beruht, vgl. Engelbert d. H., Vorwort S. VII.

[5]) Tagebucheintragung nach der Rückkehr von dieser zehntägigen Reise 1850 Juli 23.

darüber an Böhmer[1]): „Mit den Vorlesungen in Bonn denke ich erst im Frühjahr zu beginnen, jedenfalls aber schon im Winter eine Habilitationsrede zu halten.“ Er überlegte sich bereits das Thema: „Zuerst dachte ich an den Kurfürsten Berthold von Mainz und seine Pläne zur Neugestaltung der Reichsverfassung. Dafür gehen mir aber hier selbst die gedruckten Quellen ab.“ Eine Vorlesung über westfälische und niederrheinische Handelsgeschichte im Mittelalter, für die er viel Material hatte, schien ihm zu trocken und von zu wenig Interesse zu sein. „Falls ich nicht etwas anderes finde, werde ich wohl an einen Stoff gehen, auf den ich durch die Unterhaltung mit Ihnen zu Frankfurt gekommen bin, nämlich über den englischen Einfluß am Niederrhein und dessen Rückwirkungen auf die Verhältnisse des Reichs im 13. Jahrhundert. Daß die Kölnischen Erzbischöfe von der Wahl Otto's (IV.) bis auf Richard fast fortwährend für England tätig sind und daß die niederländischen und westfälischen Städte so eifrig auf derselben Seite stehen, scheint mir vorzüglich in der Handelsverbindung mit England seinen Grund zu haben; wenn ich nicht irre, sprachen Sie dies auch als Ihre Meinung aus.“ Böhmer, dies Schreiben beantwortend[2]), riet, bei Berthold von Mainz stehen zu bleiben, der der Zeit angehöre, in welche Ficker durch die westfälischen Chroniken hineingekommen sei. Auch ergebe dies Thema eine Aussicht auf die allgemeine Reichsgeschichte, die von den akademischen Dozenten immer verlangt wird. Aber auch die Verhältnisse des Niederrheins zu England seien ein schöner Gegenstand. „Damals gab es ein Brügge und ein Antwerpen, aber noch kein Amsterdam und Rotterdam, obwohl auch in Holland einige besuchte Häfen waren, z. B. Dortrecht, von deren politischer oder Handelsbedeutung wir aber nichts wissen.“

Zuletzt entschloß sich Ficker, an letzterem Thema festzuhalten, ihm aber einen anderen Mittelpunkt zu geben: Engelbert den Heiligen, Erzbischof von Köln[3]). Der Vortrag könne als Aufsatz später gedruckt werden (daß es ein Buch werden würde, sah man noch nicht voraus). Vielmehr dachte Ficker damals eher an eine Monographie über Kaiser Friedrich I., worüber der Plan, eine Geschichte der Erzbischöfe von Köln zu schreiben keineswegs aufgegeben war (was dann der ausführlichen Bearbeitung des Engelbert zu Gute kam). Übrigens

---

[1]) Ficker an Böhmer 1850 Sept. 29.

[2]) Böhmer an Ficker 1850 Nov. 23.

[3]) Ficker an Böhmer 1851 Jan. 17. Vgl. Engelbert d. H. S. 134 ff. (über die Beziehungen Kölns zu England). S. 136 f. ist auf jene Bemerkungen Böhmers Rücksicht genommen. Vgl. auch S. 249.

wurden mit Rücksicht auf die künftige Dozentur verschiedene Bücher gelesen und exzerpirt: Gfrörers Karolinger, Waitz' Verfassungsgeschichte, Zeuß' Die Deutschen.

Im Jänner 1851 fuhr Ficker nach Bonn, um sich als Dozent anzumelden und sonstige Formalien zu erfüllen; er war gewillt, im Sommersemester mit seinen Vorlesungen zu beginnen. „Lieber freilich" — schrieb er an Böhmer — „möchte ich noch einige Zeit mich mit Spezialarbeiten beschäftigen und unsere Bibliotheken und Archive durchstöbern". Aber es wäre ihm nützlich, wie auch Böhmer riet, sich wenigstens auf einige Zeit als Dozent zu versuchen; „da ich jetzt schon fühle, wie schwer es mir wird, mich systematisch mit allgemeiner Geschichte zu beschäftigen, nachdem ich mich ein Jahr hindurch fast nur im Kreise der Provinzialgeschichte bewegte." Er verlasse Münster ungern. „Wäre hier eine vollständige Universität oder Dr. Junkmann nicht hier habilitirt, so würde ich wohl ohne Zweifel Münster vorziehen. Die Stellung eines hiesigen Dozenten ist bescheidener als die zu Bonn, aber wie es mir scheint, auch wirksamer" [1]).

Vor kurzem (Dezember 1850) hatte sich Fickers Schwester Berta mit Wilhelm Ulrich [2]) verlobt, der als Hilfsarbeiter in der katholischen Regierungsabteilung zu Berlin wirkte. Auch seinen Rat holte Ficker ein, wobei er zugleich hörte, was Aulike, der einfluß-

---

[1]) Brief an Böhmer 1851 Jan. 17. Ficker hatte die Frage auch mit Junkmann erörtert, der für Münster riet, wo seit Grauerts Abgang nach Wien Platz geschaffen war. Durch Zusammenwirken von Ficker, Junkmann, Floss (den man gleichfalls herziehen könnte) ließe sich hier eher eine historische Schule begründen, wie in Bonn. „Mir kommt es vor, als wenn die Zahl der Studenten histor. und vor allem Talent wie Fleiß, Ideen, Gesinnung durchaus auf Seite Münsters wären; aber es fehlte an dem Haupte, wenigstens für das Mittelalter und die nationale und provinziale Geschichte." 1. Febr. 51. Es sei in Münster auch auf zahlreiche theologische Zuhörer zu rechnen, während Bonn die höheren Semester an das Seminar zu Köln abgebe. (Vgl. über letzteren Punkt die Gedächtnisrede J. Friedrichs auf Cornelius S. 30.)

[2]) Wilhelm Ulrich, geb. 1817 zu Arnsberg, gest. 1872 März 7 in Berlin, „nach 28jähriger angestrengter und verdienstvoller Arbeit im Ministerium (in der Unterrichtsabteilung)." — Prof. Arndts in München, später in Wien, war sein Onkel, Ludwig von Biegeleben, der bekannte Diplomat, sein Vetter. Vgl. über W. Ulrich: (Linhoff), Die „kathol. Abteilung". Hist. pol. Blätter 97 (1886) S. 546 f. Pfülf, H. v. Mallinkrodt S. 38, 188. 350. Felix Stieve, Abhandlungen, Vorträge und Reden (1900) S. 374—380: „Zur Charakteristik der katholischen Abteilung." Stieve nennt den W. Ulrich „einen pflichttreuen, verständigen, tiefreligiösen Mann", nicht ultramontan, wie es Linhoff war.

reiche Direktor der „katholischen Abteilung", für eine Meinung hegte [1]). Hatte Ficker auch in Erwägung gezogen, ob er nicht besser täte, sich an einer außerpreußischen Universität zu habilitiren, so ließ ihm Aulike sagen: er solle ja nicht daran denken, den rheinisch-westfälischen Boden zu verlassen, in welchem seine Wissenschaft und seine ganze Natur wurzle [2]). Er solle zusehen, sobald als möglich zum Lesen zu kommen, schriftstellerisch habe er sich schon bewährt; er gelte als tenax propositi, da er auf Reinald den Engelbert folgen lasse. Es handle sich für ihn jetzt darum, das Ansehen zu gewinnen, welches die Ausübung des öffentlichen Lehramtes an einer Universität mit sich bringt.

Da kam die Habilitation Otto Abel's dazwischen. Dieser war 1848 politisch im Fahrwasser seines Lehrers Dahlmann geschwommen, auch als Publizist — ein preußisch gesinnter Schwabe sei allerdings eine ziemliche contradictio in adiecto, bemerkte hiezu Böhmer. Abel hatte dann in Berlin an den Monumenta Germaniae mitgearbeitet, für diese den Abbas Urspergensis herausgegeben, was ihn der Stauferzeit näherbrachte. Er habilitirte sich in Bonn, wofür er, als Junkmann ihn interpellierte, den vernünftigen Grund angab: „wo viele berühmte Professoren aller Art wären, fielen natürlicher Weise auch immer einzelne Studenten für einen Privatdozenten ab. Wo aber eine Universität wenig Zelebritäten habe, da sei es auch für einen angehenden Privatdozenten schwer." [3]) Abel war zwei Jahre älter und daher reifer als Ficker, dem er ein gefährlicher Konkurrent zu werden drohte. Obwohl er von Fickers Absicht, über die Zeit der Hohenstaufen zu lesen Kenntnis haben konnte, kündigte er gleichwohl „historia Staufica" als erstes Kolleg an.

Sowie Ficker dies in Erfahrung brachte, fuhr er sogleich nach Bonn, um mit seinen dortigen Freunden Rat zu halten. Denn in dem Vorgehen Abels konnte Absicht sein: die Mißgunst, die gegen

---

[1]) Aulike war dem Hause Scheffer-Boichorst von früher her wohl bekannt. 1848 war er Mitglied des deutschen Reichsparlaments, wo Ficker mit ihm zusammentraf. — Dieser hatte ihm durch Junkmann seine Dissertation und den Reinald überreichen lassen, wofür Aulike 1850 März 11 dankte. — Matthias Aulike, geb. 1807 in Münster, gest. 1865 in München (auf einer Urlaubsreise, im Hause Döllingers), hatte eine Von- und Zurmühlen zur Frau: er nennt Ficker einmal „Vetter", was auf eine weitläufige (vielleicht durch die Schücking vermittelte) Familienbeziehung hindeutet.

[2]) W. Ulrich an Ficker 1851 Febr. 16, mit P. S. vom 18. Ficker scheint an München gedacht zu haben, da Junkmann 1851 Febr. 1 ihm entschieden davon abrät.

[3]) Junkmann an Ficker 1851 März.

Katholiken, Großdeutsche, Rheinländer, Westfalen herrsche, sei bekannt; in Dahlmann nahestehenden Kreisen habe man mit besonderer Genugtuung hervorgehoben, daß der Dr. Abel mit einer Zeit beginne, die neuerdings so mannigfach entstellt sei — schrieb Ficker an Böhmer [1]).

Der Rath der Freunde war nicht einhellig. Dem Professor Aschbach war die Sache nicht angenehm, so daß er in seiner Meinung schwankte. Junkmann warnte von Berlin aus; von vornherein als Rival eines Schülers Dahlmanns auftreten, hieße in ein Wespennest stechen: „Abel wird mehr oder minder ein junger Dahlmann sein." Ferner: „es wird nicht lange dauern, so werden Sie als der katholische Repräsentant erscheinen, Sie mögen wollen oder nicht", zumal eben damals die konfessionellen Gegensätze sich wieder verschärften, Ficker als „intolerant" galt [2]). — Aber Floß, Simrock, Cornelius erklärten, daß Ficker ja nur den Titel seines Kollegs etwas zu ändern brauche, welcher Ansicht selbst Loebell beipflichtete. Abel sagte zu Junkmann: „Ficker solle das Kolleg nur lesen; er finde darin keine Rivalität." Böhmer bestärkte ihn: „Bleiben Sie bei ihrem Vorsatz und lesen Sie über die Hohenstaufen, trotz allen Gothanern." Floß fügte hinzu: für Zuhörer werde er schon sorgen.

Am 5. Mai wurde die Habilitationsrede (über Engelbert von Köln) glücklich absolviert. „Am 13. Mai habe ich angefangen über die Hohenstaufen zu lesen oder wie ich es mit Rücksicht auf Abel genannt habe, über Geschichte des Reiches von der Wahl Friedrichs I. bis zum Tode König Richards. Bis jetzt bin ich ganz zufrieden, ich habe ziemlich viele Zuhörer, werde mich so ziemlich in den freien Vortrag schicken und habe mit dem Ausarbeiten des Kollegs nicht so viele Mühe, als ich mir vorstellte." [3])

Die Inskriptionsliste weist 26 Namen auf, darunter die Mehrzahl Rheinländer, Westfalen, aber auch „Frankonen" (unter diesen Heinrich Siegel aus Ladenburg, der nachher Professor der deutschen

---

[1]) An Böhmer 1851 März 22.

[2]) Gegen Abels Übersetzung des Paulus diaconus war schon in der „Rheinischen Volkshalle" ein bitterer Ausfall gerichtet worden, den man Aug. Reichensperger zuschrieb, und als einen Angriff der Ultramontanen gegen Dahlmanniana auffasste. (Briefe Junkmanns an Ficker 1851 Februar, März, April). — Junkmann unterhandelte in Berlin mit Abel, worüber er an Ficker (April 9) berichtet: „Etwas Furcht über Ihre Intoleranz in der neuesten Zeit ließ er merken. Ich lachte darauf und meinte: Sie wären nicht halb so intolerant wie ich und mit mir könne er doch auskommen. Er meinte aber, Sie wären schlimmer."

[3]) Tagebuch 1851 Mai 16.

Reichs- und Rechtsgeschichte in Wien wurde); dem Verbindungsbruder, der sich habilitierte, über die ersten Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, hielten die Frankonen für Pflicht und Anstand.

Heinrich von Treitschke, der in diesem Jahre die Universität Bonn bezog, gedachte später noch wiederholt der Zeit, da die zwei Dozenten in Bonn dasselbe Kolleg, aber im Gegensatz zu einander lasen [1]). Übrigens stellte sich auf Grund der gemeinsamen Studien und der beiderseitigen Leistungen bald ein freundliches Verhältnis zwischen Ficker und Abel her, kraft dessen sie sich in wissenschaftlichen Dingen gegenseitig förderten: Abel den Ficker bei Pertz, Ficker den Abel bei Böhmer; auch in ihren Publikationen sprechen sie von einander mit Anerkennung und Achtung — ein Beweis, daß unsere akademischen Einrichtungen der Vereinigung verschiedener Gesichtspunkte keineswegs abträglich sind.

Unterdeß waren die Münsterischen Chroniken erschienen. Die beifälligen Besprechungen der Erstlingsarbeiten, die in den kritischen Zeitschriften zu lesen waren, erfreuten den Autor. „Sehr aufgeregt werde ich durch die Nachricht, daß ich von hier aus zur Berufung nach Österreich vorgeschlagen sei."

Trotzdem ging ihm manches ab. Das Leben in Bonn wurde zu sehr durch konventionelle Rücksichten eingeschnürt. „Die Würde des Privatdozenten ist mir oft lästig; gerne nähme ich an Tanz u. s. w. Teil; gestern sah ich die Frankonia zum Kommers fahren; vor einem Jahre konnte ich noch selbst mitfahren; jetzt soll das nicht mehr sein." Der berühmte Philologe Ritschl, obwohl sonst nicht engherzig, erklärte es für unpassend, daß ein Privatdozent einen Strohhut trüge (wie uns Ficker einmal erzählte). Der Privatdozent mußte sich an die Privatdozenten halten. „Die Dozenten, auf deren Umgang ich angewiesen bin — notiert er — Roemer, Boedeker, Ritschl, Delius [2]) u. s. w. gefallen mir schon im Ganzen, aber es ist doch keiner darunter, der so recht Anlage zum Bummeln, wie es mir nach getanener Arbeit Bedürfnis ist, hätte." So war er oft einsam, auf den Umgang mit Johann Delius, dem Bruder des Anglisten, beschränkt,

[1]) Mitteilung von M. Baltzer (1877).

[2]) Ferdinand Roemer ist der Geologe, der später als Professor nach Breslau kam, Albrecht Ritschl der evangelische Theologe, nach dem eine ganze Schule benannt ist, Nikolaus Delius der Shakespeareforscher (Freund von O. Gildemeister und R. Pauli), Boedeker ist auch in der Biographie von Albr. Ritschl erwähnt; wie dieser kam er später nach Göttingen.

der mit ihm im selben Hause wohnte [1]). „Fast alle acht Tage fahre ich nach Köln, wo ich mich behaglicher fühle wie hier; Anfang Juni war ich in Düsseldorf, lernte Lacomblet kennen.“ Bei Fernerstehenden galt er als großer „Oxer“ und eifriger Klavierspieler [2]).

So ging das Sommersemester hin. „Am 7. August schloß ich meine Vorlesung; manche Worte der Anerkennung, die ich von meinen Zuhörern beim Testiren erhielt, freuten mich sehr; sollte ich in Bonn bleiben, so würde mir das Weiterlesen gewiß Vergnügen machen.“

Die österreichischen Unterhandlungen stockten, worüber Ficker mit Böhmer Rücksprache nahm (er hatte für ihn einiges in Trier abgeschrieben), ging dann nach Münster und arbeitete am Engelbert [3]), im Ungewissen über die Zukunft. „Das neue Semester rückt heran, ohne daß ich weiß, wo ich lesen werde. So habe ich mich denn einstweilen ans Mittelalter gemacht, und bin nicht ohne Mühe mit der Einleitung fertig geworden; ich freue mich aufs Lesen und fürchte nur, daß die Arbeit mir über den Kopf wachsen möge.“

Er las im Wintersemester zwei Collegia: vier Stunden privatim Geschichte des Mittelalters, wofür 6 Hörer inskribiert waren (wovon schließlich 3—4 erschienen) und zwei Stunden publice Geschichte der Kreuzzüge, wofür sich 30 Studenten gemeldet hatten [4]).

„Ein Erfolg — schreibt er an Böhmer — mit dem ich zufrieden sein kann, besonders da mein Konkurrent Dr. Abel ein Privatum über englische Geschichte nicht zu Stande gebracht hat, und im Publikum, einer Vergleichung der Entwicklung der französischen und deutschen Staatsverfassung, nur sehr wenig Zuhörer hat“ [5]). Man sieht, er nimmt die Sache ernst. Dem Tagebuch vertraut er an: „Aber was mich fürchterlich plagt, ist das Bewußtsein, daß ich wohl keinen guten anregenden Vortrag bekommen werde, ich hatte das ganz anders gedacht und es betrübt mich sehr. Ich wußte es aber nicht abzustellen. Wenn mir solches beim Mittelalter und den Kreuz-

---

[1]) Ficker wohnte damals Belderberg bei Jaquet (früher, d. h. 1849, war seine Adresse Poppelsdorfer Allee Nr. 11).

[2]) So erzählte Vering, der Kanonist, gest. als Professor in Prag.

[3]) Tagebuch 1851 Sept. 11: Meinen hl. Engelbert habe ich angefangen zu arbeiten; doch bin ich noch nicht einmal mit dem Entwurf der Einleitung fertig.

[4]) Nach den Inskriptionslisten. Unter den Hörern des ersten Kollegs befand sich Clemens Freiherr von Heeremann aus Surenburg (der künftige Zentrumsführer) und Clemens Graf Droste zu Vischering aus Münster.

[5]) An Böhmer 1851 Dez. 2. (Bei Abel hörten Karl Hopf, H. v. Treitschke, auch Johannes Janssen.)

zügen nicht gelingt, wie dann erst bei anderen trockenern Gegenständen"[1]). Nach und nach wird er mit sich zufriedener. Besonders die zahlreicher besuchten Kreuzzüge wurden mit Vorliebe behandelt (wofür die eben erschienene Geschichte der Chalifen von Weil eine willkommene Stütze darbot); er beneidet Wilken um einen solchen Stoff: „oft komme ich dann doch auch recht befriedigt nach Hause, wenn man mir eifrig zugehört hatte, wenn ich vom fernen Orient erzählte; sähe ich doch selbst gar zu gerne jene wunderbare Welt. Wohl ist mir dann auch der Gedanke gekommen, Geschichtsbilder über Orient und Occident zu schreiben, die Helden des Islam, die Kreuzzüge, die Türkennot. Aber das Leben ist kurz und bei der Sache bleiben ist das beste Mittel es zu benützen"[2]).

Trotzdem haben ihn diese Pläne ein Zeitlang ernstlich beschäftigt. An Böhmer schreibt er (1851 Dez. 2): „Die Beschäftigung mit den Kreuzzügen steigert von Tag zu Tag meinen langgehegten Wunsch, Konstantinopel, Jerusalem und Ägypten zu sehen." Worauf Böhmer ihm antwortet, eine solche Reise unterliege gegenwärtig keinen besonderen Schwierigkeiten; (sein Freund) Lasaulx (in München), der schon einmal in Jerusalem war, gedenke nun auch Ägypten zu besuchen[3]). Aus dem Tagebuch ersehen wir, daß Ficker die Absicht mit seiner Mutter besprach, und daß diese sich einverstanden erklärte[4]).

In dem Gesuche endlich, das Ficker an das österreichische Unterrichtsministerium um Urlaub für den Winter 1853/54 richtete, sagt er: (als der Ruf nach Innsbruck kam) „war ich eben aus meiner damaligen Stellung als Privatdozent an der Universität Bonn auf zwei Jahre zu dem Zwecke einer wissenschaftlichen Reise nach Italien und in den Orient beurlaubt"[5]). — Das Kolleg über die Kreuzzüge hat er auch in Innsbruck gelesen und bei Prüfungsfragen darauf Gewicht gelegt; wobei bemerkenswert ist, daß er (im Gegensatz zu

---

[1]) Tagebuch 1851 Dez. 21. — Fickers Vortrag fesselte auch später nur durch seine wissenschaftliche Gediegenheit.

[2]) Tagebuch 1852 März 20.

[3]) Böhmer an Ficker 1851 Dez. 5. Des Lasaulx Wanderung nach Jerusalem (1833) ist beschrieben bei Stölzle, E. v. Lasaulx (Münster 1904). Von der Absicht, die dem L. hier zugeschrieben wird, ist in dem Buche nicht die Rede. Im Jahre 1852 reiste Lasaulx (zum zweitenmale) nach Griechenland.

[4]) Tagebuch 1851 Sept. 26.

[5]) So hat sich Ficker einmal auch in der „Anleitung zur hist. Kritik" geäußert; er habe zu diesem Zwecke arabisch lernen wollen. Er wendete sich wegen Empfehlungsbriefen zunächst für Italien (durch Ulrich) an L. v. Biegeleben in Wien.

Anderen)[1]) Sybels Geschichte des ersten Kreuzzuges als eine musterhafte Leistung zu rühmen pflegte.

Damals faßte er den Entschluß: zuerst müsse der Engelbert gedruckt vorliegen; dann sei die italienische Reise zu unternehmen. „Den Friedrich Barbarossa zu bearbeiten ist ein alter und noch nicht aufgegebener Plan; ein anderer jüngerer die Geschichte Siziliens unter den normannischen Königen; die Arbeit wird sich allerdings zum Teil nach meiner Reise richten müssen“[2]).

Zwischenhinein war Ficker während der Weihnachtsfeiertage in Berlin bei Mutter, Schwester und Schwager. Er lernte Pertz und Brüggemann kennen; Aulike spendete ihm seinen Beifall. „So etwas regt das wissenschaftliche Streben außerordentlich an, das in dem Bonner gleichförmigen Leben nur zu leicht erkaltet.“ Als Frau von Zurmühlen, die Gattin eines der Geheimen Räte (münsterischer Herkunft)[3]), Interesse an seinen Arbeiten zeigte, dachte er darüber nach, wie er die Darstellung des Engelbert so gestalten könne, daß auch die Damen damit zufrieden wären[4]).

Nachdem er mit seinem Kolleg über das Mittelalter bis zu den Hohenstaufen gekommen war, so daß er den Stoff leichter bewältigte, ging er energisch an den Engelbert. „Nie habe ich mit solcher Leidenschaft eine Arbeit angefaßt; ich konnte und konnte nicht loskommen und hatte die ungemessenste Freude, wenn ich noch Material fand, das ich nicht mehr erwartete; ich konnte den Schluß der Kollegien nicht abwarten, um an die Ausarbeitung zu gehen; ich ging abends nie mehr aus und habe kaum jemals so anhaltend gearbeitet.“

Das mußte dann freilich der Körper entgelten. „Ich bekam Rheumatismus, las, so lange es ging, mein Kolleg und arbeitete am Engelbert, bis es nicht mehr ging; mein Kopf wurde von der Anstrengung fürchterlich angegriffen, des Nachts phantasierte ich über das, was ich am Tage gearbeitet hatte, und matt an Körper und Geist lag ich dann auf meinem Zimmer.“ Um sich zu erholen, fuhr er

---

[1]) Junkmann (aus Braunsberg) an Ficker 1855 Febr. 12, als er Sybels Buch für sein Kolleg wieder durchsah: „Es ist doch ein ganz hämischer Bursche. Er interessiert, er ist gelehrt und geistvoll, aber boshaft. In dem Buch stecken daher manche kleine Lächerlichkeiten und Unwahrheiten.“

[2]) Tagebuch 1852 März 20.

[3]) Geh. Rat Zurmühlen hatte 1847—49 eine der beiden Ratstellen in der katholischen Abteilung inne (Linhoff S. 77). Er starb 1871.

[4]) Die jungen Damen in Münster, die nachher Freiexemplare bekamen, fanden das Buch sehr gründlich, den Verf. jedoch unergründlich, wie ihm einer seiner Freunde nach Innsbruck schrieb.

zu Fastnacht nach Münster und machte einige Bälle mit; das half, er konnte seine beiden Kollegien zu Ende führen.

„Am 15. März habe ich mein Mittelalter, am 17. meine Kreuzzüge geschlossen. Es war ein hartes Semester und ich bin froh, daß daß es überstanden ist. Allerdings arbeite ich jetzt eben viel; aber ich arbeite, was ich Lust habe, und die Mühe verdrießt einen weniger, wenn man für den Druck arbeitet, als für das Kolleg, wo man trotz aller aufgewendeten Mühe sich doch oft so wenig entschädigt sieht." Gleichwohl hatten sich einige Studenten enger an ihn angeschlossen und bei der Wahl ihrer Dissertation sich durch seinen Rat leiten lassen. Dazu gehörte Johannes Janssen, der, nachdem er zuerst in Löwen gewesen, seit Herbst 1851 in Bonn studierte, wo er sich an Aschbach, Ficker und Floß anschloß[1]). Ihn wies Ficker auf Wibald von Stablo hin[2]); auf den hin Janssen im Jahre 1853 in Münster promovirt wurde, worauf er das Thema in deutscher Ausarbeitung erweiterte. Auch von dieser übersendete er (1854) ein Exemplar an Ficker, „welches Ihnen hoffentlich um so angenehmer sein wird, als Sie doch die erste Anregung zu demselben gegeben und viele Ihrer Ansichten die meinigen bei Ausarbeitung derselben geleitet haben" [3]).

Ein anderer Studierender, der bei Ficker gehört hatte, Heinrich Stein aus Münster, bekam den Rat, sich an Christian von Mainz oder an Friedrich I. von Köln zu versuchen; er hat mit dem zweiten Thema 1854 in Münster promoviert[4]). — Als ein weiteres für eine Dissertation geeignetes Thema wurde Willigis von Mainz erkannt, worüber Ficker an Böhmer schrieb (1852 Jan. 3): „Ein junger strebsamer Münsteraner hat sich zum Teil auf meine Veranlassung, die Geschichte des Willigis von Mainz zum Stoff seiner Dissertation genommen; Prüfung der Darstellung, die Gfrörer in seiner Kirchengeschichte gibt, wird wohl die Hauptsache dabei sein. Das Material wird wohl in den Monumenten und Konziliensammlungen ziemlich vollständig vorliegen; sollten Ihnen etwa noch weniger verbreitete

---

[1]) Vgl. L. Pastor, Joh. Janssen. (Janssen ist 1829 in Xanten geboren).

[2]) Janssen an Ficker 1852 März 30: „Ich freue mich sehr, daß sie mich auf diese gewichtige und interessante Persönlichkeit (Wibald) aufmerksam gemacht und mir dieselbe zum Studium anempfohlen haben." Er erwähnt die Freundlichkeit und Teilnahme, welche ihm Ficker („wertester Herr Ficker") im verflossenen Winter erzeigt habe. 1852 Juni 21: „Dank für die Bemerkungen und Fingerzeige, die Sie mir für meinen Wibald haben zukommen lassen."

[3]) Brief an Ficker 1854 April 30.

[4]) Briefe Steins an Ficker 1852, 1855.

Werke, aus denen sich das Material vervollständigen ließe, bekannt sein, so würden Sie mich durch gelegentliche Angaben derselben verpflichten. Ich denke dabei auch an Vervollständigung der von Ihnen schon zusammengestellten Regesten, deren Sammlung mein Freund wenigstens zur Gewinnung der chronologischen Grundlage versucht, wenn ihm auch nicht solche Vollständigkeit gelingen sollte, daß ein Abdruck ratsam erschiene"[1]).

Ficker war zu kurze Zeit in Bonn, als daß dieser Same sich hätte gehörig entwickeln können; mußte er doch auch an Janssen und Stein seine Anleitungen schriftlich erteilen, da er im Sommer 1852 schon nicht mehr in Bonn war. — Unter den jungen Historikern, die damals heranwuchsen, befand sich auch Karl Hopf aus Hamm, der zwanzigjährig mit einer Dissertation über die Quellen zur Geschichte des fränkischen Herzogtums von Athen (1852, März 20) promovierte, wofür Ficker, da die Kreuzzüge in das Thema hineinspielten, sich interessierte; er ist auch diesem protestantischen Landsmann bei der Fortsetzung seiner Forschungen über Griechenland im Mittelalter behilflich gewesen[2]).

Ficker nahm an der Geselligkeit der Bonner Privatdozenten im „Goldenen Stern" (wo man gemeinsam speiste) und im „Schwan" (wo man sich Vorträge hielt), auch an den Kegelpartien im Sommer Teil, als sehr geschätzter Genosse von F. Roemer, Albrecht Ritschl, August Anschütz, die damals in diesen Kreisen die leitenden Persönlichkeiten waren[3]). Mit dem Geologen Roemer blieb er befreundet (er hat Ficker noch in Tirol besucht), an den prote-

---

[1]) Böhmer antwortet 1852 März 8: „Willigis ist gewiß ein hübscher Gegenstand zu einer Dissertation ... Meine Erzbischöfe von Mainz sehen im 11. und 12. Jahrhundert gar dürftig aus, weil ich da noch ihnen zu Liebe die Quellen durcharbeiten müßte, wozu ich nicht recht Lust habe. Bei solchen Dingen merkt man, wie wenig einem die neueren Geschichtsbearbeitungen helfen." (Willigis von Mainz war ein Thema, das Ficker auch in Innsbruck empfahl, so dem Th. v. Kern, da jener Münsteraner nicht damit zustande gekommen war.)

[2]) Hopf an Ficker 1852 Dez. 12: „Sie erinnern sich vielleicht noch meines Planes, den ich Ihnen gleich nach meiner Promotion mitteilte" ... 1853 Febr. 8: „Ihrem Rate zufolge wandte ich mich wegen der Benutzung des Wiener Archives ans preußische Ministerium des Auswärtigen (auch bei der sardinischen und spanischen Regierung so wegen Genua und Barcelona). Herr Dr. Böhmer hatte ferner die Gewogenheit, mir zwei Empfehlungen an Chmel und Birk zuzusenden, sowie (ich) der Güte von Dr. Floss eine solche an den Bibliothekar der Marciana, Valentinelli, verdanke. Er bittet um eine Empfehlung an Feil.

[3]) Ficker hieß „Fichelli" (weil man ihn offenbar in Italien so umgenannt hatte), wie anderseits „Mr. Roemer" gesagt wurde, weil er in Texas unter diesem Namen gereist war.

stantischen Theologen A. Ritschl ließ er durch seine Schüler, die nach Göttingen gingen, regelmäßig Grüße entrichten, mit dem Rechtshistoriker und Germanisten Anschütz verbanden ihn gemeinsame Studien. In einem Briefe Roemers, der von Bonn an Ficker nach Innsbruck gerichtet ist, findet sich die Bemerkung: daß der neue Nachwuchs an Privatdozenten nicht mehr von derselben Güte sei — man blickte also auf Jahre zurück, in denen man sich gefühlt hatte [1]).

Am 15. März 1852 machte Ficker den Abschiedskommers der Frankonia mit [2]); hiezu enthält sein Tagebuch folgende Bemerkung: „manche Erinnerungen werden wach, aber keine Sehnsucht, die schönsten Jahre sind die Studentenjahre doch wohl nicht, aber es sind frühere Jahre, die Zukunft ist noch weiter, man blickt noch nicht auf schöne geschwundene Jahre zurück."

Er verlies Bonn, wo er beinahe 5 Jahre seines Lebens zugebracht, in resignierter Stimmung, um nie mehr auf längere Zeit dahin zurückzukehren. Bereits waren in Wien die entscheidenden Schritte geschehen, unter der Vermittlung Böhmer's, „dem ich immer näher trete; keine Verbindung greift wohl so tief in mein ganzes Tun ein" [3]). Am letzten März war Ficker bei Böhmer [4]); vom 23. bis 29. April [5]) war er wieder dort, wo er auf Einladung Böhmers in dessen Hause wohnte.

„Manche Bedenken hatte ich gehabt, zu ihm ins Haus zu ziehen; zu leicht versieht man es bei einem alten Junggesellen, der sich jahrelang an eine pünktliche Hausordnung gewöhnt hat; schwer war es mir auch der Pfeife zu entsagen; aber ich entschloß mich und habe es nicht bereut; ich konnte seine Bibliothek und Handschriften in Ruhe benutzen, lebte gut und fand im Umgange mit Böhmer jetzt wie früher die entschiedenste Anregung."

Von Frankfurt ging Ficker auf 8 Tage nach Darmstadt, wo er noch manches für Engelbert fand; hier traf ihn die Nachricht, daß seine Ernennung zum Professor in Innsbruck erfolgt sei.

---

[1]) Man vgl. über das Bonner Dozentenleben die Memoiren von Anton Springer (der 1852 von Prag nach Bonn kam).

[2]) Auf diesem Abschiedskommers dürfte auch Heinrich v. Treitschke, der damals Frankone war, anwesend gewesen sein. (Ficker kannte den Treitschke nicht persönlich, wennschon er von ihm als einem Ehrenphilister der Burschenschaft Notiz nahm.)

[3]) Tagebuch 1852 April 18 (Rückblick).

[4]) Vor der Reise nach Wien, die in der Berufungsangelegenheit unternommen wurde.

[5]) Nach der Rückkehr aus Wien.

Er kehrte (über Frankfurt und Bonn) nach Münster zurück, willens den Engelbert zu vollenden, was denn auch im Laufe des Sommers durchgeführt wurde, nicht ohne noch einen Abstecher an den Rhein (zur Vervollständigung einiger Daten), dann nach Altenberg zu machen, wo Engelberts Herz ruhte; wegen Unwohlseins mußte darauf verzichtet werden, auch die Mordstätte bei Gevelsberg zu besichtigen[1].

Den Verlag hatte wieder Heberle in Köln, diesmal gegen Honorar, übernommen. Am 18. Juli (1852) wurde der erste Bogen zum Druck abgesendet. Am 28. August wird notiert: „Mit dem Manuskript des Engelbert bin ich, nachdem ich gestern die Stammtafel[2]) gearbeitet, glücklich fertig." Die Vorrede ist vom 2. September datiert.

Die Darstellung gliedert sich in vier Bücher: 1. Engelberts Vorgänger auf dem Stuhle von Köln, besonders seit Reinald von Dassel und seinem Nachfolger Philipp, unter dem die englischen Beziehungen in Gang kamen. Hatte der Erzbischof von Köln aus dem Sturze Heinrichs des Löwen den größten Vorteil gezogen, nämlich in Westfalen, soweit es zur Diözese Köln oder Paderborn gehörte, das Herzogtum, so führte der englische Einfluß wieder auf die Wege der Welfen zurück. Der Erzbischof von Köln und Herzog von Westfalen war eben der mächtigste Reichsfürst in Nordwestdeutschland, der für sein Territorium möglichste Unabhängigkeit anstrebte, namentlich aber in der auswärtigen Politik der englischen Allianz vor der französischen den Vorzug gab. Daraus ergab sich die Parteistellung des Kölner Erzbischofs Adolf (von Altena) nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI., die durch ihren Eigennutz für Deutschland so verhängnisvoll geworden ist[3]. Diese Politik wird dargestellt bis zum neuerlichen Umschlage,

---

[1]) Juli 25 und 26 (Tagebuch). Vgl. Engelbert der Heilige S. 264. An Böhmer schreibt Ficker 1852 Juli 27: Zweck meiner letzten Reise an den Rhein war vorzüglich, noch einiges aus Gelenii farragines nachzuholen; ich war auch zu Altenberg und erhielt dort Auskunft über die dort begrabenen intestina Engelberts, die man 1847 wieder aufgefunden; ich beabsichtigte noch, die Mordstätte bei Gevelsberg anzusehen, wurde aber gestern zu Düsseldorf so unwohl, daß ich heimreisen mußte.

[2]) Stammtafel der älteren Grafen von Berg, Altena und Isenburg. Beilage zu Fickers Engelbert S. 363. Erläuterung hiezu S. 252 ff.

[3]) In jenem Brief an Böhmer 1852 Juli 27 rechtfertigt Ficker seine Darstellung gegen einige Einwendungen: Daß ich Ottos Nichtswürdigkeit nicht berührte, ist zufällig geschehen, da ich von ihr vollkommen überzeugt bin; aber Adolf macht im ganzen einen Eindruck auf mich, der es mir schwer werden läßt, auch nur teilweise edlere, uneigennützige Motive seinem Handeln unterzulegen. Das Mitwirken anderer von Ihnen berührter Motive bei der Stellung Kölns zum Kaiserhause habe ich allerdings vielleicht zu wenig berück-

der nach der Niederlage Otto's IV. durch Friedrich II. eingeleitet wurde. Unter solchen Verhältnissen wuchs Engelbert, aus dem gräflichen Hause von Berg, heran, durch seine Familienbeziehungen (die eingehend erörtert werden) in jeder Beziehung gefördert, so daß er schon im 15. Lebensjahr (1199) zum Dompropst gewählt wurde. Mit 31 Jahren (1216) ist er bereits Erzbischof.

Das zweite Buch handelt über Engelbert als Erzbischof und Herzog: seine Persönlichkeit, seine Politik in den Angelegenheiten des Erztiftes. Was die Persönlichkeit angeht, so hat der Verfasser sich auseinanderzusetzen mit der Lebensbeschreibung Engelberts, die dem gleichzeitigen Mönche Caesarius von Heisterbach verdankt wird: dessen mönchische Auffassung muß durch eine der modernen Fragestellung angemessene ersetzt werden. Dabei entwickelt der Verfasser die kritischen Grundsätze, die bei der Verwertung mittelalterlicher Autoren einzuhalten sind [1]).

Es werden die Schattenseiten in der Wirksamkeit Engelberts, seine Herrschsucht und Eigenmächtigkeit nicht verschwiegen. Allerdings treten dabei auch seine guten Absichten, der Schutz, den er gegen die Übergriffe der mächtigeren Dynasten den Bedürftigen gewährte, zutage. Aber seine eigenen Verwandten waren unzufrieden damit, daß er mehr für das Erzstift und dessen Machterweiterung tue als für die Interessen der Familie, die ihn so weit gebracht hatte. Engelbert, obwohl in erster Linie eine Herrschernatur, verschloß sich doch auch nicht geistlichen Erwägungen; daß er in der Jugend etwas flott gelebt habe, beklagte er oft mit Thränen [2]). — Den Äußerungen der Herzogsgewalt in Westfalen wird mit in vaterländischen Dingen schon erprobtem Scharfsinn nachgespürt, wobei die numismatischen Kenntnisse des Verfassers entsprechende Verwertung fanden.

Das dritte Buch behandelt Engelbert als Reichsverweser; als solchen setzte ihn Kaiser Friedrich II. im Jahre 1221 seinem in Deutschland verbleibenden Sohn Heinrich (VII.) zur Seite, während er selbst sich in seinem Erbreiche Sizilien niederließ (was zu Bemerkungen über diese

---

sichtigt; ich fühle selbst, daß ich besonders bei solcher übersichtlicher Darstellung immer zu sehr bei einem Gedanken, den ich einmal faßte, hängen bleibe.

[1]) Ficker nahm die hier entwickelten Grundsätze auch in seine „Anleitung zur historischen Kritik" auf. — Die Vita Engelberti hatte Böhmer in den Fontes rer. Germanic. Bd. 2 (1845) neu herausgegeben, die Darstellung des Caesarius besonders gerühmt. Vgl. Janssen I, 269 f.

[2]) Es machte Fickern Vergnügen, seinen Freund Junkmann, der das Mittelalter und dessen kirchliche Zustände idealisierte, auf diese flotte Lebensweise Engelberts ausdrücklich hinzuweisen.

Politik Friedrichs Anlaß gibt, in dem Sinne, den wir bereits als den von Böhmer und Ficker vertretenen kennen). Es wird nichtsdestoweniger Kaiser Heinrich VI., der diese Politik durch die Eroberung des Königreiches Sizilien inauguriert hatte, der seinen Vater an Staatsklugheit weit überbietende Sohn genannt [1]); hingegen an einem anderen Orte von der „Wiederherstellung und Macht des Kaiserreichs während der glorreichen Regierung Friedrichs I." die Rede ist [2]). Nunmehr wird getadelt, daß Friedrich II. in Deutschland die Besitzungen des Reiches an die Fürsten verschleudert habe [3]). Dann wird das Verhältnis der Reichsregierung zu Friedrich erörtert, ein Thema, das später viel schärfer gefaßt werden konnte, aber schon damals einen Fortschritt gegenüber früher Gebotenem enthielt. Bemerkenswert ist der enge Anschluß an die Auffassungen von Böhmer, während der Einfluß Gfrörers zurückgetreten ist. Die Freunde Alex. Kaufmann, W. Junkmann, Floß werden fleißig zitiert, auch „der treffliche Aufsatz des Bonner Kollegen Dr. Abel" über die politische Bedeutung Kölns am Ende des 12. Jahrhunderts, der eben in der allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur (1852) erschienen war, wird gelobt: „kein Freund Kölnischer Geschichte sollte ihn ungelesen lassen" [4]). Ficker bedauert, daß er die gleichzeitig erscheinende Geschichte Philipps des Staufers von Abel nicht im Text habe verwerten können; in den Anmerkungen, die hinter dem Text gedruckt sind, wird darauf mehrfach Rücksicht genommen.

Das vierte Buch behandelt Engelberts Ermordung (1225) und deren Folgen, wobei die Ursachen und die Persönlichkeiten der Opposition scharf ins Auge gefaßt werden, zumal „konfessionelle Befangenheit gegen den Heiligen und märkischer Lokalpatriotismus, der die Greueltat des dem altenaer Hause angehörigen Grafen entschuldigen möchte," [5]) oftmals Veranlassung nahmen, die Geschichte der Ermordung in einem durchaus anderen Lichte erscheinen zu lassen [6]). Da in die Verschwörung gegen Engelbert ein großer Teil des westfälischen Adels verwickelt war, werden die Gründe hiefür erörtert: es handelte sich um die Kirchenvogteien, die für den Adel einen bedeutenden Teil des Einkommens darstellten, während sie andererseits eine Quelle für Erpressungen waren, die Engelbert abstellen wollte.

---

[1]) So auf Seite 12.
[2]) Auf Seite 9.
[3]) Auf Seite 120.
[4]) Vgl. Seite 205.
[5]) Vgl. Seite 257.
[6]) Ausführlicher quellenkritischer Exkurs S. 257 ff.

Es folgen auf 20 Seiten die Regesten Engelberts[1]), dann Beilagen (Stücke der Reinhardsbrunner Chronik, Papstbriefe, Darmstädter, Münsteraner, Düsseldorfer Archivalien u. s. w.).

Bemerkenswert ist das Vorwort: „Wer auf den folgenden Blättern eine nach Inhalt und Form befriedigende Darstellung der Lebensgeschichte des heiligen Engelbert zu finden hofft, wird nach Durchlesung derselben seine Erwartungen kaum erfüllt sehen." Die Schuld liege nicht am Bearbeiter sondern an der Überlieferung, die sich aus lauter zufällig erhaltenen Bruchstücken zusammensetze. Der Gesichtspunkt, von dem der Verfasser bei der Wahl des Stoffes ausging, war der der Provinzialgeschichte, seine Absicht, einen Beitrag zur Erkenntnis der Vorzeit Rheinfrankens und Westfalens zu geben.

„Aber wahres Leben wird die Provinzialgeschichte immer nur durch die Verbindung mit der Reichsgeschichte erhalten können. So naheliegend und anerkennenswert das Streben ist, die Vorzeit des engeren Kreises der Heimat zu durchforschen, so gern ich eingestehe, daß das mir selbst erst Vorliebe für Geschichte überhaupt erweckte und mich endlich zur ausschließlichen Beschäftigung mit derselben bestimmte, so mag ich doch nicht die Ansicht teilen, daß die Provinzialgeschichte Wert und Vollendung in sich selbst finden könne. Wie sich die Lücken in ihr nur dann füllen lassen, wenn wir in der Reichsgeschichte die verbindende Grundlage suchen, so besteht auch andererseits ihr Wert doch vorzugsweise darin, daß das Ganze nur nach Durcharbeitung der einzelnen Teile so deutlich, wie das jetzt überhaupt noch möglich ist, wird erkannt werden können."

In der Einleitung führt er diesen Gedanken (mit deutlicher Anlehnung an Böhmer) näher aus. „An den Ufern des Rheins lag einst die Kraft des deutschen Reichs, die Herrlichkeit der deutschen Kirche; von ihr, als der mächtigsten Pulsader, strömte das Leben aus in die einzelnen Glieder des weiten Gebietes, das unsere Könige und Kaiser beherrschten; dort in den großen Erzstühlen des Westens lagen die Schwerpunkte des staatlichen wie des kirchlichen Lebens der deut-

[1]) S. 277—297. Es sind 202 Nummern, darunter, wie Ficker in einem Briefe an Böhmer 1852 Aug. 10 bemerkt, ein Viertel ungedruckte Urkunden; 1853 Febr. 2 schreibt er demselben: „Die Anordnung der Regesten wird schwerlich Ihren Beifall haben; aber sie ist auch keineswegs nach meinem Wunsch ausgefallen. Um Raum zu gewinnen, dachte ich die Weise zu befolgen, die Sie bei den „uneinreihbaren Stücken" angewandt haben: aber dem Setzer hatte es gefallen, da Striche zu setzen, wo ich Punkte gemacht hatte, wodurch die Raumverhältnisse verändert sind und die Bezeichnungen von den durch Sie eingeführten abweichen."

schen Nation, so lange diese noch übermächtig war unter den Völkern des Abendlandes."

Er erinnert an den überwiegenden Einfluß, den wie Mainz in den früheren Jahrhunderten unserer Geschichte, so Köln unter den staufischen Kaisern ausübte. „Jene Tage der Größe sind vorüber, mit dem Absterben des Gesamtlebens der Nation haben sich die Schwerpunkte des Einzellebens zum Osten hinübergezogen, hat sich die Bedeutung des Westens verloren. Wo früher die Kraft des deutschen Wesens, da ziehen sich jetzt die Grenzen hin, die die lange Reihe der entfremdeten Glieder des Reichs von uns trennen; im ganzen Rheingebiete sind die natürlichen Verhältnisse gelöst, die Quellen des Stromes haben aufgehört deutsch zu sein, die Binnenlande sind abgeschnitten von der zugehörigen Küste. Dem Stuhle von Mainz, einst dem Sitze des Primas des Reichs, ist der Vorzug erzbischöflicher Würde genommen; die Kurlande am Rhein sind aus der Reihe der deutschen Staaten gestrichen; wo das Reich die ergiebigste Lebensquelle fand, hat sich kein Mittelpunkt gefunden, kräftig genug, um einem lebensfähigen Einzelstaate zur Stütze zu dienen."

Aber die Spuren jener Zeiten seien nicht verwischt: „altersgraue Städte, hohe Dome, zerfallende Burgen mahnen an die vergangenen Tage der Größe; von Vater auf Sohn übertragen sich die Sagen der Vorzeit; bestimmtere, und doch vielleicht nicht weniger anziehende und ergreifende Bilder bieten die Blätter der Geschichte." Eines dieser Bilder sei aber das Leben Engelberts.

Im Vorwort entschuldigt sich der Verfasser, daß die äußeren Umstände, unter denen die Arbeit entstand, nicht eben vorteilhaft auf sie eingewirkt haben mögen. „Kaum hatte ich im Frühjahre zu Bonn die Verarbeitung des teilweise schon früher gesammelten Materials begonnen, als ich einen Ruf an die Universität zu Innsbruck erhielt, der mir zwar einerseits die erfreuliche Aussicht auf einen bestimmten und erwünschten Wirkungskreis eröffnete, während ich mir andererseits freilich nicht verhehlen durfte, daß ich bei der bevorstehenden Entfernung von der Heimat auf die Vollendung mancher, teilweise schon vorbereiteter, teilweise in Aussicht genommener Arbeiten über westfälische und rheinische Geschichte würde verzichten müssen." Um so lebhafter sei der Wunsch gewesen, wenigstens das bereits Begonnene zu Ende zu führen. „Das ist wohl gelungen, aber schwerlich so, daß dem Leser nicht die Spuren sehr beeilter, vielleicht auch hie und da übereilter Arbeit bemerkbar geblieben wären."

Im Begriffe, die Heimat zu verlassen, sagt er schließlich den Geschichtsfreunden in Westfalen und am Rhein seinen herzlichen Dank

für so manche Förderung, die sie ihm bei seinen Arbeiten in Rat und Tat angedeihen ließen. „Sollte es mir fürerst nicht mehr vergönnt sein, in gemeinsamem Streben mit ihnen ein Schärflein beizutragen zur Aufhellung unserer heimatlichen Geschichte, so würde es mich um so mehr freuen, wenn diese Blätter freundliche Aufnahme bei ihnen fänden und sie zuweilen an Jemanden erinnerten, dem es wenigstens an gutem Willen zur Verfolgung jenes Zieles nie gefehlt hat und der seinerseits die Erinnerungen, die sich für ihn an die Heimat, ihre Geschichte und ihre Geschichtsforscher knüpfen, auch im entlegenen Süden des deutschen Vaterlandes treu zu bewahren wissen wird."

Schon während des Druckes übersendete Ficker die einzelnen Bogen an Böhmer, der mit seiner Kritik nicht zurückhielt; er ermahnte den Ausdruck Rheinfranken öfter zu gebrauchen [1]), für rheinische Fürsten vielmehr „Herren" zu setzen. Auch zu den Regesten kommen Belehrungen, worauf Ficker zurückschreibt: „Für Ihre Bemerkungen über Zeitrechnung bin ich Ihnen sehr dankbar; Sie werden ihren maßgebenden Einfluß auf zu gewagte Vermutungen meinerseits nicht verfehlen. Leider sind die meisten Urkunden Engelberts ohne Tag- und Ortsangaben" [2]). Selbst stilistisch macht Böhmer eine Ausstellung: „ich möchte Ihnen zur Erwägung geben, ob Sie nicht öfter statt eines Semikolon einen Punkt hätten setzen, und dadurch Ihre sonst recht gute Darstellung etwas durchsichtiger hätten machen können." Später urteilt Böhmer [3]): „Durch die prägnanten Erörterungen in den Anmerkungen haben Sie einen guten Anstoß gegeben, der hoffentlich im Lande seine Früchte tragen wird. Ich habe dieselben zweimal durchlesen und weiß nichts zuzusetzen." Und als der Engelbert endlich vollendet vorlag, äußert Böhmer: „Ich weiß meines Orts nirgends etwas hinzuzufügen. Es ist alles vollständig gesammelt, gut erzählt, zweckmäßig eingerichtet, so weit mein Wissen und Urteil reicht. Ich meine, daß Sie sich Ihrer Arbeit mit vollem Recht freuen mögen und daß wir Anderen sie Ihnen mit voller Aufrichtigkeit danken sollen. Möge nun die Entfernung der Noten den Leserkreis erweitern, und die vielfache Anregung in den Noten den Forscherkreis" [4]). Als gewiegter Buchtechniker fügt Böhmer hinzu:

[1]) Böhmer an Ficker 1852 Juli 18. Siehe oben S. 94.

[2]) Ficker an Böhmer 1852 Juli 14. (Antwort auf Böhmers Schreiben vom Juni 4.) Vgl. die Einleitung zu den Regesten Engelberts S. 277 f.

[3]) An Ficker 1852 Dez. 29.

[4]) Böhmer an Ficker 1853 April 17. — Böhmer referierte auch an Aschbach mit dem größten Lobe über Engelbert, wie ein Brief von Joh. Janssen an Ficker 1853 Jan. 31 meldete.

„Wenn die Stadtbibliothek das von ihr bestellte Exemplar erhält, werde ich erfahren, ob alle auf so gutes geleimtes Papier gedruckt sind, wie dasjenige, welches ich Ihnen verdanke.“

Das Buch fand sowohl in der Heimat wie auswärts laute Anerkennung. C. B. Schlüter nannte in einem Artikel, den der Westfälische Merkur brachte, den Ficker unter den vorzüglichsten Geschichtsforschern [1]), so daß die Münsteraner daran zu glauben begannen, um so mehr, als die Kölnische Zeitung, die Alex. Kaufmann bediente, in das Lob einstimmte [2]). — Der junge Johannes Janssen versicherte: „was mir den Wert des Werkes bedeutend erhöht, das ist der treue und gesunde vaterländische Sinn und kirchliche Geist, der durch die Blätter weht.“ [3])

Geheimrat Aulike schrieb: „Engelbert hat mich und alle, von denen ich eine Äußerung darüber vernommen, hoch erfreut: er ist ein neuer Beweis, wie heute, wo wir an Übersichtswerken und allgemeinen Umrissen geschichtlicher Perioden im Ganzen keinen Mangel leiden, die Mono- und Biographie das Feld der ergiebigsten Ausbeute ist, und zugleich am tiefsten und klarsten in die Zustände der beteiligten Periode hineinführt.“ Als Aulike im Herbst zu Augsburg „mit seinem lieben Freunde Döllinger“ zusammentraf, meldet er an Ficker: „Wir haben uns auch von Ihnen viel unterhalten.“ [4])

Richtig voraussehend äußerte endlich Wilhelm Wattenbach (in Berlin): „Der Ficker ist schon wieder mit einem Buch fertig, welches ich eben mit großem Vergnügen gelesen habe; wenn er so fortfährt, kann er noch sehr bedeutendes leisten: vielleicht eine neue historische Schule in Österreich gründen.“ [5])

---

[1]) Brief W. Geislers, eines von Fickers Münsterischen Korrespondenten, 1854 Juli 19.

[2]) Ficker an seine Mutter 1853 Mai 5 (aus Innsbruck): Den Artikel in der Kölner Zeitung über meinen Engelbert hätte ich allerdings gerne gelesen; hier ist er aber nicht aufzutreiben, da die Kölner Zeitung verboten ist.

[3]) Brief an Ficker 1853 April 5.

[4]) Aulike aus Chur 1853 Sept. 5 (vgl. Joh. Friedrich, Döllinger III. 125).

[5]) Wattenbach an Junkmann 1853 April 11. So meldet Junkmann (aus Münster) 1853 Mai 17 (P. S. vom Juni 4) an Ficker.

VI. Kapitel.

Die Berufung nach Österreich.

Auf die große Revolution war in Österreich eine Ära der Reformen gefolgt, die sich auch auf das Universitätswesen erstreckte, das unter dem System des Kaisers Franz ganz verkümmert war. Bekanntlich liebte dieser Monarch, der gegen alles geistige Streben Mißtrauen hegte, die „Büchelschreiber" nicht; er duldete nur einen Unterricht, der dem Bedürfnisse des Tages genügte, während ein weiterer Ausblick nicht gestattet war.

So kam es, daß in Wien und Prag wohl die Medizin, die Naturwissenschaften, auch die Technik blühten, hingegen alle höheren Richtungen in Literatur und Geschichte (für die unter Maria Theresia und Josef II. immerhin einiges geschehen war) der staatlichen Förderung entbehrten.

In Böhmen und Mähren sorgten für die Provinzialgeschichte die ständischen Korporationen; in den Alpenländern die geistlichen Stifte. Die Geschichtsprofessoren, die in dieser Zeit an den Universitäten Wien, Prag, Graz, Innsbruck wirkten, sind heutzutage verschollen. Wer denkt noch an die Professoren Knoll (der in Prag dem Palacky widersprach, aber selbst nichts leistete, dafür gleichwohl nach Wien kam), Leopold Hassler (in Graz), Ingenuin Weber (in Innsbruck)? Die Leute, die wirklich etwas leisteten, wie Palacky, Šafařik, Kurz, Chmel, Jodok Stülz, Albert Jäger, Beda Weber lehrten nicht an einer Universität [1]), sondern sie waren teils Protestanten (die mit deutscher

[1]) Albert Jäger wurde allerdings 1844 nach Innsbruck an die Universität gezogen. Das war eine besondere Ausnahme. Muchar, ein Benediktiner aus Admont, war Professor in Graz.



Wissenschaft Fühlung hatten), teils gehörten sie den Augustiner Chorherren oder dem Benediktinerorden an, der für die Kultivierung der Alpenländer von Anfang an so vieles geleistet hatte [1]).

Als Graf Leo Thun, der neue Unterrichtsminister, im Vereine mit tüchtigen Räten daran ging, die Reorganisation durchzuführen, schwebte als Ziel vor, das höhere Schulwesen auf die gleiche Stufe, wie in den anderen deutschen Staaten, namentlich den protestantischen, emporzuheben.

Hiezu war es nötig, tüchtige Lehrkräfte von auswärts zu gewinnen, da die einheimischen nicht genügten. Um das philologische Studium einzurichten, wurde H. Bonitz an die Universität Wien berufen; August Schleicher, der als Zeitungskorrespondent nach Österreich gekommen war, wo er für seine sprachlichen Studien ein reiches Feld vorfand, erhielt eine Professur in Prag, Karl Weinhold, der Germanist, eine Professur in Krakau, die er alsbald mit einer solchen in Graz vertauschen durfte, u. s. w.

Auch für Geschichte sollten tüchtige Lehrkräfte aus Deutschland berufen werden, allerdings Männer des katholischen Bekenntnisses, das allein mit der Tradition des österreichischen Staates vereinbar schien.

Bereits zu Anfang 1850 war Professor Grauert (Fickers Lehrer) von Münster nach Wien berufen worden, wo man ihn zum Präses der Prüfungskommission ernannte. Höfler wurde für Prag gewonnen, Gfrörer für Graz in Aussicht genommen; doch kam die Berufung des letzteren nicht zu Stande [2]).

In Graz tat die Fakultät auf Betreiben des rührigen K. Weinhold selbst die nötigen Schritte, um sich einen tüchtigen Vertreter der Geschichte zu sichern. Weinhold wandte sich an Professor Aschbach in Bonn, der selbst so wenig wie Gfrörer geneigt war, nach Graz zu übersiedeln, aber auf den Privatdozenten Ficker als einen geeigneten Mann hinwies. Davon erhielt Ficker Mitte Mai (1851) Kenntnis [3]).

Am 9. Juli schrieb ihm Weinhold aus „Grätz", daß nach der warmen Empfehlung durch Aschbach er und seine Freunde mit großer

---

[1]) Vgl. darüber E. Mühlbacher, Die literarischen Leistungen des Stiftes S. Florian bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (Innsbruck 1905).

[2]) Den Grund erzählte gelegentlich Ficker. Gfrörer hatte, ehe er zur Audienz beim Grafen Thun ging, nach seiner Gewohnheit in einer ungarischen Weinstube stark gekneipt, infolge dessen er keinen guten Eindruck machte. — Übrigens bewarb sich Gfrörer um eine Stelle in Wien.

[3]) Wie aus einer Tagebucheintragung vom 16. Mai hervorgeht. S. o. S. 120.

Freude Ficker unter die Kandidaten aufnehmen werde, womit dieser sich einverstanden erklärte [1]).

Über den Fortgang der Sache berichtete Weinhold am 20. Juli: er und seine Freunde (die in der Fakultät die Majorität bildeten), würden beantragen, ihn als ordinarius zu berufen (um die Stellung für ihn als Ausländer von vornherein zu sichern). „Ihre Jugend kann kein Hindernis sein, da Sie bereits literarisch hinreichend tätig waren [2]); als ich im vorigen Jahr von Breslau, wo ich Extraordinarius war, nach Krakau berufen wurde, war ich nicht älter als Sie jetzt sind" [3]). Zu wissenschaftlicher Produktion werde er neben der Lehrwirksamkeit schon Zeit finden, da er nur zu 5 Stunden Privatvorlesungen verpflichtet werde. „Ihre Haupttätigkeit würden Sie freilich im Anfang auf allgemeine und österreichische Geschichte [4]) wenden müssen, da diese von den Juristen, welche fast einzig unsere Hörerschaft bilden (wir haben 7 studiosi philos.), im Staatsexamen gefordert wird. Indeß wird Sie das nicht so sehr in Anspruch nehmen, daß Sie nicht Ihren wissenschaftlichen Neigungen mit Kraft folgen könnten. Ich habe für den nächsten Winter deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte angekündigt. Man ist hier so unbekannt mit allem Deutschen, man hat das deutsche Recht so völlig von Staatswegen übergangen, daß ich, obschon weder Historiker noch Jurist vom Fach, doch als germanistischer Philologe mich verpflichtet fühlte, gerade diesen Stoff zu behandeln."

Am 11. August meldet Weinhold: „Wir haben in der Fakultät mit 5 gegen 2 Stimmen Sybel zuerst und dann Sie vorgeschlagen; nachdem Sybels abschlägige Antwort gleich darauf eintraf, stellten wir keinen neuen auf, sondern Sie und um den Landeskindern einigermaßen zu willfahren, einen Dr. Wolf, Privatdozent in Wien [5]), der Ihnen, zumal wir ihn sehr zurückstellten, nichts eintragen kann."

---

[1]) Am 14. Juli.

[2]) Man bemerke: Die Münsterischen Chroniken waren noch nicht erschienen.

[3]) Weinhold war 1823 geboren; 1850 kam er von Breslau nach Krakau, 1851 nach Graz, wo er zehn Jahre wirkte.

[4]) Daß die österreichische Geschichte von einem zweiten Professor, einem Inländer zu lesen sei, stellte sich erst 1852 fest. Über die dabei obwaltende Absicht vgl. Helferts „Erlebnisse und Erinnerungen" in der Zeitschrift „Die Kultur" 1905 S. 70 f.

[5]) Es ist Adam Wolf gemeint, geb. 1822 in Eger, seit 1850 Dozent in Wien, der dann 1852 als Professor nach Pest kam (nachdem Jodok Stülz abgelehnt hatte), daselbst als Erzieher der Töchter des Erzherzogs Albrecht wirkte und nach dem politischen Umschwung 1865 eine Professur in Graz erhielt. Er

„Gegen Sybel war von der zwei Mann starken Gegenpartei Gfrörer aufgestellt worden; wir lehnten ihn mit Entschiedenheit ab. Dafür hat er im akademischen Senat mit Ausnahme unseres Dekans, der für Sie stimmte, alle Stimmen für sich gehabt, und namentlich die Theologen — ein bedeutsamer Umstand — haben sich auf entschiedenste für ihn ausgesprochen." Die Fakultätsabstimmung gehe neben dem Senatsbeschluß an das Ministerium [1]).

Weinhold gedenkt dann noch einer Episode bei den Verhandlungen, die wir nicht übergehen wollen. „Sie werden vielleicht in der Frankfurter Ober-Postamtszeitung einen Brief unseres Dekans Gabriel [2]) an Herrn Beda Weber abgedruckt gelesen haben. Wir haben, was sollte ich es Ihnen verschweigen, uns darüber geärgert. Der Dekan hatte nicht als Dekan zu schreiben, sondern als Professor, und sodann lag es so fern von unserer Berechnung, daß er an Beda Weber einen Antrag stellen würde, daß wir erstaunten, als wir davon erfuhren. Im Pflichteifer hatte der gute Mann noch dazu die Ausdrücke nicht gut gewählt und Beda Weber hatte dies benützt [3]). Daß der Frankfurter Pfarrer von uns nicht unter die Kandidaten aufgenommen worden wäre, dafür kann ich Ihnen bürgen."

Es könne die Frage aufgeworfen werden, ob der Vorschlag jener Opposition gegenüber etwas nützen würde: „als Protestant (und zwar kein Gfrörer'scher) und als Preuße stehe ich im Augenblick allerdings auf dem Punkte, wohin die Bestrebungen einer mächtigen Partei alle ihre Pfeile schießen. Indeß, wir halten Stand."

Eine merkwürdige Kombination: eine Partei für Sybel und Ficker, die andere für Gfrörer! Darauf kommt Ficker in seiner Rückantwort zu sprechen [4]). Er bemerkt zunächst, daß, wenn Gfrörer für Graz zu gewinnen sei, so werde man sich gewiß in Wien nicht bedenken. „Ich denke, der Senat wird ihn jetzt nicht vorgeschlagen haben, ohne sich vergewissert zu haben, daß er die Stelle annehmen werde."

---

starb hier 1883. — Jugendbriefe Wolfs publizierte die „Deutsche Arbeit" (in Prag) Bd. II S. 940 ff. (1903).

[1]) Erst später wurde das Mitwirken des Senates bei den Vorschlägen ausgeschaltet.

[2]) Dr. Lorenz Gabriel war 1828 bis 1839, ehe er nach Graz kam, Professor der Philosophie in Innsbruck gewesen. (Probst S. 334.)

[3]) Beda Weber war geneigt, eine Universitätsprofessur anzunehmen, und kam deshalb im Sommer 1853 nach Wien. Vgl. Flirs Briefe aus Innsbruck u. s. w. S. 218.

[4]) Ficker an Weinhold 1851 August 25. Dieses Schreiben ist aus Weinholds Nachlaß in den „Mitteilungen aus dem Literaturarchive in Berlin" 1904 (Berlin, Literaturarchivgesellschaft) S. 179—181 veröffentlicht.

Übrigens begreife er seine Stellung neben Herrn von Sybel und Gfrörer gegenüber nicht recht. Jedenfalls glaube er es Weinhold schuldig zu sein, sich offen über seine Stellung zu den beiden genannten Historikern auszusprechen. „So sehr ich die wissenschaftlichen Verdienste des Herrn von Sybel achte, so wenig Berührungspunkte möchten sich doch unter uns da finden, wo es sich um eine die politische und konfessionelle Stellung bedingende Auffassung der Geschichte handelt. Gfrörer kenne ich genau, da ich während eines halben Jahres fast täglich mit ihm verkehrte und seinen Arbeiten viele Aufmerksamkeit zugewendet habe; früher ein eifriger Anhänger seiner Art, die Geschichte zu behandeln, hat sich mein Urteil in den beiden letzten Jahren einigermaßen gemäßigt; doch muß ich auch jetzt noch bekennen, daß ich im Ganzen und Großen seine Auffassung der Geschichte teile, so wenig ich ihr in vielen Einzelheiten beistimmen möchte [1]). Neben dem Professer Aschbach zu Bonn und dem Dr. Böhmer zu Frankfurt steht er mir unter meinen Lehrern, insofern ich auch die dazu zähle, bei denen ich nicht eben Kollegia gehört habe, am nächsten. Unterschiede möchten sich freilich noch genug finden, da Gfrörer ein feuriger Schwabe, ich ein kaltblütiger Westfale, er ein zum Katholizismus neigender Protestant [2]), ich ein geborener Katholik bin."

Die Stelle ist in mehr als einer Beziehung interessant, sowohl wegen der Beurteilung der anderen Kandidaten, seiner Stellung zu Sybel und Gfrörer, als seiner selbst. Ähnlich wie zu Weinhold äußerte sich Ficker in einem Briefe an Grauert [3]), von dem er (im Einverständnis mit Weinhold) gern Näheres über den Effekt des Vorschlages in Wien erfahren hätte, und gegenüber Böhmer, mit dem er kurz nachher persönliche Rücksprache nahm: „Sollten Sie in der nächsten Zeit vielleicht ohnehin Veranlassung nehmen, an Chmel zu

---

[1]) Ficker bemerkte später einmal (1871), daß er die Berufung Gfrörers nicht für richtig gehalten hätte, da dieser die Phantasie zu sehr walten ließ, was in Österreich ohnedies zu stark vertreten sei. — Übrigens hatte Ficker über Gfrörer mit Böhmer sich ausgesprochen.

[2]) Gfrörer trat im Jahre 1853 zum Katholizismus über, seine Frau und Kinder schon 1849. Rosenthal, Konvertitenbilder 1 S. 825 f.

[3]) Ficker an Grauert in Wien 1851 August 22: „Die Beweggründe beider Teile sind mir unbekannt; sollte aber von prinzipiellen Gegensätzen die Rede sein, so ist mir meine Stellung neben Herrn von Sybel und Gfrörer ebenso unerklärlich; so sehr ich jenen achte, so wenig teile ich seine Anschauungsweise" ... Grauert antwortete 1851 Sept. 24: „Von der an Sie ergangenen Anfrage der Universität Graz habe ich offizielle Kenntnis erhalten: die Aussicht fehlt für Sie nicht; aber Sie sind nicht ohne bedeutende Kompetenten."

schreiben, so könnte es mir nur angenehm sein, wenn Sie dabei meiner mit wenigen Worten gedenken wollten; es wäre mir auch, abgesehen von der Grazer Professur, nicht angenehm, wenn die österreichischen Historiker mich nach den Vorschlägen der Grazer Fakultät für einen Gesinnungsgenossen von Sybels hielten" [1]).

Bereits hatte er die Absicht eine Reise nach Wien zu machen, wofür ihm Böhmer Empfehlungskarten an Chmel und Karajan zur Verfügung stellte. Im Bonner Freundeskreise gab man schon der Besorgnis Ausdruck, den geschätzten „Fichelli" zu verlieren [2]).

Die Sache kam für diesmal nicht zur Entscheidung, vielmehr empfing Ficker Anfangs Oktober aus Graz die Nachricht „wonach die Angelegenheit fürerst unerledigt bleiben wird; kann ich verschiedenen Zeitungsartikeln trauen, so ist wohl überhaupt nicht anzunehmen, daß man noch fremde Historiker nach Österreich berufen wird" [3]). Weinhold schrieb ihm [4]): „Tatsache ist, daß in dem bei uns mit dem 1. Oktober beginnenden Wintersemester die Geschichte nach beliebter alter und schlechter Art „suppliert" werden wird. Es geschieht dies von einem Menschen, der früher auch Mathematik und Philosophie suppliert hat, also entweder ein ungeheures Genie oder ein ebensolcher Dummkopf ist. Derselbe wird alte Geschichte und österreichische Staatengeschichte vortragen. Wir haben ihm genug Mißtrauenszeugnisse gegeben; trotzdem suppliert er auf Ministerialbefehl." Weiter teilt Weinhold mit: „Die Verhandlungen mit Gfrörer, wenn sie überhaupt angeknüpft waren, sollen sich zerschlagen haben. Glaublicher ist mir, daß das Ministerium noch gar nichts getan hat, denn die gewaltige Krise, in der die österreichischen Verhältnisse sind, werden auch das Unterrichtswesen noch mehr, als bereits geschehen

---

[1]) An Böhmer 1851 August 21.

[2]) Er erhielt 1851 Juli 23 ein Poëm (von Joh. Delius?) zugesandt, wo mit dieser Eventualität gerechnet wird. Darin heißt es:

„Doch ärmer wirst du armes Bonn!
Denn sieh! Ficchelli zieht davon,
Der edle Hohenstaufe
In stolzem Siegeslaufe."

„Die steyerischen Jungfrauen an der Mur
Durchfährt ein wundersam Gegurr!
O seht! Sie tragen ihr Herz ihm entgegen:
Doch unser Ficchelli, der wird nicht verlegen."
U. s. w.

[3]) Tagebuch 1851 Okt.

[4]) Weinhold an Ficker 1851 Okt. 2.

berühren. Daß die Professuren der Geschichte besonders davon betroffen werden, ist einleuchtend. Der Minister will gewiß jetzt die volle Entscheidung abwarten, ehe irgend etwas über die Grazer Stelle bestimmt wird." (D. h. Böhmer war über den Fortgang der Dinge besser unterrichtet als Weinhold).

Übrigens schwankte auch Ficker in seinem Entschlusse. So angenehm es ihm einerseits erschien, schon mit 25 Jahren Professor zu werden, so wäre es ihm andererseits viel lieber gewesen, wenn er noch einige Zeit für sich hätte arbeiten können.

Er schrieb darüber Ende Jänner an den väterlichen Freund Aulike nach Berlin, der ihm nach reiflicher Überlegung antwortete [1]). „Wenn ich auch nicht im mindesten bezweifle, daß Sie eine Stelle z. B. in Graz oder Innsbruck mit vollen Ehren bekleiden würden, so meine ich doch auf der anderen Seite, daß Sie nach den drei wichtigsten Requisiten für einen künftigen bedeutenderen wissenschaftlichen Wirkungskreis als 1. Lust und Hingabe zur Sache, 2. tüchtige und umfassende Fachbildung, 3. günstige äußere Stellung verhältnismäßig so ungemein vorteilhaft situiert sind, daß Sie eher wie die meisten anderen Ihre Aufgabe aus dem Vollen und Ganzen aufgreifen und Ihr Ziel ziemlich weit stecken können. Die Requisiten 1 und 3 sind bei Ihnen vorhanden, und kann es namentlich bei Ihnen nicht durchschlagen, wenn Sie, was am Ende Jeder mit Recht wünscht, die volle äußere Selbständigkeit aus eigener Kraft, sich auch erst einige Jahre später verschaffen. Das zweite Requisit ist im wesentlichen auch bereits gegeben; aber im Felde der Geschichte ist eine eigene Anschauung und eine eigene Forschung nötiger, als in den meisten anderen und die erforderliche Zeit, wenn man nach dem Maßstabe der heutigen Wissenschaft etwas Bedeutendes an einem bedeutenden Objekt leisten will. — Reisen und forschen Sie noch einige Jahre in voller Muße und Unabhängigkeit, und sind Sie alsdann in der Lage, sich, wie ich nicht zweifle, durch eine größere selbständige Forschung legitimiren zu können, so ist ihre Stellung nach **allen** Seiten gesichert, und eine Berufung in einen erheblichen Wirkungskreis kann Ihnen nach menschlicher Voraussicht nicht fehlen."

Aulike gibt seinem jungen Freunde zu bedenken, daß, wenn er schon jetzt einen in quali weniger bedeutenden Ruf nach Österreich annehme, er sich aller Wahrscheinlichkeit nach den Rückweg nach Preußen versperren würde. „Dieses Präjudiz ist groß, doppelt groß, weil Sie mit Rheinland-Westfalen Ihrem Bildungsgang und Interesse

---

[1]) Aulike an Ficker 1852 Febr. 15.

nach eng verwachsen sind .... Ich glaube kaum, daß man hier einen Gelehrten aus Österreich zurückberufen würde."

Das war also die Ansicht Aulikes, der damals die katholischen Schul- und Kirchenangelegenheiten in Preußen zu dirigieren hatte. Aus seinen Briefen ersieht man, wie ernst er die Sache nahm, wie er erfreut ist, daß aus dem Schooße der katholischen Bevölkerung tüchtige Gelehrte hervorgehen; wie er andererseits auch den preußischen Standpunkt hervorhebt, die dauernde Expatriierung fast als Unglück betrachtet [1]). Dies war aber der Standpunkt, den auch Fickers Schwager Ulrich teilte, überhaupt die hohen Beamten westfälischer Herkunft in Berlin (z. B. Geh. Rat von und Zur Mühlen) und den vor allem auch die Frau Präsidentin Scheffer-Boichorst festhielt.

Unterdessen war ein Ereignis eingetreten, das die Dinge wieder in Fluß brachte. Am 10. Jänner 1852 starb zu Wien ziemlich unerwartet Professor Grauert, nachdem er hier bloß einige Semester gewirkt hatte [2]). So sah sich die österreichische Unterrichtsverwaltung vor eine neue Lücke gestellt. Da wandte man sich von Wien aus an Joh. Friedrich Böhmer, der mit den Historikern des Kaiserstaates seit zwei Jahrzehnten in Beziehungen stand [3]).

Chmel schrieb als Vertrauensmann der Regierung an Böhmer und erkundigte sich, ob er Niemanden zum Nachfolger Grauerts vorzuschlagen wüßte. „Man suchte einen tüchtigen und energischen, dabei feinen und gebildeten Mann, der der klassischen Philologie und Geschichte Meister ist; er soll besonders alte Geschichte an der Universität vortragen und als Mitvorstand des neuen philologisch-historischen Seminars die alte Geschichte pflegen bei den Zöglingen" [4]). Böhmer antwortete, daß ihm Niemand bekannt sei, der unter solchen Anforderungen von ihm zu dieser, d. h. zur ersten Stelle dieser Art

---

[1]) Die Beurteilung Aulikes bei Treitschke scheint mir dem Manne nicht gerecht zu werden. Seinen Standpunkt innerhalb der Strömungen des Katholizismus kann man aus seinem Verhältnis zu Döllinger entnehmen, worüber Friedrich und Jörg manches beigebracht haben.

[2]) „Er war ein guter Katholik und nannte Raumer einen historischen Lumpensammler" — so charakterisiert ihn mir einer seiner ehemaligen Zuhörer, (Ludwig Chevalier). Vgl. über Grauerts Zusammenwirken mit Bonitz (bei Begründung des philologisch-historischen Seminars in Wien) S. Frankfurter: Graf Leo Thun, Franz Exner, H. Bonitz (Wien 1893) S. 121.

[3]) Böhmer war 1833 wegen der Mon. Germaniae in Wien gewesen, dann wieder 1842, 1845 und 1847. Er erklärte, daß neben München, wo Görres und neben Stuttgart, wo Stälin wirkte, ihm Wien die liebste Stadt sei.

[4]) Dies und das folgende nach Böhmers Brief an Ficker 1852 März 28.

vorgeschlagen werden könne. Im südwestlichen Deutschland seien seither teils wegen schlechter Besetzung der historischen Lehrstühle, teils aus anderen Ursachen keine Schüler gezogen worden. Insbesondere hätten sich auch Katholiken aus Rheinland und Westfalen (denn katholisches Bekenntnis sowie literarischer und pädagogischer Ruf waren auch gefordert) diesem Fache nicht gewidmet, weil sie, wenn sie nicht ihre heimatliche Gesinnung aufgaben, auf Anstellung nicht rechnen könnten. Erst seit dem Umschwung der letzten Jahre seien einige jüngere Gelehrte jener Lande diesem Beruf gefolgt, unter welchen er ganz besonders auf Ficker aufmerksam mache; allein dieser hätte den Fehler, für jene Stelle noch etwas zu jung sein [1]). Auch gedachte Böhmer des Umstandes, daß Ficker, wenn er schon dem antiken Wesen durchaus nicht fremd, doch vorzugsweise die Bearbeitung des vaterländischen Mittelalters sich zum Ziele gesteckt hätte und er für seinen Teil könnte nur wünschen, daß Ficker dieser Richtung erhalten bliebe.

Diese Bemerkungen schlugen in Wien ein und der von Böhmer persönlich gekannte und geschätzte Feil [2]), den Graf Leo Thun ins Unterrichtsministerium gezogen hatte, erhielt den Auftrag, unter Vermittlung Böhmers der Sache weiter nachzugehen.

Feil schrieb demgemäß am 25. März 1852 an Böhmer, indem er dessen Bemerkungen an Chmel anführte: „Diese, dem Herrn Ficker aus so hochachtbarer Quelle gewordenen Empfehlung reichte hin, das Augenmerk des Ministers auf Dr. Ficker um so mehr zu fesseln, als sich erst nun die Armut Österreichs an Vertretern der Geschichtswissenschaften in ihrer ganzen Blöße zeigt. Es sind die historischen Lehrkanzeln in Wien (nach Grauert), Graz, Innsbruck und Pest zu besetzen und wir haben ungeachtet aller emsigsten Umfragen noch nicht einen völlig tauglichen Mann gesichert." Es falle in die Wagschale, daß auch das Grazer Professorenkollegium auf Ficker hinge-

---

[1]) Auch Feil rekapituliert Böhmers Korrespondenz mit Chmel (vom Februar 1852): Daß Sie den Dr. Ficker zur Übernahme einer Geschichtsprofessur an einer Universität wohl vorzugsweise geeignet, wenn auch als Nachfolger Grauerts für Wien noch zu jung halten.

[2]) Feil spricht in seinem Briefe von dem Wohlwollen, womit ihn Böhmer während seines letzten zweimaligen Aufenthaltes in Wien beehrt habe. Als Feil 1862 starb, urteilte Böhmer: Er war „ein trefflicher Mann und Repräsentant österreichischer Liebenswürdigkeit, wie ich keinen zweiten mehr kenne." (Janssen III, 396.) — Jos. Feil war 1852 Ministerialkonzipist, 1862 Ministerialsekretär. Für den Wiener Altertumsverein lieferte er tüchtige historische Arbeiten.

wiesen, und im Wege Aschbachs eine zustimmende Erklärung Fickers beigebracht habe.

Böhmer stellte auf das Ersuchen Feils hin die Anfrage an Ficker, ob dieser geneigt sei, die Professur in Innsbruck zu übernehmen; für Graz war nämlich jetzt Dr. Joh. Bapt. Weiß aus Freiburg i. Br. (wo er im Revolutionsjahr Gfrörer vertreten hatte) ausersehen, der älter war als Ficker, auch politisch Anspruch auf Anerkennung hatte, und über den Böhmer erst nachträglich befragt wurde [1]).

Die österreichischen Universitäten aber rangierten damals, ihrer Frequenz entsprechend, in der Reihenfolge Wien, Prag, Graz, Innsbruck, Olmütz [2]).

Böhmer, der mit den Verhältnissen in Tirol durch öftern Aufenthalt [3]) und den Verkehr mit dort maßgebenden Personen vertraut war, riet zu, daß Ficker die Berufung annehme. „Innsbruck könnte Ihnen, meine ich, noch angenehmer sein als Graz. Es liegt mehr in Deutschland, nur 22 Fahrstunden von München. Die Bibliothek daselbst hat durch ein Legat des vor etwa 10 Jahren verstorbenen Wiener Archivdirektors Reichard [4]) viele gute neue Bücher erworben

---

[1]) Vgl. die von F. v. Weech publizierten Briefe Böhmers an Mone 1852. Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins 1901 S. 422 ff. Böhmer schrieb an Ficker 1852 Juli 31: „Unter dem Herrn Weiss in Preußen wird doch wohl Dr. Weiss zu Freiburg i. Br. verstanden, den die Karlsruher Bureaukraten kürzlich von der Zeitung removierten, weil ein Wort zu Gunsten des Erzbischofs darin gestanden hatte.“ Feil erkundigte sich auch bei Ficker um Herrn Hennes und um Herrn Weiss „in Preußen“ (1852 Juli 27). — Weiss, geboren zu Ettenheim im Breisgau 1820, kam 1853 nach Graz; er wirkte hier bis 1891 und verfaßte eine Weltgeschichte in 20 Bänden.

[2]) Im Winter 1854 zählte Wien 2016, Prag 1021, Graz 367, Innsbruck 253, Olmütz 203 Studierende. — Olmütz ließ man bald eingehen.

[3]) Schon auf der Rückkehr von der ersten Reise nach Italien 1819 hatte Böhmer das Maximiliansdenkmal bewundert. Janssen I, 67. Er kam wieder 1836, 1844 nach Innsbruck, ebenso 1851 im Oktober (Hall, Innsbruck, Matrei, vgl. Janssen III, 53, 64).

[4]) Gemeint ist Baron Jos. Ignaz Reinhart, geb. in Innsbruck 1782, gest. 1843, als Direktor des Wiener Geh. Haus-, Hof- und Staatsarchivs (seit 1840) der Vorgänger Chmels. Er vermachte seine Bücher (mit Ausnahme der spanischen, die er der Hofbibliothek zuwendete), 5997 Bände, der Innsbrucker Universitätsbibliothek. Vgl. Fr. Leithe im „Boten f. Tirol und Vorarlberg“ 1874 S. 986: „Die k. k. Universitätsbibliothek in Innsbruck“; über Reinhart (außer Wurzbach) auch E. Mühlbacher, Lit. Leistungen S. 303, 319, 321. Reinhart schrieb einen Preis von 25 Dukaten für „die beste kritische Übersicht der historisch-topographischen Literatur Tirols“ aus, den A. Jäger gewann (1844). Vgl. auch Alb. Jäger, Tirol und der bayerisch-französische Einfall im Jahre 1703. Vorrede (1844). Alfred v. Arneth, Aus meinem Leben I. 250 f.

und steht seitdem der Grazer schwerlich nach. Professor Philipps war in Innsbruck nicht ganz zufrieden [1]). Allerdings würden Sie dorten nicht den gebildeten Umgang finden, dessen Sie jetzt genießen, aber Land und Leute sind schön und gut. Mir gefiel es vorigen Herbst (wo Böhmer mit Guido Görres dort war) so sehr im Inntal, und ich fand mich vom Prälaten von Viecht [2]) und im Ferdinandeum (zu Innsbruck) [3]) so gut aufgenommen, daß ich schon daran dachte, dort einmal einen Ferienaufenthalt zu nehmen und ein Inntaler Urkundenbuch zu bearbeiten" (ein Gedanke, der für unseren Böhmer charakteristisch ist). — „Noch einmal auf die Bibliothek zu kommen, so würden Sie zwar manches dort vermissen, was Sie hier finden; aber ich sollte denken, daß die Regierung auch etwas dafür tun wird, daß der neue wissenschaftliche Aufschwung durch solche Mängel nicht gelähmt wird."

Böhmers Brief gelangte am 30. März in Fickers Hände. Er notiert sich: „Ich war sehr unschlüssig was zu tun sei und hatte mich in der letzten Zeit mehr der Ansicht zugewandt, noch keine Professur in Österreich anzunehmen, um ungestörter meinen Arbeiten leben und reisen zu können." Tags darauf fuhr er von Bonn rheinaufwärts, um mit Böhmer persönlich Rücksprache zu nehmen. Am 1. April reiste er von Frankfurt nach Berlin, wo die Mutter sich bei Tochter und Schwiegersohn befand. „Als ich sah, daß ihr der Gedanke recht war, ich würde, wenn es mir nicht gefiele, die Stelle wieder aufgeben, so war mein Hauptbedenken gehoben; auch Aulike riet mir nicht so entschieden ab wie früher. Was blühen mir auch hier für Aussichten, wenn ich mich nicht schmiegen will?"

Er führte nunmehr die schon früher geplante Reise nach Wien aus. Am 5. April kam er nach Prag, wo er bis zum 7. blieb. „Es

---

[1]) G. Philipps hatte 1849 einen Ruf an die Universität Innsbruck angenommen, „wo seine geistreiche Gelehrsamkeit den Studenten wie Kaviar dem Pöbel mundete." Rosenthal, Konvertitenbilder 1 S. 385.

[2]) Das war Pirmin Pockstaller (geb. 1806 zu Jenbach), Prälat seit 1834. Er publizierte seine (längstvorbereitete) „Chronik der Benediktinerabtei St. Georgenberg nun Fiecht" 1874 (anonym, Innsbruck bei Wagner). — St. Georgenberg (bei Schwaz) ist der Stammsitz des Klosters Viecht (Fiecht), dem der Achensee gehört. — Pirmin Pockstaller veröffentlichte noch „Beiträge zur Familiengeschichte der Ritter von Rottenburg im Inntale" im Archiv f. Geschichte und Altertumskunde Tirols IV. (1867). — Er starb 1875.

[3]) Für das Museum Ferdinandeum hatte Böhmer 1844 solches Interesse gefaßt, daß er zu dessen Gunsten in testamentarischen Bestimmungen, die er später wieder kassierte, eine Stiftung machte. Vgl. Janssen I, 420. II, 380. 399.

war ein eigenes Gefühl, als ich die schwarzgelbe Grenze passierte." In Prag besuchte er zwei vor Kurzem nach Österreich berufene Professoren, August Schleicher, der in Bonn habilitiert gewesen, und Schwanert, der als Extraordinarius für römisches Recht aus Göttingen berufen war, wo ihn Ficker auf der Bibliothek kennen gelernt hatte. Beide rieten ihrem Freunde den Ruf anzunehmen, so daß dieser schon ziemlich dazu entschlossen nach Wien fuhr. „Am Gründonnerstage, April 8 früh, kam ich zu Wien an, verfügte mich auf das Ministerium zum Herrn von Feil und hatte noch an demselben Morgen Audienz beim Grafen Thun; die Sache war bald im Reinen; so manches dabei zu bedenken, so ist doch die augenblickliche Lage der Verhältnisse so günstig, daß es töricht wäre, nicht zuzugreifen."

Am Ostermontage hatte Ficker wieder eine lange Unterredung mit Thun. „Er hat einen sehr günstigen Eindruck auf mich gemacht und wenn ich nicht irre, war dies auch umgekehrt der Fall" [1]).

Aus einem Briefe, den Ficker vor seiner Abreise aus Wien (am 14. April) an Böhmer richtete, erfahren wir die Bedingungen, unter denen er die Berufung annahm. Diese waren zunächst: Ernennung zum a. o. Professor und 1200 Gulden Gehalt [2]). In Folge des günstigen Eindrucks aber, den Ficker erregt hatte, beantragte der Minister (wie Feil berichtete) beim Kaiser die Ernennung zum ordentlichen Professor.

„Weiter habe ich nur 5 Stunden wöchentlich zu lesen, werde also nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten immer einige Zeit zu anderen Arbeiten finden; der Minister hat mir zugleich versichert, daß, solange er im Amt bleibe, einem längeren Urlaub für Reisen nach Italien resp. in den Orient nichts im Wege stehen würde." Zugleich erfuhr Ficker, daß neben ihm noch ein eigener Professor für österreichische Geschichte wirken werde (da man diese einem Ausländer nicht anvertrauen zu dürfen glaubte) und daß ein Herr

---

[1]) Tagebuch 1852 April 18 (Rückblick auf die Ereignisse seit 30. März). An Böhmer meldet Ficker, daß sich der Minister bei der zweiten Audienz fast eine Stunde lang mit ihm unterhalten habe.

[2]) Dieses Gehalt war das Jahr vorher für Graz geboten worden; man behielt es für Innsbruck bei, obwohl es sonst hier mit 1000 fl. normiert war. (Weinhold hatte an Ficker geschrieben, daß für die inländischen Professoren in Graz die Gehaltsätze 1000, 1200 und 1400 fl. C. M. seien, auf welche dieselben nach Verlauf von zehn zu zehn Jahren rücken. „Bei Berufungen von auswärts bindet man sich in der Regel nicht an diese Normen, und darf ich mir einen Rat erlauben, so würden Sie gut tun, sich bald 1200 fl. als Jahresgehalt zu bedingen.")

Glax aus Wien hiefür bestimmt sei. Dies würde für den Kollegen den Vorteil haben, nicht viel zu gleicher Zeit umfassen zu müssen. Auch ein wissenschaftlicher Verkehr ließ sich hoffen; dieser gab freilich, wie sich bald herausstellte, nichts aus, da Glax dazu keineswegs der Mann war.

Heinrich Glax war durch 20 Jahre Journalist [1]), 1849 Mitglied des Frankfurter Parlaments, im Übrigen zum Freundeskreis von Birk, Karajan, Feil u. A. gehörig. Als dieser Kreis im Jahre 1849 die jetzt fast verschollenen „Quellen und Forschungen zur vaterländischen Geschichte" herausgab („von zwölf Freunden geschichtlicher Forschung, die seit ebensoviel Jahren sich wöchentlich einmal um den Krug versammeln") [2]) arbeitete auch Glax mit; er schrieb einen Aufsatz „über die vier Ausgaben der geschichtlichen Vorstellungen der Ehrenpforte des Kaisers Maximilian I. von Albrecht Dürer." Als er (gleichzeitig mit Ficker) zum Professor ernannt war, zeigte sich „der arme Glax bedauerlich kleinmütig, fast geisteskrank" (wie Feil an Ficker mitteilte). Er borgte sich von Albert Jäger die Kollegienhefte aus, um danach die seinigen zu gestalten; wissenschaftlich selbständig ist er nie geworden [3]).

In den Kreis der Dienstaggesellschaft, den die Wiener Geschichtsfreunde bildeten und in dem Böhmer sich wohl gefühlt hatte, wurde auch Ficker eingeführt; er lernte hier den Vizedirektor des Staatsarchivs Chmel, dann Karajan und Albert Jäger kennen (auch Feil und Glax stellten sich ein) und konnte aus der freundlichen Aufnahme ersehen, daß die Empfehlung des in diesem Kreise hochangesehenen Böhmer bestens gewirkt hatte [4]).

Nachdem Ficker am 18. April von seiner Reise nach Bonn zurückgekehrt war, überlegte er sofort, wie er seine künftigen Arbeiten sich einrichten müßte.

„Als ich in den letzten Tagen spazieren ging, fiel es mir ein, wie Innsbruck zwischen Baiern, Österreich und Italien gelegen, ganz

---

[1]) Glax geb. in Wien 1808, gest. in Graz (als Pensionist) 1879. Er wird als Mitarbeiter von Kuranda's „Ostdeutscher Post" (bis 1852) und der „Augsb. Allg. Zeitung" genannt.

[2]) Vgl. Helfert, Über Nationalgeschichte S. 46.

[3]) Auch Fickers Kollegienhefte erbat er sich 1853. Die oft angekündigte Österr. Geschichte von Glax ist nie erschienen.

[4]) Über das Wiener Dienstag-Kränzchen vgl. Böhmers Brief an Buchhändler Hurter 1845 Dez. 29 (bei Janssen II, 425). Schrauf in dem Artikel Aschbach der Allg. D. Biographie (Nachträge).

geeignet sei, eine Geschichte Ludwigs des Baiern dort zu arbeiten." Er sprach darüber mit Böhmer[1]), der sich bald damit befreundete, wenn er auch anfangs meinte, Friedrich I. läge ihm näher. „Ich erhielt dann von ihm so viele Andeutungen über den Gegenstand, der mich interessierte, daß ich so ziemlich entschlossen bin, an diese Zeit zu gehen und für diesen Zweck schon Böhmers Abschriften durchsah." Desgleichen wurde im Archive zu Darmstadt sofort außer für Engelbert auch für Ludwig d. B. gesammelt[2]). Auf der Rückkehr konnte er seinem Gönner die über Ludwig d. B. gemachten Entdeckungen vorweisen[3]).

Unterdeß hatten die Zeitungen die Nachricht gebracht, daß Ficker mit allerhöchster Entschließung vom 27. April zum ordentlichen Professor der allgemeinen Geschichte in Innsbruck ernannt worden sei. Aber der Sommer ging hin, ehe das Anstellungsdekret in seine Hände kam, was mit dem Amtsschlendrian wunderlich zusammenhing[4]).

Ficker reiste am 9. September von Münster nach seinem neuen Bestimmungsort ab. „Am Morgen hatte ich Mutter auf dem Graele Adieu gesagt; meine Freunde waren an der Eisenbahn. — Die Nacht war ich in Köln, am 10. in Bonn, wo mir der Abschied jetzt wie früher auch nicht ein Minimum von Gemütsbewegung verursachte. Delius und Roemer, die mir dort am nächsten standen, begleiteten mich Abends zum Schiff. Am 11. Mittags war ich in Frankfurt und verbummelte einige Stunden mit Wüllner[5]), an den sich so manche Frankfurter Erinnerungen knüpfen; da ich Böhmer nicht fand[6]) und

---

[1]) Bei seiner Anwesenheit in Frankfurt, Ende April 1852. S. oben S. 126.

[2]) Tagebuch 1852 Mai 2 (Darmstadt): „Mehr fast interessieren mich noch die Sachen über Ludwigs Zeit im Andreas-Kodex."

[3]) Am 6. Mai. Vgl. Tagebuch 1852 Juni 20.

[4]) Das Dekret war an Ficker als Privatdozenten in Bonn adressiert, selbes aber dem Ministerium des Äußeren zur Vermittlung an den Ort der Bestimmung übergeben worden, welches sich an das preußische Ministerium des Äußeren wendete. Von diesem gelangte das Dekret an den Gesandten Prokesch-Osten mit der Bemerkung zurück, daß „Dr. Ficker gegenwärtig weder der Hochschule Bonn noch überhaupt dem diesseitigen (preußischen) Staatsverbande ferner angehört und laut Berichtes des Universitäts-Kuratoriums vom 15. Mai l. J. Bonn damals bereits verlassen hatte, und sein gegenwärtiger Aufenthaltsort dort gänzlich unbekannt ist."

[5]) Über Wüllner s. oben S. 71 und 73.

[6]) Er war auf kleineren Exkursionen abwesend, zuletzt auch in Bonn, so daß sich ihre Wege kreuzten (Böhmer an Ficker 1852 Okt. 28). Ficker hätte den Dank Feils an Böhmer auszurichten gehabt, der letzter Zeit zweimal in

nicht recht Ruhe hatte, zog ich in Eilmärschen weiter; am Abend war ich in Heidelberg, am 12. Abends hinter den schwarzgelben Grenzpfählen zu Bregenz."

Am 14. September 1852 abends erfolgte die Ankunft in Innsbruck.

Sachen des österreichischen Unterrichtsministeriums mit ihm verkehrt hatte (wegen Weiss und wegen Aschbach, der nach Wien berufen werden sollte). — Nach Grauerts Tode hatte man zunächst bei Kopp in Luzern, der die Reichsgeschichte in der Zeit Rudolfs von Habsburg bearbeitete, diesen auch dramatisierte, angefragt, ob er nach Wien als Professor kommen wolle. Er hatte verständigerweise abgelehnt. Böhmer erinnerte auch an Hurter, den die frühere Regierung (1845) als offiziellen Reichshistoriographen (gleichsam als Nachfolger Hormayrs) berufen hatte. Aber von diesem wollte in Wien Niemand etwas hören: Hurter war zu sehr in seine reaktionären Schrullen hineingeraten, ein abstrakter Ultramontaner (schweizerischer Färbung), als solcher nicht bloß den Josephinern unsympathisch. Kopp wie Hurter gehörten einer anderen Zeit und anderen Verhältnissen an. So kam man auf Aschbach, dessen Abgang von Bonn für Ficker Aussichten eröffnen mußte. Graf Thun hatte letzterem gesagt, daß an eine Berufung des Prof. Aschbach nicht gedacht werde. Jetzt ersuchte er Fickern, ihn jenes Wortes zu entbinden, was von der Gewissenhaftigkeit, mit der der Minister vorging, Zeugnis ablegt. Ficker, der nur eine gleichzeitige Berufung Aschbachs im Auge gehabt hatte, bat sofort, ganz ohne Rücksicht auf ihn vorzugehen (1852 August). Die Berufung Aschbachs kam 1853 zustande, doch konnte er die Stelle in Wien erst im November d. J. antreten, da seine Entlassung aus Bonn sich bis Ende Oktober hinzog.

VII. Kapitel.

Das erste Jahr in Innsbruck, 1852|53.

Also war Ficker im 27. Lebensjahre nach Tirol gekommen, das ihm zur zweiten Heimat werden sollte. Sehen wir, welche Anknüpfungspunkte hiebei sich ergaben.

Die Stadt Innsbruck zählte damals, die als Vororte zu betrachtenden Dörfer Wilten und Hötting eingerechnet, 12500 Einwohner, nicht viel mehr wie Paderborn, weniger wie Münster. Es war Sitz der tirolischen Statthalterei und der obersten Behörden, übrigens, da weder ein nennenswerter Adel noch eine bedeutendere Industrie vorhanden waren, ein Ort kleinbürgerlichen und halbbukolischen Daseins. Das Land zählte auf 500 Geviertmeilen eine Bevölkerung von 863.000 Seelen, Deutsche, Ladiner, Italiener, die im Laufe von Jahrhunderten zu der gefürsteten Grafschaft Tirol zusammengewachsen waren. Durch diese führten wichtige Pässe von Deutschland nach Italien, aus welchem Umstande in Verbindung mit der erprobten Wehrhaftigkeit der Bevölkerung der Inhalt der tirolischen Geschichte resultierte. Das Land umfaßte deutsche und welsche Gebiete; seit Deutschland die beherrschende Stellung im Herzen Europas einnahm, entsprachen die politischen Organisationen dem Interesse dieser Herrschaft; die Bischöfe von Trient und Brixen waren Fürsten des deutschen Reiches.

Während in Westfalen beim Zusammenbruch des alten Reiches eine große Veränderung eintrat, indem der verhaßte preußische Staat sich festsetzte, hatte im äußersten Süden das Aufhören der Fürstlichkeit der Bischöfe von Brixen und Trient, wie sie der Reichsdeputationshauptschluß im Jahre 1803 dekretierte, eine geringere Be-

deutung, da diese Fürstlichkeit seit dem Interregnum des 13. Jahrhunderts durch die Grafen von Tirol stetig eingeengt worden war.

Wie Münster und Paderborn dann entweder direkt oder indirekt unter französische Herrschaft kamen, so 1806 Tirol an die bayerische, die von der französischen protegiert war.

Es folgte der Aufstand des Jahres 1809 zu Gunsten Österreichs, rühmlich für die Tiroler, aber verhängnisvoll. Napoleon teilte darauf das Land in einen italienischen, einen illyrischen, einen bayerischen Anteil.

Das blieb bis zum Sturze Napoleons, worüber die Dynastien von Wien und von München sich verständigten.

Kaiser Franz trat die Herrschaft an, natürlich ohne die Versprechungen, die in der Napoleonischen Zeit gegeben worden waren, zu erfüllen. Erzherzog Johann, der die Erhebung der Tiroler angezettelt hatte, durfte (bis 1833) das Land nicht mehr betreten, die Anführer der Patrioten wurden unter polizeiliche Aufsicht gestellt — wie in Preußen. Darob blieb der Rückschlag in der Stimmung des Volkes nicht aus. Johann Senn, der bedeutendste Dichter Tirols in dieser Reaktionszeit, verherrlichte „Napoleon und sein Glück", obwohl die bloße Erinnerung daran loyalen Naturen ein Gräuel war. Aber überall fühlte man, daß diesen reaktionären Regenten gegenüber Napoleon doch ein Mann gewesen war.

Während Westfalen im Jahre 1837 durch das Kölner Ereignis in Erregung versetzt wurde, vollzog sich in Tirol die Ausweisung der akatholischen Zillertaler, indem die konservative Partei das Prinzip der Glaubenseinheit, wie es seit der Gegenreformation herrschte, festhielt. Obwohl die josephinisch gesinnte Beamtenschaft und die bürgerlichen Kreise sich dagegen stellten, drang die Partei — die aus dem Lager von Görres und Jarcke bestärkt wurde — mit ihrer Ansicht durch [1]). Man führte die Jesuiten in Innsbruck wieder ein, übergab ihnen das dortige Gymnasium, trotzdem ihre

[1]) Vgl. Gustav v. Gasteiger, Die Zillertaler Protestanten und ihre Ausweisung aus Tirol. (Aus dem Nachlasse des Verfassers, dessen Vater 1837 Kreishauptmann in Schwaz war, herausgeg. von A. Edlinger, Meran 1892.) — Josef v. Görres, der öfter den emporkommenden Kurort Meran besuchte, verkehrte mit Jos. v. Giovanelli, dem Führer der Konservativen in Tirol, und korrespondierte mit ihm. Ebenso kamen Döllinger, Lasaulx, Philipps, Moy, Höfler, Guido Görres; seit Clemens Brentano auch die anderen Katholiken romantischer Richtung, um die ekstatische Jungfrau Maria von Mörl in Kaltern zu sehen.

Lehrmethode eine antiquirte war [1]), veranstaltete Missionen — nicht ohne die Kritik auch einsichtiger klerikaler Kreise dadurch herauszufordern, ganz abgesehen davon, daß die Josephiner es an sarkastischen Bemerkungen nicht fehlen ließen, die der Sänger dieser Jahre, Hermann von Gilm, durch seine „Jesuitenlieder" weiter verbreitete.

Als Ludwig Steub seine „Drei Sommer in Tirol" reiste (1844—1846) war von diesen Gegensätzen viel die Rede; Joh. Friedr. Böhmer, der 1844 in Innsbruck weilte, ließ sich darüber unterrichten und fand an den jesuitenfeindlichen Demonstrationen nichts auszusetzen; der Freundeskreis Adolf Pichler's, der damals zum erstenmal hervortrat, war lebhaft daran beteiligt [2]). Und als Reserve stand Fallmerayer da, der die „Gottseligen" in der Vorrede zu den „Fragmenten aus dem Orient" (1845) scharf aufs Korn genommen hatte; befreundet wie mit Ludwig Steub so auch mit Josef Streiter, dem Haupte der Liberalgesinnten in Südtirol, der durch eine lebhafte publizistische Tätigkeit die öffentliche Meinung in Deutschland für sich gewann, so daß z. B. Anton Springer's Darstellung der tirolischen Ereignisse (in seiner Geschichte Österreichs seit 1809) wesentlich auf Streiters Schriften aufgebaut ist [3]).

Bis 1848 blieben die Organisationen in Geltung, die Kaiser Franz nach der Wiedergewinnung des Landes getroffen hatte. An der Spitze der politischen Verwaltung stand ein Gouverneur (zugleich Landeshauptmann und Präsident des ständischen „Kongresses"); unter diesem die sieben Kreishauptleute. Als solche fungierten im Vormärz einige auch aus der Literaturgeschichte bekannte Männer, so Joseph Kern von Kernburg [4]) in Bruneck, der 1843 nach einer ersprieß-

---

[1]) Vgl. Joh. G. Wörz (den jüngeren) (geb. 1829): „Jugenderinnerungen eines alten Hofrates" (Neue Freie Presse 1895 Juli 17 ff.), wo das Treiben am Gymnasium und an der Universität (bis 1851) anschaulich geschildert ist.

[2]) Vgl. Böhmer 1845 Febr. 2 an Buchhändler Hurter in Schaffhausen (Janssen II, 400). — Seb. Ruf an Steub 1845 Sept. 17 (Steub, Sängerkrieg S. 92). Ad. Pichler, Zu meiner Zeit S. 176, 194, 197.

[3]) Diese Darstellung ist vielfach einseitig, da Streiter ein schroffer Parteimann war, auch allerlei persönliche „Antapodosis" trieb. Vgl. seine Charakteristik durch Steub, Kl. Schriften 3, 104 ff. und Sängerkrieg in Tirol S. 97 ff. Ad. Pichler, Zu meiner Zeit S. 165, Aus Tagebüchern S. 113 f. S. M. Prem in der (Wiener) „Deutschen Rundschau" 1904.

[4]) Jos. Kern, geb. 1785 im oberschwäbischen Reichsstädtchen Pfullingen, gest. 1859, ist der Vater des Historikers Theodor v. Kern, der 1836 in Bruneck geboren wurde. Vgl. Steub, Sängerkrieg in Tirol S. 12 f., 411 f., 438 f. Kluckhohns Artikel über Th. v. Kern in der Allg. D. Biographie. — Da Theodor bei

lichen Wirksamkeit von 22 Jahren als Gubernialrat nach Innsbruck berufen wurde, wobei Hermann von Gilm ihn zum Abschied durch einen Sonnettenkranz verherrlichte; bald darauf auch seinen Nachfolger als Kreishauptmann, den Topographen Joh. Jak. Staffler, mit einem Gedicht begrüßte[1]). Bemerkenswert ist, daß Staffler sein Werk durch Zitate aus deutschen Dichtern dem Publikum mundgerecht zu machen suchte, wie ja auch schon der uns bekannte „Protomedikus" Joh. Nep. von Ehrhart seine medizinisch-chirurgische Zeitung mit Mottos aus den Klassikern versah — es ist die Zeit wo die schöne Literatur in die weitesten Kreise propagiert wurde. Auch andere Einflüsse machten sich geltend; als Alois Fischer, der aus dem Oberinntal stammte (von wo er als Advokat nach Salzburg kam), im Jahre 1848 zum Statthalter in Oberösterreich ernannt wurde, nahm er für seine Tätigkeit den Reichsfreiherrn von Stein und den „alten Vincke" zum Muster, wie er in seinen Memoiren ausdrücklich hervorhebt[2]).

Die Organisationstätigkeit des Kaisers Franz hatte sich aber auch auf die kirchlichen Verhältnisse erstreckt; was bei dem konservativen und religiösen Sinn der Bevölkerung sehr in Betracht kam und überdies den Charakter des landesüblichen Katholizismus bestimmte[3]).

Ficker hörte und auch nachher während seiner ganzen Studienzeit mit diesem in brieflichem Verkehr blieb, erfahren wir manches über Jos. v. Kern und seinen Freundeskreis.

[1]) Das Beamtenleben im Vormärz ist in Stafflers Autobiographie (herausgegeben von F. v. Wieser in der Ferdinandeumszeitschrift 1901) gut gezeichnet. Stafflers Werk: „Das deutsche Tirol und Vorarlberg statistisch und topographisch dargestellt mit geschichtlichen Bemerkungen" erschien 1838—1847.

[2]) Vgl. Dr. A. Fischer, Aus meinem Amtsleben. Innsbruck 1860. (2. Aufl.; wegen ihres Druckes wurde, wie Ficker an Böhmer schreibt, das Erscheinen des „Reichsfürstenstandes" verzögert.) — Alois Fischer, geb. 1796, übersiedelte 1858 nach Innsbruck, wo er 1866 erfolgreich für die Landesverteidigung tätig war, dann hochbetagt und erblindet 1883 starb. Sein Freund Freih. v. Helfert schrieb: „Alois Fischer, Lebens- und Charakterbild mit einem Anhange seiner Aufsätze und Aufzeichnungen" (Innsbruck 1885, Verlag der Vereinsbuchhandlung), wo allerdings auch mancher Tratsch, der dem alten Herrn zugetragen wurde (z. B. S. 264 über Stumpf) aufgewärmt wird.

[3]) Der Katholizismus der Rheinlande und Westfalens, der im 18. Jahrhundert dem tirolischen konform sich entwickelte (hatte doch auch dort ein Sohn Maria Theresias regiert und reformiert), differenzierte sich seit der preußischen Herrschaft, so daß es nicht an gegenseitigen Nachreden fehlte. Beda Weber sagte über die Frankfurter Katholiken manche ungern gehörte Wahrheit. Aug. Reichensperger fand am tirolischen Katholizismus allerlei auszusetzen. Auch Ficker hatte seinen eigenen Standpunkt.

Während früher neben den Bistümern von Brixen und Trient das von Chur stand, das den Vintschgau herunter bis Meran reichte, auch Vorarlberg umfaßte, wurden durch die neue Zirkumskription von 1817 die ausländischen Bischöfe abgeschafft. Der Sprengel von Trient erstreckte sich danach bis an die Ursprünge der Etsch, der von Brixen erhielt das übrige bisher chur'sche Gebiet (einschließlich Vorarlbergs) zugeschlagen, ohne Rücksichtnahme auf die traditionellen Verhältnisse, die bis in die Anfänge der Landesgeschichte zurückreichten. Selbst der Stammsitz der Bischöfe von Brixen, das hochgelegene Säben, mußte an den Sprengel von Trient abgetreten werden, dem seitdem zehn deutsche Dekanate unterstanden, während die dritte Nationalität des Landes, die Rätoromanen oder Ladiner, auf beide Bistümer verteilt erscheinen. Übrigens lagen die ladinischen Enneberger und Grödener innerhalb der deutschen Sprachzone; andererseits hatte das Tal von Fassa (Fascha) vor 1803 der Herrschaft von Brixen unterstanden, und an den Übergängen aus dem Etschtal in den Nonsberg wie nach Valsugana gab es deutsche Gemeinden; Fleims lebte nach einem Sonderrecht germanischen Ursprungs — kurz, es fehlte nicht an Zwischengliedern[1]). Da ein sich absonderndes Nationalgefühl nicht vorhanden war, brauchte es bei jenen Organisationen nicht in Rechnung gezogen zu werden; überdies setzte der Hof in der Regel auch den Tridentinern einen Deutschen zum Bischof[2]).

Zu der dritten Diözese, dem Erzbistum Salzburg, gehörten die Gebiete ostwärts des Ziller. Das Zillertal war in Folge dessen zweigeteilt, was die Verbreitung der „evangelischen" Lehren daselbst förderte. Als 1837 der Erzbischof von Salzburg eine Abänderung der gleichfalls in die graue Vorzeit zurückgehenden Grenzen vorschlug, weigerte sich der Bischof von Brixen darauf einzugehen.

Diese Diözesaneinteilung war auch insofern von Bedeutung, als seit 1823 die Ausbildung des Klerus nicht mehr von der Universität Innsbruck, sondern von den Diözesananstalten in Brixen, Trient, Salzburg abhing — gemäß einer Reaktion gegen den ausschließlich rationalistischen Betrieb der Gottesgelehrtheit, wie er während der Auf-

[1]) Deren Studium, das zunächst vom sprachlichen Standpunkte aus betrieben wurde, Ficker vom rechtshistorischen aus förderte, zuletzt durch die in der „Erbenfolge" gegebenen Auseinandersetzungen.

[2]) Erst seit den Vierziger Jahren, zumal im Revolutionsjahr 1848|49, waren nationalitalienische Sympathien in Trient zu verspüren; es gab sogar Theologen, welche über Novara Tränen vergossen. Vgl. Anton Oberkofler, Erlebtes und Vernommenes (Bozen 1906).

klärungsperiode auch in Innsbruck geherrscht hatte [1]); wogegen die Bischöfe Bedenken geltend machten und die Aufhebung der theologischen Fakultät herbeiführten. Nicht gerade zum Schaden der Sache; denn Salzburg wie Brixen bewahrten aus dem 18. Jahrhundert gute Traditionen; damals hatte man dem Sturz des früher allmächtigen Jesuitenordens zugejubelt, hatte den Koryphäen der protestantischen Literatur gehuldigt [2]), war den Emser Punktationen beigetreten. Da Kaiser Franz die ultramontanen Einflüsse konsequent fern hielt (die Theologen durften nicht nach Rom studieren gehen), erwuchs unter der Leitung verständiger Bischöfe, wie des Bernhard Galura [3]) in Brixen (1829—1856) ein Klerus, der sowohl dem religiösen Bedürfnis genügte, als auch für Kunst und Literatur Verständnis erwies [4]).

Dies wirkte noch weiter, weil das Franziszeische Regierungssystem den Unterricht an den Gymnasien, auch die sog. „Philosophie" an der Universität mit Vorliebe geistlichen Lehrkräften anvertraute. Die Klöster mußten sich nützlich machen, indem sie Gymnasien übernahmen. So wirkten am Gymnasium zu Meran Benediktiner von Marienberg, von denen im Vormärz Beda Weber und Albert Jäger literarischen Ruf erwarben, jener ein vielseitiges, wenn auch ungezügeltes Talent (Weber erneuerte das Andenken an die mittelalterliche Literatur, gab die Gedichte des Oswald von Wolkenstein heraus und beschrieb „Das Land Tirol"); dieser ein besonnener und gründlicher Forscher auf dem Gebiete der Landesgeschichte [5]). Für

---

[1]) Einer dieser Aufklärungstheologen, Andreas Feilmoser (aus Hopfgarten, Mitglied des Stiftes Fiecht), folgte 1820 einem Rufe nach Tübingen, wo er auf den jungen Möhler nicht ohne Einfluß war. Vgl. über ihn Rob. v. Mohl, Lebenserinnerungen I. 188.

[2]) Als der Göttinger Historiker Schlözer auf seiner Reise nach Italien durch Brixen kam (1781), zog ihn der Fürstbischof zur Tafel.

[3]) Bernhard Galura war geb. 1764 zu Herbolzheim im Breisgau und hatte seine Laufbahn als Studienpräfekt am k. k. Generalseminar zu Freiburg begonnen. Er war als theologischer Schriftsteller („Neueste Theologie des Christentums" sechs Bände 1800—1804 u. a.) ein Ireniker. Fallmerayer und Steub sprechen von ihm mit Achtung; Gilm widmete ihm ein Gedicht. — Im Jahre 1864 erinnerte die „Volks- und Schützenzeitung" (Aug. 20) an den hundertjährigen Geburtstag Galuras: „er war ein wahrhaft deutscher Mann und ein gründlicher Gelehrter auf dem Gebiete der katholischen Theologie." Eine Biographie Galuras (mit Auszügen aus seinem Tagebuch) schrieb Tinkhauser (1856).

[4]) Die Gedichte der Annette von Droste-Hülshoff las man sofort auch in Brixen, nachdem die zweite Auflage bei Cotta (1844) erschienen war.

[5]) Vgl. J. E. Wackernells Werk über Beda Weber und die tirolische Literatur 1800—1848 (Innsbruck 1903), worin auch die (ungedruckte) Autobiographie Alb. Jägers verwertet ist. B. Weber, den Meran in die Paulskirche entsendet

das Gymnasium in Brixen stellten die Augustiner von Neustift die Lehrkräfte, unter denen der Polyglott Joh. Chrysost. Mitterrutzner hervorragte; er war einer der Freunde der Auguste von Büttlar, der bekannten Nichte der Schlegel, die 1848—1856 als Convertitin ihren Wohnsitz in Brixen hatte[1]). An dem Franziskanergymnasium zu Bozen lehrte der Entomologe Vinc. Gredler, der Geschichtsforscher Justinian Ladurner u. A.

So sehr war die Ansicht verbreitet, nur im Schutze der Klostermauern könne die Muße zu wissenschaftlicher Tätigkeit gefunden werden, daß Männer wie Johannes Schuler, David Schönherr, Ignaz Zingerle schon das Novizenkleid trugen, ersterer in Fiecht, letztere in Marienberg und daß es besonderer Umstände bedurfte, um sie im Saeculum ihr Glück finden zu lassen. Was die allgemeine Geschichte angeht, hielt man sich in Brixen an Johannes v. Müller; Professor Jäger empfahl die Werke von Heinrich Leo; „der Annegarn" war überall im Lande verbreitet (wie z. B. Alfons Huber ihn beim Geistlichen von Schlitters kennen lernte), auch an den Gymnasien vielfach dem Unterricht zu Grunde gelegt.

An der Universität Innsbruck galten als die Zierden des philosophischen Studiums in der zweiten Hälfte der Vierziger Jahre Alois Flir, der Philologie und Ästhetik vortrug[2]), Georg Schenach, der Philosoph (Günther'scher Richtung), endlich der vom Gouverneur Grafen Klemens Brandis, selbst einem geschichtskundigen Manne und Schriftsteller[3]), aus Meran als Erzieher seiner Söhne, dann zum Pro-

hatte, wurde 1849 Stadtpfarrer in Frankfurt a. M.; Alb. Jäger 1850 Professor in Wien. — Weinholds vom fachgemäßen Standpunkt aus strenges Urteil über B. Weber haben wir oben S. 137 mitgeteilt.

[1]) Vgl. die Autobiographie Mitterrutzners „Aus dem Schatze der Erinnerungen eines glücklichen Menschen" (Brixen 1903). Mitterrutzner, geb. 1818, war als Förderer der afrikanischen Mission ein Erforscher der Dinka- und Barisprachen, 1870 Adlatus des Bischofs Dr. Fessler als Generalsekretärs des Vatikanischen Konzils. Gest. 1903.

[2]) Vgl. F. A. Lanznaster: „Alois Flir, eine biographische Studie" (1899).

[3]) Graf Clemens Brandis (geb. 1798, gest. 1863), schrieb als Doktordissertation 1821 „Tirol unter Friedrich von Österreich". — Er gehörte der katholisch-konservativen Richtung an, die der Konvertit Jarcke, Metternichs Amanuensis nach dem Tode von Gentz, zur Geltung gebracht hatte. Als Aristokrat, der weiteren Blick besaß, wirkte er gleichwohl zur Zeit seines Guberniums (1841—1848) ebenso segensreich für die Studien, wie späterhin im weiteren Wirkungskreise sein Gesinnungsgenosse Graf Leo Thun. — Vgl. Ad. Pichler, Zu meiner Zeit S. 75.

fessor der Geschichte an die Landesuniversität berufene Albert Jäger. Alle drei waren Geistliche.

Was die juridische Fakultät angeht, so war sie eine Anstalt zur Heranbildung der Beamten, wobei auf die Gelehrsamkeit der Professoren wenig Gewicht gelegt wurde. Tüchtige, einheimische Kräfte wie Johannes Schuler, hielt man von der Universität fern [1]), bis 1848 andere Gesichtspunkte zur Geltung gelangten. Damals wurde Schuler zum Professor für Rechtsphilosophie und Strafrecht ernannt und überdies der Lehrkörper der juridischen Fakultät durch die Berufung von Georg Philipps und Ernst Baron Moy (aus dem durch die Lola Montez gesprengten Kreise der Münchener „Gottseligen") ergänzt und aufgefrischt [2]).

Die Reorganisation, die der Erhebung des Jahres 1848 folgte, erstreckte sich auf die philosophische Fakultät, die jetzt nicht mehr bloß als Übergangsstufe vom Gymnasium zur Universität dienen sollte, sondern selbständige Bedeutung bekam — was allerdings zur Folge hatte, daß die Hörerzahl vorerst eine minimale war [3]). Dies galt auch in Bezug auf das historische Fach, soweit nicht die Juristen um dasselbe sich zu kümmern angewiesen waren.

Für die Landesgeschichte war ein guter Grund gelegt worden. An den Diözesansitzen Trient und Brixen kümmerten sich die geistlichen Professoren um die Geschichte ihres Sprengels. Namentlich in Brixen wurde das Werk, das Jos. Resch im 18. Jahrhundert begonnen, im 19. durch Sinnacher und Tinkhauser fortgesetzt [4]).

---

[1]) Johannes Schuler war im Vormärz ständischer Archivar und Redakteur des (von Gentz begründeten) offiziellen „Tiroler Boten".

[2]) Philipps kam schon 1851 nach Wien, während Moy bis zu seinem Tode (1867) in Innsbruck blieb. Moy war durch seine zweite Heirat mit einer Baronesse Giovanelli im Lande seßhaft; er redigierte hier im Sinne der konservativen Partei die „Tiroler Zeitung". Er war wie alle Juristen der Görresgruppe scharf ultramontan. Durch seine Vermittlung kam (1853) die Bibliothek von Jarcke (2792 Bände) an die Universitätsbibliothek in Innsbruck. — Im übrigen vgl. A. v. Wretschko, Die Geschichte der juristischen Fakultät an der Universität Innsbruck 1671—1904 (Innsbruck 1904).

[3]) Im Winter 1850/51 waren (neben 195 Juristen) an der philosophischen Fakultät 15 ordentliche, 18 außerordentliche Hörer. — Der Lehrkörper der philosophischen Fakultät zählte damals sechs Ordinariate (für Philologie, Mathematik, Physik, Geschichte, Philosophie, Naturgeschichte). Vgl. Probst, Gesch. der Universität Innsbruck S. 347. Ferner die Festschrift: „Die Leopold-Franzens-Universität zu Innsbruck in den Jahren 1848—1898."

[4]) Jos. Resch (geb. 1716, gest. 1782) verfaßte die „Annales ecclesiae Sabionensis". Zwei Bände, Augsburg 1757, 1767. Sinnacher „Beiträge zur Geschichte

Die Traditionen des einstigen Churer Sprengels hatten in den Marienberger Gelehrten ihre natürlichen Pfleger. In Innsbruck aber war das historische Studium (das Jos. v. Hormayr neu belebt hatte) mit dem Museum Ferdinandeum auf das engste verknüpft.

Das Ferdinandeum, wie es nach Franzens Sohn Ferdinand genannt wurde, war 1823 gegründet worden, gleich anderen Anstalten dieser Art, z. B. dem Böhmischen Museum in Prag, dem Johanneum in Graz als Zentralpunkt für Geschichte und die Darstellung der Naturprodukte des Landes. Es besaß eine vortreffliche Bibliothek von Tirolensien, für die der als Appellationsgerichtspräsident im Jahre 1839 verstorbene Freiherr Alois Andreas von Dipauli durch seine „Bibliotheca Dipauliana" den Grundstock hergestellt hatte. Auch eine Sammlung von Urkunden war zusammengekommen und die Zeitschrift des Ferdinandeums brachte gediegene Beiträge vom Grafen Brandis, von Albert Jäger u. A. Im Winter veranstaltete man öffentliche Vorträge für weitere Kreise, die viel besucht und besprochen wurden: was alles den Beifall von Böhmer gewann, der 1844 bei seiner Anwesenheit in Innsbruck den (allerdings nicht geglückten) Versuch machte, den Grafen Brandis und Albert Jäger persönlich kennen zu lernen.

Neben dem Ferdinandeum wäre wohl auch das Statthaltereiarchiv oder, wie man damals sagte, die Gubernialregistratur in Betracht gekommen. Aber die Archivalien, durch Abgabe wichtiger Stücke nach München und Wien ohnedies geschwächt, waren wegen Mangel an Raum wenig geordnet, so daß der Reichtum derselben, wie er später unter Schönherr's Leitung zu Tage trat, noch in Dunkel gehüllt war. Anton Emmert, einer der Archivbeamten, hatte 1837 mit der Publikation von „Monumenta Tirolensia" begonnen [1]), für die Fortführung auch das Interesse des Erzherzogs Johann zu erregen gesucht, wie er das von Böhmer wirklich erregt hatte — aber maßgebenden Orts hegte man vielmehr den Sinn, Publikationen

---

der Kirche von Säben und Brixen" (1820—1836). Tinkhauser, „Topographisch-historische Beschreibung der Diözese Brixen" (seit 1851).

[1]) Als Vorarbeit zu einer tirolischen Landesgeschichte sollte ein großangelegtes Urkundenwerk herausgegeben werden. Einzelnes publizierte Emmert in Chmels Zeitschrift „Der österreichische Geschichtsforscher" Bd. 1 (1837), was sofort die Aufmerksamkeit Böhmers auf sich zog. Vgl. Janssen I, 421; II, 226. Mühlbacher, Lit. Leistungen S. 301. — Emmert, der 1825 mit der Sammlung des Materiales begonnen hatte, war 1833—1838 Praktikant in der k. k. Gubernialregistratur in Innsbruck, 1837 auch Aushilfsbeamter an der Universitätsbibliothek, kam 1838 als Kreisamtskanzellist nach Rovereto, später nach Trient, wo er bis in die Sechziger Jahre wirkte.

hintanzuhalten, deren Notwendigkeit nicht von vorneherein erwiesen war; Emmert wurde nach Welschtirol versetzt, wo er diesen Arbeiten entrückt, auch wohl von anderen überflügelt wurde. Die Leitung der Statthaltereiregistratur lag darauf durch Dezennien in den Händen von Joh. Georg Wörz, einem in der provinzialen Geschichte wohl bewanderten Mann, der aber von offizieller Seite keine Förderung fand, überdies den allgemeinen Studien nicht zu folgen vermochte [1]).

Den Sammelpunkt der feineren Geister der Landeshauptstadt bildete das sog. „Judenstübele“ (wie es scherzhaft genannt wurde) bei der „Goldenen Sonne“, die neben dem gegenüberliegenden „Österreichischen Hof“ damals das angesehenste Hôtel war [2]). Hier gesellten sich Flir und seine Freunde zusammen, Johannes Schuler, der Gubernialrat Jos. v. Kern, der Redakteur der populären „Volks- und Schützenzeitung“ David Schönherr [3]), ab und zu auch der Irrenhauskaplan in Hall Sebastian Ruf u. A. Während in der vormärzlichen Zeit Fallmerayer und Ludwig Steub, wenn sie nach Innsbruck kamen, gern in „Judaea“ weilten, fanden nach 1848, als man das Gymnasium den Jesuiten wieder abgenommen und zeitgemäß reorganisiert hatte [4]), die jungen Lehrkräfte dieser Anstalt hier Anregung und Zuspruch [5]), zumal Flir und Schuler allgemein bekannt und verehrt waren.

---

[1]) Vgl. die Biographie dieses Mannes von seinem gleichnamigen Sohne (Innsbruck 1868). Joh. G. Wörz der ältere, 1797 zu Breitenwang geboren, starb 1868. — Ficker hatte mit ihm eine heftige Auseinandersetzung über die staatsrechtliche Stellung des Tridentinischen Gebietes zu Tirol und Deutschland. Vgl. Wörz im Tiroler Boten 1860 Mai 12 und Juli 10, Ficker in der Schützenzeitung 1860 Mai 7 und 14, Juli 13.

[2]) Beide in der Neustadt (Maria Theresien-Straße) gelegen, jetzt in anderer Verwendung.

[3]) Über D. Schönherr, der einer der intimsten Freunde Fickers wurde, vgl. O. Redlich in der Zeitschrift des Ferdinandeums 1898 und M. Mayrs Einleitung zu Schönherrs Ges. Schriften (1900 f.). Schönherr war 1822 als Sohn eines Zollbeamten in Kniepaß bei Reutte geboren.

[4]) Vgl. darüber Adolf Pichlers Tagebuchblätter, wo das Innsbrucker Gymnasium und seine Lehrer (letztere allerdings sehr nach subjektivem Ermessen) geschildert werden.

[5]) So Ignaz Zingerle, Tobias Wildauer, Johann v. Kripp, Otto Vorhauser, Josef Greuter — eine Parteiung gab es unter dem Absolutismus nicht. — Der alte Gubernialrat Kern hänselte den Greuter (den künftigen Parlamentarier): Die Klerikalen dürften nicht sagen „zweimal zwei ist vier“, sondern „zweimal zwei läßt Gott vier sein“ (ein Gedanke, den Gilm poetisch ausgeführt hat).

So standen die Dinge, als Ficker nach Innsbruck kam. Er war im „Österreichischen Hof“ abgestiegen, wo er die Bekanntschaft des aus Prag berufenen Professors der Chemie Heinrich Hlasiwetz machte, der seinerseits mit Fickers Freund August Schleicher und mit dem eben in Bonn habilitierten Anton Springer verkehrt hatte, was zur Anknüpfung diente. Aber schon in den ersten Tagen traf Ficker hinüber zur „Goldenen Sonne“, wo er im „Judenstübele“ Gesellschaft und freundliche Aufnahme fand.

Er meldet darüber an Böhmer: „Von allen Professoren, die hier anwesend sind, bin ich mit einer Herzlichkeit und Freundlichkeit aufgenommen, die wirklich alle norddeutschen Begriffe übersteigt; hatte ich früher zuweilen befürchtet, ich möchte einigermaßen als ein vom Ministerium oktroierter Fremder behandelt werden, so waren diese Befürchtungen schon am ersten Tage verschwunden. Das kollegialische Verhältnis soll hier überhaupt nichts zu wünschen übrig lassen. Von Studenten habe ich noch nichts gesehen, da dieselben erst im folgenden Monate eintreffen werden; vor Mitte Oktober wird nicht gelesen werden. — Den ersten Eindruck, den Ort und Leute auf mich gemacht haben, muß ich einen durchaus günstigen nennen“ [1]).

Zwei Monate später schreibt er an Böhmer: „Was den Umgang betrifft, so vermisse ich Bonn sehr wenig; ich finde jeden Abend Gesellschaft von Professoren der Universität und des Gymnasiums; zu Bonn möchte mehr Gelehrsamkeit zu finden sein, aber eine so anregende Unterhaltung habe ich dort nie gefunden“ [2]). Über das vielseitige Wissen von Johannes Schuler, dem sich Ficker näher anschloß, äußerte sich dieser noch in späteren Jahren immer sehr respektvoll. Auch über dessen politische Ansichten. „Schuler war in politischer Beziehung ein Anhänger der historischen Schule. Von Dauer erachtete er nur die mit dem Volksleben in Einklang stehenden Institutionen“ [3]); womit er allerdings den Anhängern des abstrakten Liberalismus, wie Dr. Streiter in Bozen einer war, nicht Genüge tat. Ficker hat es jederzeit dem Adolf Pichler hoch ange-

---

[1]) An Böhmer 1852 Sept. 23. Ebenso notiert Ficker im Tagebuch: „Nach den Erfahrungen einiger Tage läßt sich natürlich kein Urteil fällen; aber die ersten Eindrücke, was Ort wie Menschen angeht, sind durchaus günstige.“

[2]) An Böhmer 1852 Nov. 19.

[3]) So der Nachruf, den ihm 1859 die Schützenzeitung widmete. Seine „Tirolischen Gedanken“, die 1852 in dieser Zeitung erschienen und — konfisziert wurden, enthielten die Quintessenz seiner Politik. Im übrigen ist die Persönlichkeit Schulers aus L. Steub, Ad. Pichler, J. E. Wackernell u. A. hinlänglich bekannt.



rechnet, daß er, als Streiter das Andenken Schulers nach dessen Tode verunglimpfte, tapfer für Schuler eintrat — „zu einer Zeit, wo der liberale Nimbus noch etwas galt."

Es fiel Ficker auf, daß im „Judenstübele" viel politisiert wurde, wie er an Böhmer berichtet: „Was die „Augsburgerin" über Tag bringt, wird gewöhnlich des Abends hinter dem Schoppen verarbeitet, oft mit großer Heftigkeit; politisiert wird hier, wenigstens in dem Kreise, in dem ich lebe, mehr als ich es irgendwo gefunden und ich ziehe Nutzen daraus, da manche der sich hier darbietenden Fragen mir bisher fern lagen"[1]).

Diese politischen Erörterungen waren ein Überrest aus dem Revolutionsjahr, wo in der „Sonne" ein „monarchisch-konstitutioneller Verein" seinen Sitz gehabt hatte[2]). Überdies waren ja mehrere Teilnehmer am Symposion, so auch Flir und Schuler in der Paulskirche gesessen, wo sie in allen katholischen Angelegenheiten sowie als Großdeutsche Hand in Hand mit Freund Junkmann und dessen Gesinnungsgenossen gegangen waren. Flir hatte an der großen Kirchendebatte, Schuler (mit Beda Weber) an den Debatten über die Stellung Österreichs zu Deutschland, dann (mit Flir und Kerer) über die welschtirolische Frage u. s. w. teilgenommen[3]). So oft jetzt Ficker an Junkmann schrieb, mußte er Grüße ausrichten und bekam andererseits solche von dem heimatlichen Freunde für die gewesenen Abgeordneten der deutschen Nationalversammlung: Schuler, Flir, Kerer, Dekan Schmidt (aus Brixen „im Tale"), Dr. Hasselwanter, auch für den Theologieprofessor Vinzenz Gasser, einen intimen Freund Flir's, Schenach's, Ruf's, der 1856 als Nachfolger Galuras Bischof von Brixen wurde[4]).

Das „Judenstübele" unterhielt auch sonst fleißig Verbindungen mit den auswärtigen Freunden, so mit Flir, seit dieser (1853) als Rektor der „Anima" nach Rom gekommen war[5]), so mit Ludwig

---

[1]) An Böhmer 1853 Febr. 2.

[2]) Vgl. Flirs Briefe aus Innsbruck (1849) S. 186.

[3]) Vgl. Flirs Briefe aus Frankfurt; B. Webers „Charakterbilder" und hiezu J. E. Wackernell, B. Weber S. 328 f.

[4]) An „den Herrn Bischof von Brixen Gasser" ließ Junkmann 1859 auch seine Breslauer Habilitationsschrift durch Ficker bestellen. (Kerer war Professor an der juridischen Fakultät in Innsbruck, Hasselwanter der spätere Landeshauptmann.)

[5]) Flirs „Briefe aus Rom" sind nach seinem Tode von L. Rapp pub iziert worden (1864). Flir war in Rom fromm geworden („gemütsfromm, nicht ultramontan" sagte Ficker mit Nachdruck), daher ihn Prof. Schenach nicht zum Bischof von Brixen geeignet erklärte, als 1856 die Sedisvacanz eingetreten war.

Steub in München, der, als Ficker die erstenmale hinauskam, mehrere Bekanntschaften vermittelte. Ebenso mit Wien, da Albert Jäger mit seinen Freunden Sebastian Ruf und G. Schenach in stetigem Briefwechsel blieb. Nachdem Schenach nach Wien gekommen war, wendete sich Ficker an ihn, als es sich um den Druck des „Deutschen Spiegels" handelte; Jäger übermittelte Separatabdrücke seiner Aufsätze an Ficker, dieser die seinen durch Schenach. Verschiedene Mitteilungen Fickers gelangten an Alb. Jäger durch Seb. Ruf, mit dem der Verkehr angebahnt war, seit Ficker seine Spaziergänge nach Heiligkreuz bei Hall lenkte [1]). Darauf hatte ihn Adolf Pichler verwiesen, der 1848 von seinen Strapazen als Hauptmann einer Studentenkompagnie in dieser Gegend ausruhte, wie er in seinem Buche „Aus den Tiroler Bergen" beschrieben. Da Pichler das Gasthausleben mied, so kam man nur außerhalb desselben gelegentlich mit ihm in Berührung; seine Hymnen und andere Dichtungen fanden natürlich Beachtung [2]).

Auch von dem übrigen Innsbrucker Treiben erklärte sich Ficker in den Briefen an die Bonner Freunde befriedigt, so von der Militärmusik, die sich einmal in der Woche im Hofgarten produzierte. Nachmittags besuchte er das Café Andreis (am obern Ende der Neustadt), wo eine schmucke Zillertalerin bediente (was die Bonner besonders reizte). Zu Mittag und Abends war Ficker regelmäßig in der Goldenen Sonne, wohin er auch die Bekannten „aus dem Reiche", die nach Innsbruck kamen, beschied. So 1853 Johann Delius [3]), so 1854 Böhmer, als dieser ankündigte, er würde vielleicht im Herbst von München aus Innsbruck besuchen (was dann eines Unwohlseins halber

---

[1]) Diesen Spaziergang hat sich Ficker schon in den Fünfziger Jahren zurechtgelegt und dann bis in die letzte Lebenszeit beibehalten, indem er jeden Donnerstag nach Heiligkreuz marschierte, auch bei dem schlechtesten Wetter, um den Kopf auszuruhen zu lassen. Die Bauern nannten ihn daher den „Pfinztaggeher".

[2]) Im Jahre 1857 findet sich in einem Briefe von K. Fr. Stumpf (der vor kurzem in Innsbruck gewesen) auch ein Gruß an (Seb. Ruf und) Adolf Pichler. Nähere Beziehungen zwischen Ficker und Pichler entwickelten sich nicht, da die Naturen beider Männer zu verschieden waren. Schon 1854 notiert sich Pichler (Tagebücher S. 61 f.): „Manche Geschichtschreiber kommen mir mit ihrer Urkundenwut vor wie Knaben, die sich an den Scherben eines Trinkglases erfreuen und daran riechen, ob es Wein enthalten habe." Pichler, mehr Literat als Gelehrter, entbehrte in diesen Dingen eines richtigen Urteils.

[3]) Dieser schreibt darüber 1853 Sept. 20 nach Hause: „Mein Freund hat mich gestern in einen Kreis von Professoren und (Gymnasial-) Lehrern geführt, der mir recht gut gefallen und bei längerem Zusammensein gewiß viel anregendes für mich bieten würde."

unterblieb): „Hier erhalten Sie im Gasthof zur Goldenen Sonne (wo Sie, wenn ich nicht irre, früher abgestiegen sind), jederzeit Auskunft, wo ich zu finden“ [1]).

Unterdeß hatten auch die Vorlesungen begonnen. Ficker las im Wintersemester 1852/53 zwei Kollegien, eines über alte Geschichte, das zweite über die Kreuzzüge.

Darüber schreibt er an Böhmer am 19. November: „Im Großen und Ganzen bin ich mit meiner jetzigen Stellung durchaus zufrieden, viel zufriedener wie in Bonn. Vor allem habe ich hier nicht das lähmende Gefühl, mit großem Aufwand an Zeit und Mühe Kollegienhefte für 3 oder 4 Studenten arbeiten zu müssen, die nur mir zu Gefallen und von Freunden bestimmt, das Kolleg hören; ich habe in der alten Geschichte 50, in den Kreuzzügen an 40 Zuhörer“ [2]). Allerdings waren die Verhältnisse gerade jetzt sehr günstige für ihn; seit dem Abgange Albert Jägers (1850) war Geschichte nicht mehr gelesen worden; Glax wollte erst zu Ostern beginnen. „Die Studenten gefallen mir besser wie zu Bonn; wenigstens die Deutschen sind aufmerksam und fleißig; auch scheint, wenigstens bei denen vom Innsbrucker Gymnasium, die Vorbildung nicht viel schlechter zu sein, als sie auf manchem unserer Gymnasien erlangt wird.“ Er hätte Lust gehabt, schon jetzt mit mehreren seiner Zuhörer historische Übungen zu veranstalten, aber er fühlte sich hiezu in der alten Geschichte nicht sattelfest genug, obwohl gerade auf diese in den Prüfungsvorschriften („auf die Grauert wohl bedeutend eingewirkt hat“) besonderes Gewicht gelegt wurde. „Ich glaube allerdings im Stande zu sein, mit gehöriger Vorbereitung ein ausreichendes Kolleg über alte Geschichte lesen zu können, aber ich fühle mich nicht sicher genug für Übungen mit Lehramtskandidaten, bei denen die alte Geschichte doch wohl vorzugsweise den Zweck hat, als Hilfswissenschaft für die Philologie zu dienen und ins Studium der alten Historiker einzuleiten.“ In Wien hatte man ihm die alte Geschichte besonders ans Herz gelegt, auch von dem Standpunkte aus, daß die Studenten in den Kollegien über österreichische Geschichte ohnehin manches über mittlere und neuere Geschichte lernen [3]). „Ich wäre wohl jung

[1]) Ficker an Böhmer 1854 Juli 17.

[2]) Auch einige Gymnasiallehrer hörten in den ersten Jahren bei Ficker, so Jos. Daum, Otto Vorhauser, Joh. v. Kripp. Ebenso Schönherr.

[3]) Das war auch die Ansicht von Helfert, wie man aus seinen Memoiren ersieht. — Eine durchaus falsche Ansicht, da die territorialen Entwicklungen ohne die Kenntnis der allgemeinen Verhältnisse (in Rom und dem Deutschen Reich) nicht zu verstehen sind.

genug, um mich mehr ins klassische Wesen einzuarbeiten; aber ordentliches würde ich doch darin nicht leisten können; ich glaube nicht, daß das meine Sache ist."

Böhmer antwortete am 29. Dezember: „ungemein erfreut, daß Sie auch jetzt noch — mehr eingewöhnt — mit ihrer Stellung in Innsbruck, mit ihren Kollegen und Zuhörern zufrieden sind. Das schöne Zeugnis, welches Sie besonders auch den letzteren geben, freut mich, zumal wegen der Zukunft Österreichs. Denn dort muß das, was uns von den Vätern her teuer ist, seinen Halt finden, wenn es bei unserer eigenen Zerrüttung nicht untergehen soll."

Böhmer äußert über Fickers Besorgnis wegen der alten Geschichte: „Das Altertum mit seinen vielen Bezügen auf die philologische Jugendbildung einerseits, und das Mittelalter mit dem Vaterländischen andererseits, sind freilich sehr verschiedene Gebiete, deren gleichmäßige Beherrschung sich jetzt kaum noch vereinigen läßt. Nur in Nebenzweigen sah ich sie verbunden, und auch da nur so, daß das eine Gebiet überwog. So in der Philologie bei Lachmann und Haupt, in der Jurisprudenz bei Walter" .... Böhmer meint, daß die Angelegenheit praktisch sich immerhin lösen lasse: „es ist doch auch die Frage, ob ein Dozent im ganzen Gebiet seiner Wissenschaft gleich hohe Forderungen an sich stellen müsse, ob es nicht genüge in einem beschränkten Kreise alles zu wissen und selbsttätig an dem ewigen Bau der Wissenschaft fortbildend Anteil zu nehmen, in anderen Kreisen aber auf das Festhalten der Haupttatsachen sich zu beschränken ... Sonst ist doch auch anzuerkennen, wie weit das Altertum schon aus dem Bann der Stockphilologen sich emanzipiert hat, und wie viel reichere Seiten die neue Behandlung desselben entwickelte. Jenes was an Griechen und Römern nun einmal die Klassizität ist, wie sie sonst nirgends sich findet, ist doch auch ein reizender Vergleichsmaßstab für mittelalterlich-romantische Zustände. Wer einmal den Blick über die gesamte Menschheit ausdehnen will, kann dergleichen nicht entbehren, und die Erfassung weltgeschichtlicher Resultate ist doch eigentlich das letzte Ziel."

Die Sache wurde derart geschlichtet, daß im zweiten Semester von Glax Übungen aus österreichischer Geschichte abgehalten wurden, woneben, wie Ficker meinte, die aus allgemeiner Geschichte nicht so nötig wären — künftig könne er dann gleich mit solchen aus mittelalterlicher Geschichte beginnen.

Es folgten die Examina, die der Neuheit halber dem jungen Professor Spaß machten. Da auch Welschtiroler zur Prüfung kamen, die in italienischer Sprache zu prüfen Sitte war, half er sich dadurch,

daß er deutsch fragte und lateinisch antworten ließ. Dabei lernte er aber fleißig Italienisch, nahm einen welschen Studenten zur Übung auf seine Spaziergänge mit [1]); und sobald die Leute nur den guten Willen sahen, waren sie damit zufrieden. Als später verordnet wurde, sie hätten in deutscher Sprache die Prüfung zu bestehen, fand Ficker dies unbillig, da die Italiener beim Gebrauche des Deutschen Schwierigkeiten hätten, falls sie es auch verstünden; übrigens, wenn schon man nicht von jedem Professor, der nach Prag oder Krakau käme, verlangen könne, daß er des Tschechischen oder Polnischen mächtig sei, so habe es mit der italienischen Sprache doch eine andere Bewandtnis — kurzum, er faßte die Sache praktisch auf [2]) und hat bei den Italienern, ganz abgesehen von den „Italienischen Forschungen", immer respektvolle Anerkennung genossen.

Unterdessen war Ficker im Dezember 1852 in den Ausschuß des Ferdinandeums gewählt worden, wo er zunächst das Fach der Numismatik und Heraldik vertrat, um dem Kollegen Glax die Geschichte zu überlassen. Erst 1858 (nachdem Glax zurückgetreten war [3]), wurde er historischer Fachdirektor, übernahm er zugleich die Obsorge über die Bibliothek des Ferdinandeums. Sofort beteiligte sich Ficker auch an den öffentlichen Vorlesungen, die während des Winters im Ferdinandeum gehalten zu werden pflegten.

Die „Volks- und Schützenzeitung" meldet am 5. Jänner 1853: Die gestrige Vorlesung des Professors Ficker sei „wie zu erwarten stand, sehr zahlreich besucht gewesen." Er hatte ein westfälisches Thema gewählt, das er in seinem Engelbert berührt hatte (da die Institution auf diesen zurückgeführt wurde): „Das Vehmgericht". Man sieht, Ficker fühlte sich noch ganz als Westfale; auch im Jahre 1854 hat er ein heimatliches Thema behandelt: „Die Wiedertäufer in Münster", wozu das Erscheinen von Cornelius' Quellenausgabe den

[1]) Unter diesen welschen Studenten, die gleich anfangs bei Ficker hörten, befand sich Francesco Serafini aus Preore (der nachmalige berühmte italienische Rechtsgelehrte, Professor in Bologna, Rom, Pisa). Serafini setzte seine Studien in München (bei Arndts), dann im Wintersemester 1854/55 in Berlin fort, wo ihn eine Empfehlung an Fickers Schwester bei dieser einführte. (Serafini an Ficker aus Berlin 1854 Nov. 18.)

[2]) Allerdings später auch in der Weise, daß man von einem Italiener, der seine juridischen Studien in Innsbruck machte, schließlich verlangen könne, daß er die Prüfungsfragen deutsch zu beantworten imstande sei.

[3]) Glax stellte sich auf Reisen gern als „Direktor des Ferdinandeums in Innsbruck" vor, so auch 1855 in Nürnberg dem Bluntschli (vgl. dessen Memoiren 2, 221), der ihn daraufhin für das Staatswörterbuch als Mitarbeiter anwarb.

Anlaß gegeben haben wird. Durch seine Bemühung kam der Tausch der Zeitschrift des historischen Vereines von Münster-Paderborn mit der des Ferdinandeums zu Stande [1]).

So verging der Winter, ausgefüllt durch die Arbeit für die Kollegia, die Examina und das Studium der „lingua divina". Weniger nahmen ihn die Faschingsfreuden in Anspruch. Er besuchte zwei Bälle, tanzte ein wenig, dann zog er sich zurück. „So tanzlustig ich auch bisher war — schreibt er an Böhmer — so habe ich doch nicht mehr die Geduld, mich an einem fremden Orte mit der Damenwelt allmählig bekannt zu machen. Jedenfalls gewinne ich dadurch manchen Abend, den ich zu Hause vertanzte und manchen Morgen, den ich dort verschlief" [2]). Das Resultat war, daß er mit keiner einzigen Familie bekannt wurde (wie er seiner Mutter berichtet). Die Natur bot im Winter noch wenig, doch wurde die nächste Gegend am Inn und an der Brennerstraße rekognosziert, die freien Faschingstage aber dazu verwendet, um den Aufsatz über Bernhard von Horstmar fertig zu schreiben.

Nachdem das erste Innsbrucker Semester über Erwarten schnell verlaufen war, benutzte Ficker die Osterferien, um sich München anzuschauen und dort mit Böhmers Freundeskreis, den alten Genossen von Görres, denen er von seinem Gönner schon angekündigt war [3]), namentlich Döllinger und Lasaulx in Fühlung zu treten. Sie waren ihm ja gleichfalls schon von der Paulskirche her bekannt. Döllinger hatte Fickers Arbeiten wohl beachtet und bereits 1851 die Herder'sche Verlagshandlung auf Ficker hingewiesen, die ihn darauf einlud, an ihrem Lexikon mitzuarbeiten [4]); und von Lasaulx war

---

[1]) Über Fickers Wirksamkeit im Ferdinandeum geben die Jahresberichte des Verwaltungsausschusses (in der „Zeitschrift des Ferdinandeums") regelmäßig Aufschluß. Vgl. auch F. v. Wieser in der Zeitschrift des Ferdinandeums 1903 S. 325 ff. (Nachruf auf Ficker.) — Ficker zeichnete für das Ferdinandeum die Abgrenzung der alten Gerichtsbezirke Tirols in eine Karte ein — ein Anfang für den historischen Atlas der Alpenländer.

[2]) An Böhmer 1853 Febr. 4.

[3]) Böhmer an Ficker 1852 Okt. 28 aus München, wo er das Görres'sche Haus besuchte, „in dem ich nun meinen liebsten Freund nicht mehr fand (Guido Görres); gerade ein Jahr früher war ich in Matrei bei Innsbruck nach den heitersten Tagen von ihm geschieden, ohne zu ahnden, welche Trennung auf immer uns bevorstand." — „Wenn Sie einmal hierher kommen, müssen Sie jedenfalls Döllinger besuchen, mit dem ich von Ihnen sprechen werde. Lasaulx weiß schon von Ihnen. Heute mittags soll ich selbst den Bauernkriegbeschreiber Jörg kennen lernen. Sonst ist es freilich in historicis ziemlich öde und leer."

[4]) „Im Namen und Auftrag des Stiftsprobstes Döllinger." Ficker sollte für das Lexikon von Wetzer und Welte zwei Artikel bearbeiten: Reichsdepu-

ja auch gelegentlich des orientalischen Projektes die Rede gewesen. Ficker fand an der Gelehrsamkeit des ersteren, wie an der geistreichen Art des letzteren Gefallen [1]). So oft Lasaulx nach Schloß Lebenberg (bei Meran) fuhr, pflegte er später immer in Innsbruck Ficker zu besuchen, ebenso wenn er nach München zurückkehrte (nicht ohne für seine spekulativen Werke davon zu profitieren). Döllinger erwähnte, daß die Absicht bestehe, Böhmer mit dem Direktorat der Münchener Hofbibliothek zu betrauen; „sollte die Nachricht gegründet sein — schreibt Ficker seinem Gönner [2]) — und Sie geneigt darauf einzugehen, so würde es mir persönlich natürlich sehr angenehm sein, da ich bei der geringen Entfernung von hier hoffen dürfte, öfter mit Ihnen zusammenzukommen.“ Bei der Verehrung, mit welcher Böhmer an dem Hause Görres — nach dem Tode von Guido (1852) an seiner alten Freundin, der „großen Marie“ — hing [3]), war es nicht ganz ausgeschlossen, daß er dem Rufe Folge leisten würde.

Die Bibliothek fand Ficker zu seinem Leidwesen während der Karwoche geschlossen, doch wurde ihm freigestellt, eine oder andere Handschrift auf dem Journalzimmer in den Morgenstunden zu benutzen. Da Böhmer das Material für Ludwig den Baiern hier erschöpfend ausgebeutet hatte, beschränkte sich Ficker auf die Durchsicht einer älteren Handschrift, die schon lange im Bereiche seiner Wünsche lag, nämlich der Handschrift des Gottfried von Viterbo mit dem ungedruckten Gedicht auf Friedrich I. [4]). Er schrieb das Gedicht ab, da es neben vielem Bekannten hie und da auch unbekanntes und manche

tationshauptschluß und Reichsgesetze, deutsche, in Beziehung auf die Kirche (Herder an Ficker 1851); später (1855) wurde ihm auch der Artikel „Münster“ angeboten.

[1]) „Döllinger besuchte ich, mit Lasaux war ich mehrfach zusammen und er hat einen sehr bedeutenden Eindruck auf mich gemacht; da ich nun doch einmal allgemeine Geschichte lesen muß, so kann es nicht schaden, mich auch mit geschichtsphilosophischen Versuchen zu befreunden, und in der Beziehung hat er sehr anregend auf mich gewirkt.“ (Tagebuch.)

[2]) Brief an Böhmer von 1853 April 2. Vgl. Böhmer an Döllinger bei Janssen III, 87 (1853 Febr. 28).

[3]) Die „große Marie“ zu besuchen, wurde auch Fickern aufgetragen, der bei einer späteren Gelegenheit diesem Auftrag nachkam.

[4]) Docen hatte im Archiv 4, 352 darauf aufmerksam gemacht. — Ludwig Arndts (der Romanist) hatte zwar das Gedicht für Pertz abgeschrieben (wie er an Ficker 1853 Mai 21 mitteilt, der ihn um einige Besorgungen gebeten hatte); aber Böhmer bestärkte gleichwohl Fickern in seinem Vorhaben, wie denn die Ausgabe des Gottfried von Viterbo in den Mon. Germ. erst 25 Jahre nachher durch Waitz besorgt wurde, mit Benützung von Ficker'schen Materialien.

anziehende Schilderungen enthält, so von der Pest zu Rom 1167. „Ich habe dabei — schreibt er an Böhmer [1]) — zunächst etwas im Auge, auf das Sie mich früher aufmerksam machten, nämlich bei einer Reise in Italien etwas zu verschenken zu haben, was dortige Geschichtsfreunde interessieren könnte. Dazu wäre das Gedicht sehr geeignet, da es ziemlich ausschließlich italienische Angelegenheiten behandelt."

Der Text erwies sich als stark verdorben. „Unterstützt von einem meiner Zuhörer, einem tüchtigen Philologen [2]), bin ich nun mit der Korrektur beschäftigt; es gehört große Geduld dazu, bei einzelnen Versen helfen oft alle Korrekturen nicht, es sind einzelne Lücken auszufüllen, doch hoffe ich, daß es gelingen wird, einen verständlichen und doch nicht willkürlichen Text herauszubringen." — Die Korrespondenz der beiden Gelehrten dreht sich für die nächsten Monate hauptsächlich um die Textesgestaltung und die Sacherklärung des Gedichtes [3]). So wird der Mons Nuatus der Handschrift, den sich Ficker nicht erklären kann, durch Böhmer zu Mons Miatus (Monte Amiate) zurechtgerichtet: „wenn man die unbeschreiblich schöne Aussicht von der Hinterseite des Rathauses von Siena nicht vorbeiläuft, so erblickt man von da südwärts außer den unzugänglichen Bergen von Santa Fiore zwei dominierende Höhen; das sind Radicofani, was hier nicht gemeint sein wird, und der berühmte Monte Amiate, an dessen Seite das den Kaisern so wohl bekannte Kloster San Salvatore liegt." — Auch über den Lebenslauf des Gottfried von Viterbo, die verschiedenen Kanonikate, die er bekleidet hat, werden die Gedanken ausgetauscht [4]). Gunthers Ligurinus wird von Ficker zum Vergleich herangezogen: „Ist vielleicht neuerdings etwas über die Unechtheit von Gunthers Ligurinus geschrieben? Einige Ähnlichkeiten mit Gottfrieds Gedichte besonders im Versbau haben meinen Glauben an die Unechtheit etwas erschüttert" [5]). In welchem Punkte er in-

---

[1]) Brief von 1853 April 2.

[2]) Franz Gitterle aus Lienz.

[3]) Ficker an Böhmer 1853 April 24. Böhmer an Ficker Mai 21.

[4]) Als Ficker, nachdem seine Schrift erschienen war, von einem ihm sonst unbekannten Geistlichen aus Meran die briefliche Anzeige erhielt, „daß sich auf dem Schloß Dornsberg (im Vintschgau) eine angeblich gleichzeitige Handschrift aller Werke des Gottfried von Viterbo finde," dachte er daran, dieselbe noch während der Ferien in Augenschein zu nehmen. (An Böhmer 1853 Aug. 31.)

[5]) Diese Unechtheit hatte Ficker in einer seiner Thesen bei der Promotion verteidigt: „Guntheri Ligurinus non a Friderici I imperatoris aequali compositus est."

stinktiv das Richtige gesehen hat, wie es 20 Jahre später von Anderen festgestellt wurde [1]).

Diese Edition, die im Sommer 1853 publiziert wurde [2]), weckte wieder den Gedanken, an die Geschichte Friedrichs I. und Heinrichs VI. zu gehen, sobald durch die Umarbeitung von Böhmers Regesten die Forschung erleichtert sein würde. Bis dahin halte er an Ludwig dem Baiern fest, obwohl er bis jetzt über ein Herumschauen in diesem oder jenem Buch nicht hinausgekommen sei.

Im Sommersemester 1853 las Ficker zwei Kollegien, die wieder „sehr zahlreich besucht" waren [3]); erstens vierstündig Fortsetzung der alten Geschichte bis aufs Ende der Völkerwanderung, daneben zweistündig „Übersichtliche Geschichte der Entstehung und des Verfalls des deutschen Kaiserreichs." In Bezug auf letzteres schreibt er an Böhmer: „Ich verhehle mir die Schwierigkeiten des Kollegs keineswegs, insbesondere da ich ja gerade nicht viele Zeit auf die Ausarbeitung werde verwenden können. Aber auch hiesige Professoren meinen, daß der Stoff anregend wirken würde und jedenfalls wird mir selbst durch ein solches Zusammenfassen manches deutlicher werden. Die Zeit von 1198 bis 1356 denke ich wohl jedenfalls am schärfsten ins Auge zu fassen und gerade da erleichtern mir Ihre Vorreden die Sache um ein Großes" [4]).

Die erste Vorlesung hielt er um 7 Uhr früh, indem er sich viel von angenehmer Benützung der Frühstunden versprach, die zweite um 4 Uhr Nachmittag. Auch wohnte der Professor, nachdem er den Winter über im „Österreichischen Hof" geblieben, diesen Sommer schon im „Forcherhause" vor der Triumphpforte in Wilten (Wiltau), das damals noch nach allen Seiten freistand und daher schöne Aussicht, auf der einen Seite das Inntal hinauf bis zur Martinswand, auf

---

[1]) Vgl. Wattenbach II⁶ S. 286 f.

[2]) Godefridi Viterbiensis carmen de gestis Friderici primi imperatoris in Italia. Ad fidem codicis bibliothecae Monacensis edidit Dr. Julius Ficker, hist. prof. p. o. in c. r. univ. litt. Oenipont. (1853). — Böhmer fand die Ausgabe dieses kleinen Denkmals ganz befriedigend (nur daß S. 5 Z. 5 statt Veronensis richtiger Pisanus gelesen wird).

[3]) So meldet er der Mutter 1853 Mai 5.

[4]) Brief an Böhmer 1853 Febr. 4. Böhmer hatte sich darüber (1852 Dez. 29) geäußert: „Ein übersichtliches Kolleg über die Reichsgeschichte, wobei vorzugsweise nur die Hauptfragen verfolgt werden, um die der Bestand des Ganzen sich dreht, würde auch, wie ich glaube, jedem gebildeten Publikum willkommen und dem Vortragenden selbst nützlich sein." Er verweist auf seine Vorrede zu den Regesten von 1246/1313.

der andern hinunter bis nach Hall bot[1]). Das Studierzimmer mit Blumen geschmückt wie in Bonn, hingegen das Klavier fehlte; der Professor schlug dafür jetzt, wie er seiner Frau Mutter schrieb[2]), nach Landesart die Zither.

Inzwischen war ihm auch die Herrlichkeit der Gebirgswelt, die ihm sein Westfalen nicht hatte bieten können, vertraut geworden. Zu Pfingsten unternahm er einen größeren Ausflug: „am Sonntag über Windeck, Volders, Schwaz nach Fügen, Montag nach Zell und Gerlos, Dienstag über die schneebedeckte Platte nach Kriml, ein Meisterstück für diese Jahreszeit, und weiter durchs Pinzgau bis Bramberg, Mittwoch über Thurnpaß und von da zu Wagen über Kitzbühel und S. Johann nach Innsbruck, wo ich Donnerstag Abends wieder eintraf"[3]).

Dazu fügt Ficker folgende Exklamation: „Es ist doch etwas Herrliches in einem solchen Lande herumzubummeln und dabei soweit eingebürgert zu sein, um mit den Leuten umgehen zu können."

Von höheren Bergen bestieg er noch im Juni den Patscherkofel; „sonst kam ich nicht über die Nockhöfe und Heiligwasser hinaus." Auf seinen Abendspaziergängen hatte er die nähergelegenen Teile des Mittelgebirges schon so ziemlich kennen gelernt. Er ging meist allein oder mit Studenten; „meine jüngeren Herren Kollegen aus Böhmen und Wien sind mir im Ganzen zu viel von der Kultur angefressen und zu verdrießlich über ihre Verbannung ins Tirol, als daß ihre Gesellschaft mir den Genuß der frischen Natur sehr erhöhen könnte."

Es folgte Ende Juni eine Bergpartie ins Stubei: „nachts in der Oberißalm auf dem Heuboden kampiert, dann einen nicht ungefährlichen Versuch gemacht, über die Villspitz nach Lisens vorzudringen"[4]). Am 14. Juli war er mit dem Studenten, der ihn Italienisch lehrte, auf der Nockspitze; am 18. ging er ins Sellrain, drang am folgenden Tage bis zum Lengentaler Ferner vor, wurde aber durch schlechtes

---

[1]) Ficker muß seine Befriedigung den Bonner Freunden mitgeteilt haben, denn (Sommer 1853) schreibt einer derselben, Joh. Delius: „Du sitzest in Deinem Wiltau, Deinem Café Andreis und Deinem Judenstübchen" . . .

[2]) Diese antwortete ihm 1855 Febr. 27: „Daß Du jetzt so ein fleißiger Zitherschläger bist, habe ich mit Vergnügen gelesen, und möchte Dir (sic!) schon einmal darauf aufspielen hören; sie wird jetzt wohl bei Dir das Klavierspielen ersetzen und Du qualifizierst Dich ja immer mehr zu einem wahren Tiroler."

[3]) Tagebuch 1853 Juni 20. (Rückblick.)

[4]) Am 28. und 29. Juni. Tagebucheintragung vom 10. Juli.

Wetter zum zweitenmale verhindert, durch die Viller Grube zu gehen.

Eine der lustigsten Partien trat er am 1. August an, die bis zum 7. währte: über Matrei, Steinach, Stafflach, Schmirn, das Schmirner Joch nach Hinterdux, Mayrhofen, Finkenberg; dann den beschwerlichen Weg übers Hörndle; bei eintretendem Regenwetter weiter nach Taufers, Bruneck, Brixen. Überall freundlich mit den Leuten verkehrend, in Hinterdux bei Zitherspiel und Tanz.

Dann 8 Tage miserables Wetter; am 12. August über Sellrain, S. Sigmund nach Kühtei; am 13. durch Finstertal über den Ferner, das weite Kar nach Niederthei. Am 15. über den Niederjochferner in fürchterlichem Wetter, Donner und Schnee; am 16. über den Hochjochferner; am 17. in Vent festgeschneit, am 18. nach Umhausen, am 19. zurück (nach Innsbruck). Aber nur kurze Zeit wurde Rast gehalten (auch der polizeilichen Schwierigkeiten wegen, mit denen damals die Touristik zu kämpfen hatte). Am 22. August ging es ins Achental, wo ihn „Therese und Nannele an der Fähre und Moidele in der Pertisau mehr interessierten als die feine Damenwelt" (die da Sommerfrische hielt); am 23. auf den Unnutz; am 24. nach Fügen; am 25. war er wieder in Mayrhofen, wo es ihm das vorigemal besonders gut gefallen. Am 26. „meine stärkste Bergpartie auf den Ahorn". Am 27. zurück nach Fügen, den folgenden Tag aufs Kellerjoch und heim nach Innsbruck. „Es geht doch nichts übers Zillertal."

Vor einem Jahre hatte Ficker geglaubt, er würde während der Ferien nach Münster fahren — er war aber lieber in Tirol geblieben, um, wie er an Böhmer schreibt, seiner Leidenschaft für Fußreisen und Bergsteigen Genüge zu tun: „soweit Zeit und Wetter es erlaubt, habe ich die Gelegenheit schon benützt und kenne die Umgegend besser, wie manche Innsbrucker" [1]). Er macht nochmals abfällige Bemerkungen über die Kollegen, welche sich nach Großstadtluft sehnen, die ihren körperlichen und geistigen Zuständen besser entspricht. „Ich habe wenig Lust daran, immer ihre Jeremiade zu hören und das, was mir an Land und Leuten hier wohl gefällt, von ihnen verhöhnt und verlacht zu sehen [2]); außer den abendlichen Zusammen-

[1]) Brief an Böhmer 1853 Juli 1. — (Ebenso 1853 Aug. 31: „Ich habe inzwischen fast ganz Nordtirol durchwandert und den Ruf eines unermüdlichen Bergsteigers erworben.") Am 21. September war er (mit Joh. Delius) wieder auf der Nockspitze, „wo die Alm schon verödet."

[2]) Das geht besonders auf Hlasiwetz, mit dem er darüber eine ernstliche Auseinandersetzung hatte.

künften bei der Sonne, wo dies Element weniger vertreten ist, lebe ich daher ganz auf eigene Faust und befinde mich wohl dabei. Schnell habe ich mich eingelebt und nehme an allem was das Land betrifft, den regsten Anteil“ [1]).

Sobald die Vorlesungen des Sommersemesters geschlossen waren, hatte sich Ficker wieder seinen Arbeiten zugewandt. Dabei kam er an die Urkunden aus Ludwigs des Baiern Zeit, die er im vorigen Jahr zu Darmstadt (aus der Handschrift der Andreaskirche zu Worms) abgeschrieben hatte. Ficker wies schon damals Böhmern eine Abschrift des streitigen Briefes vor, worin die Kurfürsten dem Papst über die Beschlüsse von Rense Bericht erstatten, ebenso ein ungedrucktes Schreiben Balduins von Trier, beide wohl nur Abschriften eines Entwurfes. Jetzt meldet er an Böhmer [2]): „Durch eine Vergleichung mit Ihren Regesten und dem Aufsatz Eichhorns [3]) glaube ich zu nicht ganz unwichtigen Resultaten gekommen zu sein, die ich Ihnen in Kürze vorlegen möchte: 1. In der Darmstädter Handschrift besitzen wir eine ohne allen Zweifel echte Abschrift eines Entwurfes des Briefes der Kurfürsten an den Papst, in denen die Namen der Aussteller und der zu schickenden Gesandten noch auszufüllen waren. 2. Auch die Abdrücke des Briefes beruhen nicht auf einer Abschrift einer vollzogenen Urkunde, sondern eines Entwurfes, wie der Schlußsatz, im Vergleich mit der Darmstädter Abschrift, unwiderleglich dartut. 3. Ob der Brief Entwurf geblieben oder ausgefertigt ist, muß dahingestellt bleiben; die von Eichhorn angeführte Stelle des Albericus de Rosate kann gar nicht auf diesen Brief bezogen werden. 4. Der Eingang, wie er sich in dem Drucke findet, ist nicht allein, wie Eichhorn zugibt, verfälscht, sondern erweislich ganz gefälscht und fabriziert, um dem Entwurfe den Anschein einer Ausfertigung zu geben. 5. Dem ganzen Kontexte nach ist der Brief nicht eine Kundgebung der Gesamtheit der zu Rense versammelten Kurfürsten, sondern nur eines Teiles derselben. Diesen wichtigsten Umstand kann ich mit Sicherheit erweisen; Eichhorn hat ihn übersehen oder absichtlich übergangen;

---

[1]) Seiner Mutter, deren Besuch bevorstand, schrieb er 1854, indem er sie auf den mangelnden Komfort vorbereitete: „Es findet sich allerdings kaum eine schönere Gegend in der Welt, sie ist aber für Damen nur sehr teilweise genießbar, die Bequemlichkeiten, die man in der Schweiz überall findet, fehlen in Innsbruck ganz.“

[2]) An Böhmer 1853 Juli 18.

[3]) Eichhorn, Über den Kurverein von Rense. Abhandlungen der Berliner Akademie 1844.

Olenschlager fühlte den Widerspruch zwischen dem Eingang und weiteren Texte und suchte ihn in leicht zu widerlegender Weise zu erklären. 6. Dieser Umstand wird nun von Wichtigkeit durchs zweite Schreiben, das zur selben Zeit und für denselben Zweck abgefaßt ist, wie jenes, und den Balduin von Trier zum Aussteller hat. Es ist in Form wie Inhalt ungleich zurückhaltender, wie jenes; es meldet den Inhalt des Kurvereines, nicht aber den Beschluß, daß der von der Mehrzahl Gewählte auch ohne päpstliche Bestätigung König sei; während ferner in jenem Briefe einfach um Zurücknahme der Prozesse Johanns XXII. gebeten wird, bittet Balduin, Ludwig in den Schoß der Kirche wieder aufzunehmen, wogegen er zu jeder billigen Genugtuung bereit sei; während dort Ludwig Romanorum imperator genannt wird, heißt es hier ad Romanum imperium electus. — Ich denke, das Hauptresultat von Allem ist, daß die Kurfürsten doch nicht so ganz ein Herz und eine Seele gewesen sind, daß wenigstens Balduin, schon wohl durch seine verwandschaftliche Stellung bestimmt, für ein zurückhaltenderes Benehmen dem Papste gegenüber war. In dem von Ihnen gewiß mit Recht „so rückhaltend" genannten Kurverein war man einig; uneinig offenbar in Bezug der zu verlangenden Art der Wiederaufnahme Ludwigs in die Kirche, ein Punkt, den nur diese Briefe, nicht die anderen zu Rense erlassenen Aktenstücke berühren. Da Balduin den Beschluß über Nichterforderlichkeit der päpstlichen Bestätigung übergeht, so wäre fast zu erwarten, er habe an diesem auch nicht teilgenommen; dennoch muß ich dies voraussetzen, nach dem Notariatsinstrument aus Nicolaus Minorita Regg. Add. I S. 311 n. 363." Böhmer sandte daraufhin an Ficker einige von diesem erbetene Aktenstücke und fügte hinzu: „Mir sind diese Sachen ziemlich fremd geworden, doch finde ich in Ihren Bemerkungen nichts, woran ich Anstoß nehme" [1]).

Ficker will alles noch ungedruckte über den Kurverein zusammenstellen, so daß der Aufsatz Wert bekäme. „Einzelne Bemerkungen Ihres Briefes habe ich in meinen Text aufgenommen, ohne wohl befürchten zu dürfen, mich dadurch eines strafbaren Plagiates schuldig zu machen" [2]).

Im September wurde die Arbeit über den Kurverein fertig gemacht und dann an Karajan, den Sekretär der Wiener Akademie, für deren Sitzungsberichte eingesendet. Dort ist die Abhandlung noch

---

1) Böhmer an Ficker 1853 Juli 21.
2) An Böhmer 1853 Juli 30.

1853 in Druck erschienen[1]) — neben Engelbert und dem Guten von Horstmar das dritte Stück dieses Jahres, des ersten, das Ficker in Innsbruck zubrachte — „es war doch vielleicht das schönste meines Lebens", notiert Ficker ins Tagebuch. Sein Genius fühlte sich frei von den mancherlei Hemmungen, denen er in Bonn wie in Münster unterlegen war.

---

[1]) Zur Kritik der Arbeit Fickers vgl. den gegenwärtigen, durch weitere Materialsammlung gewonnenen Standpunkt der Forschung über den Kurverein zu Rense: K. Höhlbaum in den Abhandl. der Göttinger Ges. der Wissenschaften 1903. „Allerdings hat, wie der Kenner weiß, schon vor 50 Jahren Ficker dem Kurverein und dessen Hauptnrkunden seinen Scharfsinn zugewendet, durch seine kritische Untersuchung den Grund gelegt zur Würdigung der Ereignisse, deren Höhepunkt der Kurverein war." — Karl Müller in seinem Werke „Der Kampf Ludwigs d. B. mit der römischen Kurie" Bd. 2 (1880) S. 64 ff. hatte sich bezüglich der Vorkommnisse des Jahres 1338 an die Forschungen und Ergebnisse Fickers durchaus angeschlossen, nur daß er selbständig noch einige neue Streiflichter gewann. Höhlbaum glaubte der Wahrheit durch wiederholte Prüfung der Tatsachen und der Überlieferung noch näher zu kommen, namentlich was die Haltung des Kurfürsten von Trier betrifft, worüber er sich mit Ficker und Müller in eingehender Weise auseinandersetzt.

VIII. Kapitel.

Die italienische Reise, 1853|54.

Unterdessen war der Urlaub zur italienischen Reise, die das ganze Wintersemester von 1853 auf 1854 ausfüllen sollte, vom Ministerium gewährt worden[1]). Ficker hatte sich von Böhmer, der seit seinen früheren Reisen in Italien, besonders aber seit der letzten im Winter 1849 auf 1850 über Archive, Gelehrte und einschlägige Verhältnisse genau informiert war, Instruktionen erbeten. Auch hatte er seine Lektüre so eingerichtet, daß er über die Verhältnisse Italiens in der Zeit von König Rudolf bis auf Ludwig den Baiern ziemlich orientiert war. Er dachte an das umfangreiche Material, das Dönniges für Heinrich VII. gefunden hatte. „In Turin möchte vielleicht noch eine Nachlese zu halten sein, da er von einem Briefkodex nur weniges benützt hat. Ich lese jetzt Bartholds Römerzug, ich habe wohl daran gedacht, falls mir zu Umfassenderem die Zeit mangeln sollte, vorerst Ludwigs Römerzug zu behandeln, aber es scheint mir doch ein zu wenig abgeschlossener Stoff.“ [2]) Er frägt an: „Glauben Sie, daß es möglich sein würde, die nach Ihrer Angabe bei der Familie

---

[1]) In dem Urlaubsgesuche sagt Ficker: Mein nächster Zweck ist der, Nachforschungen anzustellen über die Verhältnisse der deutschen Könige und Kaiser und der deutschen Fürsten zu Italien und zum päpstlichen Stuhle während des Zeitraumes von König Rudolfs Erhebung bis auf den Ausgang Kaiser Ludwigs des Baiern, so daß ich hoffen darf, daß bei einem günstigen Erfolge meiner Forschungen auch für die Geschichte Österreichs, dessen Herrscher gerade in jener Zeit so sehr in den Vordergrund der Reichsgeschichte traten, ein vielleicht nicht unerheblicher Gewinn erzielt werden möchte.

[2]) An Böhmer 1853 Febr. 4.

Roncioni zu Pisa liegenden Urkunden Heinrichs VII. zu benutzen?" [1]) Er sieht sich die Arbeiten Kopps an: „Sie würden mir jedenfalls außerordentliche Erleichterung gewähren, während ich kaum glaube, daß sie, auch bei ihrer Fortführung bis 1330, eine Darstellung Ludwigs, wie ich sie beabsichtige, überflüssig machen würden. Jedenfalls dächte ich auch die vorhergehenden Regierungen von Rudolf ab übersichtlich zu schildern."

Es wurden Empfehlungen durch die österreichische Regierung, durch den Bischof von Münster, durch Döllinger an Theiner erbeten; während für Pisa und Florenz Böhmer auf Francesco Bonaini verwies [2]), — „er ist mein Freund, ein Mann, von dem man nicht genug sagen kann" — der bewährten Vermittlerdienste Alfred v. Reumonts gedacht, die in Neapel maßgebenden Persönlichkeiten namhaft gemacht wurden. „Empfehlungsbriefe sind in Italien zwar üblich aber nicht nötig. Ein Exemplar Ihres mitzunehmenden Schriftchens wird überall so viel wirken, als ein guter Empfehlungsbrief. Dabei muß man aber ein bischen wissen, was der italienische Gelehrte hat drucken lassen und muß ihm andeuten, daß man es weiß."

Was das Archiv Roncioni in Pisa betrifft, so habe dasselbe Bonaini, wie überhaupt alles dortige benutzt. „Fragen Sie ihn doch, ob er nicht endlich die deutschen Urkunden aus Pisa, die ich für ihn abschrieb, im Archivio storico herausgeben will? Sie betreffen die Verhältnisse zwischen Lützelburg und Habsburg um 1312 und würden für Kopp im Verlauf seiner Geschichte von namhaftem Wert sein." [3])

Am 28. Oktober 1853 trat Ficker seine Reise an. Als Begleiter hatten sich Ludwig Ficker und Johann Delius angemeldet; diese wurden auf einer anderen Route zunächst nach Mailand ge-

---

[1]) An Böhmer 1853 Juli 1. — Vgl. Janssen II, 252.

[2]) Über Bonaini vgl. Alfr. v. Reumont, Biographische Denkblätter (1878) S. 349 ff. Francesco Bonaini, geb. 1806 in Livorno, war erst Professor des Kirchenrechts, dann der Rechtsgeschichte, zugleich Universitätsbibliothekar in Pisa. Im Jahre 1848 rückte er an der Spitze einer Studentenkompagnie in den lombardischen Krieg aus; sie verlor Gefangene, ein Kollege Bonainis wurde getötet, er selbst kehrte geisteszerrüttet zurück. (Adolf Pichler erwähnt in seiner Schrift „Aus dem wälschtirolischen Kriege", 1849, der 19 Studenten aus Pisa, die bei Curtatone waren gefangen worden.) Seit 1849 widmete sich Bonaini den historischen Studien und der Archivadministration; 1852 wurde er zum Direktor des Archivs in Florenz, später zum Generalintendanten der toscanischen Archive ernannt. Vgl. Böhmer, Quelques pensées sur les Archives de la Toscana. Bei Janssen I, 427 ff. Ebenda S. 435 ff. ein Gutachten Böhmers für Bonaini über die Organisation der Archive Toscanas (1850).

[3]) Böhmer an Ficker 1853 Aug. 26.

schickt, während der Professor über Trient fuhr, wo er Anton Emmert, den Autor der Monumenta Tirolensia, und den Bibliothekar Tommaso Gar kennen lernte, auch sich in der von letzterem sehr hübsch geordneten „Biblioteca Mazettiana“ umsah[1]). „So reich diese für Tirol ist, so scheint sie doch für die allgemeine Geschichte verhältnismäßig wenig zu bieten.“[2]) Von Trient ging er über Verona, wo San Zenone und die Monumente der della Scala besichtigt wurden, nach Venedig, in welcher Stadt die beiden Reisegefährten zu ihm stießen. „Die acht Tage, die ich in Venedig zubrachte, benutzte ich zu einigen Arbeiten auf der Bibliothek, das Archiv einem späteren Aufenthalt, der sich ja von Innsbruck aus leicht bewerkstelligen läßt, vorbehaltend. Ich zog zunächst aus drei ungedruckten Chroniken von Parma und Ferrara (?) das aus, was sich auf die Verhältnisse Italiens zu Deutschland 1273—1347 bezog; über den Aufenthalt Ludwigs, Johanns von Böhmen und Karls von Mähren zu Parma fanden sich nähere Angaben; am interessantesten ist wohl ein Bericht über den Tod Heinrichs VII. mit Widerlegung der Gerüchte über die Vergiftung von einem gleichzeitigen Dominikaner aus Parma, der sich unter anderem auf selbstgehörte Aussagen der Ärzte des Kaisers beruft.“

Dann beschäftigte ihn ein Ekkehardus Uraugensis, ohne zu wissen (worauf ihn aber Böhmer aufmerksam machte), daß zwei Jahre früher Bethmann für die Monumenta davon Abschrift genommen hatte[3]).

Von Venedig ging die Reise über Verona, Mantua, Parma, Modena und Bologna (mit einem Aufenthalt von je einem Tag an jedem Orte) nach Florenz, wo Ficker am 17. Oktober ankam[4]).

Hier wurde täglich von 9 bis 3 Uhr ununterbrochen auf dem Archive gearbeitet, wo Bonaini sich seiner auf das freundlichste annahm. „Er selbst hat mich im ganzen Archiv herumgeführt, dessen

---

[1]) Thomas Gar, geb. 1808, stammte von einem aus Plattling in Bayern gebürtigen Vater und einer italienischen Mutter aus Trient. Er wurde Hauptmitarbeiter des „Archivio storico Italiano“ in Florenz, dann Bibliothekar in Padua; nach dem Revolutionsjahr 1848, in dem er sich kompromittierte, kam er nach Trient; hier trieb er Trientinische Geschichte, wozu ihn Chmel angeregt hatte. Vgl. Mühlbacher, Lit. Leistungen S. 364 Anm. — Den Grundstock der städtischen Bibliothek in Trient bildete die „biblioteca Tridentina“ des Freiherrn von Mazetti. (Emmert im „Phönix“ 1850 S. 150). — Gar hatte Fickern vor einiger Zeit in Innsbruck aufgesucht, ohne ihn zu treffen.

[2]) Ficker an Böhmer 1853 Okt. 21 (aus Florenz).

[3]) Vgl. Wattenbach II[6] 189 f. und ebenda 383 f., wo dieser Handschrift Erwähnung getan ist.

[4]) Vgl. Joh. Delius, Reisebriefe aus Italien S. 14 f.

neue Anordnung, die wirklich musterhaft zu sein scheint, noch nicht ganz vollendet ist; er sagte mir, daß die Neuordnung großenteils auf Ihren Ratschlägen beruhe und es würde ihm daher gewiß die größte Freude machen, Ihnen dasselbe zeigen zu können."[1])

Ficker berichtet an Böhmer über seine Arbeitsleistung. „Beim Reichtum dieses Archivs muß ich mich natürlich auf nächstliegende Zwecke beschränken und habe dafür die italienischen Unternehmungen Ludwigs von Baiern und Johanns von Böhmen ins Auge gefaßt. Ich habe den Anfang gemacht mit dem Regestum litterarum et ambaxatarum civitatis Florentie, das für mich am meisten zu bieten scheint und erst in diesem Jahr aus Privathänden ins Archiv gekommen ist. Ich habe die Bände 1328 und 1329 vorliegen, jeder mit etwa 2—300 Briefen, viel weiter gehen die Bände nicht zurück, genau habe ich noch nicht nachgefragt; jene Bände werden mich wohl noch einige Zeit beschäftigen, da ich viele Briefe ganz abschreibe, andere ausziehe." Er will diese Regesten bis 1334 durcharbeiten[2]).

So vergingen 24 Tage. „Am 10. November nachmittags verließ ich Florenz und durchfuhr auf der Eisenbahn das Arnotal bei einer so herrlichen Abendbeleuchtung, wie ich sie selten gesehen, weiter sah ich im Mondenscheine Poggibonzi, wo der Luxemburger hauste. Siena hat mir von den italienischen Städten, die ich nicht schon früher gesehen hatte, unstreitig am besten gefallen. Am 11. mittags bestieg ich die Diligence nach Rom; der Weg führt an Orten vorbei, die mir wohlbekannt; Buonconvento, wo Heinrich starb, Radicofani, Acquapendente, Viterbo, Sutri; am 12. abends fuhr ich durch Porta del Popolo in die ewige Stadt ein[3]). Rom! Welche Gedanken knüpften sich für mich nicht immer an diesen Namen! „Die Kaiser ziehen hin zum heiligen ewigen Rom." Wie würde mich vor 10 Jahren das Bewußtsein erfaßt haben, in Rom zu sein! Jetzt bilden fürerst Schnigel und Glacéhandschuh, weite vergebliche Wege und Antichambrieren einen Hauptbestandteil meiner römischen Erinnerungen."[4]) Er fand, daß die neue Stadt Rom in allem, was zur Annehmlichkeit und Gefälligkeit des Lebens gehört, weit hinter Florenz zurückstehe. Es ärgerte ihn auch, daß zwischen den antiken Ruinen und der modernen

[1]) Ficker an Böhmer 1853 Okt. 21. Vgl. Fickers „Vorbericht" in „Urkunden zur Gesch. des Römerzuges K. Ludwigs d. B." S. VIII f.

[2]) Nach dem zitierten Brief an Böhmer vom 21. Okt.

[3]) Er wohnte mit seinen beiden Reisegefährten im Hôtel de la Minerva. Vgl. die Reisebriefe von Joh. Delius S. 30 ff.

[4]) Tagebuch 1853 Nov. 27.

Stadt die Verbindung fehle: „fast nichts erinnert an die Zeiten, wo der Donner des Vatikan das ganze Abendland erschütterte. Freilich liegen hier die reichsten Überreste dieser Zeiten in Bibliotheken und Archiven; aber das ist gerade mein Kreuz; es ist ein drückendes Gefühl für einen Forscher, insbesondere für einen, der für die Kirche kämpft, zu sehen, wie diese ihm die Waffen zum Kampfe verweigert, wochenlang sich um eine Erlaubnis abmühen zu müssen, und wenn sie erlangt ist, keine Zeit zu finden, sie zu benützen; der Gedanke, was sich hier alles ausrichten ließe, wenn man nur 6 Stunden täglich arbeiten könnte, und dabei auf etwa 12 Stunden wöchentlich angewiesen zu sein, ist unerträglich.“ [1])

Da die Erlaubnis für den Vatikan nicht einlief [2]), mußte er sein Heil auf den kleineren Bibliotheken versuchen. Der Anfang auf der Casanatensis war wieder sehr erbaulich: er sollte nichts abschreiben zum Glück fand sich auch nichts von Bedeutung. Dann arbeitete er auf der Angelica, wo er sich über nichts, als über die kärgliche Arbeitszeit zu beklagen hatte.

„Ich habe zuerst die Predigten K. Roberts von Sizilien durchgesehen und bin jetzt mit Abschreiben der ungedruckten Chronik von Viterbo [3]) beschäftigt; seit ich so wenigstens ein Minimum arbeiten kann, bin ich durch meinen hiesigen Aufenthalt etwas befriedigter.“ [4])

Dazu wurden Ausflüge in die Umgegend von Rom gemacht, so nach Frascati: „Tusculo hat allerdings doppeltes Interesse für mich, wegen der Beziehungen, in denen es zu meinem Reinald steht.“

In Rom selbst interessierten ihn fast nur die Punkte, von denen man eine gute Übersicht über die Stadt genießt, der Monte Pincio, Gianicolo, Mario, der Palatin: „da verschwindet mehr oder weniger das einzelne, das ist das ewige Rom.“ Hingegen die kirchliche Pracht, wie er sie in der sixtinischen Kapelle und sonst zu sehen Gelegenheit hatte, machte wenig Eindruck auf ihn; „wenn sie von gotischen Hallen, statt von der Renaissance umgeben wäre, möchte das anders sein.“

---

[1]) Tagebuch 1853 Nov. 27 (Rom).

[2]) Ficker hatte sich an Theiner und Fürst Gustav Hohenlohe gewendet, worauf ihm Floss schrieb, diese seien „gegenwärtig mißliebige Persönlichkeiten.“ — Vgl. andererseits v. Poschinger, Verhandlungen zwischen Preußen und dem päpstlichen Stuhl. Deutsche Revue 1906 Juni S. 317 ff., wonach Gustav Hohenlohe und Theiner 1853 und 1854 bei diesen konfidentiellen Verhandlungen mitwirkten.

[3]) Diese Chronik von Viterbo ist in (Böhmers) Fontes r. Germ. Bd. IV (1868) abgedruckt. Vgl. Doc. di Stor. Ital. V (1872).

[4]) Vgl. über die römische Ausbeute Fickers zit. „Vorbericht“ S. XV f.

Es verstrichen vier Wochen, ohne daß die Koffer durch die gemachten Abschriften viel schwerer geworden wären. „Wäre ich gar nicht mit der Absicht nach Rom gekommen, um dort zu arbeiten, so würde es mir viel besser gefallen haben; aber das unerträgliche Gefühl, durch ungerechtfertigtes Mißtrauen, Geiz, Neid, Faulheit und wer weiß was alles, von ernsthafter Beschäftigung abgehalten zu werden, verdarb mir alle Genüsse, so mannigfach sie sich sonst darboten [1]. Als ich das wenige, was ich auf der Angelica fand, abgearbeitet hatte, war ich ganz ohne Beschäftigung; mein Gesuch wegen der Vaticana war nach 3 Wochen noch keiner Antwort gewürdigt; die Bemühungen wegen des Archivs habe ich eigentlich nur fortgesetzt, um alles getan zu haben, was an mir lag, da schon der Geldpunkt ernstliches Arbeiten ausschloß. Theiner, sei es aus Vergeßlichkeit, sei es aus einem anderen Grunde, ließ vergeblich auf sich warten, um mich zur Vallicelliana zu führen." [2]) Ficker lernte Bethmann kennen, mit dem er über den Schwarzacher Zusatz und die Fortsetzung des Ekkehard von Urach, wie sie in Venedig sich gefunden, konferierte. Auch hörte er von ihm, daß Orioli die Chroniken von Viterbo nach mehreren Handschriften herauszugeben beabsichtige [3]).

Am 14. Dezember abends kam Ficker in Neapel an, wo er sich zunächst dem Gesandten vorstellte, dann sogleich sich zum Archiv begab; „aus Bethmanns Notizen ersah ich nämlich, daß Borbonica und Brancacciana für meine nächsten Zwecke wohl kaum etwas bieten [5]), während die Regesten der Angiovinen schon lange das Ziel meiner heißesten Wünsche waren." Böhmer hatte ihn an Don Buccino empfohlen [6]), der war aber bereits gestorben. „Nach Besprechung

[1]) An seine Mutter schrieb er ebenso 1853 Dez. 16 (aus Neapel): „An ein ordentliches Arbeiten ist in Rom nicht zu denken; das Mißtrauen der Regierung gegen jedes wissenschaftliche Bestreben, mehr aber noch die Faulheit und Unwissenheit, der Neid und die Geldgier der Beamten legen überall unübersteigliche Hindernisse in den Weg."

[2]) Tagebuch 1853 Dez. 23 (Neapel): Rückblick.

[3]) An Böhmer 1853 Dez. 17 (aus Neapel).

[4]) In dem Briefe vom 17. Dez.

[5]) Böhmer hatte an Ficker geschrieben 1853 Juli 21: An der biblioteca Borbonica ist ein sehr brauchbarer Diener; die höheren Beamten, soweit ich sie kennen lernte, sind nichts wert. Dagegen sind alle Angestellten an der Brancacciana treffliche Leute . . .

[6]) Über Don Buccino vgl. Janssen III, 107. Böhmer an Ficker: Nicolao Buccino am großen Reichsarchiv ist eben mein spezieller Freund. Er ist kenntnisreich, derb, hat treffliche Sammlungen für die Geschichte des Hauses Anjou.

mit einem anderen Archivbeamten entschloß ich mich daher, mich ohne weiteres an den Principe Belmonte [1]) zu wenden, den ich auch, nachdem ich ihn zu Hause verfehlte, gestern auf dem Archiv traf. Die Freundlichkeit, mit der er mich empfing, und die Bereitwilligkeit, mit der er mir sogleich die Erlaubnis zum Arbeiten erteilte, bildeten einen höchst erfreulichen Gegensatz gegen meine römischen Erlebnisse."

Die Erwartungen, welche Ficker auf die Regesten der Anjou gesetzt hatte (er wollte zunächst die Jahre 1327—1333 für Ludwig und Johann von Böhmen durchnehmen) wurden insoferne getäuscht, als diese Regesten über die auswärtigen Verhältnisse blutwenig enthielten [2]). Doch fand sich immerhin genug, um einen Aufenthalt von einigen Wochen zu lohnen.

Rücksichten auf seinen Bruder bestimmten Ficker die Zeit, die er nicht auf dem Archive zubrachte, fleißig zum Besuch der Theater [3]), dann zu Ausflügen in die Umgegend zu benützen: er sah wiederholt Amalfi, Salerno, Trinità della Cava. Der giro von Amalfi über Ravello, Scala und Pontone bei günstigster Witterung war „die Krone von dem, was ich bis da gesehen, später nur von Taormina übertroffen." Weiter Vesuv, zweimal Pompeji, Baiae, Cumae, Procida und Ischia, Camaldoli u. s. w. Nur die Reise nach Paestum mißlang, da man des hohen Wassers wegen nach einer vergeblichen Fahrt von vier Stunden unverrichteter Dinge umkehren mußte.

Er entschied sich, seinen Bruder auch nach Sizilien zu begleiten. An Böhmer berichtet er [4]): „ich fuhr am 25. Januar nach Palermo, blieb dort 10 Tage, dann auf dem Dampfschiff nach Messina und Katania, dann zu Wagen über Lentini nach Syracus und ebenso zurück über Katania und Taormina nach Messina." Er bemerkt: „Die herrliche Natur und die großartigen Denkmale des Landes haben einen tieferen Eindruck auf mich gemacht, als irgend etwas anderes, das ich auf meiner Reise zu sehen Gelegenheit hatte."

Die Besichtigung Palermos allein würde die Reise hinreichend gelohnt haben: „Zum Reize der wunderschönen Gegend kommen dort

---

[1]) Böhmer an Ficker: „Principe Belmonte, der Chef, war sehr gütig gegen mich."

[2]) Vgl. Fickers „Vorbericht" S. XVII f.

[3]) An die Mutter 1854 Jan. 21 (aus Neapel): „Lui ist auch von Neapel durchaus befriedigt. Die Oper in S. Carlo ist ganz vortrefflich; doch gehen wir fast mehr zu den Fiorentini, wo man ausgezeichnetes Schauspiel und Lustspiel hat."

[4]) Brief an Böhmer 1854 Febr. 27 (Rom).

die herrlichsten Denkmale aus den Zeiten der Araber, der Normannen, der Staufer. Mein erster Gang war zu den Gräbern Heinrichs VI. und Friedrichs II.; daß der letztere, in diesem irdischen Paradiese aufgewachsen, nicht Lust hatte, es mit dem Norden zu vertauschen, habe ich früher aus Büchern gelernt; der Augenschein hat mir das nun freilich noch viel begreiflicher gemacht."

Er notiert sich über Palermo: „Nichts auf dem Archive; vergebliche Jagd nach dem Petrus de Vineis beim Fürsten Trabia, Fürsten Fitalia, Baronesse di San Giuliano." Es handelte sich um eine von Pertz benützte und beschriebene Handschrift des Petrus de Vineis, in der sich auch manches aus Ludwigs d. B. Zeit findet[1]).

Als sich Ficker in Palermo noch zum Weitergehen entschloß, war sein Hauptzweck Syracus zu sehen. „Was dort erhalten, ist nicht der Rede wert; aber es war mir sehr interessant, die Lage einer Stadt kennen zu lernen, mit der ich mich im Kolleg über alte Geschichte so viel zu befassen habe; und auch davon abgesehen, lohnt es der Mühe, die mit Trümmern besäte Stätte zu sehen, auf der die alte Stadt gelegen; ein großartigeres, ergreifenderes Bild der Verwüstung läßt sich nicht wohl denken. Taormina, das ich auf der Rückreise sah, halte ich für den malerischest gelegenen Ort, den ich in Italien gesehen; die Gegend ist der bei Amalfi durchaus ähnlich, nur daß dort der schneebedeckte Aetna dem Ganzen einen Abschluß gibt, der hier fehlt."

Er notiert sich: „Die beiden Monate, die ich in Neapel und Sizilien zubrachte, waren ohne Zweifel die genußreichsten der ganzen Reise." Die Rückfahrt von Messina über Neapel nach Cività vecchia war stürmisch; am 16. Februar (1854) langten die Reisenden wieder in Rom an.

In Rom waren zunächst 14 Tage Ferien wegen des Karnevals, an dem Ficker und seine Begleiter sich beteiligten[2]), worauf am Aschermittwoch Ludwig Ficker die Heimreise antrat. Dabei wurde der Arbeit nicht vergessen: „mein Humor wechselt, je nachdem ich auf den Bibliotheken viel oder wenig finde, je nachdem ich viel oder wenig Weitläufigkeiten durchzumachen habe. Vaticana, Vallicelliana und Corsiniana kann ich nun freilich ziemlich ungestört benutzen, finde manches, aber doch nicht so viel, daß ich nicht meine Zeit an einem anderen Orte ebenso gut hätte verwenden können. Aber die Hauptschätze für mich sind die des Vatikanischen Archivs, und die

---

[1]) Über die sizilische Ausbeute vgl. den zit. „Vorbericht" S. XIX f.

[2]) Darüber erfährt man einiges aus den „Reisebriefen" von Joh. Delius.

Bedingungen, unter denen mir die Erlaubnis gestattet ist, sind derartig, daß ich so gut wie keinen Gebrauch davon machen kann."

Wie er an Böhmer berichtet, kopierte er aus der Abschrift des Registrum Berardi de Neapoli 25 päpstliche Briefe, die sich auf Rudolf von Habsburg bezogen, „so daß mit Berücksichtigung dessen, was Raynald gedruckt, und was Palacky (dessen Reise ich bei mir hatte) abgeschrieben hat, jetzt nichts wichtiges für Rudolf in diesem Register zurückgeblieben ist." [1]) „Was das vatikanische Archiv betrifft, so wurde mir keinerlei Konzession gemacht. Doch erhielt ich von Theiner, der sich mir immer wohlwollender zeigte, Aufklärungen: er hatte Dudik die Erlaubnis, Regestenbände sehen und vergleichen zu dürfen, verschafft; Dudik hat dieselben nun nach Marinis Angabe stärker benutzt, als ihm gestattet war und außerdem sehr viel mit Kaiser, Minister und Gesandten gedroht; Folge waren die neuen Regulamente, unter denen ich zuerst zu leiden hatte." [2])

Den römischen Gelehrten wurde näher getreten bei einer Abendgesellschaft des Dr. Henzen (vom archäologischen Institut), den Delius von früher her kannte, der Architekt Hübsch, einer der intimen Freunde von Böhmer, getroffen. „Mit Flir habe ich angenehme Stunden verlebt; auch Theiner lernte ich mehr schätzen."

Am 20. März verließ Ficker Rom „leichten Herzens, wie das erstemal." Als er in Siena wieder Mittelalterluft atmete, ging ihm das Herz auf. Am 21. abends traf er in Florenz ein, „das ich jetzt erst recht zu schätzen wußte; überall wurde ich freundlich empfangen, von Reumont, von Bonaini, von allen Archivbeamten" [3]) u. s. w.

Die Herstellung des toscanischen Zentralarchivs hatte unterdessen Fortschritte gemacht. „Musterhaft erschienen mir die durch besondere regolamenti geordneten Vorkehrungen für die Benutzung des Archivs zu wissenschaftlichen Zwecken, wie ich sie bisher noch nirgends gefunden; auf den Archiven, die ich sonst gesehen, wurde solche Benützung doch eigentlich als Ausnahme aufgefaßt. In Florenz ist jetzt für Studierende eines der hellsten Zimmer mit großer Sorgfalt, fast Eleganz hergerichtet, in dem sich beständig ein Beamter befindet, dessen einzige Aufgabe es ist, die Wünsche der Arbeitenden.

---

[1]) Vgl. über Berardus de Neapoli neuerdings Kaltenbrunner in den Mitteilungen des Inst. VII 21 ff.

[2]) An Böhmer 1854 Febr. 27 (aus Rom).

[3]) Tagebuch 1854 April 6. Alfred von Reumont, der preußische Geschäftsträger — „ein bekannter Historiker, bei dem ich mehrmals war" — hatte schon bei der ersten Anwesenheit manche Gefälligkeit erwiesen.



denen alle Repertorien zu Gebote stehen, zu erfüllen."[1]) Ficker nahm nochmals die Missivbücher der Stadt von 1328/29 vor: „Ich habe — schreibt er an Böhmer — jetzt 70 Briefe daraus in Abschrift, die außer ihrem faktischen Inhalt wohl ein genügendes Bild von der Art geben, wie man damals zu Florenz die auswärtige Politik betrieb; weitere 60 Briefe habe ich notiert und denke sie kopieren zu lassen oder bei einem späteren Aufenthalt selbst zu kopieren."

Zugleich besprach er mit Bonaini die Publikation der deutschen Urkunden zu Pisa, indem er (im Auftrag Böhmers) seine Beihilfe anbot. Bonaini erklärte, daß es ihm an Zeit fehle. „Dagegen, meinte er, da ich doch nach Pisa gehen wollte, so möge ich ihn am kommenden Festtage dahin begleiten, er wolle mich in die Archive bringen, ich könne dann abschreiben, was für Kopp und sonst etwa von Wichtigkeit da sei."

Am 24. März fuhr Ficker mit Bonaini und seiner Frau (die sich noch lebhaft an Böhmer erinnerte) auf die Villa seiner Schwiegereltern im Pisaner Gebirge, wo die Nacht zugebracht wurde. Tags darauf kamen sie nach Pisa wo Ficker von Bonaini auf dem Kapitelsarchive und dem Archive Roncioni eingeführt wurde. Er wollte hier nur 2—3 Tage verweilen, dann nach Lucca und Pistoja gehen. „Aber die Reste des Archivs des Luxemburgers haben mich hier an seiner Grabstätte zurückgehalten. Ich habe kaum zufriedenere Tage auf meiner ganzen Reise verlebt. Arbeit, wie ich sie nur wünschen kann, Zeit, um sie auszubeuten, und freundliche Aufnahme sowohl beim Cavaliere Bali Francesco, wie bei dem überaus liebenswürdigen Canonico Frosini; da ist es eine Lust zu arbeiten und in 10 Arbeitstagen habe ich glücklich über 70 Urkundenabschriften fertig gebracht. Dazu die herrlichen Bauten, die Reminiszenzen an Heinrich" . . .[2])

Ficker war von seiner Entdeckung überrascht. Er schreibt an Böhmer[3]): „Nach Ihrer Angabe hatte ich geglaubt, daß auch jene deutschen Urkunden sämtlich auf dem Römerzug entstanden seien. Als ich die Abschrift begann, fiel es mir auf, daß sie zum Teil in die Zeit Adolfs und Albrechts gehörten. Dann kam der gefällige Archivar, Canonico Frosini, mit einigen lateinischen Urkunden aus derselben Zeit, die Deutschland betrafen, und meinte, ob diese nicht auch Wert für mich hätten. So aufmerksam geworden, nahm ich das Repertoir durch und fand eine ganze Reihe von Urkunden, die sich auf Deutschland beziehen und zum großen Teil vor Heinrichs

[1]) An Böhmer 1854 April 7.
[2]) Tagebuch 1854 April 6 (Pisa).
[3]) An Böhmer 1854 April 7 (Pisa).

Römerzug fallen. — Der Archivar meinte, außer den nach Florenz geschickten 7 deutschen Urkunden habe noch Niemand diese Sachen eingesehen. Am folgenden Tag fanden sich auch auf dem Archive Roncioni 13 Deutschland betreffende Urkunden aus den Jahren 1281 bis 1309. So konnte ich nicht mehr zweifeln, daß hier nach Heinrichs Tode nicht blos Archivalien zurückblieben, die auf seinem Römerzug entstanden, sondern daß er wenigstens einen Teil des Reichsarchivs mit sich aus Deutschland geführt haben muß, von dem sich dann hier die spärlichen Überreste finden. Vieles davon ist bekannt oder weniger wichtig; manches scheint mir von großem Interesse. Ich griff zuerst die wichtigeren Stücke heraus, entschloß mich dann aber, den Rest meines Urlaubs dazu zu verwenden, den ganzen Vorrat zu kopieren."

So hatte denn die italienische Reise ein zweites bedeutsames Ergebnis: „Was diese Stücke verbindet — meldet er weiter an Böhmer — ist lediglich der Umstand, daß sie einst gemeinsam dem Reichsarchiv angehörten. Dennoch meine ich, daß sie es verdienen, gedruckt zu werden und zwar alle zusammen; wollte ich das wichtigste herausgreifen, so wäre das minder wichtige sicher verloren, da jeder innere Zusammenhang fehlt." Er beschloß, bei der Wiener Akademie anzufragen, ob sie Lust hätte, die Urkunden nebst einer Einleitung zu drucken, zumal sehr vieles sich direkt auf Österreich und Böhmen oder doch auf die habsburgischen Könige Rudolf und Albrecht bezog.

In der Tat ist die Abhandlung übers Reichsarchiv in Pisa 1854 in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie erschienen [1]).

Ein weiteres Ergebnis war die Anknüpfung persönlicher Beziehungen zu Jos. Eutych Kopp in Luzern. Während Ficker auf dem Kapitelsarchive arbeitete, erschien eines Morgens ein junger Landsmann von Kopp und frug, ob er für diesen 2 Urkunden, Verhältnisse Heinrichs zu Österreich betreffend, abschreiben dürfe. Da diese Angaben sehr unbestimmt waren, der Beauftragte zugleich erklärte, daß er nie eine Urkunde abgeschrieben, nahm sich Ficker, eingedenk des Auftrages Böhmers, der Sache an. Er referierte demgemäß an Kopp über den ganzen in Pisa befindlichen Urkundenvorrat,

[1]) Darüber schreibt ihm Böhmer 1855 Mai 9 (nicht bei Janssen): „In dieser Abhandlung haben Sie alles zu Sagende so vollständig richtig und anziehend gesagt, daß wohl Niemand etwas beizufügen oder zu verbessern haben wird. Auch muß ich es Ihnen danken, daß Sie die Urkunden so beisammen gegeben haben."



namentlich über alles, was Österreich betraf[1]), später auch über seine Ausbeute für die Zeit Rudolfs von Habsburg[2]).

Diese Korrespondenz führte dazu, daß Ficker einzelnes aus seinen Abschriften in den von Kopp herausgegebenen „Geschichtsblättern", einer Zeitschrift, die auch Böhmer protegierte, zur Veröffentlichung brachte: so jene noch unbekannte Notiz über den Tod Heinrichs VII. in Buonconvento[3]), dann eine „Urkunde zur Entstehung der Söldnerbanden in Italien nach dem Tode Heinrichs VII.", datiert von 1316 Juli 27[4]).

Seine in Italien für die Geschichte Ludwigs des Baiern gesammelten Materialien aber gab Ficker, nachdem er den Plan, die Geschichte dieses Kaisers zu schreiben, fallen gelassen hatte, 1865 unter dem Titel: „Urkunden zur Geschichte des Römerzuges Kaiser Ludwigs des Baiern und der italienischen Verhältnisse seiner Zeit" mit Unterstützung der Wiener Akademie gesondert heraus (Innsbruck, bei Wagner). Das Werk ist Bonaini gewidmet und sofort auch in Italien wohl aufgenommen worden[5]).

Am 20. April 1854 trat Ficker von Florenz aus die Rückreise nach Innsbruck an, entschlossen, nächstes Jahr wieder nach Italien zu kommen, eventuell sogar weiter zu gehen[6]). Leider wurde die Erinnerung an die Reise verbittert durch das traurige Geschick, das seinen Reisegefährten Joh. Delius ereilte. Dieser hatte in Amalfi noch eine Urkunde für Ficker abgeschrieben, dann aber mit einer Gesellschaft, unter der sich Robert von Keudell, damals Assessor in Potsdam, befand, die Partie auf den Vesuv gemacht. Hier strauchelte

---

[1]) Ficker an Kopp 1854 April 2 (aus Pisa).

[2]) „Ich habe nun ferner 26 auf Rudolfs Verhältnisse zu Papst und Italien 1274/76 bezügliche Briefe aus dem registrum Berardi de Napoli, und 4 Briefe von 1281 einen Reichsboten Rudolfs betreffend." Einige Urkunden Rudolfs für Arezzo aus Florenz seien ihm noch versprochen. (An Kopp 1854 Okt. 2.)

[3]) Abgedruckt in den „Geschichtsblättern" Bd. II H. 2 (1855).

[4]) Ebenda, Bd. II H. 3 (1856).

[5]) Bonaini, Rapporto degli archivi Toscani (1865) p. XVI: E dei moltissimi stranieri mi basterà ricordare, primo di tutti, il Ficker professore d'Innspruck, che pubblicati per nostro consiglio i documenti in antica lingua teutonica, dell'Archivio capitolare di Pisa, per suo proprio impulso, trasse, soprattutto dall'Archivio fiorentino, le belle memorie, che illustrano i fatti del Bavaro.

[6]) Tagebuch 1854 April 19: „übers Jahr will ich ja wieder nach Toscana, und dann in den Orient." — Noch in einem Brief an Böhmer 1855 März 1 spricht er davon, einen Monat Urlaub zu nehmen, um September bis November in Toscana arbeiten zu können. — Vgl. „Vorbericht" S. VI f.

Delius infolge einer Unvorsichtigkeit und fiel in den Krater, aus dem man ihn nur als Leiche wieder heraufbrachte [1]).

Fickern ging die Sache nahe, da er in den letzten Jahren mit Joh. Delius sehr intim verkehrt hatte. „Wir lernten uns kennen, als ich Ostern 1851 nach Bonn kam; als Hausgenosse war er mein täglicher, oft einziger Umgang; Herbst 1852 besuchte er mich noch in Münster; dann entschloß er sich, zu mir nach Innsbruck zu kommen und weiter die Reise mitzumachen; als ich in Neapel war, blieb er in Rom; am 14. März sagten wir uns in Rom bei S. Eustachio Lebewohl [2]); zu Florenz erhielt ich noch einen Brief von ihm aus Neapel; am 11. Mai endete er sein junges Leben durch einen Sturz in den Krater des Vesuv. — Ich habe schon manche Freunde an zehrender Krankheit dahinschwinden sehen; was es heißt, durch einen Zufall plötzlich Jemanden zu verlieren, der einem so viel, viel näher stand, wie andere, wußte ich noch nicht."

Auch Nikolaus Delius war tief erschüttert über den Tod des Bruders. Nach den Briefen und einigen Zeitungsartikeln des Verstorbenen wurde die Publikation „Reisebriefe aus Italien von Joh. Fr. Delius" zusammengestellt und als Manuskript gedruckt (Bremen 1854): „Vedi Napoli e poi muori."

Als Ficker, 22 Jahre später, zu Ostern 1876 wieder nach Neapel kam, bestieg er den Vesuv, um sich die Stelle zeigen zu lassen, wo sein Freund Delius verunglückt war. Vergeblich; der letzte Ausbruch hatte den Berg ganz umgestaltet. Auch das Grab des Delius, der dort auf dem protestantischen Kirchof ruht, wurde von Ficker besucht [3]).

Es war in demselben Jahre (1876), daß Robert von Keudell, den Delius damals begleitet hatte, als Botschafter des Deutschen Reiches beim König von Italien beglaubigt wurde.

---

[1]) Der Bericht darüber in den „Reisebriefen" von Joh. Delius S. 105 f. Der Vorfall ist in Baedekers Unteritalien erwähnt (1880 S. 123).

[2]) Da Ficker durch Archive und Bibliotheken zu sehr in Anspruch genommen war, hatte sich Delius dem Geologen v. Rath angeschlossen, dessen Exkursionen in die vulkanische Umgegend von Neapel er mitmachte.

[3]) Er berichtet darüber an seine Mutter 1876 Mai 1 (Neapel).

IX. Kapitel.

Der Ruf nach Bonn.

Während Ficker sich auf seiner italienischen Reise befand, wurden in Bonn von der historischen Sektion, damals aus Dahlmann und Loebell bestehend, die Vorschläge für die Neubesetzung der im Herbst 1853 durch den Weggang Aschbachs erledigten Professur entworfen, dann von der Fakultät darüber Beschluß gefaßt. Dahlmann und Loebell konnten sich nicht einigen. Dahlmann schlug folgende Terne vor: an erster Stelle Wegele, damals Privatdozent in Jena; an zweiter Ficker; an dritter Cornelius. Loebell hingegen stellte eine andere Terne auf: 1. Wegele, 2. Söltl (in München), 3. Tophoff (Oberlehrer am Gymnasium in Essen). Die Fakultät nahm Dahlmanns Vorschläge am 22. Dezember 1853 an und berichtete in diesem Sinne an den Minister am 27. Dezember [1]).

Sehen wir uns den Vorschlag näher an. Der an erster Stelle vorgeschlagene Wegele [2]) war geboren 1823 in Landsberg am Lech, wo man hauptsächlich katholisch ist (unter 5—6000 Einwohnern sind nur etwa 300 evangelisch). Wegele kam nach Augsburg ans katholische Stephansgymnasium. „Hier herrschte echt wissenschaftliches Streben und Duldsamkeit". Im Jahre 1842 ging Wegele nach München, wo er also eigentlich der Schule Höflers sich hätte einreihen müssen, indeß „von bleibenden Eindrücken und Einflüssen erfahren wir nichts". Unklar über seine Absichten trieb Wegele Literaturgeschichte und neuere Sprachen. Dann ging er nach Heidelberg, hörte Schlosser,

---

[1]) Vgl. M. Ritter (nach den Fakultäts- und Kuratorialakten) in dem Nekrologe auf Cornelius: Forschungen zur baierischen Geschichte XII (1904) S. 3 f.

[2]) Vgl. den Artikel Wegele in der Allg. D. Biographie.

Gervinus, Häusser, von den beiden letzteren auch in politischer Beziehung beeinflußt. Im Jahre 1848 weilte er zu Frankfurt, um die erste deutsche Nationalversammlung aus unmittelbarer Nähe zu beobachten. „Er hat dort die verschiedenen Klubs besucht und vergleichende Beobachtungen angestellt.“ Seinen engeren Landsleuten sei er jedoch nicht näher getreten, auch dem Kreis Böhmers hielt er sich ferne.

Literarisch trat Wegele hervor mit der Schrift „Dantes Leben und Werke kulturgeschichtlich dargestellt“ (1852), was auf die Heidelberger Einflüsse zurückweist[1]). Im Jahr 1854 kamen die „Annales Reinhardsbrunnenses“ heraus, die ihm eine Position machten, so daß er wenige Jahre später (1857) die Geschichtsprofessur in Würzburg erhielt.

Ein Einwand konnte allerdings von vornherein gemacht werden. Die erledigte Professur war eine „katholische“. Daß am Rhein daraufhin Herz und Nieren viel schärfer geprüft wurden, als in katholischen Ländern, die unter katholischen Regierungen standen, erfuhr soeben Anton Springer, der mit den laxen Grundsätzen der Prager Diöcese nach Bonn gekommen war und dort bedeutende Anstände hatte[2]).

In der Tat schrieb Floss nach Italien an Ficker[3]): „man kann nicht glauben, daß Wegele, der in Jena Dozent ist, mehr als katholisch getauft sei, weil er sonst eben nicht in Jena wäre, und die beiden Herren sich schwerlich auf ihn primo loco geeinigt hätten.“

Theodor Tophoff[4]), der von Loebell an dritter Stelle vorgeschlagene, ist aus den Verhandlungen des historischen Vereins für Westfalen bekannt. Eben war seine Schrift erschienen: „Christian von Braunschweig und Joh. Jakob Graf von Anholt. Die Verwüstungen der Stifter Paderborn und Münster in den Jahren 1622—1623“[5]), nachdem der Autor über dasselbe Thema schon 1847 auf der Vereinsversammlung in Paderborn vorgetragen hatte.

Gegen den Münchener Soeltl hatten sich Stimmen erhoben: er sei flach und dabei anmaßend. Auch Dahlmann war gegen dessen

---

[1]) Die scharfe Kritik der 3. Auflage dieser Schrift durch Scheffer-Boichorst (1883) ist bekannt. Vgl. Scheffer-Boichorst, Ges. Schriften 2, 337 ff.

[2]) Vgl. Anton Springers Memoiren.

[3]) Undatierter Brief, der aber der Schwierigkeiten, die Ficker in Rom hatte, erwähnt.

[4]) Vgl. über ihn Rassmann, Nachrichten (1866) S. 343; (1881) S. 223. Er war 1806 zu Greven geboren und starb 1880 in Münster.

[5]) Separatabdr. aus der Zeitschrift f. vaterl. Gesch. 13 (1852), 14 (1853).

Vorschlag. — Wenn Wegele nicht akzeptiert wurde, mußte die Sache an Ficker kommen; Cornelius hatte eben seine Professur in Breslau angetreten und es war nicht anzunehmen, daß man ihn dieser sofort wieder entziehen würde, wenn er auch der Protektion Brüggemanns, seines Oheims, sicher war.

Die Angelegenheit wurde in Berlin erörtert, speziell auch von den Herrn der „katholischen Abteilung", bevor noch der Vorschlag an das Ministerium eingelaufen war. Geh. Oberregierungsrat Brüggemann sagte zu W. Ulrich, dem Schwager Fickers: man werde statt Aschbach nur einen außerordentlichen Professor mit 5—600 Talern anstellen; ob Ficker sich nicht darum bewerben wolle?[1]. Was die Frau Präsidentin, die sich eben bei ihrer Tochter in Berlin aufhielt, ihrem Sohn nach Rom schrieb[2].

Ficker teilte den Sachverhalt an Böhmer mit: „Sollte ein solcher Ruf an mich kommen, so meine ich mit gutem Gewissen ablehnen zu können. Nicht etwa, weil meine Überschätzung so weit ginge, zu glauben, daß ich geeignet sei, als ordentlicher Professor an Aschbachs Stelle zu treten. Aber einmal glaube ich, daß die Katholiken von Rheinland und Westfalen mit Fug verlangen können, daß zu Bonn neben drei ordentlichen protestantischen[3]) wenigstens ein ordentlicher katholischer Professor angestellt wird, und ich möchte durch Annahme jener außerordentlichen Professur nicht die Hand zu etwas bieten, was mir eine Beeinträchtigung der Rechte meiner katholischen Landsleute scheint. Dann aber schiene mir eine Aufgabe meiner Stellung in Innsbruck, um auf viel ungünstigere Bedingungen nach Bonn zu gehen, eine Mißachtung österreichischer Universitätsverhältnisse, deren ich mich nicht schuldig machen möchte."[4])

---

[1]) Vgl. zur Charakteristik Brüggemanns die Notizen Döllingers bei Friedrich III, 194 f. Auch Junkmann hatte sich über ihn zu beklagen, wie er 1854 Juli 3 aus Braunsberg an Ficker schreibt: „Der Oberpräsident hatte mich mit 600 Talern berufen als Kurator. Brüggemann hat schnell 100 Taler davon gestrichen. Natürlich, er ist ja ein guter Katholik und Abgeordneter von Münster."

[2]) Im Tagebuch notiert Ficker 1853 Dez. 23: „Als ich abreisen wollte (von Rom nach Neapel, Dez. 13), erhielt ich noch auf dem Posthofe einen Brief von Mutter, worin Bestimmteres über die Bonner Professur stand, ich denke, es wird nichts daraus und lasse die Sache ruhig laufen."

[3]) Arndt, Loebell, Dahlmann.

[4]) An Böhmer 1853 Dez. 17 (aus Neapel). — Auf diesen Einfall, den Ordinarius in Innsbruck als Extraordinarius nach Bonn zu berufen, war Ficker zeit seines Lebens übel zu sprechen.

In dieser Weise schrieb Ficker auch nach Berlin an seine Mutter; einige Wochen später meldet er an Böhmer die Rückäußerung[1]): „Mein Schwager, der zu Berlin im Cultusministerium arbeitet, schrieb mir, daß man allerdings einsehe, daß man mir für den Fall einer Berufung mindestens dieselben Bedingungen bieten müsse, die ich zu Innsbruck habe, das heißt eine ordentliche Professur mit 8—900 Talern. Da Cornelius wol in Breslau bleiben wird, so wird die Entscheidung auf mich oder den Dr. Wegele fallen." (Er teilt den Vorschlag mit). „So ist mir die Sache trotzdem, daß ich nichts zu ihrer Beförderung getan habe, ziemlich nahe gerückt, was nun tun, wenn ein Ruf in Wirklichkeit erfolgte? Ich bliebe gern noch einige Zeit in Innsbruck[2]); aber nicht allein meine Freunde und Verwandten zu Berlin und Bonn sehen es als eine Sache an, die gar nicht auszuschlagen wäre, sondern sogar mein Freund Professor Schuler[3]) in Innsbruck, dem ich dort am nächsten stehe, schrieb mir offenherzig, daß er glaube, es würde meine Pflicht sein, einem Ruf in die Heimat unter annehmbaren Bedingungen zu folgen; und Prof. Flir in Rom hatte dieselbe Ansicht."

Es trat eine Pause ein. Am 27. Februar 1854 meldet Ficker aus Rom an Böhmer: „Von Bonn habe ich nichts näheres gehört; man schreibt mir nur von Berlin, daß die Bonner Fakultät allerdings in ihrem Vorschlag meiner sehr günstig gedacht, aber von vornherein bemerkt habe, daß ich wol nur unter sehr günstigen Bedingungen meine jetzige Stellung aufgeben würde. Ich glaube nicht, daß man noch auf mich reflektiert." Seinen Angehörigen schärfte er ein die Dinge ruhig laufen zu lassen, weder dafür noch dagegen etwas zu tun.

So stand die Sache als Ficker am 24. April 1854 von seiner italienischen Reise zurückkehrte. Bei seiner Ankunft fand er einen Brief des Ministers Grafen Leo Thun vor, worin ihm seine Berufung nach Bonn als bevorstehend angekündigt wurde. „Ich sehe ein, daß dieser Ruf ein ehrenvoller ist und daß die preußische Regierung alle

[1]) An Böhmer 1854 Januar 24 (aus Neapel).

[2]) Als die erste Nachricht von der Berufung Aschbachs kam, notierte sich Ficker (1853 April 20): „Daß Aschbach nach Wien geht, bringt mich wohl zum Nachdenken über mein späteres Verbleiben; ich bin so gern hier und doch meine ich, würde das für immer nichts sein." 1853 Dez. 13 schreibt er an die Mutter: „In Österreich kann ich noch Karriere machen, kann nach Prag oder Wien kommen, kann darauf rechnen, in nicht zu langer Zeit Mitglied der Akademie zu werden. — Komme ich nach Bonn, so bleibe ich das, als was ich dort angestellt worden."

[3]) Johannes Schuler, mit dem Ficker über die Sache korrespondierte.

Ursache hat, Ihnen Anerbietungen zu machen, welche die Bedingungen Ihrer Anstellung in Innsbruck weit übertreffen. Unter solchen Umständen erübrigt mir nichts, als Ihnen, werter Herr Professor, einfach zu gestehen, wie sehr ich es bedauern müßte, Sie sobald wieder aus Österreich scheiden zu sehen, wie aufrichtig ich wünsche, daß Sie Ihre Tätigkeit noch ferner dem Gedeihen der Innsbrucker Universität und der Neubelebung der historischen Studien in Österreich weihen mögen, und Ihnen die Versicherung auszusprechen, daß wenn Sie sich dafür entschließen, ich gerne jederzeit bemüht sein werde, Ihre wissenschaftlichen Bestrebungen und Arbeiten in jeder mir möglichen Weise zu unterstützen und zu fördern."[1])

In der Tat: das Berliner Ministerium hatte den an erster Stelle vorgeschlagenen Wegele abgelehnt[2]); der an zweiter Stelle vorgeschlagene Ficker wurde berufen.

Zugleich kam ein Schreiben der Frau Präsidentin an ihren Sohn[3]), in dem sie ihrer Freude Ausdruck gab und dringend riet den Ruf anzunehmen. Sie erinnerte an das Geschick des Münsteraners F. v. Bucholtz[4]) (des Geschichtschreibers Ferdinands I.), der 1813 in

---

[1]) Schreiben Thuns vom 4. April 1854.

[2]) „Das k. preußische Ministerium fand sich nach eingezogenen Erkundigungen veranlaßt, der philosophischen Fakultät in Bonn bemerklich zu machen, daß die Berufung des Genannten dem Vorhaben, einen katholischen Professor der Geschichte für die Universität Bonn zu gewinnen, nur scheinbar entsprechen würde, da derselbe, obwohl als Katholik getauft, doch in der Tat kaum als solcher anzusehen sei, indem er sich in Jena gar nicht als solcher zu erkennen gegeben habe und, in einer gemischten Ehe lebend, alle seine Kinder protestantisch erziehen lasse; es forderte daher die Fakultät auf, anderweitige Vorschläge zu machen. Infolgedessen wurde zuerst dem Professor Dr. Julius Ficker in Innsbruck, aus Münster gebürtig, ein Antrag gemacht" ... Mit dieser Ausführung nahm der Senat der Münchener Universität die früher (für die katholische Geschichtsprofessur, die Cornelius erhielt) erfolgte Mitnomination von Wegele zurück, in einem vom Rektor magn. Arndts gezeichneten Schreiben 1855 Jan. 27. (Mitt. von Prof. J. Friedrich.)

[3]) Beides kam am 1. Mai in Fickers Hände.

[4]) Über Franz Bernhard Ritter v. Bucholtz (Bucholz), geb. 1790, vgl. die biographischen Notizen im letzten Bande der Geschichte Ferdinands I., den N. Nekrolog d. D., Rassmann, die Allg. D. Biographie. Hiezu Mühlbacher, Die liter. Leistungen von St. Florian S. 230 (Urteile von Hammer), 238 (Urteil Hormayrs). Bucholtz war aus dem Münster'schen Kreise der Fürstenberg, Overberg, Graf Stolberg, Fürstin Galizin hervorgegangen. Böhmer, der ihn 1819 in Frankfurt kennen lernte, lobt ihn (bei Janssen III, 289). Den österreichischen Gelehrten galt er als „wackerer Mann", der aber „ganz der magnetisch-hyperkatholischen Fraktion" angehörte. Bei Vehse, Gesch. d. österr. Hofes und der österr. Diplomatie IX 184 findet sich eine Notiz über Bucholtz, „in welchem Stein, der ihn

österreichische Dienste gegangen u. A.[1]), die in Österreich blieben und dort verschollen. „Denkst du je wieder nach Preußen zu kommen, so ist es jetzt oder nie. Schlägst du diese brillante Stellung in Preußen aus, wird man dir nie eine wieder bieten, nach Österreich im Gegenteil kannst du immer noch eher von Bonn zurück, als von Innsbruck und Prag dorthin."

Ficker schwankte, schrieb an Böhmer, an Thun, nach Berlin an seinen Schwager Ulrich, den der Universitätsreferent Johannes Schulze mit der Verhandlung betraut hatte, nicht ablehnend, aber Bedenkzeit erbittend. Ulrich glaubte daraus entnehmen zu können, daß Ficker geneigt sei, die Stelle in Bonn unter den angebotenen Bedingungen[2]) anzunehmen und nur durch die der österreichischen Regierung schuldigen Rücksichten abgehalten werde, ein bindendes Versprechen abzugeben, bevor die Antwort des Ministers auf seine Anzeige, über den Antrag und den Entschluß, denselben anzunehmen eingegangen sei[3]).

Ficker teilte die Freude seiner Angehörigen gar nicht, sondern war vielmehr trübe gestimmt über die Aussicht ein Land zu verlassen, das er so herzlich lieb gewonnen, um an einen Ort zu gehen, von dem er aus Erfahrung wußte, wie wenig er ihm zusagte[4]). Er habe sich mit seiner Arbeit schon auf Innsbruck eingerichtet: „komme ich nach Bonn, so ist das was ich seit 1½ Jahren getrieben großenteils vergeblich." In Innsbruck glaube er nützlich wirken zu können, (obwohl ihn seine Anlagen mehr auf das Schreiben, als auf das Professorspielen verwiesen). In Bonn müßte er seine Kollegien mehr für die Kollegen als für die Studenten halten; er würde beobachtet und jeder Mißgriff ad notam genommen werden (zumal seine Parteistellung von früher her bekannt sei). — „Wie die Sachen stehen, traute ich mir eher zu in München oder Wien zu dozieren als in Bonn."

---

beim Wiener Kongresse traf, noch einen liebenswürdigen jungen Mann fand" — „nachher verkam er wie Gentz." Bucholtz starb als k. k. wirklicher Staatskanzleirat im Jahre 1838.

[1]) Sie nennt auch Depping, geb. 1784 in Münster, der aber vielmehr nach Paris ging, wo er 1853 starb, Verf. von zahlreichen historischen, geographischen, kunstgeschichtlichen u. s. w. Werken. Vgl. Rassmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller (1866) S. 72 ff.

[2]) Ordentliche Professur, jährliche Besoldung von 900 Talern, Bewilligung von Umzugskosten. (Junkmann bekam als Ordinarius in Breslau 700 Taler, erst nach einiger Zeit 100 Taler Zulage: „zu wenig Einnahme für eine so große Stadt und so teure Zeiten," wie er 1857 an Ficker schrieb.)

[3]) W. Ulrich an Ficker 1854 Mai 5.

[4]) Brief an die Mutter, Mai 3.

Es kamen ihm seine politischen Ansichten über den preußischen Staat zum Bewußtsein; er notiert sich: „ich meine in solchen Sachen taugen alle Mittelwege nicht; soll ich einmal eine Staatslaufbahn machen, so kann ich nur meiner Anschauung folgen."

Mutter, Schwester, Schwager kamen in der zweiten Hälfte Mai auf 14 Tage nach Innsbruck, wo die Sache besprochen wurde. Ficker blieb bei seiner Ansicht: „ich habe mich unglücklich gefühlt während der Tage, wo ich entschlossen war zu gehen; hätte ich mich gebunden nach Bonn zu gehen, ich meine, es wäre aus mit meiner Lebenslust. Der Wunsch meiner Mutter war das Schlimmste. Ich bot ihr an, zu Hause zu privatisieren, nur keine Stelle anzunehmen, die für mich nicht passe" [1]). In Beziehung auf letzteres schreibt er an Böhmer [2]): „Ich würde allerdings ohne Professur und ohne Gehalt recht wohl leben können; aber mein eigenes Vermögen würde dann nicht ausreichen und wäre mir dann doppelt peinlich, mich an meine Mutter zu wenden." „Meine Vorlesungen habe ich heute bei zahlreichem Besuche begonnen; ich hätte nun auch Studenten, die sich speziell mit Geschichte beschäftigen und mit denen ich einen ersten Versuch historischer Übungen anstellen werde, aber die leidige Bonner Angelegenheit verdirbt mir sehr Lust und Liebe zur Sache." [3])

Nachdem er so durch fünf Wochen geschwankt hatte, schrieb er am 29. Mai die entscheidenden Briefe nach Berlin und Wien. In dem ersteren, der an den Geh. Oberregierungsrat und Ministerialrat Dr. Johann Schultze gerichtet war, erwähnt er, daß er allerdings im Allgemeinen nicht abgeneigt gewesen sei, die angebotene Stellung zu übernehmen: „obwohl ich mir von vorne herein nicht verhehlte, wie wenig meine Kräfte, die für die hiesigen einfachen Verhältnisse ausreichen mögen, es mir gestatten würden, in jener Stellung dem in mich gesetzten Vertrauen zu entsprechen, wie wenig ich insbesondere der Aufgabe eines ordentlichen Professors gerade an der Universität gewachsen sein möchte, wo ich noch vor wenigen Jahren Studierender war und wo die noch frischen Erinnerungen an die Verdienste meines verehrten Lehrers Aschbach die Forderungen an seinen Nachfolger noch vergrößern müssen." Er habe sich Bedenkzeit erbeten, weil er

---

1) Tagebuch.

2) An Böhmer, 1854 Mai 3.

3) In dem Brief an seine Mutter vom 3. Mai führt er das weiter aus: „Du kannst dir nicht denken, wie traurig es mir war, heute mein Kolleg zu eröffnen, mit dem Gedanken, daß es wohl das letzte sein würde. Ich konnte es allen anmerken, wie sehr sie sich freuten, daß ich wieder las, und wie sehr sie mir für die Mühe, die ich mir gebe, dankbar sind."

dem vorgesetzten Minister versprochen hatte, in dieser Angelegenheit vor weiterer Mitteilung an ihn keine bindenden Schritte zu tun.

Nun müßte es ihm um so mehr als Ehrenpflicht erscheinen, dem Wunsche des Grafen Thun entsprechend die Stellung in Innsbruck beizubehalten, als er bei seiner kurzen und überdies durch längeren Urlaub unterbrochenen Anwesenheit noch kaum Gelegenheit fand, sich dem Staate, dem er augenblicklich angehöre, für verhältnismäßig sehr bedeutende genossene Vorteile durch angestrengtere Tätigkeit erkenntlich zu erweisen. „So sehr schmerzlich es mir nun auch ist, freiwillig der Hoffnung auf eine Stellung entsagen zu sollen, die, wenn der Zufall es gefügt hätte, daß ihre Erledigung in späterer Zeit erfolgt wäre, wohl das Ziel aller meiner Wünsche hätte bilden müssen, so bleibt mir nach reiflicher Erwägung doch für jetzt wohl nichts anderes übrig, als unter dem Ausdruck des aufrichtigsten Dankes für das bei dieser Gelegenheit auf meine schwachen Kräfte gesetzte Vertrauen zu bitten, bei den Verhandlungen über die erledigte Professur zu Bonn mich nicht weiter berücksichtigen zu wollen."

In dem Wiener Briefe erklärte er sich bereit in Innsbruck zu verbleiben, es dem österreichischen Ministerium anheimgebend, ob es in Betreff seines Gehaltes eine Ausgleichung eintreten lassen wolle[1]).

An Böhmer, den er sofort von seinem Entschlusse in Kenntnis gesetzt hatte[2]), schrieb er später über seine Beweggründe ausführlicher[3]). „Der Stelle zu Bonn fühle ich mich bei der scharfen Kontrolle, die dort unzweifelhaft mir gegenüber von andersdenkenden Professoren und Studierenden geübt worden wäre, für jetzt wenigstens nicht gewachsen; ich würde dort von vorn herein in eine schiefe Stellung gekommen sein. Der preußischen Regierung habe ich nie etwas zu verdanken gehabt, das mir Verpflichtungen auferlegte; sie würde noch weniger Grund haben, das Aufkommmen junger katholischer Gelehrter in Preußen zu fördern, wenn sie einsieht, daß sie nur zu pfeifen braucht,. damit Jeder mit Freude zurückkommt, wenn sie ihn nötig hat. Eine Anerkennnung für mich konnte ich in dem Anerbieten nicht sehen; wie die Sachen lagen, war es eine halbe Notwendigkeit. Gegen Österreich, wo ich Anerkennung und Anstel-

[1]) Ficker war in dieser Beziehung in Verlegenheit (wie er an Böhmer schreibt), da er unter seinen Kollegen schon das höchste Gehalt bezog; aber seiner Verwandten wegen war ihm die Ausgleichung mit dem Bonner Angebot erwünscht.

[2]) Brief vom 30. Mai (1854).

[3]) Brief vom 12. Juni.

lung gefunden, glaube ich allerdings Verpflichtungen zu haben; dem Minister lag nach seinem Brief offenbar viel daran, daß ich bleibe. Er hat mich sehr zuvorkommend behandelt und es müßte ihn gewiß verdrießen, wen er sieht, daß die kaum Berufenen Österreich wieder zu verlassen suchen."

So legte sich Ficker die Gründe zurecht. Böhmer hatte ihm geschrieben: „ich für meine Person kann sie nur dort wünschen, wo Sie den reichsten Wirkungskreis finden für alles das, was die Geschichte dem heranwachsenden Geschlechte sein soll, und darf dabei meinen Standpunkt als Frankfurter nicht mit dem Ihrigen, der Sie in Westfalen geboren sind, verwechseln." Er wollte nicht abreden, wenn Ficker die Gelegenheit ergriff, in die Heimat zurückzukehren. Man sieht, wie ernsthaft diese Männer die Sache erwogen.

Von entscheidender Bedeutung war die Haltung eines dritten Mannes von Charakter, des Ministers Grafen Leo Thun. Er schrieb in Beantwortung von Fickers Briefen[1]), daß er mit Bedauern daraus ersehe, wie der Gedanke, den Ruf der preußischen Regierung nach Bonn anzunehmen, ihm nicht fremd sei, in Folge des Wunsches der Mutter; weil dadurch die Gelegenheit geboten sei, sich wieder mit der speziellen Geschichte seiner Heimat zu beschäftigen; endlich wegen der Besorgnis seiner Freunde, daß im Fall der Ablehnung der Bonner Lehrstuhl in ungeeigneter Weise besetzt werden könnte. Der Minister bemüht sich Fickers Erwägungen zu entkräften. Sollte die preußische Regierung wirklich so vorgehen, daß als katholischer Professor der Geschichte ein Mann angestellt werden dürfte, von dem die katholische Kirche und die katholische Wahrheit sich keine Verdienste versprechen kann, so würde auch die Stellung eines einzelnen katholischen Professors keine beneidenswerte sein. „Ich sollte darnach meinen, daß, insofern die Rücksicht auf die Förderung katholischer Überzeugungen ein entscheidendes Moment sein kann, Ihre Mitwirkung zur Hebung der historischen Studien in Österreich weit erfolgreicher zu werden verspricht, als Ihre Wirksamkeit an der Bonner Universität es zu sein vermöchte." Leider sei Fickers jetziger Wirkungskreis in Innsbruck noch ein beschränkter im Vergleich zu jenem in Bonn. Aber da lasse sich Abhilfe treffen; er hoffe, daß es bald möglich sein werde, die Innsbrucker Universität zu vervollständigen und in jeder Weise so zu heben, daß sie den Vergleich mit Bonn nicht zu scheuen brauche. Übrigens würde es auch an anderen

[1]) Vom 28. April und 1. Mai. Thun an Ficker 1854 Mai 9.

Mitteln nicht fehlen, um ihm einen größeren Wirkungskreis in Österreich zu eröffnen.

Das waren Worte, die bei Ficker verfingen, zumal er sich von Tirol nicht trennen mochte — um unter die geheimen Räte zu übersiedeln, die es unschicklich fanden einen Strohhut zu tragen. Er hatte Mutter, Schwester und Schwager bei ihrem Aufenthalte in Tirol nach dem Zillertal und an den Achensee begleitet (von wo sie nach München weiterfuhren); er gieng darauf zurück nach Schwaz und den andern Tag über den Gnadenwald nach Innsbruck. Dabei notiert er sich: „Das Landel ist doch gar zu schön, die Leute gar so gut; wie ich hier noch fortkommen soll, sehe ich nicht ab."

Dabei blieb es, auch als im Juli nochmals von Berlin her an Ficker (in Folge eines Mißverstehens seines Ablehnungsschreibens) die Propositionen gestellt wurden [1]). In der Zwischenzeit hatte sich noch ein anderer Kandidat für die Bonner Professur eingestellt, nämlich der frühere Unterstaatssekretär im deutschen Reichsministerium von 1848, Max von Gagern. Dieser, ein Convertit, hatte historische Studien getrieben, sich vor Zeiten in Bonn habilitiert und erfreute sich der Protektion einflußreicher Kreise; aber im Ministerium wollte man ihn nicht [2]) und sobald Dahlmann von dieser Kandidatur hörte, beeilte er sich sie tot zu machen. Darauf ging Max v. Gagern nach Österreich, wo er als Ministerialrat mit wichtigen Unterhandlungen beauftragt wurde; er war später neben dem Freiherrn von Biegeleben der heftigste Gegner einer preußischen Hegemonie über Deutschland, in Folge dessen die Vorkämpfer derselben es bedauerlich fanden, daß

---

[1]) Johannes Schulze (Schultze) hat auch später noch öfter sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß Ficker nicht annahm; er erkundigte sich über ihn neuerdings, als die Streitschrift gegen v. Daniels die Berliner Kreise aufmerksam machte (1857).

[2]) W. Ulrich schrieb 1854 Juli 28 an Ficker: Gagern sei „als Konvertit und Gothaer nicht erwünscht." — Die Frau Präsidentin hingegen hatte bereits 1854 April 29 ihrem Sohn geschrieben, daß die Gagern'sche und Cornelius'che (Brüggemann) Partei gegen ihn arbeite. — Ebenso meldet Böhmer am 27. April: „Außerdem soll Max von Gagern, gestützt auf die Ansicht, daß keiner dieser drei die Bedingungen, wie man sie ihnen bieten wird, annehmen wird, sich um die Stelle bewerben." Böhmer hielt etwas auf diesen Gagern, mit dem er seinerzeit „nicht häufigen, aber vertrauten Umgang" gehabt hatte. Vgl. Janssen II, 245. 369. I, 200. Im Jahre 1840 kollidierte Gagern, der sich 1836 in Bonn habilitiert hatte, mit Papencordt. Janssen II, 308. Über seine Persönlichkeit vgl. Gagerns eigene Mitteilungen in Rosenthal, Konvertitenbilder 1, S. 607—610. Seine Wirksamkeit im Reichsministerium während der Jahre 1848 und 1849 bespricht Robert v. Mohl in anerkennender Weise.

Dahlmann eine dermaßen ablehnende Haltung gegenüber von Gagerns Bewerbung in Bonn an den Tag gelegt habe [1]).

Die Professur in Bonn wurde nunmehr an Cornelius übertragen, der sie gleichwohl nur kurze Zeit innehatte und dann einem Rufe nach München folgte [2]). Auch da dachten Einige in Bonn an Ficker, der durch den Vergleich mit Cornelius eher gewonnen hatte, wie der junge Dahlmann der Mutter Fickers erzählte; (er war durch seine Heirat mit einer Münsteranerin hier eingeführt) [3]). Als die Bonner philosophische Fakultät im Jahre 1856 wieder Vorschläge zu erstatten hatte, schrieb der damalige Dekan Simrock darüber an Ficker, damit er der Fakultät die allenfalls nötigen Aufschlüsse erteilen könne [4]).

Man ist damals in Bonn zu keinem rechten Vorschlag gekommen. Einigen schien die Gelegenheit gegeben, um für Anton Springer etwas zu tun, dessen kunsthistorische Vorlesungen gut besucht waren; aber er war den katholischen Kreisen schon suspekt, wie er denn seine

---

[1]) Vgl. Treitschke, Hist. und polit. Aufsätze I. 431 (1864): „Dahlmanns Strenge verschuldete es, daß der ultramontane Max v. Gagern nicht nach Bonn berufen ward und dergestalt Preußen ein bedeutendes Talent nicht gewann, das heute seinen Feinden dient.“ Über Max v. Gagern in österreichischen Diensten (seit 18[illegible]5) vgl. die Memoiren von Schäffle, von Keudell (wo ein Ausspruch Bismarcks zitiert ist), L. Pastors Buch über Aug. Reichensperger (1899).

[2]) Bei den Beratungen über die Besetzung des „katholischen“ Lehrstuhls der Geschichte in München (vgl. Friedrichs Gedächtnisrede auf Cornelius S. 35) wurde unter den nichtbaierischen Persönlichkeiten (neben Gfrörer und Graf Mailath) auch Ficker genannt: „der letztere noch sehr junge Gelehrte, aus seinem Vaterland Westfalen an die Universität Innsbruck berufen, hat sich durch seine monographischen Arbeiten bereits als einen tüchtigen Forscher und Kenner der früheren deutschen Geschichte erprobt.“ Bericht des Senates der Universität München an den König 1854 März 18 (Mitt. von Prof. J. Friedrich).

[3]) Die Frau Präsidentin schreibt an ihren Sohn 1855 Sept. 9: „Neulich sprach ich den jungen Dahlmann, der zum Besuch hier war; er erzählte mir, daß Cornelius bei weitem nicht so viel Glück mit seinen Vorlesungen in Bonn hätte als Du, sie wären bei weitem nicht so besucht, seine Vorträge gefielen nicht so sehr und er ginge zu viel in die Einzelheiten ein, wodurch die Vorträge zu gedehnt würden; indeß sein neu herausgegebenes Werk gefiele sehr in der gelehrten Welt.“ — Der Sohn des Bonner Historikers hatte eine Nichte des Staatsministers Duisberg geheiratet und dabei zu katholischer Kindererziehung sich verpflichtet, worauf sich ein heftiger Ausfall Rudolfs v. Bennigsen bezieht (Deutsche Revue 1904 S. 21), während Treitschke der Gesinnung Dahlmanns dieser gemischten Ehe gegenüber schöne Worte der Anerkennung zollt.

[4]) Auch von Berlin her wurde Ficker sondiert. Er schreibt an Böhmer 1856 Nov. 17: „Von Berlin wie Bonn sind mir Anfragen zugekommen wegen Übernahme der dortigen Professur; ich hatte jetzt, wenn ich von Gehalt u. dgl. absehe, wohl noch weniger Grund hinzugehen, als früher“ . . .

Familie protestantisch werden ließ, später selbst übertrat. Da man Junkmann und Janssen nicht wollte [1]), wurde später der junge Kampschulte, der sich erst 1856 habilitiert hatte (ein Schüler von Cornelius), als Extraordinarius angestellt. Junkmann der damals, wie man aus seinen Briefen an Ficker ersieht, auch für Österreich zu haben gewesen wäre [2]), kam als Nachfolger von Cornelius nach Breslau, wo er die katholische Geschichtsprofessur bis zu seinem Ende innehatte, persönlich geachtet, aber wissenschaftlich unproduktiv und daher mehr und mehr in sich zurückgezogen [3]). Janssen, der sich 1854 in Münster habilitiert hatte, ward noch in demselben Jahre, durch Ficker nachdrücklich gefördert, an die katholische Selektenschule in Frankfurt a. M. berufen, wo er zu Böhmer in die intimste Beziehung trat [4]), auch zu wissenschaftlicher Tätigkeit Muße genug fand [5]).

Ficker aber erhielt noch 1854 (vor Ablauf der gesetzlich normierten drei Jahre) die Bestätigung im Lehramte, zugleich eine Ge-

---

[1]) Die Situation wechselte wiederholt. Anschütz (nunmehr Extraord. in Bonn) schreibt 1856 Nov. 16 an Ficker: „Ich glaube, daß Janssen und Springer beide zusammen vorgeschlagen werden. Man will Springer bei dieser Gelegenheit für Kunstgeschichte durchbringen. Springer liest diesen Winter in Köln über Kölnische Kunstgeschichte. Er meinte neulich, mit Ausnahme von Dir hätte noch Niemand die Kölnischen Quellen zu benutzen verstanden.“ 1856 Dez. 20 meldet Böhmer: „In Bonn sollen nun vorgeschlagen sein: Springer, Janssen, Contzen.“

[2]) Junkmann 1853 Sept. 20 an Ficker (aus Münster): „Ich habe Höfler aus Prag, der mich zu einer Erklärung in dieser Hinsicht drängte, ganz bestimmt zugesagt, wenn sich meine Verhältnisse hier nicht bessern.“ 1854 Juli 3 (aus Braunsberg): „Da ich nun einmal losgerissen bin, würde ich mir auch nicht viel daraus machen nach O. zu gehen.“

[3]) In Breslau traf Junkmann mit Ferd. Roemer, der hier Ordinarius für Geologie geworden war, zusammen. Wattenbach kam als Archivar hieher, Mommsen als Professor des römischen Rechts. Um mit letzterem den Plan zum Corp. inscript. Latinar. festzustellen, traf W. Henzen zu längerem Aufenthalt in Breslau ein (F. Roemer an Ficker). Römer meldet, daß Mommsen bald nach Innsbruck zu kommen gedenke.

[4]) Als Böhmer 1852 nach einem wissenschaftlichen Amanuensis Umschau hielt, hatte Ficker ihm schon damals den Joh. Janssen empfohlen. — Ficker intervenierte für Janssen bei Wedewer, dem ihm seit 1848 bekannten Inspektor der Selektenschule.

[5]) Zunächst für westfälische, dann für rheinfränkische Geschichte. Es wurde von den Münsterischen Geschichtsquellen der 3. Band bearbeitet, in der neugegründeten Zeitschrift für Geschichte des Niederrheins über die Kölnischen Geschichtsquellen gehandelt. Darüber berichtet er an Ficker 1855 August 2. Vgl. auch Böhmer an Janssen 1857 April 13 (bei Janssen, III, 208 f.).

haltserhöhung von 100 Talern (damit er in Innsbruck nicht schlechter gestellt sei, als er es bei Annahme des Rufes in Bonn gewesen wäre). Er empfing auch vom Ministerium die Zusicherung, Gesuche um Förderung seiner Lehrtätigkeit oder anderweitiger wissenschaftlicher Forschungen möglichst berücksichtigen zu wollen (worauf sich Ficker, so lange Graf Thun im Amt blieb, verlassen konnte).

Ficker quittirte diesen Erlaß mit der Erklärung, daß er „so manchen Traditionen seiner Heimat folgend, den kaiserlichen Dienst jedem anderen vorziehe."

In den Sommerferien 1854 besuchte Ficker seine Heimat, die er seit zwei Jahren nicht gesehen: „aufrichtig gestanden, wäre es nicht meiner Mutter wegen, ich bliebe fast lieber im Landel, um zu arbeiten und umherzulaufen" [1]). Er kam nach Frankfurt, um Böhmer (den er vergebens in Innsbruck erwartet hatte) zu sehen, „worauf ich mich so lange gefreut"; hier lernte er Kopp kennen, der auf einer wisssenschaftlichen Reise herkam [2]). Von Frankfurt ging Ficker nach Bonn, wo er fast ausschließlich mit Floß verkehrte und „sich freute nicht für immer wieder einzuziehen". Am 25. August traf er in Münster ein, wo er über drei Wochen blieb, ohne sich recht wohl zu fühlen. Die Freunde waren fort oder verlobt, auch die Freundinnen; er kam sich vor wie ein übrig Gebliebener. „Was mir der Geschichtsverein am 13., 14., 15. September hätte bieten können, wurde mir durch kleine Unannehmlichkeiten verbittert; ich gelte hier nicht, was ich draußen gelte". — „Wenig nur erinnert mich an die alten Zeiten; der alte Kreis löst sich mehr und mehr." „Ich meine, ich sei in die Heimat nur gereist, um mich ganz von ihr loszureißen." Am 20. September fuhr er wieder Tirol zu; zum zweitenmale kam er vom Arlberg her nach Innsbruck: „wohl ging mir das Herz auf, als ich das Hochgebirge wieder sah" [3]).

---

[1]) Er hatte, um nicht aus der Übung zu kommen, am 21. Juli den Glungezer, am 31. Juli den halsbrechenden Tribulaun bestiegen. Im August war er in Obernberg und Stubai.

[2]) Kopp kam auf derselben Reise nach Prag (wo er Palacky und Höfler besuchte), Wien (wo er die alten Bekannten Chmel, Karajan, Bergmann, zuletzt noch Meiller sah), auf der Rückreise nach Innsbruck. „In Innsbruck war ich Vormittag und Nachmittag mit Abschreiben auf dem Archive beschäftigt; Herr Direktor Werz (Wörz) hat mich aufs freundlichste empfangen und behandelt." (Brief an Ficker 1854 Herbstmonat 26.) — Kopp war das erstemal 1845 in Innsbruck gewesen, wo er die Register des Hauses Görz-Tirol benützte. (An Ficker 1854 Christmonat 31.)

[3]) Tagebuch 1854 Okt. 2.

Die Entschließung Fickers machte großen Eindruck, auch auf die Privatdozenten in Bonn, die sich seiner alten Vorliebe für Österreich erinnerten (während der Österreicher Springer ein Preuße wurde). Böhmer urteilte: „Ich hätte es nicht tadeln dürfen, wenn Sie nach der Heimat zurückgekehrt wären, aber so ist es mir lieber, nämlich weil mir's von Ihnen gefällt, daß Sie für den Ihnen dort eröffneten Wirkungskreis und das Ihnen geschenkte Vertrauen so dankbar sind, dann weil es ein günstiges Votum für die dortigen Zustände in sich schließt, endlich weil mich selbst nun nicht mehr der Vorwurf trifft, daß ich eine solche Eventualität bei der Berufung Aschbachs nicht vorausgesehen und nicht darauf aufmerksam gemacht habe. Möge Ihre dortige Wirksamkeit Früchte tragen, die Ihre Entscheidung rechtfertigen und Ihnen lohnen!" [1]).

Und später [2]) noch einmal darauf zurückkommend: „Es ist schön, daß man Sie von der Regierung so gut behandelt, als Sie es verdienen. Möge man nur in Wien auch die Wichtigkeit der kleineren Universitäten gehörig erkennen. Ich meine immer, daß aus deren Mitte, dort wo die Wissenschaft nicht im Strudel der Hauptstadt übertäubt wird oder nur als Nebensache besteht, tiefere Innerlichkeit sich entwickeln könne und regere Wirksamkeit [3]). So war es einst vor einem halben Jahrhundert — wenngleich nicht in der Richtung, die wir heute fordern — in Jena [4]). Und dieses empfängliche Volk der Tiroler, halb deutsch und halb welsch, wäre wohl recht geeignet, um einen solchen Kern versammelt zu sein, und von ihm wieder abzuströmen in die übrige Monarchie. Die Bemerkungen, die Sie mir darüber machen, scheinen mir sehr wahr und richtig."

Auf diese Weise ist Ficker dem Lande Tirol und der Universität Innsbruck erhalten geblieben. Er bürgerte sich hier ganz und gar ein, indem er nach einigen Jahren (1857) eine Tirolerin heiratete. Er empfing in Innsbruck den Besuch seines hochverehrten Gönners Böhmer [5]); es kamen auch Junkmann, Cornelius, Janssen (1860),

---

[1]) Brief vom 1. Mai 1854. (Janssen III, 119 zitiert diesen Brief in der Anmerkung.)

[2]) 1855 Jänner 13. (Nicht bei Janssen.)

[3]) W. v. Humboldt tat zur Zeit, wo es sich um die Einrichtung der Berliner Universität handelte, einen ähnlichen Ausspruch. Hist. Zeitschr. N. F. 29 S. 278.

[4]) D. h. in der Zeit, wo Schiller, A. W. von Schlegel, Schelling u. s. w. in Jena wirkten.

[5]) Im Herbst 1857. Vgl. Janssen III, 244. 248; 215. 229. 276. Böhmer blieb 9½ Tage in Innsbruck, „fast beständig in Gesellschaft des sehr tüchtigen Pro-

F. Roemer, L. und H. Hüffer, wiederholt natürlich auch die Mutter, der Bruder, Onkel und Tante Freusberg, deren Kinder, ebenso der Vetter August Krahé, der sich in abenteuerlichen Plänen gefiel[1]), die ihn schließlich nach Spanien vertrieben. — An der Universität Innsbruck aber begann eine Zeit rüstigen und erfolgreichen Schaffens auf historischem Gebiete.

---

fessors Ficker aus Westfalen, der sich hier verheiratet und einen hoffnungsvollen Schülerkreis versammelt hat," wie Böhmer an den Buchhändler Hurter in Schaffhausen (1858 Jan. 26) berichtet. — Als einige Jahre nachher Ficker mit seiner Frau durch Frankfurt kam, lernte diese die junggesellenhafte Häuslichkeit Böhmers näher kennen. Eine der Katzen des berühmten Regestenmannes setzte sich ihr auf den Schoß, ein älteres gräuliches Thier, das die Frau Professor sich aus Respekt nicht wegzujagen getraute, obwohl sie ein „Grausen" empfand — wie sie mir nach Jahren erzählt hat.

[1]) So die Organisation einer päpstlichen Armee betreffend (1860), wo ihm aber Lamoricière zuvorkam. Er hatte sich gleichwohl in Österreich, wie die Dinge damals lagen, hoher Protektion zu erfreuen.

X. Kapitel.

Die Begründung der Innsbrucker Schule.

Da Fickers Lehrtätigkeit in der Geschichte des gelehrten Unterrichts Epoche macht, müssen wir bei derselben eingehender verweilen.

Wie er seine historischen Übungen einzurichten gedachte, entwickelt Ficker in einem Briefe an Böhmer [1]). Anleitung und Vorträge sollten darnach Hand in Hand gehen; letztere machten ihm einige Schwierigkeiten: „aber ich lerne selbst manches dabei und werde auf Sachen aufmerksam, an die ich früher nie gedacht habe. Eine systematische Behandlung des ganzen Gebietes der historischen Forschung ist meines Wissens noch nicht versucht worden. Das System entwickelt sich mir selbst erst allmählig und bei einer nochmaligen Behandlung würde ich es vielfach ganz ändern; es ist übrigens von vorn herein vorzugsweise auf die Reichsgeschichte des Mittelalters berechnet, doch im Allgemeinen auch Altertum, Orient und Neuzeit berücksichtigt. Den ganzen Stoff hatte ich mir folgendermaßen geteilt:

1. Die verschiedenen Arten historischer Quellen.

2. Das Aufsuchen der Quellen und Hilfsmittel für eine bestimmte Arbeit, also Kenntnis der literarischen Hilfsmittel, Repertorien, Direktorien, Regesten u. s. w. Einrichtung der Quellensammlungen, Regeln

[1]) 1854 Dez. 12. — In seinem Tagebuch bemerkt Ficker 1854 Aug. 14: „Vor allem hoffe ich hier eine Art historische Schule zu bilden, habe diesen Sommer den Anfang gemacht und denke die Sache, ohne mich die Mühe verdrießen zu lassen, rüstig fortzusetzen.“

für die Benützung von Bibliotheken und Archiven, für Aufsuchung unbekannter Quellen u. s. w.

3. Vorkenntnisse zum Verständnis der Quellen, also die Hauptmasse der sog. historischen Hilfswissenschaften, aber als mittelalterliche Altertumskunde systematisch geordnet, wobei vorzüglich die Diplomatik in ihre Teile aufgelöst werden würde. Ich würde mich damit begnügen zu zeigen, was bei den einzelnen Teilen alles zur Sprache kommt und anzugeben, wo nähere Anleitung zu finden; es würde eine Einleitung nicht eine Darstellung der Hilfswissenschaften selbst. Da habe ich mich vorläufig mit einigen Andeutungen begnügt, die Ausführung auf ein anderes Jahr verschoben. Chronologie, die mir vor allem nötig schien, lese ich jetzt ohnehin eine wöchentliche Stunde; in der Palaeographie habe ich schon praktisch Anweisung gegeben.

4. Prüfung des Wertes der einzelnen Quellenzeugnisse, historische Kritik, Echtheit, Unverfälschtheit, Glaubwürdigkeit. Damit habe ich jetzt begonnen und finde natürlich große Schwierigkeiten. Ich sah vorzüglich kritische Arbeiten, z. B. für Echtheit übers chron. Cavense, Corbeiense, das privilegium maius u. s. w. durch, und suche mir aus dem dabei beobachteten Verfahren allgemeine Regeln zu abstrahieren, ergänze es aus meinen eigenen Einfällen und hoffe so doch noch etwas leidliches zusammenzubringen. Natürlich gebe ich nie eine Regel an, ohne zugleich die Beispiele vorzulegen und lasse auch die Studenten berichten über einzelne kritische Untersuchungen, um zu sehen, ob sie begreifen, worauf es ankommt. Die Theorie kann da freilich nur wenig tun, wenn der richtige praktische Blick fehlt.

5. Vom Zusammenstellen und Vergleichen der kritisch geprüften Quellenaussagen, um das Resultat der ganzen Forschung zu gewinnen.

Ich denke wohl daran, daß daraus mit der Zeit, wenn mir die Sachen durch mehrfaches Durchgehen sich immer klarer darstellten und die Mängel ergänzt würden, ein Compendium für Studierende hervorgehen könnte; aber es würde ein sehr gewagtes Unternehmen sein; mancher Studierende würde schon dabei etwas lernen, aber bei der außerordentlichen Verschiedenheit der Gegenstände, die zur Sprache kommen müßten, würde ein solches Buch der Kritik hundert Gelegenheiten zum Angriff bieten; und mich dem auszusetzen werde ich kaum den Mut haben."

Worauf Böhmer ihm zurückschreibt[1]: „Alles was Sie mir über Ihre Anleitung zur Geschichtsforschung mitteilen, finde ich sehr gut

[1]) Böhmer an Ficker 1855 Jan. 13.

und interessant. Auf das dabei zu befolgende System kommt meiner Meinung nach nicht so viel an. Sie haben den ganz natürlichen Weg gewählt, wie man allmählig mit dem Stoffe bekannt wird. Die direkte Belehrung der Schüler ist nur die halbe Aufgabe des Lehrers, sie zur Selbsttätigkeit heranzuziehen die andere. Mit freudiger Hoffnung begrüße ich alles, was in dieser Richtung auch im Allgemeinen von der Regierung durch die historischen Seminarien geschieht. Wenn auch der größere Teil der Studierenden dadurch nur allgemeine Bildung und Tüchtigkeit gewinnt, so wird doch auch eine Minderheit hervorgehen, die auf dem Felde der Wissenschaft den österreichischen Standpunkt, also auch denjenigen des Reiches und der Kirche behauptet gegen die rückwärtigen Wahrheitsfälschungen, die man anderwärts in ganz modernen Interessen betreibt" [1]).

Der Gedanke, den Ficker aussprach, nämlich seine „Anleitung zur quellenmäßigen Bearbeitung der Geschichte" beziehungsweise „Anleitung zur historischen Kritik" (wie schließlich der Titel lautete) drucken zu lassen, wurde von ihm öfter erwogen [2]), auch als er schon in den Ruhestand getreten — es war

[1]) Böhmer verweist in dieser Beziehung auf das, was Pertz in der Vorlesung über die Placentiner Chroniken (Abhandlungen der Berliner Akademie 1853) über Gregor VII. und die Stellung der Kirche im 13. Jahrh. gesagt hatte.

[2]) An Stälin schreibt Ficker 1870 Okt. 30: er denke wohl daran, seine Anleitung zur historischen Kritik einmal für den Druck umzuarbeiten in der Form eines Grundrisses. — An Mühlbacher 1876 März 12: Was die Vorlesungen über historische Kritik betrifft, so habe ich selbst oft an die Veröffentlichung gedacht. Aber ich weiß doch nicht, ob ich mich daran wagen soll oder ob etwas damit genützt sein wird. Es ist doch etwas ganz anderes, etwas zusammenzustellen, was den hiesigen Studierenden nützen mag, und es zu veröffentlichen, also zu prätendieren, damit der gesamten deutschen Geschichtswissenschaft unter die Arme greifen zu können. Vielleicht wäre es nicht gerade zu schwer, einen kurzen Grundriß, der nur die nackten Sätze enthält, zusammenzustellen. Aber damit wäre nicht viel gewonnen, wenn nicht zugleich Erläuterung an Beispielen hinzukommt. Diese Beispiele sollten aber dann sorgfältig ausgewählt und nicht bloß dem engen Kreise meiner Studien entnommen sein . . ." Als Ficker vom Lehramt zurücktrat, legte er besonderen Wert darauf, daß von Mühlbacher oder Busson eine entsprechende „Anleitung" gegeben würde. Er lieh ihnen zu diesem Zwecke seine Hefte, mit dem Bemerken, daß er einzelne Partien doch noch auszuarbeiten gesonnen sei. Es lagen damals folgende Abteilungen vor: 1. Allgemeine Quellenkunde. 2. Anleitung zur Kritik. Arten der äußeren Überlieferung. 3. Entstehungsverhältnisse. 4. Verwandtschaft. 5. Verfälschungen. 6. Emendation und Veröffentlichung. 7. Echtheit. 8. Glaubwürdigkeit der Tatsachen. „Es sind durchwegs zweite, meistens dritte Bearbeitungen aus den Jahren 1868/76; einzelne Blätter mögen bis 1855 zurückreichen." (Ficker an Mühlbacher, 1881 April 24 und Juni 13. Mühl-

tatsächlich das beste Kolleg dieser Art, das man in Deutschland hören konnte [1]). Aber andere Arbeiten drängten sich heran und so begnügte sich Ficker, sein Heft den Schülern zu überweisen, als sie selbst solche Aufgaben übernahmen. Unabhängig davon hat Alfons Huber von seiner eigenen Nachschrift des Ficker'schen Kollegs als Professor in Wien Gebrauch gemacht, wie er seinem Lehrer zu melden nicht verfehlt hat.

Sehen wir, wie sich Fickers Vorgehen praktisch gestaltete.

In dem Berichte, den Ficker am Ende des Sommersemesters 1854 dem Unterrichtsministerium erstattete [2]), spricht er seine Meinung über den Zweck der von ihm angestellten historischen Übungen aus. Er habe sich überlegt, ob er eine Anleitung zur historischen Darstellung verbunden mit Vortragsübungen geben solle oder eine Anleitung zur historischen Forschung. Er habe sich für letzteres entschieden. Auch für diejenigen Studierenden, die nicht dem gelehrten Berufe als solchem sich widmen, sondern in den Gymnasialdienst treten, sei ein derartiges Vorgehen das zweckmäßigste.

„Es wird als allgemein anerkannter Grundsatz gelten dürfen, daß der Lehrer mehr wissen soll, als er dem Lernenden vorzutragen hat. Auf Geschichte angewandt, möchte hier allerdings für den Standpunkt des Untergymnasiums ein quantitativ größeres Wissen genügen, d. h. eine umfassende Kenntnis der historischen Tatsachen; für das Obergymnasium würde dagegen gewiß auch ein qualitativ größeres Wissen erforderlich sein, nicht blos eine ausgedehntere Kenntnis der Resultate der historischen Forschung, sondern ein Verständnis der Forschung selbst. Wie das Wissen des philosophischen und mathematischen Lehrsatzes ohne Verständnis des Beweises, auf den er sich stützt, wie das Wissen der Resultate der Physik und Chemie ohne Kenntnis der Versuche, auf denen sie beruhen, so ist auch das Wissen der historischen Tatsachen ohne Einsicht in die Forschung, durch die sie gewonnen sind, etwas Äußerliches und Totes, irgend höheren wissenschaftlichen Anforderungen nicht mehr genügendes. Es kann unbezweifelt Jemand ein sehr tüchtiger Lehrer sein, ohne selbst jemals selbständige historische Forschungen angestellt zu haben; aber ein Verständnis der Forschung wird ihm jedenfalls so weit eigen sein müssen, daß er sich insbesondere bei Beantwortung der Frage, welches von widersprechenden Resultaten der Forschung er seinem

---

bacher, eben Professor in Wien geworden, gedachte nach Fickers Vorgang sich zu richten und bekam auch dafür die Hefte geliehen.)

[1]) Scheffer-Boichorst und andere Schüler Fickers bezeugen dies.

[2]) Die Berichte Fickers an das Ministerium liegen mir im Konzepte vor.

Vortrage zugrunde zu legen hat, auf sein eigenes Urteil über den Wert der Forschung verlassen kann. Die Vermittlung eines solchen Verständnisses, das offenbar durch eigene Versuche in historischer Forschung am leichtesten erreicht werden wird, ist nun gerade das, was ich bei meinen Übungen vorzugsweise im Auge habe."

Nachdem der Professor so die Gründe, die ihn leiteten, vorgetragen, wird über die Durchführung berichtet. „Ich kündigte die Übungen unter dem Namen „Anleitung zur quellenmäßigen Bearbeitung der Geschichte für Lehramtskandidaten" an, mir sogleich vorbehaltend, die Zulassung von meiner Entscheidung abhängig sein zu lassen. Daran glaube ich auch in Zukunft festhalten zu dürfen, da eine Beschränkung auf 5 bis 6 Teilnehmer nötig sein wird, um die gesetzten Zwecke zu erreichen, und auch kaum anzunehmen, daß hier mehr Studierende sein könnten, die sich mit historischen Studien vorzugsweise befassen."

„In dem vergangenen Semester habe ich mich darauf beschränkt, den Zuhörern eine systematische Übersicht über das Gebiet der historischen Forschung, über das Ineinandergreifen der verschiedenen historischen Disziplinen, und insbesondere über die verschiedenen Arten der historischen Quellen, ihren Wert, die Art ihrer Benutzung für geschichtliche Zwecke u. dgl. zu geben und zwar so, daß ich damit Besprechungen verband, das Gesagte durch Beispiele erläuterte und einzelne Denkmale und Quellen aus den Sammlungen des hiesigen Museums, wo ich diese Übungen hielt [1]), oder aus meinen eigenen vorlegte."

Vor einer solchen Einführung in den Stoff glaubte er mit Ausarbeitungen nicht beginnen lassen zu dürfen. Erst am Ende des Semesters stellte er Aufgaben, damit schon die Ferien zur Ausarbeitung benutzt werden könnten. Da Ficker bemerkt hatte, daß (mit Ausnahme des jungen Kern) alle Teilnehmer genötigt waren durch Stundengeben ihren Unterhalt zu erwerben [2]), erbittet er sich (mit Berufung auf die Zusagen bei Ablehnung des Bonner Rufes) Stipendien für die tüchtigsten Studierenden oder wenigstens Gratifikationen für gelungene Arbeiten (wie sie in Wien den Teilnehmern am philologisch-historischen Seminar gewährt wurden).

[1]) Durch die ganzen Fünfziger Jahre wurden die Übungen von Ficker im Ferdinandeum abgehalten (in dem Zimmer, wo jetzt die Kanzlei sich befindet). Seit den Sechziger Jahren in der Universität.

[2]) Die meisten Studierenden waren Bauernsöhne, die von ihren Eltern dem geistlichen Berufe zugedacht waren.



Das Ministerium genehmigte diese Anträge, infolge deren Anfangs 1855 bereits zwei Studierende eine solche Unterstützung zuerkannt erhielten[1]). Es werden auch ihre Arbeiten charakterisiert; der eine hatte „Die angebliche Zerstörung Magdeburg's durch Tilly“ dann den „geographischen Sprachgebrauch des Otto von Freising“ behandelt. Der andere, Josef Durig[2]) — berichtet der Professor — „hat eine Arbeit über die angebliche Vergiftung Kaiser Heinrich VII. vorgelegt, die meine Erwartungen von einem ersten Versuche kritischer Geschichtsbehandlung durchaus übertroffen hat. Lag ihm auch in einer Arbeit Barthold's über denselben Gegenstand das Material schon großenteils vor, so hat er dieses mit dem größten Fleiße zu ergänzen gesucht; er mußte zugleich, da einige der wichtigsten Zeugnisse Barthold noch unbekannt waren, bei einem bedeutenden Teile der Forschung ganz selbständig vorgehen, ist dabei mit großer Umsicht zu Werke gegangen und hat sowohl in der Arbeit selbst, als in den daran geknüpften Besprechungen meines Erachtens gezeigt, daß ihm der richtige Blick für kritische Forschung gegeben sei, der, wenn er von vornherein fehlt, kaum zu erlernen ist und der in Verbindung mit dem unermüdlichen Fleiße, den er überall zeigt, ihn vorzugsweise zu spezielleren historischen Studien befähigen möchte[3]).

Von dem Geschick Durigs habe sich überdies der Professor überzeugt, indem er ihn zur Übung bei eigenen Forschungen zuzog, die Gelegenheit gaben, ihm einzelne Punkte durch praktische Anwendung zu erläutern. „Die verflossenen Ferien hat er anfangs unter meiner Anleitung, dann selbständig zum Teil dazu benützt, sich im Lesen und Abschreiben alter Handschriften zu üben, und es darin bereits zu solcher Fertigkeit gebracht, daß ihm im hiesigen Ferdinandeum einschlägige Arbeiten anvertraut werden konnten“[4]).

---

[1]) Franz Messmer (aus Taufers im Vintschgau) erhielt 200, Josef Durig (aus Tschagguns in Vorarlberg) 150 Gulden. — Franz Meßmer, von seinen Mitschülern sehr geschätzt, ist früh gestorben (1870).

[2]) Über Jos. Durig, geb. 1833 Jan. 15, vgl. Hans v. Voltelini in der Zeitschrift des Ferdinandeums 1905 S. 407 ff.

[3]) Auch Böhmer gegenüber lobte Ficker (1854 Dez. 12) Durigs Arbeit: „eine Untersuchung über die Todesart Heinrichs VII., die mit außerordentlichem Fleiß und mit mehr Umsicht und Einsicht gearbeitet ist, als ich irgend erwarten konnte.“

[4]) Durig hatte im Laufe des Jahres auch ein kritisches Referat über die damals vielbesprochene Urgeschichte Phöniziens von Sanchuniathon erstattet — „um den Teilnehmern an den Übungen ein Beispiel für die Kriterien der Unechtheit zu geben.“

Im Sommersemester (1855) konnte noch ein dritter Studierender, Paul Wallnöfer[1]), für eine Unterstützung in Vorschlag gebracht werden, während die Übungen gemäß dem an Böhmer berichteten Programm ihren Fortgang nahmen[2]). Dabei schien es notwendig, eine Form zu wählen, die es möglich machte, sich jederzeit über das Verständnis des Vorgetragenen von Seite der Studierenden zu vergewissern. Der Professor ließ daher nicht allein vor jedem neuen Vortrage den Inhalt des früheren von den Studierenden wiederholen, sondern unterbrach auch den Vortrag selbst beständig durch Fragen und suchte insbesondere die Studierenden dahin zu leiten, die zu suchenden Regeln mit größerer oder geringerer Hilfe selbst aufzufinden. Da dieselben bei einer solchen Form des Vortrages auf das Nachschreiben verzichten mußten, so suchte er diesem Umstande dadurch abzuhelfen, daß er ihnen nach Beendigung eines Abschnittes die eigenen Hefte zur Anfertigung von Auszügen oder Abschriften zur Verfügung stellte[3]).

Fickers Bericht gedenkt dann der Arbeiten der Studierenden, denen die Auswahl aus einer größeren Anzahl von Thematen freistand[4]). „Daß die gestellten Aufgaben größtenteils dem Mittelalter, das auch in den Vorträgen besonders berücksichtigt wurde, entnommen sind, ohne jedoch Altertum und Neuzeit ganz auszuschließen, erklärt sich teils durch allgemeine, teils durch besondere hiesige Verhältnisse. Die Quellen des Altertums lernt der Studierende schon am Gymnasium genauer kennen, er hat auf der Universität Gelegenheit, in den philologischen Vorlesungen und Übungen sich eine tiefergehende Kenntnis derselben zu erwerben; für die Neuzeit ist es der Reichtum der Quellen, der hier ins Einzelne gehende selbständige Forschungen den Studierenden nur selten ermöglicht“[5]). Dazu kamen als besondere

---

[1]) Wallnöfer, geb. 1835 zu Prad im Vintschgau; er hatte am Gymnasium zu Meran noch Albert Jäger zum Professor gehabt.

[2]) Im Wintersemester Punkt 1, 2, 3: „über die verschiedenen Arten der Geschichtschreibung, Anleitung zum Aufsuchen der Quellen, Übersicht über die zum Verständnis der Quellen nötigen Kenntnisse (historische Hilfswissenschaften). Im Sommersemester wurde dann der schwierigste Teil der Aufgabe begonnen, der Versuch einer systematischen Zusammenstellung der Regeln der historischen Kritik, und der erste Teil, die Anleitung zur Prüfung der Echtheit der Quellen beendet“ (Punkt 4 des Programms).

[3]) So hielt es Ficker auch später, in den Sechziger und Siebziger Jahren. Die meisterhafte Anwendung der sokratischen Methode ist für ihn charakteristisch.

[4]) Auch diese Art hat Ficker später beibehalten.

[5]) Allerdings dachte einer der damaligen Schüler Fickers, Jos. Schaller aus Villanders, bereits an eine Geschichte Erzherzogs Ferdinand von Tirol und der

Gründe, daß die Hilfsmittel der Innsbrucker Universitätsbibliothek sich fast bei jeder Arbeit unzulänglich erwiesen. „Diese bot für Arbeiten aus der Tiroler Geschichte die Bibliothek des Ferdinandeums, für allgemeine Geschichte dagegen waren die Studierenden zur Ergänzung auf die Privatbibliothek des Professors angewiesen, die natürlich nur in den Jahrhunderten des Mittelalters, mit deren Studium er sich vorzugsweise beschäftigte, auf einige Vollständigkeit Anspruch machen konnte.“ [1])

Durig hatte eine Abhandlung über den äußeren Hergang des Friedens zu Venedig im Jahre 1177 und die sagenhaften Nachrichten der venetianischen Chroniken über denselben vorgelegt. „Diese Arbeit ist ohne Zweifel die bei weitem vorzüglichste, und möchte, abgesehen von der noch manches zu wünschen übrig lassenden äußeren Form, ohne Zweifel allen Ansprüchen genügen können, die sich irgendwie an einen Studierenden im zweiten Jahrgange stellen lassen. Der erste Teil der Arbeit gibt eine sehr fleißig und umsichtig gearbeitete Darstellung des äußeren Herganges des Friedens, die sich überall unmittelbar auf die erhaltenen Akten desselben, die päpstlichen Briefe und die gleichzeitigen Geschichtschreiber stützt, bei der der Verfasser schon deshalb selbständig vorgehen mußte, weil denen, die diesen Hergang früher eingehender nach den Quellen darstellten, wie Raumer und Luden, mehrere der wichtigsten Hilfsmittel, wie die Regesten von Jaffé und insbesondere die 1845 veröffentlichte Cronaca Altinate noch nicht zur Hand waren, die neueste Darstellung aber in der trefflichen Storia documentata di Venezia von Romanin den Her-

---

Philippine Welser, wofür die Ferdinandeums-Bibliothek Stoff bot. Vgl. die „Schützenzeitung“ in einer Korrespondenz aus Villanders 1856 Okt. 20 (mit einem Lobe Fickers als Lehrer).

[1]) Darauf kommt Ficker zurück, als er eine Eingabe an das Ministerium wegen einer außerordentlichen Dotation der Universitätsbibliothek richtete (1858), damit wenigstens für Arbeiten über österreichische und deutsche Reichsgeschichte das notwendigste Quellenmaterial in genügender Vollständigkeit hier vorhanden wäre. — Es fehlten z. B. die Monumenta Bohemiae von Dobner, die Origines Guelficae, die Italia sacra, Gallia Christiana, die große französische Quellensammlung des Bouquet und seiner Nachfolger. Es fehlten ferner der Codex diplomaticus Moraviae, das Urkundenbuch des Landes ob der Enns, das Urkundenbuch von Kremsmünster, die Regesta Bohemiae von Erben u. s. w. „Böhmers Kaiserregesten kamen erst durch Geschenk des Verfassers auf die Bibliothek, Jaffés Papstregesten konnten erst angeschafft werden, als im vorigen Jahre außergewöhnliche, für juristische Werke aufzuwendende Mittel es möglich machten, etwas mehr auf andere Fächer zu verwenden.“ — Die ordentliche Dotation der Universitätsbibliothek betrug damals nur 600 fl. für das Jahr.

gang nur kurz berühren konnte [1]). Dasselbe gilt von der ersten Hälfte des zweiten Teiles der Arbeit, in welcher der Hergang in seiner sagenhaften Ausschmückung nach den Berichten des Dandolo, Sanuto und anderer venetianischer Chronisten dargestellt wird. Es folgt dann noch der schwierigste und verdienstlichste Teil der ganzen Arbeit, in welchem er diese sagenhaften Berichte durch Vergleichung mit den glaubhaften Quellen und durch Aufdeckung innerer Widersprüche widerlegt, die Gründe, auf welche hin Daru und andere dieselben zu verteidigen suchten, als unhaltbar nachweist und das allmählige Entstehen dieser Sagen so weit verfolgt, als es unsere leider noch sehr unvollständige Kenntnis der venetianischen Geschichtsquellen verstattet." Der Professor faßt sein Urteil über diesen Studierenden zusammen: „sowohl aus dessen Arbeiten, wie durch den fast täglichen persönlichen Umgang habe er die Überzeugung gewonnen, daß Durig die Hauptvorbedingungen für die geschichtliche Einzelforschung, einen unermüdlichen und emsigen Fleiß im Sammeln des Stoffes, der einmal aufmerksam geworden, nicht ruht, bis er das ihm Erreichbare wirklich erreicht hat, dann einen scharfen kritischen Blick bei der Sichtung und Verarbeitung des gesammelten Materials in einem Grade vereinigt besitzt, wie derselbe sich bei Studierenden nur selten finden möchte."

Theodor von Kern (den Ficker in einem Briefe an Böhmer einen seiner fleißigsten wenn auch etwas schüchternen Zuhörer nennt) legte eine Arbeit vor über die Glaubwürdigkeit der Nachrichten des Poëta Saxo, wonach die Kriege Karls d. Gr. mit den Sachsen durch einen Frieden zu Selz beendet sein sollen. „Eine sehr fleißig und umsichtig mit Benutzung aller neueren Hilfsmittel gearbeitete Abhandlung, die sich insbesondere durch Gewandtheit in Handhabung der Form vor den Arbeiten der Übrigen vorteilhaft auszeichnet" [2]).

Andere Themata waren: „Die Erwerbung und der Verlust der Signorie in Padua und Treviso durch die Grafen von Görz und Herzog Heinrich von Kärnten, Grafen von Tirol"; ferner „die von Holtzmann aufgestellte Ansicht über das Verhältnis der Kelten zu den Ger-

---

[1]) Mit Romanin tauschte Ficker 1855 durch den Professor der italienischen Sprache und Literatur an der Innsbrucker Universität, Occioni, Grüße aus. Romanin freute sich, daß Ficker seine Geschichte Venedigs lese und sie rezensieren wolle. (Romanin an Ficker 1855 Okt. 22.)

[2]) Kern verließ im Sommer 1855 Innsbruck, um seine Studien in Heidelberg fortzusetzen. Er besuchte unterwegs, von Ficker empfohlen, auch Böhmer. Dieser schreibt darüber (Juli 4) an ersteren: „Ich fand ihn allerdings etwas schüchtern und fast noch zu kindlich für einen Studenten."

manen" [1]). Paul Wallnöfer behandelte die Ermordung Herzog Ludwigs I. von Baiern, insbesondere den Anteil Kaiser Friedrichs II. an derselben. „Das Material für diese Arbeit findet sich bereits in Böhmers Regestenwerken ziemlich vollständig zusammengestellt; die kritische Verarbeitung desselben, durch welche mit Höfler und Böhmer gegen Raumer u. A. die Schuld des Kaisers bewiesen wird [2]), ist geschickt und übersichtlich angelegt."

Im folgenden Wintersemester las der Professor einmal wöchentlich über Chronologie (mit besonderer Berücksichtigung der praktischen Anwendung) [3]); zugleich stellte er palaeographische Übungen an, bei denen er mehreren Studierenden wieder auch in der Ferienzeit zur Hand war. Er las mit ihnen Originalurkunden aus den Sammlungen des Ferdinandeums, lies dieselben abschreiben und korrigierte. „Durig hat darin schon solche Fortschritte gemacht, daß er in den Osterferien dem Grafen Spaur mehrere schwer lesbare Urkunden aus dessen Privatarchive mit nur geringer Nachhilfe des Gefertigten zur vollsten Zufriedenheit kopieren konnte."

Um die Studierenden mit der mittellateinischen Sprache, mit der Zeitrechnung, dem Rechtszustande und den Lebensverhältnissen des Mittelalters überhaupt bekannt zu machen, schien ihm kein Mittel geeigneter, als die Anfertigung von Urkundenauszügen. (Ficker hatte vor, die Regesten der tirolischen Landesfürsten aus dem Görzer Hause selbst zu bearbeiten, die frühere Zeit durch seine Schüler bearbeiten zu lassen). „Nach vorheriger Rücksprache mit Dr. Böhmer zu Frankfurt [4]), dessen Rat ihm überhaupt bei der ganzen

---

[1]) Das eine Thema hatte Anton Rechenmacher, das letztere Fr. Meßmer bearbeitet. — Rechenmacher, geb. 1831 zu Kortsch im Vintschgau, setzte 1856 seine Studien in Wien fort. Er starb 1873.

[2]) Vgl. neuerdings E. Winkelmann in den Mitteil. des Instituts XVII. S. 48 ff.

[3]) Darüber schreibt er an Böhmer 1855 März 1: „Ich habe dabei schon besonders auf Tirol Rücksicht genommen und bin selbst auf mancherlei verfallen, an das ich früher nicht gedacht habe. Ich nahm besonders Rücksicht darauf, ihnen nicht bloß die bekannten Regeln zu geben, sondern sie darauf aufmerksam zu machen, wie vielen lokalen Abänderungen diese Regeln unterworfen sind und worauf man zu achten hat, wenn nachzuforschen ist, wann hier und da das Jahr angefangen, die Induktion gewechselt u. s. w. Ich glaube so in meinen Heften manches zu haben, was noch aus keinem Buche zu erlernen ist."

[4]) Im Herbst 1854; Böhmers Wittelsbach'sche Regesten gaben den Anlaß. Schon im Sommer 1854 hatte Ficker „mit Gitterles Hilfe Regesten der Görzer begonnen." (Tagebuch.) — Böhmer schrieb über diese Dinge wiederholt an Ficker. So 1855 Jan. 13: Die Idee tirolischer Regesten fürs erste bis 1253 ist

Anordnung dieser verschiedenen Übungen vom Nutzen war, beschloß er den Versuch zu machen, von den Studierenden, nach einem gemeinsamen Plane Urkunden für die Tiroler Landesgeschichte bis auf das Aussterben des alten Grafenhauses sammeln und ausziehen zu lassen, um so neben dem speziellen Zweck der Ausbildung der Studierenden zugleich die allmählige Herstellung einer festen urkundlichen Grundlage für die ältere Landesgeschichte zu erstreben, deren Vollendung dann der Berufene übernehmen mag. Es liegen bereits einige Hundert Auszüge vor, die zum größten Teil von Durig in den Osterferien gefertigt sind; andere werden einen Teil der gegenwärtigen Herbstferien für diesen Zweck verwenden" [1]).

Um den Studierenden auch die dem künftigen Geschichtslehrer unentbehrliche Kenntnis der neuerscheinenden historischen Literatur einigermaßen zu vermitteln, wozu auf der Universitätsbibliothek beim Mangel aller Zeitschriften [2]) nur wenig Gelegenheit geboten war, ließ der Professor die „Katholische Literaturzeitung" [3]) und das „Literarische Zentralblatt" zirkulieren, woneben in der Bibliothek des Ferdinandeums eine Reihe von Zeitschriften historischer Gesellschaften zu Gebote standen.

Am Ende des Studienjahres 1855/56 erbat Ficker für Durig eine Unterstützung, was er eingehend begründet: „Durig würde ohne Zweifel einen sehr tüchtigen Gymnasiallehrer abgeben; er besitzt aber zugleich Anlagen, die nicht zu häufig zu treffen sind und von denen

---

gewiß sehr schön und dabei mögliche Mitarbeit Mehrerer wird daran Liebe zur Sache fördern. So werden Sie sich am förderlichsten Schüler ziehen können. — 1855 Mai 9 rät er zu Regesten des Bistums Brixen: die Werke von Resch und Sinnacher geben dafür einen festen Boden. Über seine eigene Arbeit schrieb Ficker an Kopp 1854 Okt. 2: „Ich arbeite an Regesten der Tiroler Landesfürsten von 1254—1363; sollte Ihnen gelegentlich ein ungedrucktes oder zerstreut in Büchern, wo ich es nicht suchen würde, etwas dahin gehöriges aufstoßen, so bitte ich an mich zu denken."

[1]) Darüber Ficker an Böhmer 1855 Juni 6: Von dem fleißigsten meiner Schüler, der die Monumenta Boica in Angriff genommen, sind bereits 10 Bände derselben bewältigt, ein weniger geübter sieht die Regesta Boica durch, ein anderer, ein Brixener, hat Resch und Sinnacher, ein Vintschgauer Eichhorn und Mohr.

[2]) Vgl. darüber Böhmer an Feil 1855 Jan. 14 (Janssen III, 135).

[3]) Damals ein angesehenes (1854—1862) in Wien erscheinendes kritisches Journal, an dem Simrock, Janssen u. s. w. mitarbeiteten, unter der Redaktion von Brischar und Wiedemann. Vgl. Friedrich, J. v. Döllinger 3, 151. Auch H. v. Hurters Biographie seines Vaters II. 399. — Jahrgang II. n. 30 (1855 Juli 23) brachte eine Besprechung der Arbeiten Fickers (Engelbert, Godefr. Viterb., Kurverein von Rense, Reichsarchiv zu Pisa) — aus der Feder Janssens.

der Gefertigte glaubt, daß es höchst wünschenswert wäre, wenn dieselben noch weiter ausgebildet würden. Er besitzt eine ungewöhnliche Begabung für kritische Forschung, insofern er sich nicht allein alle nötigen Hilfskenntnisse mit Leichtigkeit anzueignen versteht, sondern auch bei der Anwendung derselben den sichern kritischen Sinn zeigt, der sich nicht erlernen, höchstens ausbilden läßt, und zwar verbunden mit einer unermüdlichen Ausdauer im Sammeln und großer Zuverlässigkeit im Sichten und Verarbeiten des historischen Materials. Die Gabe gefälliger Darstellung besitzt er zwar in geringerem Maße; aber wenige möchten geeigneter sein wie er, durch Einzelforschungen, die einen Gegenstand bis in seine letzten Verzweigungen verfolgen, und durch kritische Sichtung und Zusammenstellung der Quellen umfassenderen historischen Arbeiten, welche eine kritische Verarbeitung des Quellenmaterials bereits voraussetzen, den Weg zu bahnen. Er möchte andererseits, falls sich das Bedürfnis dazu zeigen sollte, im Archivwesen mit bestem Erfolge verwandt werden können. — Es würde nun nicht allein im Wunsche des Gefertigten, sondern auch mancher anderer Männer, auf deren Urteil er Wert legen zu dürfen glaubt, liegen, daß es sich ermöglichen ließe, die Anlagen des Durig zunächst für die Tiroler Landesgeschichte nutzbar zu machen. So sehr die Bearbeitung derselben in der Zeit Hormayrs gerade in Bezug auf urkundliche Forschung sich mit der jedes anderen Kronlandes messen konnte, so wenig es auch in der neuesten Zeit an vortrefflichen Arbeiten über einzelne Teile derselben und einzelne wertvolle Quellenpublikationen fehlt, so wird doch, seit diejenigen, denen die Tiroler Geschichte ihre letzten wertvollen Bereicherungen vorzugsweise verdankt, einflußreichere Wirkungskreise außerhalb des Landes gefunden haben[1]), der Landesgeschichte voraussichtlich nur wenig Förderung noch zuteil werden; es wird insbesondere kaum daran gedacht werden können, die notwendigen Grundlagen aller historischen Forschung, Urkundenbuch und Regestensammlung — die wie in den meisten deutschen Ländern, so auch in mehreren Kronlanden vollendet, begonnen oder in Angriff genommen sind[2]), — in einer den

---

[1]) D. h. Albert Jäger und dessen Schüler Rudolf Kink. Letzterer (Herausgeber des „Codex Wangianus“ und der Vorlesungen über die Geschichte Tirols bis 1363) war als Beamter in das Unterrichtsministerium eingetreten, wo er eine Geschichte der Wiener Universität schrieb.

[2]) Vgl. Helfert, Über Nationalgeschichte und den gegenwärtigen Stand ihrer Pflege in Österreich. Prag 1853. — Ficker weist besonders auf das Beispiel von Mähren hin, wo bedeutende ständische Mittel es möglich machten, die Quellen der Landesgeschichte in einer so umfassenden Weise zutage zu fördern,

jetzigen Anforderungen entsprechenden Weise herzustellen, wenn es nicht etwa gelingen sollte, eine jüngere, ganz dazu geeignete Persönlichkeit, wie es Durig ist, in eine Stellung zu versetzen, die es ihm möglich machen würde, einen bedeutenden Teil seiner Arbeitszeit fortgesetzt solchen umfassenden Arbeiten widmen zu können, die nicht allein für die Förderung der Landesgeschichte, sondern auch für die österreichische und deutsche Gesamtgeschichte ein unabweisbares Bedürfnis zu sein scheinen" [1]).

Nachdem so Durig charakterisiert und die Art seiner Tüchtigkeit definiert war, wird über Paul Wallnöfer günstig referiert und schließlich noch ein dritter für eine Unterstützung vorgeschlagen: Alfons Huber „aus Fügen", wobei der Professor die Überzeugung aussprechen zu dürfen glaubt, daß vielleicht selten ein Studierender in gleichem Maße einer solchen würdig sein möchte, als der Genannte. Nach dem einstimmigen Ausspruche seiner Lehrer und nach Ausweis seines Zeugnisses über die (1855) mit Auszeichnung bestandene Maturitätsprüfung [2]) ist seit Jahren kein in jeder Beziehung gleich tüchtiger Schüler vom hiesigen Gymnasium entlassen worden. Da derselbe sich dann vorzugsweise geschichtlichen Studien zuwandte, hatte der Gefertigte im verflossenen Jahre hinreichende Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß es sich hier um eine außergewöhnliche Befähigung handelt, von der sich, da sie mit einem überaus fleißigen und regen Streben verbunden erscheint, die allerbedeutendsten Leistungen erwarten lassen."

Was die Vorlesungen angeht, so hatte Ficker (in beiden Halbjahren) neuere Geschichte, dann älteste orientalische Geschichte und älteste Geschichte Roms vorgetragen. In den Übungen hingegen suchte er „im weiteren Verfolge seines Planes die Lehre von der Unverfälschtheit der Quellen zu entwickeln und die Regeln anzugeben, nach welchem die verschiedenen Verderbnisse des Textes aufzusuchen,

---

wie sich dessen wenig andere Länder zu rühmen haben. (Ähnlich Böhmer 1856 in einem Briefe an P. v. Clumecky in Brünn, bei Janssen III, 195.)

[1]) Graf Leo Thun billigte diese Fürsorge Fickers für die Landesgeschichte, aber mit einer Restrinktion: „Großes Gewicht lege ich freilich darauf, daß junge Leute sich auf die Landesgeschichte nicht werfen, ohne vorher tiefere Studien über österreichische Geschichte im allgemeinen gemacht zu haben. (An Ficker 1857 Nov. 20.)

[2]) Alfons Huber hatte die unteren Gymnasialklassen in Hall, die oberen und die Maturitätsprüfung in Innsbruck gemacht. Er war geboren 1834 Okt. 14 als Sohn eines Bauern am Schlittererberg, Gemeinde Schlitters (Bezirk Fügen) im vorderen Zillertal. Vgl. über Huber den Nekrolog von O. Redlich in Bettelheims „Biograph. Jahrbuch" für 1898.

auf ihren Ursprung zurückzuführen und zu emendieren seien[1]). Sein Hauptaugenmerk war dabei darauf gerichtet, mit der Theorie unmittelbar die praktische Übung zu verbinden, indem er den Schülern teils schlechte Drucke oder von ihm aus schlechten Handschriften gefertigte Abschriften, teils absichtlich für diesen Zweck entstellte Texte zur Emendation übergab, Übungen denen sich die Schüler mit großem Eifer und die meisten auch mit dem günstigsten Erfolge unterzogen"[2]). — Daran schloß der Professor eine Reihe von Vorträgen, in denen er alles in möglichst erschöpfender Weise besprach, was bei der Herausgabe von Quellen jeder Art zu beachten wäre.

Es wird sodann über die vorgelegten Arbeiten berichtet: „Die Entstehung der ständischen Verfassung in Tirol und insbesondere über den Bundbrief vom Jahre 1323" — im Anschlusse an Kinks akademische Vorlesungen; eine „Untersuchung der Echtheit der Belehnungsurkunde König Richards vom Jahre 1262 für König Ottokar von Böhmen"[3]). Paul Wallnöfer behandelte („manches fester und bestimmter als in den bisherigen Darstellungen") „über die deutschtirolischen Gaue" und „das Verhältnis des Bistums Passau zu dem angeblichen Erzbistum Lorch" — nach Dümmlers Resultaten. Von Durig, der „über das Verhältnis der baierischen Marken, insbesondere Österreichs und Steiers zum baierischen Herzogtum" gearbeitet hatte, wird erwähnt, daß er auch über die Entstehung der Stadt Innsbruck und das tirolische Städtewesen überhaupt sehr umfassende Vorstudien gemacht, insbesondere das Innsbrucker Stadtarchiv für diesen Zweck vollständig habe benutzen können. „Da er aber im Verlaufe seiner Studien die Echtheit der hier besonders wichtigen älteren Urkunden des Stiftes Wilten glaubte in Frage stellen zu müssen und bis jetzt nicht Gelegenheit fand, durch Einsicht der Originale die Sache zum Abschluß zu bringen, so riet ihm der Gefertigte, diese Arbeit bis nach Vollendung der anderen beruhen zu lassen."

Unter den gestellten Aufgaben interessiert auch folgende: „Darlegung der Gründe, welche v. Sybel gegen die Glaubwürdigkeit der Erzählung von Peter von Amiens vorgebracht hat", woran ein An-

---

1) Noch immer Punkt 4 des Programms.

2) Er glaubt insbesondere erwähnen zu müssen, daß der Studierende Huber ein längeres unediertes Stück aus Nicolaus Minorita (das Ficker aus der schlechten Vatikanischen Handschrift n. 4608 kopiert hatte) mit so viel Glück zu emendieren versuchte, daß der Professor kein Bedenken zu haben erklärt, die meisten seiner Emendationen bei dem beabsichtigten Abdrucke aufzunehmen.

3) Ersteres Thema hatte Messmer, das zweite Rechenmacher bearbeitet.



fänger sich versuchte. Ausführlich werden Hubers Arbeiten besprochen.

a) Prüfung der von Gemeiner aufgestellten Grundsätze über die Rangordnung der Zeugen in den Kaiserurkunden. „Eine Erstlingsarbeit, die dem Gefertigten das günstigste Vorurteil für den Verfasser erwecken mußte, und zwar um so mehr, da derselbe in Veranlassung einer von ihm fast vollendeten größeren Arbeit über den Reichsfürstenstand Gelegenheit fand, den Aufsatz in allen seinen Teilen genau zu kontrollieren und sich so die Überzeugung zu verschaffen, daß der Verfasser die mühsame Vergleichung der Urkunden, auf der seine Resultate fußen, mit der größten Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit durchführte. Vor allem aber ist die Arbeit eine durchaus selbständige, indem der Verfasser viele der von seinem einzigen Vorgänger aufgestellten Grundsätze widerlegen konnte und über diese hinausgehend selbst mehrere Sätze aufstellte, die für seine scharfe Beobachtungsgabe Zeugnis geben."

b) Die österreichischen Privilegien. „Eine eingehendere Behandlung der neuerdings vielbesprochenen Kontroverse über die Entstehung der Privilegien schien dem Gefertigten wünschenswert nicht allein zur Übung für den mit der Arbeit Beauftragten, sondern auch um die übrigen Schüler mit dem gegenwärtigen Stande der Frage bekannt zu machen [1]). Huber hat in drei Aufsätzen, die im Laufe des Jahres vorgetragen und besprochen wurden, mit verhältnismäßig geringer Beihilfe des Gefertigten diese Frage mit so vieler Umsicht und so vollkommenem Verständnisse des Gegenstandes erörtert, daß die Arbeit, mag man mit ihrem Resultate einverstanden sein oder nicht, wohl einem vorgeschritteneren Schüler alle Ehre machen würde, bei einem Anfänger im ersten Jahre der akademischen Studien aber gewiß die hochgespanntesten Erwartungen für spätere Leistungen rechtfertigen dürfte. Der erste Aufsatz, der Nachweis der Unechtheit, hat allerdings nur den Wert der Zusammenstellung und einzelner Ergänzungen, da die Frage selbst nach den Arbeiten von Jäger und Wattenbach als endgültig gelöst zu betrachten ist. Der

---

[1]) Darüber äußert sich Ficker auch an Böhmer 1856 April 11: „Nun ist der fähigste meiner Schüler mit Macht an der Privilegienfrage; er macht mir jetzt einzelne Arbeiten darüber, arbeitet sich möglichst in den Stoff ein und für einen jungen österreichischen Historiker wären, wie ich meine, die Privilegien ein ganz angemessener Stoff, um damit nach einiger Zeit hervorzutreten, vorausgesetzt, daß die Arbeit eine tüchtige und eine solche erwarte ich hier bestimmt" . . .

zweite Aufsatz enthält den schwierigsten Teil, eine Prüfung der Hypothesen, wonach die Entstehung der Privilegien in eine frühere Zeit als die Herzog Rudolfs IV. fallen soll, wobei der Verfasser großenteils selbständig vorgehen mußte, da eine umfassendere Widerlegung derselben noch nicht unternommen wurde. Die Mißgriffe, die dabei etwa unterlaufen, sind geringer als sie in der Arbeit eines Studierenden zu erwarten waren; in Folge der durch die Arbeit veranlaßten Besprechungen würden sich die Gründe bei einer Überarbeitung noch mannigfach stärker und schärfer fassen lassen .... Ein Eingehen auf die neuerdings von Jäger vorgebrachten Gründe war noch nicht möglich, da der betreffende Sitzungsbericht der Akademie noch nicht vorlag. — Der dritte Aufsatz sucht die Ansicht zu begründen, daß die Entstehung unter Herzog Rudolf erfolgte" [1]).

c) Beschreibung der noch nicht benutzten Handschrift des kleinen Kaiserrechts im Ferdinandeum zu Innsbruck und Vergleichung derselben mit der Ausgabe von Endemann. „Die Gewissenhaftigkeit der Vergleichung und der Scharfblick, mit dem der Grund der vorhandenen Verschiebungen erkannt und das Verwandtschaftsverhältnis zu den übrigen Handschriften bestimmt ist, zeigen den Verfasser einer solchen Arbeit vollkommen gewachsen."

Das sind also die Anfänge von Alfons Huber, der nachher unter den deutschen Historikern eine namhafte Stellung einnehmen und uns wertvolle Werke, zuletzt die „Geschichte Österreichs", diese leider als Torso, hinterlassen sollte.

Ficker berichtet weiter, daß mit dem Ausziehen von Regesten zur Tiroler Landesgeschichte fortgesetzt wurde, und zwar wurde die von Durig begonnene Bearbeitung der Monumenta boica durch Huber vollendet; auch wurden Hormayrs Beiträge und das Werk von Sinnacher für diesen Zweck bearbeitet.

Zum Schlusse rechtfertigt sich Ficker darüber, weshalb er einer Andeutung über die Veröffentlichung einzelner dazu geeigneter Arbeiten in einer Zeitschrift (wobei wohl zunächst die Zeitschrift für

[1]) An Böhmer schreibt Ficker 1856 Mai 20: „Mein Privilegienschüler hat inzwischen einen Vortrag negativer Art, bloße Widerlegung der Chmel'schen Hypothesen gehalten; er ist jetzt damit beschäftigt, alle Bestimmungen der falschen Privilegien nach bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen und nachzuweisen, wie sie in nächster Beziehung zur goldenen Bulle, zur Erwerbung Tirols und anderen Ereignissen der Zeit Rudolfs stehen; er rückt damit der von Ihnen angezeigten positiven Aufgabe näher und es wäre leicht möglich, daß er dieselbe in ihrem ganzen Umfange ins Auge fassen würde."

die österreichischen Gymnasien zu beachten war) bis dahin keine Folge gab [1]).

Er habe so manche Bedenken dagegen:

1. Auch die besten Arbeiten der Studierenden würden doch, sollten sie veröffentlicht werden, immer nochmals einer sehr gründlichen Umarbeitung zu unterziehen sein. Es würde dadurch ein bedeutender Teil der ohnehin kurzen Studienzeit in Anspruch genommen werden und die Studierenden würden weniger Gegenstände bearbeiten können, während es vielleicht zweckmäßiger erscheinen dürfte, wenn sie, solange sie unter unmittelbarer Leitung des Lehrers stehen, sich in möglichst vielen Arbeiten versuchten. Dagegen würde es für die Umarbeitung selbst nur von Nutzen sein, wenn die Arbeit eine Zeitlang beiseite gelegt und dann mit erprobten Kräften wieder vorgenommen würde ....

2. Eine Veröffentlichung von Arbeiten der Studierenden würde vielleicht einen wohltätigen Wetteifer unter ihnen hervorrufen, aber auch leicht die Folge haben, daß sie vorzugsweise nur noch diesen Gesichtspunkt im Auge hielten, mit Lust und Liebe nur noch dergleichen Arbeiten sich unterziehen würden, die für diesen Zweck geeignet wären, und leicht ihre anderen Pflichten darüber vernachlässigen dürften [2]). — Er glaube gegen die Intentionen des Ministeriums nicht zu verstoßen, wenn er fortan bei Stellung von Aufgaben besonders für die fähigsten Schüler zwar zugleich, wo es angemessen

---

[1]) Albert Jäger schrieb darüber an Ficker 1856 April 20: Zu der Rückfrage des Ministeriums, ob nicht einzelne Arbeiten Ihrer Schüler in der Gymnasialzeitschrift zu veröffentlichen wären, haben Sie selbst, gewiß ohne es zu beabsichtigen, Anlaß gegeben. Sie werden im Berichte ans Ministerium es gemacht haben, wie wir es machen; man lobt die besseren Arbeiten der Schüler. Nun kam Feil auf den Gedanken, einige der von Ihnen hervorgehobenen Elaborate dürften nicht ohne Nutzen veröffentlicht werden, und teilte seinen Gedanken dem Minister mit. Eines Abends erschien Kink im Auftrage des Ministers bei mir, um zu fragen, ob auch nicht wir einige der vorzüglicheren Arbeiten unserer Schüler für den erwähnten Zweck bezeichnen wollten; Se. Exzellenz verspreche sich von einer solchen Veröffentlichung viel für die Förderung der Sache —, um aber die betreffenden Studierenden nicht eitel zu machen, müßten die Namen wegbleiben ...

[2]) Würden die Arbeiten, wie das Ministerium vorschlug, ohne den Namen der Studierenden veröffentlicht, so würde die Verantwortlichkeit auf dem Lehrer beruhen. — Hubers Arbeit über die Privilegienfrage wäre allerdings zur Publikation geeignet — es erschiene ihm aber doch in keiner Weise passend, der Meinung anerkannter Celebritäten (des Inlandes) mit der Arbeit eines Schülers entgegenzutreten. — Vgl. Böhmers Ansicht über diese Frage in einem Briefe an Ficker 1860 März 30 (Janssen III, 328).



erscheint, den Zweck einer späteren Veröffentlichung im Auge hält, sonst aber von der Ansicht ausgeht, daß es in der Regel am zweckentsprechendsten sein dürfte, wenn Umarbeitung und Veröffentlichung erst nach vollendeter Studienzeit erfolgen würden.

Dies waren die Ergebnisse Fickers in seinem zweiten Lehrjahre. Er war von seinen Schülern befriedigt und versprach sich dauernden Erfolg von einer fortgesetzten Wirksamkeit [1]).

Am Schlusse des Sommersemesters 1857 werden für eine außerordentliche Unterstützung die Studierenden Paul Wallnöfer, Alfons Huber und ein Dritter [2]) in Vorschlag gebracht. Dieser Dritte war ein Ladiner (Rätoromane), teils auf deutschen, teils auf italienischen Gymnasien vorgebildet, daher wie die vorgelegten Arbeiten erweisen [3]), beider Sprachen mächtig. Das sei insoferne von Bedeutung, als wenige Italiener des Deutschen so mächtig wären, um in ihren Studien sich wesentlich auf deutsche Hilfsmittel stützen zu können. Letzteres dürfte aber in keinem Fache so wichtig sein, als gerade in der Geschichte, deren eigentlich wissenschaftliche Behandlung bei dem großen Vorsprunge der deutschen vor anderen Nationen ohne vorzugsweise Benutzung deutscher Hilfsmittel jetzt kaum mehr in einer den Forderungen der Zeit entsprechenden Weise erlernt werden kann." Er könnte einmal an einem italienischen Gymnasium nützlich wirken, auch für den Unterricht im Deutschen [4]).

Über seine Lehrtätigkeit berichtet der Professor: „Was die Vorträge betrifft, so beschäftigten sich diese im Wintersemester (zwei Stunden der Woche) mit der Glaubwürdigkeit der Quellen [5]); es wurden die allgemeinen Grundsätze entwickelt und mit Beispielen belegt, dann genauer darauf eingegangen, wie der Verfasser, der Ort und die Zeit der Entstehung eines Schriftstückes zu bestimmen sei. Im Sommersemester wurde der Zutritt mehrerer neuer Teilnehmer

---

[1]) An Böhmer 1856 April 11: „Ich habe das Glück, unter 6 Schülern, die an meinen Übungen teilnehmen, keinen unfähigen und 2 sehr befähigte zu haben: wüßte ich, daß diese hier später in entsprechende Stellungen kommen könnten, so wäre ich von einem dauernden Erfolge meiner Wirksamkeit überzeugt."

[2]) Johann Clara aus Kampill in Enneberg.

[3]) Über die Schlacht bei Legnano. — Die Glaubwürdigkeit der Erzählung Villanis über die Wahl des Papstes Clemens V. — Dell' origine dei Tirolesi, ovvero quali furono i popoli primitivi del Tirolo. — Emendation einer sehr verdorbenen Tirol betreffenden Stelle der Chronik des Albert von Stade.

[4]) Clara wirkte zuletzt in Trient, wo er 1870 starb.

[5]) Vgl. Punkt 4 des Programms.

und der besondere Wunsch derselben Veranlassung, den ganzen früher behandelten Lehrstoff kursorisch nochmals durchzunehmen [1]).

An Arbeiten hatte Paul Wallnöfer eine Untersuchung „über die Gründe der Gefangennehmung König Richards Löwenherz“ [2]) vorgelegt und im Anschluß daran „über die historia Ansberti de expeditione Friderici imperatoris“ [3]) gehandelt.

Es lag ferner von Alfons Huber eine Geschichte der habsburgischen Herrschaft in der Schweiz vor, nebst einem Anhange: Prüfung der Glaubwürdigkeit der Tradition mit besonderer Rücksicht auf die Sage von Wilhelm Tell. „Diese Arbeit ist nicht allein die umfangreichste, sondern auch wohl die tüchtigste von allen, welche bisher von Zuhörern des Gefertigten vollendet wurden“ [4]). Huber habe außer Kopp auch die übrige Literatur fleißig beigezogen. „Selbständiger noch als bei der Hauptarbeit hatte er sich im Anhange, der kritischen Prüfung der Tellsage und dessen, was damit zusammenhängt, zu stellen, welche, wie sie sich durch Fleiß und Gründlichkeit gleich der Hauptaufgabe auszeichnet, zugleich auch größere Gelegenheit bot, das Geschick der Anordnung und Beherrschung des Stoffes zu erproben; und in der einen wie der anderen

---

[1]) Um dieses zu ermöglichen, wurde eine dritte für die Vorträge der Studierenden bestimmte Stunde wöchentlich hinzugefügt.

[2]) Ficker meldete an Böhmer 1857 Jan. 29: Eine andere Arbeit war eine Kritik des (in der österr. Gymnasialzeitschrift erschienenen) Aufsatzes Jägers über die Gefangenschaft Richards Löwenherz; mag er in der Hauptsache Recht haben, so scheint es mir doch nicht möglich, nach den Angaben des Magnus Reichersp. (welche Jäger freilich nur als in unbestimmter Zeit entstandenes chron. R. kennt), Ansbert, Godefr. Colon. das Faktum einer Beleidigung in Abrede zu stellen. Da jede solche von Wien ausgehende Behauptung sogleich ohne Prüfung adoptiert wird, so glaube ich, daß es Österreich nicht schaden kann, wenn auch (an) anderen Orten eine bescheidene historische Kritik geübt wird.

[3]) Über diese Arbeit bemerkt Ficker zu Böhmer 1860 März 17: Sie weise gegen Büdinger schlagend nach, daß es nicht bloße Tagebuchnotizen seien, sondern die Form, wie sie vorliegt, erst nach der Rückkehr vom Kreuzzuge entstanden sei.

[4]) Ficker an Böhmer 1857 Jan. 29: daß einer seiner Zuhörer sich darin versuche, zusammenzustellen, was sich aus den Forschungen Kopps und anderer für die älteren Verhältnisse Habsburgs in der Schweiz ergibt: „ein bedeutender Teil ist schon vollendet und befriedigt mich sehr.“ Auch an Kopp berichtet Ficker 1857 Okt. 10, daß der fähigste seiner Zuhörer das ganze vorige Jahr auf eine Arbeit über die Beziehungen des Hauses Habsburg zur Schweiz bis 1316 verwandt habe: „bei der mein Augenmerk war, meine Zuhörer mit den Resultaten Ihrer Forschungen bekannt zu machen.“

Beziehung glaubt der Gefertigte, dieselbe als durchaus gelungen erklären zu können."

Es werden zum Schluß die sonst mit den Übungen zusammenhängenden Arbeiten aufgezählt.

1. Die Sammlung von Regesten zur Geschichte Tirols für die ältere Zeit bis 1253 wurde fortgesetzt [1]). Für die folgende görzische Periode von 1253 bis 1363 hatte, wie wir sehen, Ficker bisher selbst gesammelt. Diese Vorarbeiten übergab er, da ihm die Zeit mangelte, die von Böhmer wiederholt urgierte Sache zu Ende zu führen, an Durig, welcher ihn schon früher dabei unterstützt hatte und zugleich zur Durchführung eines solchen, große Umsicht und Ausdauer fordernden Unternehmens vorzugsweise befähigt schien [2]).

2. Vorarbeiten zur Herausgabe der Chronik des Goswin von Marienberg wurden im Sommer auf besonderen Wunsch des Abtes von Marienberg unter Leitung Fickers von P. Basilius Schwitzer, welcher sich zugleich behufs Erwerbung der zur Ordnung des Stiftsarchivs nötigen Kenntnisse in Innsbruck aufhielt, unternommen. „Das bei den bisherigen Arbeiten gezeigte Geschick lassen hoffen, daß seiner Zeit die Veröffentlichung jener wichtigen Quelle in Verbindung mit den übrigen urkundlichen Denkmalen des Stiftes in einer allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Weise werde erfolgen können" [3]).

---

[1]) Durch Wallnöfer, Huber und Clara wurde der Codex Wangianus, die Werke von Sinnacher und Hormayr, sowie die reiche Sammlung des P. Justinian Ladurner für diesen Zweck bearbeitet.

[2]) Ficker an Böhmer 1857 Juli 4: Die Görzer Regesten habe ich jetzt ganz einem meiner absolvierten Schüler übergeben, der unermüdlich auf dem Museum und im Archiv mit der Vervollständigung beschäftigt ist... Er ist besonders, seitdem ich ihm Ihre Andeutung in der Vorrede zu den Regesten zeigte, ganz Feuer und Flamme, die schon so weit gediehene Sache zum Abschluß zu bringen. — Böhmer hatte 1856 ein Ergänzungsheft zu den Kaiserregesten 1246—1313 vollendet. „Zu dieser Gruppe gehört nun noch ganz notwendig Heinrich von Kärnten, wegen dessen ich auf Sie gerechnet habe." An Ficker 1856 April 7 (nicht bei Janssen).

[3]) Darüber schreibt Ficker auch an Böhmer 1857 Juli 4: „(Unter meinen Schülern) ist jetzt ein ganz befähigter junger Mann aus dem Stift Marienberg, der auf besonderen Wunsch des sehr rührigen Abtes (Augustin Moriggl) sich insbesondere auch mit Urkundenwesen bekannt machen soll; ich suche nun gleich einen praktischen Zweck damit zu verbinden, so daß wir sogleich die Herausgabe des Goswin von Marienberg und der Marienberger Urkunden ins Auge gefaßt haben; der Abt ist ganz einverstanden, daß eine würdige Ausgabe des Goswin durchs Stift selbst eine Ehrensache für dasselbe sei. Die Originalhandschrift haben wir jetzt hier und in den Herbstferien denke ich mir im

3. Mit der Anlage eines systematisch geordneten Repertoriums der Geschichte Tirols, zunächst auf Grundlage der in der Bibliothek des hiesigen Ferdinandeum vorhandenen Druckwerke und Handschriften, wurde Durig vom Verwaltungsausschusse der genannten Anstalt (auf Antrag Fickers) beauftragt.

4. Eine Durchsicht der Handschriften der hiesigen k. k. Universitätsbibliothek unternahm der seit zwei Jahren an den historischen Übungen teilnehmende Alois Hammerle, Skriptor an der gedachten Bibliothek, wobei er (auf Wunsch Fickers) insbesondere auch die Rechtsbücherhandschriften einer genauen Prüfung unterzog. „Von anderem abgesehen war er dabei so glücklich, eine bisher ganz unbekannte und für die Rechtsgeschichte sehr wichtige Form der Rechtsbücher, einen Spiegel deutscher Leute, aufzufinden, welchen der Gefertigte einer näheren Prüfung unterzog, deren Resultate er bereits im Februarhefte der diesjährigen Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie veröffentlichte[1]; bei der Arbeit selbst unterstützte ihn Hammerle durch Vergleichung einer wichtigen hiesigen Handschrift des Schwabenspiegels mit dem Texte bei Lassberg, Huber durch Vergleichung des neugefundenen Lehenrechttextes mit dem sächsischen Lehenrechte.

5. An den öffentlichen Vorlesungen im Ferdinandeum beteiligten sich von den Teilnehmern an den historischen Übungen die Lehramtskandidaten Meßmer und Durig. Der erstere las einen mit vielem Geschick und Fleiß gearbeiteten und mit großem Beifall aufgenommenen Aufsatz über Wallenstein[2]. Nicht minder tüchtig war der Vortrag Durigs über die Kriege Kaiser Maximilians mit Venedig, mit besonderer Berücksichtigung Tirols[3].

Stifte selbst nachzusehen, was noch von Denkmalen da ist." — Die Ausgabe Goswins von P. Basilius Schwitzer erschien 1880 als 2. Band der „Tirolischen Geschichtsquellen"; vgl. die Besprechung von Alfons Huber in den Mitteil. d. Instituts 2 S. 243 f. — Den 3. Band der „Tirolischen Geschichtsquellen" bilden die gleichfalls von P. Basilius Schwitzer herausgegebenen „Urbare der Stifte Marienberg und Münster, Peters von Liebenberg-Hohenwart und Hansens von Annenberg, der Pfarrkirche von Meran und Sarnthein" (1891).

[1]) Näheres in einem Referate der „Schützenzeitung" 1857 Febr. 1.

[2]) An zwei Abenden 1857 Jan. 29 und Febr. 4. Dem Vortrage wohnte der Statthalter Erzherzog Karl Ludwig bei, wie die „Schützenzeitung" registriert: „Herr Messmer, ein Schüler des ausgezeichneten Geschichtsforschers Professor Dr. Ficker, hat den so kitzlichen Gegenstand seines Vortrages nach dem gegenwärtigen Stand der Forschungen über den rätselhaften Friedländer in trefflicher Weise behandelt."

[3]) Am 12. März d. J. — Durig wollte dieses Thema mit Hilfe der Materialien des Innsbrucker Statthalterei-Archivs weiter verfolgen, ist aber nicht

Im Laufe des Jahres 1858 vollendete auch Wallnöfer seine Studien, machte vorzügliche Lehramtsprüfung [1]) und Rigorosen, worauf er eine Lehrstelle am katholischen Gymnasium zu Teschen erhielt. Der Bericht, den Ficker am 12. August 1858 über seine Lehrwirksamkeit erstattete, spricht sich neuerdings äußerst lobend über Alfons Huber aus: „Ihn noch für den bloßen Zweck der Übung arbeiten zu lassen, hielt der Gefertigte für überflüssig und veranlaßte ihn daher, eine größere selbständige Arbeit, die Geschichte Herzog Rudolfs IV., des Stifters, von Österreich zu beginnen [2]), mit welcher er sich das ganze verflossene Jahr hindurch beschäftigte [3]).

Hier schalte ich ein, daß der Statthalter Erzherzog Karl Ludwig im Jahre 1858 einen Preis von 25 Dukaten ausschrieb für die beste Bearbeitung eines Themas aus der tirolischen Geschichte, dessen Stellung er dem Ausschusse des Ferdinandeums auftrug; die Arbeit sollte in der Ferdinandeumszeitschrift gedruckt werden. Ficker schlug dem Ausschusse 7 Themata vor, darunter folgende: „Geschichte des Egno von Eppan, Bischofs von Brixen, dann von Trient"; „Geschichte Tirols von der Erwerbung durch Herzog Rudolf IV. bis zum Regierungsantritt Friedrichs mit der leeren Tasche"; „Geschichte der staatsrechtlichen Stellung der Fürstentümer Brixen und Trient zur Grafschaft Tirol bis zur Säkularisation". Der Ausschuß entschied sich für ein von Johannes Schuler wie es scheint im Einvernehmen mit Albert Jäger vorgeschlagenes Thema: „Geschichtliche Entwicklung der tirolischen Ständeverfassung vom 14. Jahrhundert bis zum offenen Landtag von 1790", das zu weit ausgriff und daher keine Bearbeitung fand, während Fickers Themata eines nach dem andern von seinen Schülern behandelt wurden [4]).

---

dazu gekommen. Dafür hat Schönherr den Krieg Kaiser Maximilians I. mit Venedig 1509 in entsprechender Weise bearbeitet, Ges. Schr. II. 86 f.

[1]) Zugleich mit Th. v. Kern, „der etwas mehr hätte erwarten lassen," wie Ficker an Böhmer schreibt, 1858 Febr. 1.

[2]) Darauf hatte Böhmer hingewiesen 1856 April 4: „Es fehlt gewaltig an einer guten Geschichte Rudolfs IV., welche auch wohl das geeignetste Mittel wäre, unseren verdienten und verehrten Chmel in Bezug auf die Hausprivilegien zurecht zu lenken."

[3]) Es wird auch auf das günstige Urteil des Prof. Dr. Schenkl hingewiesen, bei dem Huber gleichfalls eine Arbeit eingereicht hatte. Das Ministerium legte Wert darauf, daß die philologischen Studien von den Kandidaten des Lehramtes nicht vernachlässigt würden.

[4]) Vgl. Fr. v. Wieser in der Ferdinandeumszeitschrift 1903 S. 328 f. Ferner die „Schützenzeitung" 1858 Okt. 13. Im Jahre 1860 stellte Ficker die Preisaufgabe: „Darstellung des Anwachsens der gefürsteten Grafschaft Tirol bis zu ihrem gegenwärtigen Umfange", was auf Durig gemünzt war.

Der Bericht, den Ficker im Jahre 1859 abfaßte[1]), nennt unter den Teilnehmern dieses Jahres auch August von Druffel aus Münster in Westfalen, der auf den Rat des alten Freundes seiner Familie, Aulike, und des Professors Junkmann hin beschlossen hatte, ein Jahr in Innsbruck zu studieren. Er kam erst im Sommersemester, (da die vortreffliche aber allzu besorgte Mutter ihn im ersten Semester nicht schon von sich lassen wollte)[2]); „August von Druffel, ein besonders befähigter Studierender, welcher sich, durch seine äußeren Verhältnisse begünstigt, von vornherein für die akademische Laufbahn vorzubereiten gedenkt. Er lieferte eine Arbeit über die mathildische Erbschaft. Der Gefertigte widmete ihm wöchentlich mehrere besondere Stunden. da er auf seine Ausbildung glaubt besonderen Wert legen zu müssen; denn wenn seine spätere Lehrtätigkeit auch voraussichtlich nicht unmittelbar dem österreichischen Staate zugute kommen wird[3]), so dürfte es doch mit Rücksicht auf die früher berührten Verhältnisse von besonderer Wichtigkeit sein, wenn junge Historiker aus Deutschland ihre Ausbildung wenigstens teilweise an österreichischen Universitäten erhalten, zumal, wenn hier Sorge getragen wird, daß ein späterer Vergleich mit dem, was an anderen Hochschulen geboten wird, nicht zu ihren Ungunsten ausfällt“[4]).

Ein neues Moment in diesem Berichte ist, daß für Alfons Huber eine Unterstützung von 400 Gulden beantragt wird „gegen Eingehung der Verpflichtung, den Gefertigten bei Ausbildung der Studierenden des geschichtlichen Faches zu unterstützen“ — nämlich durch Abhaltung von Wiederholungsvorträgen für Neueintretende,

---

[1]) Konzept vom 19. August 1859.

[2]) Vgl. den Nekrolog Druffels (geb. 1841) von Lossen in der Allg. Zeitung Beil. 1892 Jan. 8. Ficker schreibt an seine Mutter 1858 Sept. 24, daß es besser gewesen wäre, wenn Frau v. Druffel ihren Sohn sogleich im 1. Semester hiehergeschickt hätte: „in Münster wird er für Geschichtsforschung kaum viel lernen können; die Methode ist die Hauptsache von Anfang an, und gerade diese den Schülern beizubringen soll meine starke Seite sein. Und wegen der Aufsicht hätte sie gerade hier ganz unbesorgt sein können; ein rohes Studentenleben gibt es hier nicht und ich hätte ihn gern immer im Auge behalten.“

[3]) Druffel wurde nach dem Rücktritte Höflers 1882 in Prag vorgeschlagen, aber in Wien nicht akzeptiert, weil er 1866 gegen Österreich die Waffen getragen hatte.

[4]) Im folgenden Semester widmete der Professor dem Studierenden v. Druffel wöchentlich zwei besondere Stunden, um seinen jungen Landsmann mit dem gesamten Lehrstoffe vertraut zu machen, da Druffel zu Ostern 1860 nach Göttingen abging.

durch Übernahme der Vorbereitung und Leitung der Besprechung einzelner Arbeiten, weiter durch Ausarbeitung von Vorträgen über einzelne selbständige Teile des Lehrstoffs oder einzelne Hilfswissenschaften. „Der Wunsch einer solchen Unterstützung dürfte auch kaum unbillig und ohne Vorgang in den Universitätszuständen genannt werden, da ja für manche Lehrkanzeln Assistenten durchaus hergebracht sind" (an größeren Universitäten besondere Lehrkanzeln für manche Hilfswissenschaften bestehen).

Alfons Huber hatte im verflossenen Jahre die Lehramtsprüfung gemacht [1]) und den Doktorgrad erworben, war dann um die Habilitation für allgemeine und österreichische Geschichte eingekommen [2]), was sich aus später zu erörternden Gründen hinzog. Ficker wollte seinem Schüler eine Position schaffen, damit er sich der akademischen Carrière widmen könne.

„Über die Tätigkeit des Dr. Huber hat der Gefertigte sich schon in früheren Berichten mehrfach geäußert; er besitzt Eigenschaften, welche sich nur selten geeint finden; einerseits hervorstechendes Talent, großen natürlichen Scharfsinn und Leichtigkeit der Auffassung; andererseits unermüdlichen Fleiß, Ausdauer und Gründlichkeit; dazu eine tadellose sittliche Haltung, feste, den Anschauungen seines Heimatlandes entsprechende politische und kirchliche Grundsätze, ohne sich nach irgend einer Seite hin exzentrischen Richtungen zuzuneigen".

Er wird hervorgehoben, daß Huber sofort eine Stellung an einem Gymnasium erhalten könnte, was bei seiner Mittellosigkeit das nächstliegende wäre. „Dann aber müßte er wohl auf die akademische Laufbahn definitiv verzichten; bei keinem anderen Fache, als gerade bei der Geschichte, dürfte es so schwer sein, in der Stellung des Gymnasiallehrers genügend Zeit und Hilfsmittel zu finden, um mit der Wissenschaft so fortzuschreiten und solche schriftstellerische Beweise der Befähigung zu geben, daß sich Ansprüche auf eine akademische Kanzel darauf gründen ließen." Gegen die Laufbahn des Privatdozenten ergab sich aber das doppelte Bedenken einmal der Ungewiß-

---

[1]) Seine Hausarbeiten: „über die Glaubwürdigkeit der älteren römischen Geschichte" und „über die Stellung des deutschen Königtums zum Kaisertum in der Zeit vom Interregnum bis zur goldenen Bulle" qualifiziert Ficker als in jeder Weise gelungen. „Gleich günstig war der Ausfall der späteren Prüfungsstadien" ...

[2]) Huber hatte zwei Habilitationsschriften eingereicht: die eine handelte „über das hellenistische Staatensystem", die andere über „die Entstehungszeit der österr. Freiheitsbriefe."

heit, ob und wann sie überhaupt zu einer sicheren Stellung führen dürfte, dann des gewissen Bedürfnisses, jedenfalls zunächst für das Nötigste gedeckt zu sein.

Trotzdem glaubte Ficker bei dem Umstande, daß die Bedürfnisse des Dr. Huber sehr gering sind und derselbe aus Liebe zu seiner Wissenschaft vorläufig gern auf die materiell günstigere Stellung des Gymnasiallehrers verzichtet, wenn er nur des Nötigsten versichert ist, ihm zuraten zu sollen, wenigstens den Versuch zu machen, sich in der akademischen Laufbahn zu halten. Denn einmal hat Huber durch Ablegung der Lehramtsprüfung seine Zukunft auch für den Fall zu sichern gesucht, daß er über kurz oder lang auf die Hoffnung verzichten müßte, eine solche Sicherung in der akademischen Laufbahn zu erreichen. Was aber weiter die Sicherung der dringendsten Erfordernisse für ein oder anderes Jahr betrifft, so würde Ficker geleitet von dem Wunsche, einer so bedeutenden Kraft den ihr entsprechenden Wirkungskreis zu schaffen und in Rücksicht auf die wesentliche Erleichterung und Förderung, welche er sich selbst von Huber versprechen darf, so lange derselbe Privatdozent an der Innsbrucker Universität wäre, sich allerdings verpflichtet fühlen, für dieselbe auf Privatwegen zu sorgen [1]), falls sich sein gegenwärtiger Versuch, eine solche aus öffentlichen Mitteln zu erhalten, unausführbar erweisen sollte. „Wenn er sich zu diesem letzteren überhaupt entschließt, so geschieht es in der Überzeugung, daß a) dem Staate daran liegen müsse, gerade in dem Fache der Geschichte besonders tüchtigen jungen Kräften auch dann, wenn für ihre Verwendung ein augenblickliches Bedürfnis nicht besteht, die Möglichkeit zu eröffnen, sich in ihrer Wissenschaft immer weiter ausbilden und selbsttätig an der Weiterbildung derselben arbeiten zu können, und b) daß insbesondere an der hiesigen Universität Huber als Privatdozent sehr nützlich wirken könne.“

Beide Punkte werden ausführlich erörtert — in einer Weise, die wohl auch jetzt noch Interesse erregen dürfte, da darin die höchsten Probleme der Unterrichtspolitik berührt sind.

[1]) Ficker an Böhmer 1860 März 17: Was Huber bisher außer Staatsunterstützungen bedurfte, überstieg meine Mittel nicht; fürs laufende Jahr hat er ein Stipendium von 400 fl.; sollte ihm dies etwa unter dem Einfluß von Glax nicht weiter bewilligt werden, so würde vielleicht der Erzherzog (Karl Ludwig) etwas tun; im Notfall wäre es mir nicht unlieb zu wissen, daß Sie, falls seine Arbeiten Ihnen einen günstigen Eindruck machen werden, nicht abgeneigt wären, bei einer etwaigen augenblicklichen Verlegenheit mitzuhelfen, ihn seiner Laufbahn zu erhalten.

Ad a). „Dem nächsten Bedürfnisse des Staates im Fache der Geschichte erscheint allerdings durch die Anstellung eines oder des andern Lehrers an jeder Universität genügt. Eigentliches Berufsfach ist die Geschichte nur für die Lehramtskandidaten, deren Zahl bei dem geringeren Bedürfnisse in diesem Fach zudem nur eine sehr beschränkte sein kann. Für andere Studierende ist sie wesentlich nur vom Gesichtspunkte der allgemeinen Bildung von Wichtigkeit, zumal die den Fachstudien näher liegenden Seiten derselben als Kirchengeschichte, Rechtsgeschichte, Literaturgeschichte besonders vertreten sind. Vermehrte Verwendung von Lehrkräften an Universitäten scheint daher gerade in diesem Fach nicht Bedürfnis, und im Fall der Erledigung dürfte man bei der geringen Anzahl der Stellen hoffen, den Abgang leicht zu ersetzen. Eine sichere Grundlage für den Ersatz wäre aber doch wohl nur dann gegeben, wenn einzelne besonders befähigte Privatdozenten remuneriert würden und ihnen Aussicht gegeben wäre, nach entsprechender Wirksamkeit auch dann zu außerordentlichen Professoren ernannt zu werden, wenn keine ordentliche Professur vakant sein sollte. Ohnedem wird man für den Ersatz lediglich angewiesen sein auf Gymnasiallehrer, bei welchen der Übertritt an die Universität gerade im Fache der Geschichte in der Regel Bedenken unterliegen dürfte, oder auf solche, welche einerseits wohlhabend, andererseits einer wissenschaftlichen Lehrtätigkeit geneigt genug sind, um vielleicht lange Jahre ohne Gegenleistung des Staates als Privatdozenten wirken zu mögen, was sehr unsicher ist und mittellose Talente ausschließen würde, oder endlich auf Ausländer, deren häufigere Berufung aber auf die Dauer wohl nur dann der Würde des Staates entsprechen dürfte, wenn umgekehrt in dem betreffenden Fache auch Berufungen aus Österreich in das Ausland erfolgt wären, was eben nur zu erwarten steht bei einer Förderung talentvoller österreichischer Privatdozenten."

Ficker verbreitet sich über das Interesse, das der Staat an der geschichtlichen Forschung hat, auf den Wert derselben für die Befestigung und Ausbildung staatlicher und kirchlicher Ordnung. „Jeder Einzelstaat hat zugleich das höchste Interesse daran, daß die geistige Bewegung auf dem Gebiete der Geschichte nicht eine ihm nachteilige Richtung einschlage, nicht dadurch, daß sie seine Vergangenheit in möglichst ungünstigem Lichte erscheinen läßt, zugleich ein ungünstiges Vorurteil bezüglich seiner Gegenwart und Zukunft verbreitet. Es ist leicht gesagt, daß es nur eine Geschichte gebe, daß der Historiker vor allem streng objektiv vorgehen müsse; in Wirklichkeit wird sich das subjektive Moment gar nicht verleugnen lassen. Aller-

dings wird der Historiker bei seiner Forschung immer nur ein Ziel im Auge haben dürfen, die strenge historische Wahrheit, so weit sie erreichbar ist; und jeder Versuch, welcher etwa im Interesse des Staates gemacht würde, die sich mit Bestimmtheit ergebenden historischen Tatsachen zu verschieben und zu verdecken, würde dem erstrebten Zweck nur schaden können. Aber auch bei dem ehrlichsten und aufrichtigsten Streben nach Wahrheit wird sich selbst bei der Forschung das subjektive Moment immer einige Geltung zu verschaffen wissen und wäre es auch nur dadurch, daß der Forscher sich durch seine subjektiven Anschauungen bestimmen läßt, sich gerade solche Gegenstände zu wählen, von deren Erforschung er sich Förderung jener versprechen darf. Ungleich mehr ist es dann natürlich der Fall, sobald er sich weniger um die Forschung als um die Darstellung handelt, um die Zusammenstellung der erforschten Tatsachen für bestimmte Zwecke, um die Würdigung derselben für die Gesamtentwicklung, um die Schlußfolgerung für die Verhältnisse der Gegenwart; gehören die Vertreter der Geschichtswissenschaft in ihrer Mehrzahl einer bestimmten Partei an, so kann der Erfolg nur der sein, daß die Auffassung der Geschichte in weitesten Kreisen und damit zugleich der politischen Tagesverhältnisse von eben diesen Parteianschauungen bestimmt wird."

Es wird ausgeführt, daß wo Staat und Nationalliteratur in ihren Grenzen zusammenfallen, sich dieser Einfluß wesentlich nur auf dem Gebiete der inneren, weniger der äußeren Politik geltend machen werde. „Anders vor allem ist das auf dem Gebiete der deutschen Literatur, wo sich auf den Trümmern des früheren Reiches eine Reihe von Staaten gebildet haben, in einer lockern politischen Verbindung, von der nur wenige bebaupten möchten, daß sie in ihrem jetzigen Bestande der Zukunft genügen könne, wo die Möglichkeit weiterer politischer Umgestaltungen schwerlich in Abrede zu stellen ist, wo demnach insbesondere die beiden Großstaaten, für deren Stellung solche vorzugsweise entscheidend sein würden, das höchste Interesse an dem Einflusse haben müssen, welchen die geschichtliche Literatur auf die politischen Anschauungen ausübt, da dieser hier nicht blos für die inneren, sondern für eins der wichtigsten Felder ihrer äußeren Politik von der größten Wichtigkeit ist" — wie denn die Erlebnisse der jüngsten Tage (der Krieg von 1859 und was folgte) gerade in Österreich solche Erinnerungen besonders nahe gelegt hätten; was exemplifizirt wird (und die tieferen Gründe des Streites mit Sybel klarlegt).

„Die Agitationen der sogenannten Gothaer oder kleindeutschen Partei sind bekannt, und es wird kaum zu viel gesagt sein mit der Behauptung, daß die Hauptstärke dieser Partei darin liegt, daß sie die deutsche Geschichtsliteratur vorwiegend beherrscht, daß insbesondere fast alle Professuren der Geschichte und der verwandten Fächer an den außerösterreichischen deutschen Universitäten in den Händen ihrer Anhänger sind; außer dem unbedeutenden Freiburg dürfte jetzt, nachdem auch die baierischen Professuren vorwiegend in dieser Richtung besetzt sind, keine deutsche Universität sein, wo die Geschichte nicht durch mehr oder minder eifrige Anhänger derselben vertreten wäre; und wie rührig diese, auch abgesehen von der mehr dauernden Einflußnahme, in der letzten Zeit für ihre Parteibestrebungen gewesen sind, war genügsam aus öffentlichen Blättern zu entnehmen, wäre der Gefertigte nicht auch durch Privatmitteilungen davon verständigt gewesen[1]).

Das unbedingte Vorherrschen dieser Partei auf dem Gebiete der Geschichte nun daraus erklären zu wollen, daß ein unbefangenes Studium auf ihre Tendenzen hinführe, daß die historischen Tatsachen selbst, wie sie sich nach neueren kritischen Forschungen darstellen, ein ungünstiges Vorurteil für die Richtung der ihr entgegenstehenden großdeutschen Österreich günstigen Partei erwecken müssen, daraus dann weiter etwa folgern zu wollen, daß es nicht in dieser Interesse liegen könne, kritische Geschichtsforschung zu begünstigen, dürfte im höchsten Grade gefehlt sein. Im Gegenteile; gerade der Umstand, daß insbesondere in den Darstellungen der deutschen Geschichte früher protestantische und preußische Parteitraditionen durchaus vorherrschend waren, mußte den Erfolg haben, daß die unbefangene kritische Forschung fast überall zu Resultaten gelangte, welche österreichischen und kirchlichen Interessen günstiger waren, als die bisher geläufigen Darstellungen; waren es doch sogar zum großen Teil unbefangene Protestanten und selbst Preußen, deren Arbeiten in den letzten Dezennien vielfach einen völligen Umschwung der Meinungen anzubahnen schienen; wurden doch die Resultate ihrer Forschungen gerade von Geschichtschreibern in ihre Darstellung aufgenommen, welche der demokratischen Partei angehören und deshalb in Bezug auf jene anderen Parteirichtungen vielfach besonders geeignet scheinen können zu einer unbefangenen Würdigung jener Resultate. Dieser drohende Umschwung ist dann aber freilich für die Gothaer Partei ein doppelter

---

[1]) Der Gedankengang Fickers entspricht wesentlich dem von Böhmer.

Antrieb gewesen, ihre Anstrengungen zur Behauptung der auf dem Felde der Geschichte gewonnenen Stellung zu erhöhen."

Das Vorherrschen dieser Partei auf dem Felde der Geschichte erklärt sich vielmehr — folgert Ficker weiter — aus einer Reihe anderer Ursachen aufs genügendste. „Die neuere kritische Geschichtsforschung beruht keineswegs vorherrschend auf deutschprotestantischem Boden; aber wenn sie auch in Frankreich und Italien vorzugsweise wurzelt, so fand sie doch in Deutschland ihre Pflege zunächst fast ausschließlich im protestantischen Norden und der Einfluß der bezüglichen Parteianschauungen mußte daher von vorneherein überwiegen[1]. Sie fand weiter in Preußen die mannigfachste Förderung, teils direkt, teils durch das dort herrschende Studiensystem, während das in Österreich nicht der Fall war; insbesondere möchte Gefertigter in dieser Beziehung auf das frühere juridische Studiensystem Gewicht legen, welches die deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte ganz ausschloß[2], so daß Österreich insbesondere an der Entwicklung dieser, für die in Rede stehenden Punkte so überaus wichtigen Disziplin ohne Anteil blieb. In Berlin fand das Geschichtsstudium zudem besondere Haltpunkte; einmal in der historischen Schule Ranke's, aus welcher die größte Zahl der Geschichtsprofessoren an deutschen Universitäten hervorgegangen ist, in welcher von einem tüchtigen Lehrer tüchtige Kräfte in einer bestimmten Richtung gebildet wurden, woraus sich ein Zusammenhang ergeben mußte, welchem gegenüber die Historiker anderer Richtung in ihrer Vereinzelung schwer aufkommen konnten; weiter dadurch, daß es gelang, die Leitung des großen vom Bunde unterstützten Nationalunternehmens, die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica allmählig nicht allein in Berlin zu zentralisieren, sondern auch die jüngeren Mitarbeiter lediglich in einer und derselben Richtung zu suchen; kein Österreicher, kein Katholik wurde zugelassen, obwohl es, wie Gefertigter weiß, an Bewerbungen nicht gefehlt hat; dadurch war für jüngere Anhänger jener Richtung ebensowohl Gelegenheit zu weiterer Ausbildung, als für einstweiliges Auskommen gesorgt, während ihre Aussichten für die Zukunft schon dadurch sich günstiger gestalteten, daß nicht nur die Professuren, sondern auch sämtliche Provinzialarchive in Preußen mit durchgebildeten Historikern besetzt werden. Waren dagegen in Österreich selbst weder Gelegenheit noch Aussichten geboten, welche junge

[1] Vgl. ähnliche Erwägungen in einem Briefe Böhmers an Feil 1855 Jan. 14 (bei Janssen, III, 133 ff.)

[2] Vgl. oben die Bemerkungen Weinholds, S. 136.

Kräfte zu eingehenden geschichtlichen Studien veranlassen konnten, so wäre immerhin zu erwarten gewesen, daß in den großenteils katholischen Reichslanden, welche erst zu Anfang des Jahrhunderts ihre Unabhängigkeit verloren und zum Teil vielfache Sympathien für das deutsche Kaiserhaus bewahrten, junge Historiker sich finden würden, welche im Sinne der Traditionen ihrer Heimat dem Einflusse jener Richtung sich entziehen würden. Das konnte aber doch nur in sehr beschränktem Maße der Fall sein. Jene Lande wurden großenteils mit protestantischen Staaten, insbesondere mit Preußen vereint; und hier fehlte jede Aussicht auf Fortkommen für Historiker großdeutscher Richtung. So viel Gefertigter weiß, wurden die Stellen der Provinzialarchive in Preußen nie mit Katholiken besetzt, während an den Universitäten und auch erst in späterer Zeit zwei oder, mit Einschluß von Münster, drei historische Stellen den Katholiken vorbehalten sind, wobei natürlich noch vorauszusetzen ist, daß man dieselben womöglich an solche Katholiken geben würde, welche sich gothaischen Ansichten näher anschließen. Darauf hin sich der akademischen Laufbahn im Fache der Geschichte zu widmen konnten natürlich solche, welche mit diesen Ansichten nicht einverstanden waren, nur dann wagen, wenn sie überhaupt auf die sichere Aussicht auf Anstellung verzichten konnten und auf die Überwindung anderer Schwierigkeiten gefaßt waren. Und nicht anders stand es im übrigen Deutschland; höchstens zu München, Würzburg und Freiburg waren einige Aussichten auf Berücksichtigung eröffnet. Die Pflege der Geschichte, zumal der deutschen Geschichte, mußte so an den deutschen Hochschulen wesentlich an Gelehrte kommen, welche einer Österreich abgeneigten Richtung angehörten, und derem engen Verbande gegenüber der Einfluß der vereinzelten tüchtigen Historiker anderer Richtung sich um so mehr verlieren mußte, als diese großenteils nicht an Universitäten wirkten. Welchen Einfluß das auf die Anschauungen der Gebildeten der Nation überhaupt ausüben mußte, bedarf keiner weiteren Erörterung; zumal bei der großenteils unzweifelhaften wissenschaftlichen Tüchtigkeit der Vertreter der gothaischen Richtung war es natürlich, wenn die Zuhörer die Achtung vor der wissenschaftlichen Befähigung des Lehrers auf dessen politische Richtung übertrugen."

Daß sich in dieser Beziehung im letzten Dezennium manches günstiger gestaltete, sei nicht zu leugnen. „Durch die Berufungen nach Österreich wurde der Kreis der Aussichten für Historiker anderer Richtung erweitert; in Österreich selbst war es eine große Förderung, daß nach dem Prüfungsgesetze Studierende sich ganz der Geschichte widmen konnten, ohne die Aussicht auf die Verwendung

am Gymnasium zu verlieren[1]); und das Gewicht so mancher anderer Förderung seiner Wissenschaft wird der Gefertigte am wenigsten zögern, dankbar anzuerkennen. Das dürfte aber bei weitem aufgewogen werden durch den Umschwung, welcher inzwischen in zwei anderen Staaten zu Gunsten der Historiker kleindeutscher Richtung erfolgte. Während in Preußen unter dem vorigen Ministerium[2]) wenig für die Wissenschaft geschah, insbesondere auch jene Geschichtsschule nicht sichtlich bevorzugt wurde, war es sehr bezeichnend, daß eine der ersten Forderungen, welche nach dem Wechsel des Ministeriums in den Kammern laut wurde, die war, tüchtige Historiker nach Preußen zu ziehen; die schon erfolgten Berufungen Duncker's und Droysen's zeigen genugsam, wie diese Forderung wenigstens nach einer Richtung hin recht wohl gewürdigt wurde, während natürlich die damaligen Bemerkungen rheinischer Deputierten über die unbillige Behandlung katholischer Historiker überhört wurden[3]); es leidet keinen Zweifel, daß die gothaische Geschichtsschule jetzt wieder in Preußen der allernachdrücklichsten Förderung gewiß sein kann."

Wichtiger vielleicht noch sei der Haltpunkt, welchen die Partei in Baiern gewonnen habe. „Keiner ist weiter entfernt, als der Gefertigte, nicht dankbar die Förderung anzuerkennen, welche dort durch eine wahrhaft königliche Munifizenz insbesondere auch seiner Wissenschaft zuteil geworden ist; aber tief hat er es zugleich bedauert, daß diese Förderung zunächst nur der Tätigkeit von Historikern jener Partei zu gute kam, eine Einseitigkeit, welche zugleich ihren Erfolg für die Wissenschaft außerordentlich mindern muß. Abgesehen von Berufungen von Professoren zeigte sich diese Einseitigkeit vielleicht nirgends deutlicher als in dem kaum in die Öffentlichkeit gedrungenen Umstande, daß von der Liste der in die neugegründete, mit bedeutenden Mitteln ausgestatteten Akademie für deutsche Reichsgeschichte[4]) aufzunehmenden Gelehrten die einzigen Vertreter der großdeutschen Richtung, Böhmer und Kopp, später wieder gestrichen wurden[5]), nachdem man anfangs ausdrücklich auf die beabsichtigte Vertretung ver-

[1]) In Preußen mußte man zugleich geprüfter Philologe sein.

[2]) Dem Ministerium Raumer. „Raumer, ein bornierter Fanatiker" notierte sich Döllinger 1857 in Berlin (bei Friedrich 3, 195). Im übrigen ist C. Varrentrupp, Johannes Schulze S. 542 ff. zu vergleichen.

[3]) Vgl. Pastor, August Reichensperger I. 424.

[4]) Es ist die unter den Auspizien von Sybels gegründete Historische Kommission bei der Münchener Akademie gemeint.

[5]) Vgl. Böhmer an Marie Görres 1859 Febr. 27 (bei Janssen III, 290). An einen ungenannten Münchener Freund, 1859 Aug. 16 (ebenda 301 f.). — Die Streichung wurde durch Prof. v. Sybel veranlaßt.

schiedener Richtungen hingewiesen hatte. Die Wichtigkeit dieser Stellung für die Partei ist vielleicht noch weniger darin zu suchen, daß nun auch den baierischen Studierenden die Geschichte in einer den Traditionen ihres Landes großenteils fremden Auffassung eingeprägt wird. Wichtiger dürfte es sein, daß dort jetzt sehr bedeutende Geldmittel für historische Zwecke zur Disposition stehen, bei deren vorzugsweise von einem als bitterster Gegner Österreichs bekannten Münchener Professor[1]) abhängenden Verwendung die Interessen der Partei neben denen der Wissenschaft ihre Rechnung finden; bei der bereits erschienenen historischen Zeitschrift, bei der vorbereiteten Herausgabe der Reichstagsakten, der Städtechroniken u. dgl. findet eine Reihe jüngerer, jener Richtung angehörender Historiker Verwendung, ein vorläufiges Auskommen und zugleich die Gelegenheit zur weiteren Ausbildung. Von der Möglichkeit, solches zu bieten, ist es aber wesentlich abhängig, ob es der Partei gelingen wird, sich auch künftig ihre Herrschaft auf dem Gebiete der Geschichte zu sichern; und ihre Aussichten in dieser Richtung müßen freilich gerade jetzt günstiger, als je, erscheinen.

Die vereinzelten Historiker, welche der großdeutschen Richtung angehören, werden darin allerdings eine verdoppelte Aufforderung sehen müssen, nach Kräften zu streben, daß in Folge dieser Umstände eine einseitige, immer bestimmte politische Parteizwecke im Auge haltende Behandlung der deutschen Geschichte wenigstens nicht widerstandslos das Feld allein behaupte; Einzelnes, wie die Herausgabe einer historischen Zeitschrift, ist von solchen auch in bereits bestimmtere Aussicht genommen[2]). Die Tätigkeit Einzelner wird freilich nur Geringes leisten können, so lange nicht auch in Österreich der Gesichtspunkt bestimmter ins Auge gefaßt wird, daß die Förderung der Geschichtswissenschaft durch den Staat nicht lediglich das Bedürfnis des Unterrichtes zu befriedigen habe, sondern daß sie insbesondere auf dem Felde der deutschen Geschichte auch den allgemeinen politischen Interessen dienen könne".

Nach diesem eingehenden Exposé, das dem Ministerium einen weiteren Gesichtskreis offenbart, kommt Ficker auf den Fall des Dr. Huber zurück. „Was auch jetzt oder später, sei es vom Staate sei es auf Privatwegen geschehen mag, um auch der großdeutschen Richtung ihre genügende Vertretung auf dem Gebiete der Geschichts-

---

[1]) Heinrich v. Sybel.

[2]) Darüber beriet Ficker damals mit Böhmer. Vgl. Mitteil. d. Instituts, Ergänzungsband 1, Vorwort.

wissenschaft zu sichern, der Erfolg wird immer davon abhängen, daß geeignete Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. Ohne direkte Förderung ist das schwerlich zu erwarten, aus Gründen, welche bereits berührt wurden; insbesondere sind die jüngeren Kräfte, auf welche zu rechnen wäre, bald gezählt; der Gefertigte selbst war schon in der Lage zu beobachten, wie jüngere Historiker, welche sich zunächst nur wegen der unläugbaren Vortheile für ihre weitere wissenschaftliche Bildung einem Lehrer der Gothaer Partei anschloßen, sehr bald auch auf seine, ihnen bis dahin fernliegende politische Richtung eingingen"[1]).

Hinsichtlich des Dr. Huber, an dem eine geeignete Arbeitskraft zu gewinnen wäre, glaube Ficker verbürgen zu können, daß er Tüchtiges leisten wird; ebenso dafür, daß er zwar einerseits vor allem die Wissenschaft an und für sich im Auge halten, in ihr nicht blos die Dienerin bestimmter politischer oder religiöser Anschauungen sehen wird, andererseits aber auch überall, wo das subjektive Element zur Geltung kommen kann und muß, aus eigener Überzeugung von den Anschauungen ausgehen wird, deren Vertretung auf dem Gebiete der Geschichte für Österreich ein Bedürfnis wäre.

Ad b) führt Ficker aus, daß Huber sogleich nutzbringend an der Innsbrucker Universität verwandt werden könne.

„Der allgemeinen Geschichte erwächst aus dem Bestehen besonderer Professoren für österreichische Geschichte nur sehr geringe Förderung. Daß diese letztere auf österreichischen Universitäten einer ganz besonderen Pflege bedarf, wäre selbstverständlich, wenn sie nicht auch schon durch den Studienplan geboten würde; eine andere, hier freilich nicht näher zu erörternde Frage wäre es, ob im Falle von Erledigungen der Geschichtswissenschaft im allgemeinen nicht eine große Förderung erwiesen würde, u. z. ohne Beeinträchtigung des speciellen Zweckes, wenn zumal an kleinen Universitäten statt eines besonderen Professors für österreichische Geschichte ein zweiter Historiker angestellt würde, welcher für das Gesammtgebiet der Geschichte befähigt, aber besonders verpflichtet wäre, die nöthigen Vorlesungen über österreichische Geschichte zu halten[2]). Nach der jetzigen Sachlage hat der Professor für allgemeine Geschichte ohne weitere Unterstützung die Vorlesungen, die Übungen für Lehramtskandidaten, die Prüfungen für ein Gebiet zu halten, welchem an Ausdehnung wohl das keiner anderen Professur gleichkommt". . . .

---

[1]) Diese Bemerkung bezieht sich auf Th. v. Kern. Damals (mit v. Weech) Mitarbeiter an den Deutschen Städtechroniken.

[2]) Dieser Anregung ist neuerdings mehrfach Rechnung getragen.

Eine wirksame Unterstützung durch Dr. Huber versprach sich Ficker besonders im Bereich der alten Geschichte, die dieser nie mit besonderer Vorliebe gepflegt hatte, während Huber auf seinen Rat philologische Kollegien gehört und sich für die alte Geschichte vorbereitet hatte[1].

Ficker's Antrag wurde vom Ministerium genehmigt, wie aus seinem Schlußberichte im Sommer 1860 hervorgeht. Huber hatte, nachdem seine Bestätigung als Privatdozent für allgemeine (speciell alte) Geschichte eingetroffen war, bereits im Wintersemester 1859/60 mit Vorlesungen über griechische Geschichte begonnen, welche er im Sommersemester fortsetzte. „Da der Gefertigte nicht verfehlte, dieselben dann und wann zu besuchen, so glaubt er in der Lage zu sein, versichern zu können, daß diese Vorlesungen sowohl was den überaus sorgfältig ausgearbeiteten Inhalt, als was die Form und den Vortrag betrifft, allen Forderungen vollkommen entsprechen, welche an den akademischen Lehrer zu stellen sind.“

Während des Wintersemesters hatte Huber in Anwesenheit Fickers teils bei Besprechung eingereichter Arbeiten, teils bei selbständigen Vorträgen mitgewirkt; für das Sommersemester kündigte er Übungen auf dem Gebiete der griechischen Geschichte an, welche Ficker gleichfalls wiederholt besuchte.

Hielt sich Huber im Allgemeinen an die von seinem Lehrer befolgte Methode und konnte derselbe für einzelne Partien sich den bezüglichen Vorträgen Fickers näher anschließen, so wußte er sich in anderen mit großem Geschick ganz selbständig zu bewegen und zeigte durch die Geläufigkeit, mit welcher er aus dem ganzen Gebiete der alten Geschichte treffende Beispiele für die allgemeinen Angaben zu finden wußte, eine sehr ausgedehnte Kenntnis auch der Einzelforschungen auf diesem Gebiete.

Damit war zugleich Ficker entlastet und den Bedürfnissen der Philologen Rechnung getragen.

An Kandidaten der Geschichte war im Sommer 1860 (da die Aussichten auf eine sofortige Anstellung sich verschlechtert hatten) nur ein einziger noch übrig, ein Italiener, der der deutschen Sprache wenig mächtig war. Ihm suchte Ficker durch Colloquien in italienischer Sprache eingehendere Anleitung zum historischen Studium zu geben. „Der Gefertigte hatte dabei aber nicht mehr Glück als bei

[1] In dem Umfange, wie sie in Wien durch Aschbach vertreten wurde. Die antiquarische Tendenz auf dem Gebiete der alten Geschichte gelangte erst in den Siebziger Jahren zur Geltung. — Huber studierte während der Ferien 1859 in Schlitters eifrig Curtius und Grote.

ähnlichen früheren Versuchen mit italienischen Studierenden; Mangel an Eifer auf Seiten des Candidaten nöthigte ihn bald, die Sache aufzugeben".

Dagegen erzielte Ficker einen befriedigenden Erfolg mit einem Versuche, Kolloquien über einzelne Punkte der deutschen Verfassungsgeschichte zu veranstalten, bei welchen er nicht blos Historiker, sondern vorzugsweise auch Juristen im Auge hatte, insoferne sie die Studien derselben über die deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte ergänzen, vielleicht auch bei ein oder anderem besonders befähigten und strebsamen die Neigung zu eingehenderer Beschäftigung mit dem Fache erwecken sollten. „Besondere Veranlassung zu diesem Versuche fand der Gefertigte auch darin, daß seine eigenen Studien sich seit längerer Zeit fast ausschließlich mit deutscher Reichs- und Rechtsgeschichte beschäftigen und ihm so den Wunsch nahelegten, dieselben für Studierende eingehender verwerten zu können, als in den ihm zugewiesenen Vorträgen über allgemeine Geschichte statthaft ist: auch glaubt er, daß die Form von Colloquien besonders geeignet ist durch Anbahnung eines unmittelbaren Verkehrs zwischen Lehrern und Lernenden die Zwecke der akademischen Studien zu fördern"[1]).

Ficker nahm einzelne Punkte aus der Geschichte des Reichsstaatsrechts nach eigener Wahl oder nach dem Wunsche der Studierenden durch, fragend, wo der Studierende das Betreffende aus den Vorlesungen bereits kennen oder es durch bloßes Nachdenken gewinnen konnte, vortragend oder erläuternd, wo das nicht der Fall war, also wesentlich nach der auch bei den historischen Übungen befolgten Methode.

Zum Schlusse berichtet Ficker über Hubers wissenschaftliche Tätigkeit. Bereits war die eine von Hubers Habilitationsschriften: „Über die Entstehungszeit der österreichischen Freiheitsbriefe" in den Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie erschienen[2]). Ferner hatte sich Huber entschlossen, die öffentlichen Vorlesungen, welche er während des verflossenen Winters im Ferdinandeum über die Waldstätte Uri, Schwyz, Unterwalden und die Tellsage gehalten hatte, für den Druck auszuarbeiten[3]); er verwendete die Osterferien, sein Material auf der

---

[1]) Abgesehen vom Kandidaten Clara wurden diese Vorträge von 9 Juristen besucht.

[2]) Als Hubers Arbeit in der Wiener Zeitung ungerecht rezensiert wurde, verteidigte sie Ficker energisch. S. unten Kap. 11.

[3]) Diese Vorlesungen hatten, wie Ficker an Böhmer meldet, insbesondere den Erzherzog interessiert. Vgl. Alf. Huber, „Die Waldstätte Uri, Schwyz,

Münchener Bibliothek zu vervollständigen[1]). Daran wird sich eine zweite, großenteils auf denselben Vorstudien beruhende Arbeit über die Abstammung und den ältern Besitz des Hauses Habsburg anschließen[2]). Zugleich ergänzte er seine Materialien über Herzog Rudolf IV. und gab in der „Katholischen Literaturzeitung" einige nach Fickers Ansicht ganz gelungene Besprechungen über Arbeiten zur österreichischen Geschichte.

Als einen weiteren Beleg, daß die früheren Zuhörer, welche mit Unterstützungen bedacht waren, nicht allein als Lehrer den auf sie gesetzten Erwartungen entsprechen, sondern auch bemüht sind, die erworbenen Kenntnisse zu wissenschaftlichen Leistungen zu verwerten, legt Ficker Durig's „Beiträge zur Geschichte Tirols in der Zeit Bischof Egno's von Brixen und Trient" vor[3]).

Nachdem Hubers und Durigs Erstlingsschriften erschienen waren, konstatierte der alte Statthaltereirat Probst, der seine Geschichte der Innsbrucker Universität bis 1860 nach offiziellen Quellen schrieb: „Unter den Professoren gilt der von Bonn berufene Ficker, Verfasser mehrerer historischer Werke, als gediegener Geschichtsforscher — zumal der Reichsgeschichte, der eine Schule bildet"[4]).

Niemand empfand mehr Genugtuung über diesen Erfolg Fickers, als sein alter Gönner Böhmer: „In Hubers ausgezeichneter Arbeit erkenne man mit Freude die Art des Lehrers."[5]) Hatte dieser bei allem Lobe der Leistung[6]) an Durigs Stilhärte manches auszusetzen,

---

Unterwalden bis zur festen Begründung ihrer Eidgenossenschaft. Mit einem Anhange über die geschichtliche Bedeutung des Wilhelm Tell" (1861).

[1]) Wobei ihn Ficker begleitete, um ihm bei seinem ersten literarischen Ausflug an die Hand zu gehen.

[2]) Vgl. Hubers akademischen Vortrag: „Rudolf von Habsburg vor seiner Thronbesteigung", Wien 1873.

[3]) Diese „Beiträge" waren in der Ferdinandeums-Zeitschrift des Jahres 1860 veröffentlicht.

[4]) Probst, Gesch. der Innsbrucker Universität S. 360. — Auch Ludwig Steub hat die Erstlinge der „historischen Schule, welche Prof. Ficker angelegt," Durigs und Hubers Schriften, in der Allg. Zeitung freundlich besprochen. Vgl. Steubs Kl. Schriften 3, S. 99 f.

[5]) Vgl. Böhmer an Ficker 1860 Aug. 25 (Janssen III, 341).

[6]) Ficker an Böhmer 1860 Aug. 19 (indem er Durigs Egno zusendet): „Die Arbeit ist sehr fleißig, beruht auf manchen bisher unbenutzten Materialien und dürfte auch insofern ein allgemeines Interesse haben, als sie die Entstehung der Landeshoheit auf Grundlage der Grafengewalt in einem einzelnen Fall nachweist, welcher allerdings von der gewöhnlichen Entwicklung, bei welcher die Lehensherren die Grafschaften einziehen, in interessanter Weise abweicht; nirgends läßt sich so bestimmt zeigen, wie der Vasall zum Herrscher geworden

so versicherte hingegen Wattenbach, mit dem man in freundlicher Verbindung stand[1]), im Gegenteil: „eben habe ich die Lektüre der Durig'schen Beiträge beendet, und wundere mich, daß Sie ihm „äußeres Geschick" ganz absprechen. Ich finde, daß die Arbeit sich recht gut liest, und wenn auch das massenhafte Material einzelner urkundlicher Daten nicht leicht zu übersehen ist, doch im Ganzen die Resultate sich recht klar herausstellen; man sieht sehr deutlich, wie dem armen Bischof die Vasallen über den Kopf wachsen, und in merkwürdig kurzer Zeit aus zwei geistlichen Fürstentümern ein weltliches wird — eine Erscheinung, die allerdings allgemein interessant ist, da ja ähnliche Vorgänge sich so vielfach wiederholen"[2]).

Da für Huber wie Durig Reisen nach Wien notwendig waren, um ihre Materialien zu vervollständigen, so stellte Böhmer für diesen Zweck eine Summe Geldes zur Verfügung[3]). In der Tat sind sowohl Huber[4]) wie Durig[5]) auf diese Weise gefördert worden, ohne daß sie sich hätten unterstehen dürfen, bei Böhmers Lebzeiten darüber ein Wort in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Erst nach dem

---

ist. Die älteren staatsrechtlichen Verhältnisse Tirols dürften hier überhaupt zum erstenmal richtig erörtert sein. Bei der Freude, welche Durig an dieser ersten Leistung hat, wird nun auch wohl weiteres nicht lange auf sich warten lassen."

[1]) Wattenbach hatte 1853 den vergeblichen Versuch gemacht, Ficker in Innsbruck anzutreffen; 1857 hatte ihn Ficker in Breslau besucht. — Sein Brief datiert 1860 Okt. 13.

[2]) Durigs Arbeit lobte auch O. Lorenz, Deutsche Geschichte 1, 275 n. 1. Er zählt sie „zu dem besten, was von ähnlichem existiert."

[3]) Vgl. Böhmer an Ficker 1860 Juni 29 (Janssen III, 338).

[4]) Ficker an Böhmer 1862 April 4: Dr. Huber hat den ganzen Winter auf das angestrengteste an seinen Vorlesungen über österreichische Geschichte arbeiten müssen. Jetzt nimmt er den Herzog Rudolf wieder auf und denkt in den Sommerferien mit dem von Ihnen früher für einen solchen Zweck bestimmten Geld nach Wien zu gehen, um dort sein Material zu ergänzen. 1862 Sept. 27: Auf Grundlage Ihrer gütigen Unterstützung arbeitet Huber jetzt seit 5 Wochen zu Wien im Reichsarchiv für Herzog Rudolf.

[5]) Ficker an Böhmer 1862 Okt. 27: Durig, der langsam aber auch gründlich arbeitende, hat die Regesten der älteren Bischöfe von Trient fertig und denkt dieselben herauszugeben mit einem Anhang der noch ungedruckten Urkunden. Er will jetzt zunächst noch seine Arbeit über die Entstehung des Landes Tirol druckfertig machen; dann wünscht er für die Trientner Sachen, etwa im folgenden Sommer, nach Wien zu gehen. Da er auf einen mäßigen Gehalt angewiesen ist und die Arbeit Ihren Wünschen entsprechen dürfte, so stellte ich ihm dazu einen Beitrag in Aussicht aus dem mir von Ihnen zur Verwendung anvertrauten Geld. (Nach H. v. Voltelinis Nachruf auf Durig, Ferdinandeums-Zeitschrift 1905 S. 415, kam Durig zu seiner Wiener Reise erst 1873.)

Tode des verehrten Mannes tut Huber jener Unterstützung in einer Vorrede Erwähnung.

Auch Wallnöfer, der in Teschen an literarischen Hilfsmitteln Mangel litt [1]), wurde nach Möglichkeit gefördert, so daß seine „Untersuchungen über Ansberts Bericht vom Kreuzzuge Friedrichs I. und über die Gründe der Gefangennehmung des Königs Richard Löwenherz von England" 1861 im Druck erscheinen konnten [2]).

Wallnöfer und Durig sind nachher durch ihre Pflichten als Schulmänner abgehalten worden, ihre wissenschaftlichen Studien weiter zu verfolgen. Wallnöfer starb 1884 als Gymnasialdirektor in Innsbruck, wohin er über Troppau, Brünn, Wien, Wiener-Neustadt zurückgekommen war [3]). Durig wurde 1874 Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Innsbruck. Er hatte ein schönes Material zusammengebracht und einige Schriften über tirolische Geschichte, namentlich über die Beziehungen des welschtirolischen Landesteiles zum Hauptlande an Inn und Etsch sowie zu Deutschland veröffentlicht (wozu jene vom Erzherzog, beziehungsweise Ficker gestellte Preisfrage den Anlaß gab) [4]). Durig hat sich auch als Bibliothekar des Ferdinandeums um die Katologisierung der dort vorhandenen Bücherschätze ein großes Verdienst erworben, das Mommsen, als er des Corpus inscriptionum Latinarum wegen daher kam, sofort anerkannte. Aber das von Durig vorbereitete Regestenwerk erschien nicht, auch nicht die von Böhmer warm empfohlenen Regesten der Bischöfe von Trient [5]), während Anderes

---

[1]) Wallnöfer konnte sich, wie er an Ficker schrieb, Böhmers „Fontes" weder in Teschen noch auf der nächstgelegenen Bibliothek in Krakau verschaffen und er selbst habe sich durch Bücherkäufe bereits nach echt österreichischer Sitte ruiniert. „Solches kann mich ganz wehmütig stimmen, zumal die Arbeit alle meine Erwartungen übertraf." Ficker an Böhmer 1860 März 17.

[2]) Im Programm des kathol. Gymnasiums in Teschen 1861.

[3]) Vgl. den Nekrolog Wallnöfers von Friedrich Stolz (mit Beiträgen von Alf. Huber) im „Tiroler Boten" 1884. Dortselbst sind auch die späteren Publikationen Wallnöfers (meist pädagogischer Art oder geographisch-statistischen Inhalts) aufgezählt.

[4]) Ficker an Böhmer 1860 April 11. — Durig, „Über die staatsrechtlichen Beziehungen des italienischen Landesteiles von Tirol zu Deutschland und Tirol." 1864. Im Archiv f. Gesch. u. Altertumskunde Tirols I. (1864) und V. (1868) veröffentlichte Durig: Beiträge zur Geographie Tirols im Mittelalter.

[5]) Böhmer an Ficker 1863 April 13 (nicht bei Janssen): „Sehr erfreut hat es mich, daß Herr Durig unter Ihrer Leitung nun bald die Regesten des Bistums Trient herausgeben wird. Wir sollten von allen Bistümern Regesten haben. Es wäre nicht schwer, dafür gewisse Regeln aufzustellen, die dann der jeweilige Herausgeber nach seinen Überzeugungen modifizieren möchte" (z. B. Oktav oder Quart: „ersteres besonders dann, wenn sie sehr kurz gefaßt sein sollten"). Weiter

schließlich von Jüngeren zur Verarbeitung übernommen wurde [1]). Ficker selbst hat von den Sammlungen Durigs in seinen Werken ausgiebigen Gebrauch gemacht [2]).

Zu der Festschrift für Ficker anläßlich des 40. Jahres seit Eröffnung seiner Lehrtätigkeit in Innsbruck (1892) steuerte Durig Rechtssprüche des Trientner Lehenhofes aus dem 13. Jahrhundert bei [3]).

Alfons Huber hat das von Ficker gesteckte Ziel scharf ins Auge gefaßt und dem Meister alle Ehre gemacht. Im Jahre 1862 schrieb Ficker an Böhmer: „Huber wird nach meiner Ansicht für die 500jährige Gedenkfeier (der Erwerbung Tirols durch das Haus Österreich) zunächst die Erwerbungsgeschichte Tirols genau und lesbar darstellen, welche dann mit dem vollständigen Text aller bezüglichen Urkunden etwa als Festgabe der Universität veröffentlicht werden könnte. Die Gesamtdarstellung Rudolfs würde dann bald folgen können" [4]).

Was mutatis mutandis auch durchgeführt wurde [5]).

Wenn Ficker in den alten Tagen seines Lebenswerkes gedachte, so verweilte er gerne bei diesen Zeiten, wo er selbst mit Freude und voller Hingabe lehrte, seine Schüler aber mit echter Begeisterung ihm

---

teilen sie sich in zwei Serien. 1. Urkunden von dem Bischof ausgestellt (Zeugenschaften, Nachrichten der Chroniken: über die Erwählung u. s. w.). 2. Urkunden für das Hochstift, also die kaiserlichen Privilegien für dasselbe, die Stiftungsbriefe der wichtigsten Klöster u. s. w.; hiebei wäre dann freilich eine Auswahl des wirklich Wichtigen zu treffen, und könnte man bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts zur Aufnahme geneigter, von da an in der Auswahl strenger sein.

[1]) Vgl. „Die Südtiroler Notariatsimbreviaturen des 13. Jahrhunderts", herausgegeben als 2. Band der „Acta Tirolensia" (1899) „mit Benutzung der Abschriften J. Durigs" von Hans v. Voltelini.

[2]) So in den Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens, passim. Bd. IV, Vorwort p. XXI f., wird auf Durig, „der ein Trienter Urkundenbuch und die bisher ganz unbeachteten Imbreviaturen der Notare Ubert und Jacob druckfertig hat," Bezug genommen. Vgl. auch Ficker zur Geschichte des Reichshofgerichts. In den „Forschungen zur deutschen Geschichte" XVI (1876) S. 573—575.

[3]) Ergänzungsband IV der Mitteilungen des Instituts S. 429 ff. — Durig starb im Jahre 1901.

[4]) An Böhmer 1862 April 4.

[5]) Huber, Geschichte der Vereinigung Tirols mit Österreich und der vorbereitenden Ereignisse, 1864. (Vorher die populäre Ausarbeitung: Geschichte der Margaretha Maultasch und der Vereinigung Tirols mit Österreich, 1863.) Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Österreich, 1865.

folgten [1]. Den Fleiß von Durig, Wallnöfer, Huber hat er den Späteren immer wieder als leuchtendes Vorbild vor Augen gestellt [2].

---

[1]) Mit ähnlichen Gefühlen blickte der 70jährige Bonitz (1884) auf die Jahre seiner Wiener Wirksamkeit zurück. Vgl. S. Frankfurter: Graf Leo Thun, Franz Exner und Hermann Bonitz (Wien 1893) S. 134.

[2]) Andererseits ist es begreiflich, daß eine so sorgfältige Einzelabrichtung und Schulung bessere Resultate erzielen mußte, als die nach der alten Art von Albert Jäger und Aschbach in Wien geübte Praxis. Prof. Aschbach pflegte am Anfang des Semesters Fragen zu diktieren, die zu bearbeiten wären; er drang auf allseitige und richtige Benutzung der Quellen, die er nicht angab, sondern jeder selbst aufsuchen mußte. Da er die Hilfsbücher nannte, konnte man die Quellen aus diesen entnehmen; die Arbeit mußte binnen 4 Wochen eingeliefert werden. Darüber berichtete Rechenmacher, als er April 1856 nach Wien kam, ausführlich an Ficker: gar so riesenmäßiges werde nach dem, was er bisher vortragen gehört habe, nicht geleistet. — In den Hilfswissenschaften, die Ficker zu Innsbruck sofort ernstlich pflegte, wurde zu Wien erst durch Sickel Schule gemacht, der aber zunächst in sehr bescheidener Stellung sich befand (seit 1856). Die Ficker'sche Schule ging also in jeder Beziehung der Wiener voran. — Als Zöglinge der letzteren, wie Robert Roesler, in jungen Jahren Universitätsprofessuren erhielten, wurde Wallnöfer, der sich (1869) in Brünn an der Technik habilitiert hatte, unruhig, indem er meinte, so viel hätte er auch geleistet, wie er sich denn nach der Pensionierung von Glax auch für die Professur in Innsbruck meldete — aber Ficker blieb dabei, daß von den genannten Schülern (wie Durig zum Archivdienst, so) allein Huber zum akademischen Lehrer den Beruf habe.

XI. Kapitel.

Wissenschaftliche Arbeiten 1854—1863.

Während Ficker seine Lehrtätigkeit immer intensiver gestaltete, war er doch auch bedacht, seine eigenen Arbeiten zu fördern.

Zunächst stand noch immer Ludwig der Baier im Vordergrunde, worüber er an Alfred von Reumont (der seine früheren Arbeiten in italienischen Zeitschriften besprochen hatte) mitteilt: „Ich möchte ein größeres Werk über die Zeit Ludwigs des Baiern schreiben; der erste Band würde sich mit Deutschland bis zum Ende des Thronstreites beschäftigen; der zweite würde dann die Entwicklung der kirchlichen und italienischen Verhältnisse bis auf den Römerzug Ludwigs verfolgen, dann diesen selbst und die Unternehmungen Johanns von Böhmen in Italien."[1]) Als sich 1855 in Bonn Reinhold Pauli habilitiert hatte, erklärte sich dieser unter Vermittlung der dortigen Freunde Fickers bereit, mitzuteilen, was über Ludwig von Baiern in den von ihm in Berlin deponierten Abschriften englischer Urkunden stehe[2]). „Auch für Kölnische Geschichte wird er dir manches andeuten" schreibt Anschütz an Ficker.

[1]) Ficker an Reumont 1855 Oktober.

[2]) Anschütz (aus Bonn) 1855 Nov. 17. — Pauli hatte für die Berliner Akademie Abschriften der im Tower zu London befindlichen Urkunden für deutsche Geschichte saec. XIII und XIV gemacht, von denen die aus der Zeit Eduards III. (seit 1327) für die Geschichte Ludwigs d. B. von Wichtigkeit waren. Vgl. Pauli, „Bilder aus Altengland" n. 5. — Ficker interessierte sich lebhaft für diese Dinge, ließ sich auch von Anschütz die Adresse Paulis mitteilen, als dieser 1856 für den Winter auf 1857 nach München übersiedelte (wo er als eventueller Nachfolger von Dönniges in Probe genommen wurde). — 1862 kam Pauli in den Ferien nach Innsbruck, wo er Ficker aufsuchte, ohne ihn zu treffen.

Aber die Arbeit verzögerte sich. Im Sommer 1855 meldet Ficker an Böhmer: „Nach Ostern faßte ich den heroischen Entschluß, es zu versuchen, neben meinen Berufsgeschäften etwas anderes zu unternehmen. Ich beschloß, die Geschichte Ludwigs des Baiern zu beginnen, zunächst nur mit den Mitteln, die mir eben zur Hand; habe ich eine Sache erst einmal gut oder schlecht entworfen, so geht mir das Ergänzen und Berichtigen leichter von statten und ich könnte dann später auch in Nebenstunden weiter arbeiten , ... So habe ich die Wahlverhandlungen mit Einschluß einer Übersicht des niederbaierischen Pflegestreites und mancher Exkurse und Rückblicke, die später vielleicht eine andere Stelle finden würden, beendigt in einem Umfange von etwa 3—4 Druckbogen; es ist dieselbe Partie, die jetzt auch Kopp herausgegeben; freilich weitläufiger, da ich mich mit den Tatsachen nicht begnügte, sondern auch sie zu erklären versuchte. Manches bleibt mir freilich noch sehr unklar.“ [1])

Im Herbst (1855) berichtet er weiter: „Zur Beurteilung des Streites zwischen Ludwig und Friedrich, und Ludwig und dem Papste scheint vor allem nöthig, den Rechtsboden zu gewinnen, zu untersuchen, was damals im Reiche für Recht und Herkommen galt, z. B. ob Einmütigkeit zur Wahl nötig war, wie streitige Wahlen zu entscheiden waren, die Bestätigung der Königswahl durch den Papst, das Reichsvicariat in Italien imperio vacante u. s. w.; über all das sammle ich nun Notizen; und da ich auch Ludwigs Vorgänger übersichtlich zu behandeln gedenke, so ziehe ich noch die Fragen hinein übers Vorrecht der herrschenden Familie, das mir trotz Eichhorn unläugbar scheint, und über die Entstehung der Kurfürsten, die mir trotz mancher Winke, die Sie in den Regesten geben, noch immer rätselhaft scheint. Gemeiners goldenes Büchlein, wie Sie es nennen, hat mich in den meisten Stücken sehr befriedigt; aber seine Erklärungen über die Beschränkung auf die Siebenzahl scheinen mir ungenügend, ohne daß ich genügenderes zu geben wüßte [2]). Am auffallendsten ist mir, daß schon zu Rudolfs Zeiten immer von der antiqua consuetudo die Rede ist und in offiziellen Aktenstücken die Einsetzung der Kurfürsten durch den Papst behauptet wird. Ich denke, die Sache muß sich zuerst tatsächlich gestaltet haben, wie auch Sie bei Gelegenheit der Wahl Wilhelms anzunehmen scheinen; dann aber muß etwas geschehen sein, vielleicht von Rom aus, damit sich der Glauben verbreiten konnte, es sei keine Neuerung, sondern, wie

---

[1]) Ficker an Böhmer 1855 Juni 6.

[2]) Vgl. oben S. 216.

Martinus Polonus erzählt, von Otto III. her gesetzlich. Es ist doch auch sehr auffallend, daß sich gar kein Widerspruch von Seiten der anderen Fürsten zeigt. Ich denke, daß darüber noch etwas genauere Einsicht zu gewinnen sein müßte." [1])

Damit war das Arbeitsprogramm für die nächsten Jahre gegeben. Das Zeitalter Ludwigs des Baiern verursachte tiefergehende Forschungen über die ältere Reichsverfassung, den „Reichsfürstenstand", die Wahlfürsten, die Privilegien einzelner Fürsten [2]); die Probleme der deutschen Kaisergeschichte rollten sich auf.

Wie sehr er sich dabei in die für diese Periode besonders wichtige tirolische Geschichte eingearbeitet hatte, zeigte Ficker, als er im Winter 1855 sich wieder an den Vorlesungen im Ferdinandeum beteiligte. Während er bisher Themata aus der westfälischen Geschichte gewählt hatte, behandelte er jetzt die „Margaretha Maultasch" und „wie Tirol an Österreich gekommen". Diese Vorlesungen, die auch der Statthalter Erzherzog Karl Ludwig mit seiner Anwesenheit beehrte, füllten 3 Abende aus; die Schützenzeitung meldete, indem sie auf die Fortsetzung aufmerksam machte, am 4. Januar 1856: „Der erste Vortrag zeichnete sich sowol durch seinen historischen Gehalt als durch freundliche Form aus. Professor Ficker hat sich trotz der kurzen Zeit seines Hierseins auf dem Boden tirolischer Vorzeit schon ganz zurecht gefunden, und unser Vaterland, dem dieser ausgezeichnete Geschichtsforscher noch lange erhalten bleiben möge, muß ihm schon jetzt großen Dank wissen, da er insbesondere auch mehrere tüchtige Kräfte ins Studium der tirolischen Geschichte mit dem besten Erfolge bereits eingeführt hat". Dieses Lob stammte ohne Zweifel von dem Redakteur der Schützenzeitung, David Schönherr, selbst her, der ein Kenner der tirolischen Geschichte und ein berufener Stimmführer der öffentlichen Meinung war.

Jene Vorlesungen Fickers wurden von der Volks- und Schützenzeitung in einer Extrabeilage [3]) abgedruckt und interessieren um des Verfassers wegen auch jetzt noch: wie er sich gleichsam entschuldigend einführt, da es für ihn einen ersten Versuch in Tiroler Geschichte gilt und für einen solchen es gewagt erscheinen möchte,

---

[1]) Ficker an Böhmer 1855 Sept. 13.

[2]) Ficker an Böhmer 1855 Juli 24: über die Erhebung des Grafen von Hennegau zum Reichsfürsten und Markgrafen von Namur 1190; „die Sache war mir so auffallend, daß ich zuerst an der Echtheit einiger bezüglicher Urkunden bei Mireus zweifelte, bis ich die ganze Sache ausführlich beim Gislebertus Hannoniensis fand, der überhaupt mehreres fürs Reichsstaatsrecht wichtiges enthielt."

[3]) Volks- und Schützenzeitung 1856, Beilage 7—11.

„sogleich eines der wichtigsten, vielleicht das wichtigste Ereignis herauszugreifen, ein Ereignis zugleich, das jederzeit bei den Historikern des Landes die gebührende Rücksicht gefunden hat, das noch jüngst von einem der begabtesten lhrer Landsleute (R. Kink) in seinen Vorlesungen über die Geschichte Tirols ausführlich und gründlich behandelt wurde." Es werden die Umstände, die Tirol damals zu einem Angelpunkt der ganzen Reichsgeschichte machten, auseinandergesetzt, dann die Persönlichkeit der Margaretha Maultasch vorgeführt. Da wir von Ficker darstellende Geschichtswerke nicht besitzen, er es vielmehr bei der Forschung bewenden ließ, die ihn allein interessierte, müßen wir die Bemerkung einfügen, daß er vortrefflich zu charakterisieren versteht und daß es ihm bei gegebenem Anlaß nicht an Humor gebricht, so gerade in der Schilderung Margarethas. „Die Geschichtsforschung hat sich von jeher einer Aufgabe von so delikater Natur, daß sie billigerweise nur im Notfall vor das Forum des geschichtlichen Richters gezogen werden sollte, nicht entziehen können, nämlich der Untersuchung der gegen sie erhobenen Anklagen, daß sie weder schön noch liebenswürdig, noch auch sittsam und tugendhaft gewesen sei". Er glaube eine eingehende Erörterung dieser dunklen Punkte ohne Schaden für die Geschichte selbst umgehen und sich auf eine kurze Andeutung der Resultate der neueren Forschungen beschränken zu dürfen. Das Urteil laute nicht ungünstig für die Tugend, aber keineswegs günstig für ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit. Zum Schluße des Vortrages wird die Bedeutung der Erwerbung Tirols durch Österreich erörtert. „Zu zeigen, was Tirol seinem hohen Herscherhause verdankt, möchte am wenigsten dem anstehen, der nicht im Lande seine Heimat hat . . . . Eher möchte dem Fremden anstehen, das zu entwickeln, was die Bescheidenheit des Tirolers kaum berühren würde, zu zeigen, was Österreich dem Erwerb dieser gewaltigen Grenzfestung verdankt." Und er zitiert das Urteil eines bairischen Historikers (Contzen), der die Machtstellung Österreichs, hinter der die Baierns mehr und mehr zurückstehen mußte, mit dem Ereignis auf das engste verknüpft erklärt.

Wenn Ficker hier sich noch als Fremder bezeichnet, so stimmte bereits das Urteil seines alten Gönners Böhmer mit dem des einheimischen David Schönherr überein, daß er sich rasch in Innsbruck eingelebt habe. Böhmer schreibt, nachdem er 1857 in Innsbruck zu Besuch gewesen, an Jodok Stülz, den Prälaten von St. Florian, (einen Vorarlberger, der auch in der Paulskirche gesessen): „In Innsbruck hat der von mir sehr geschätzte Professor Ficker recht eifrige Schüler, in deren Mitte er ganz zufrieden ist. Es war mir merk-

würdig, innere Verwandtschaften zwischen dem tirolischen und westfälischen Charakter zu beobachten". Ebenso an Alexander Kaufmann, den fürstlich Löwenstein'schen Archivar zu Wertheim: „In Innsbruck ist Ficker (ohnedies mit einer Tirolerin verheiratet) ganz eingewohnt, sehr geliebt und in fruchtbringender Tätigkeit."[1]) Mit Böhmer war Ficker in fortgesetzter eingehender Korrespondenz, aus der wir das Entstehen seiner Werke und Aufsätze entnehmen können. Diese drehte sich fast ein Jahrlang um die Frage nach der Echtheit und Unechtheit der österreichischen Privilegien, des minus und des maius, eine Frage, die eben durch Chmel in einer Weise auf die Tagesordnung gesetzt war, die Widerspruch erwecken mußte. (Das privilegium maius wird für ein Machwerk aus der Zeit Ottokars II. erklärt, Rudolf IV. von dem Verdachte der Fälschung freigesprochen). Das stimmte nicht zu Böhmers Ansicht, gegen den Chmel in Folge dessen einen gereizten Ton anschlug. Ebenso verfeindete sich Wattenbach den Wienern, da er ihren Theorien in seiner Habilitationsschrift und später widersprach, die Fälschung des privilegium maius durch Rudolf IV. darlegte[2]); Ficker aber wies seinen Schülern die Wege von Böhmer und Wattenbach.

Er schreibt darüber (1856 April 11) an Böhmer: „Meine Vorlesungen über den Anfall Tirols führten mich auf die genauere Einsicht der Arbeiten über die Privilegienfrage. Die Ansicht, daß die Fälschungen von Rudolf herrühren, stand mir allerdings von vorn herein fest; aber die Tiroler Urkunden hat Wattenbach nur teilweise gekannt; sie scheinen mir den ganz unumstößlichen Beweis zu liefern, daß mehrere Punkte in den Privilegien mit nächster Rücksicht auf den Erwerb Tirols gemacht sein müßen, während beim Erwerb selbst die Privilegien überall in Anwendung kamen". Wir haben gesehen, wie Ficker seinen Schüler Alfons Huber veranlaßte, auf dies Thema einzugehen[3]), (was die Wiener auch auf diesen erpicht machen mußte. An die Wiener Hypothese hielt sich aber Prof. Glax, Fickers Kollege für österreichische Geschichte.) „Ein ähnlicher Punkt ist das Verhältnis der Ostmark zum Herzogtum (Baiern) bis 1156,

---

[1]) Vgl. oben S. 200 Anmerk. 5. — Schon 1856 Juni 10 hatte Janssen an Ficker gemeldet: „Böhmer ist über Ihre letzten Briefe und die darin niedergelegten Studien so erfreut, daß er nach Soden gekommen (wo ich im Bade war), um mir selbige mitzuteilen."

[2]) Vgl. E. Mühlbacher, Die literarischen Leistungen des Stiftes St. Florian S. 346 ff. — Über den Beginn der Kontroverse der Brief Böhmers an Feil 1852 Aug. 14 (Janssen III, 71 f.).

[3]) Vgl. oben S. 216 f.

wobei mein Kollege (Glax) und andere Österreicher zu übersehen scheinen, daß es nicht genügt, die Unechtheit des maius anzuerkennen, sondern nun doch auch die daraus gezogenen Folgerungen aus der Geschichte verschwinden sollten." Böhmer antwortete [1]: Chmels Hypothese (für die auch Jäger [2]) sich erklärt hatte) könne ihn freilich nicht im geringsten irre machen. Das maius sei falsch, das minus echt; nur finde er an diesem immer einigen Anstoß, der in neuester Zeit zum bestimmten Verdachte geworden ist. Die Fälschung oder genauer die Interpolation des minus könnte aus der Zeit herrühren, da das Ansehen der Zentralmacht schon sehr gesunken war, also seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, beziehungsweise der Zeit Ottokars.

Darauf schreibt Ficker an Böhmer [3]: „Ihr Schreiben hat mich höchlich interessiert wegen des Verdachtes, den Sie gegen das minus aussprechen. Ich bin bei meiner Arbeit (über den Reichsfürstenstand) außerordentlich oft auf dasselbe zurückgekommen und habe darin mehrfach erwünschte Bestätigung für meine Ansicht vom Fürstentum des 12. Jahrhunderts gefunden; daß darin von keiner Erhebung zum Fürstentum und anderen dem 13. Jahrhundert angehörigen Anschauungen die Rede ist, würde mir jedenfalls ein Beweis mehr sein, daß es sich, wie auch Sie anzunehmen scheinen, doch wol nur um einzelne verfälschte Stellen handeln könne." Ein Teil das Hauptinhaltes sei durch Otto v. Freising anderweitig beglaubigt. „Aufgefallen ist mir wol das ius affectandi, das aber doch erklärlich, wenn Heinrich damals vielleicht noch keine Kinder hatte und das bei Steiermark ja etwa in der hier vorgesehenen Weise ausgeführt wurde; der Satz über die iustitia möchte am bedenklichsten sein; aber er ist doch wol nur gegen den Herzog von Baiern gerichtet, und nicht gar sehr von den Formeln in den Immunitätsprivilegien verschieden. Was den Besuch der Hoftage betrifft, so hängt das mit einer Unter-

---

[1]) Der Brief Böhmers, nach dem Konzept vom 27. April bei Janssen III, 186 f., ist am 10. Mai (1856) vollendet worden. Es stimmt nicht völlig mit dem Konzept überein.

[2]) Ein Beitrag zur Privilegiumsfrage. Sitzungsber. XX, 3. — Ficker an Böhmer 1856 April 11: „Soeben kamen zwei meiner Schüler mit dem Referat über die Akademiesitzung zu mir, in der Jäger Ihre und Wattenbachs Ansicht schlagend widerlegt zu haben erklärt." (Mit Rücksicht auf Galvaneus Flamma ad a. 1336.) In einem Brief vom 24. Juli macht sich Ficker über die Übersetzung von Civera mit „Castorhut" lustig. In den Briefen Böhmers an Ficker (1856) ist von diesen Dingen wiederholt die Rede. Vgl. Janssen III, 187. — 1856 Juni 2 (nicht in dem Konzept bei Janssen III, 193): daß Jäger mit seiner Entdeckung sogar in Wien Fiasco gemacht hat.

[3]) Brief Fickers 1856 Mai 20.

suchung zusammen, auf die mich meine Arbeit jetzt geführt hat, die aber irgend gründlich wol erst zu lösen wäre, wenn Ihre Regesten auch fürs 12. Jahrhundert so mit Angabe der Zeugen u. s. w. vorlägen, wie für die spätere Zeit. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß allgemeine Hoftage in der Regel nur nach dem eigentlichen Franken an Main und Rhein entboten wurden, daß die meisten übrigen Hoftage zunächst nur für einzelne Stämme gehalten wurden. Wo ich Regesten einzelner Fürsten fürs 12. Jahrhundert vergleichen konnte, z. B. Zähringen, Tübingen, Babenberger, Brandenburg, sind dieselben fast immer nur in Franken oder im eigenen Lande am königlichen Hoflager nachzuweisen. Ich habe dann Urkunden genommen, in denen nur Fürsten eines Landes als Zeugen vorkommen, und habe gefunden, daß z. B. in Regensburg, Merseburg, Aachen, Straßburg, Ulm so constant dieselben Fürsten erscheinen, daß dabei eine bestimmte Verteilung des Reiches in Hoftagsprengel stattgefunden haben muß, auch ganz abgesehen von der Ausdehnung der Gewalt einzelner Herzoge. Ich meine, daß das Reich danach in folgenden Gruppen ums Hauptland geordnet war: 1. Niederlothringen, mit Westfalen und Friesland, d. h. der ganze Kölner Sprengel (vielleicht außer Minden), nebst dem Bistum Kammerich. So ist es mir sehr auffallend, daß ich den Bischof von Münster fast immer in Köln, Aachen, Lüttich, Kaiserwerth am kaiserlichen Hof finde, fast nie in Sachsen. Ich glaube hier meiner Sache ziemlich gewiß zu sein, was, wenn es sich bestätigt, ein ganz neuer Anhaltspunkt für die Verhältniße zwischen Köln und Heinrich dem Löwen würde. 2. Sachsen (außer dem eigentlichen Westfalen) mit Thüringen, den Marken und Böhmen. 3. Baiern mit Kärnten und den Marken. 4. Schwaben, aber nur bis zum Rhein. 5. Elsaß, Hochburgund, vielleicht Oberlothringen. Hier ist mir die Sache noch am wenigsten klar. Aber auf speziell schwäbischen Tagen finde ich nur die Bischöfe von Konstanz und Augsburg; die von Straßburg und Basel auf anderen. — Von spezifisch fränkischen Hoftagen wüßte ich dagegen nichts aufzubringen." — Ficker bemerkt, daß die Untersuchung wol noch eine sehr unreife sei, aber er meine gewiß, daß sie zu bestimmten Resultaten führen müße. „Es muß sich dann insbesonders über die Herzogsgewalt manches aufklären. Ich bin daraufgekommen, bei Untersuchung dessen, was der Schwabenspiegel über fürstliche Hoftage sagt. Damit stimmt nun die Bestimmung des minus, oder auch nicht. Zunächst soll also wol gesagt sein, daß der Herzog noch zum regnum Bavariæ gehört, ebenso wie andere baierische Fürsten die königlichen Hoftage zu Regensburg suchen muß; in Österreich selbst waren ja auch keine Hoftage. Aber auffallend

wäre doch die Befreiung von den allgemeinen fränkischen Hoftagen. Nach Meiller sind die Herzoge seit 1156 nachweisbar als Zeugen in Kaiserurkunden 28mal in Franken (14 Nürnberg, 7 Würzburg, 2 Eger, je 1 Mainz, Bamberg, Worms, Speier, Oppenheim), 13mal in Baiern, 13mal in Schwaben und Elsaß, vereinzelt zu Metz, 1214 zu Jülich, 1227 zu Aachen, nie in Sachsen. Die Frage nach dem minus ist mir so neu, daß ich mir gar kein Urteil zutrauen möchte; es macht mir aber im Ganzen doch kaum den Eindruck, als seien die gewährten Vorrechte so groß, daß es deshalb als unvereinbar mit der noch feststehenden Reichsgewalt anzugreifen wäre."

Worauf Böhmer seine Einwände näher präzisierte [1]), ohne Fickers Überzeugung zu erschüttern; dieser besprach die Sache noch mündlich mit Böhmer [2]). Als bald darauf O. Lorenz in einem Aufsatze über „die Erwerbung Österreichs durch Ottokar von Böhmen" das privilegium minus für eine Fälschung erklärte [3]), nahm Ficker dies zum Anlaß seine Meinung „über die Echtheit des kleineren österreichischen Freiheitsbriefes" in einer akademischen Abhandlung [4]) zu präzisieren.

Lorenz hatte die Ansicht vertreten, das privilegium minus sei erst in der Zeit des österreichischen Interregnums von der Herzogin Gertrud unterschoben worden, um dadurch wegen des darin enthaltenen Rechtes weiblicher Erbfolge, ihre Ansprüche aufs Herzogtum Österreich zu begründen. Dagegen führte Ficker aus, daß Gertrud auf jene Bestimmung keine Ansprüche begründen konnte. Allerdings spricht das Privileg von Nachfolge der Söhne und Töchter und es dürfte sich annehmen lassen, daß diese Bestimmung sich nicht auf die erste Generation beschränkte, insbesondere beim Tode Friedrichs in Kraft treten konnte. Aber es waren keine Töchter, sondern nur weibliche Seitenverwandte da; eine Erbfolge der Kollateralen am Reichslehen gestattete aber das deutsche Lehenrecht nicht und es läßt sich durch eine Reihe von Beispielen belegen, daß nicht bloß die Theorie daran festhielt, sondern auch die Praxis Brüder und Geschwister vom Erb-

---

[1]) Vgl. die frühere Ansicht Böhmers (1846) bei Janssen II, 438. Ferner 1852 (l. c. III, 71). Böhmer an Ficker 1856 Juli 2 (Konzept bei Janssen III, 193). Vgl. auch dessen Briefe an Wattenbach 1856 März 15 (Janssen III, 172 f.) und an Stumpf 1857 Juni 28 (III, 212 f.); endlich an Chmel 1858 April 6 (III, 248).

[2]) Brief Fickers an Kopp 1857 Oktober 4. Fickers Untersuchungen über die Kurfürstenfrage und den Reichsfürstenstand machten Klarheit über das österreichische Privileg von 1156 zur ersten Bedingung.

[3]) Österr. Gymnasialzeitschrift 1857.

[4]) Sitzungsberichte der Wiener Akademie (1857) XXIII, 489 ff.

recht an Reichslehen ausschloß. Hätte demnach Gertrud das Privileg untergeschoben, so würde gewiß unbedingte Erblichkeit in demselben ausgesprochen sein, da sie aus dieser Fassung desselben kein Recht für sich herleiten konnte; und zwar um so mehr, als, selbst angenommen, es gestatte die Erbfolge weiblicher Seitenverwandten, nicht Gertrud, sondern ihre Tante Margaretha zur Erbfolge berufen gewesen wäre. Dagegen konnte Gertrud sich auf die Bestimmung des Privilegs, daß der kinderlose Herzog den Nachfolger designieren konnte, berufen und sie scheint das wirklich getan zu haben, da der Papst in einem Schreiben vom 28. Januar 1248 ausdrücklich darauf als Titel ihres Anrechtes hinweist. Während Lorenz aus diesem Schreiben, weil es des Vorrechtes weiblicher Erbfolge nicht gedenkt, schließt, das Privileg habe damals noch nicht existiert, dürfte sich demnach umgekehrt gerade die Existenz zu jener Zeit daraus nachweisen lassen, welche sich außerdem auch schon aus einem früheren Schreiben des Papstes ergibt[1]).

Es werden noch andere mögliche Verdachtsgründe erledigt, die Bedeutung der Transumierung von 1245 gewürdigt, der Inhalt der Urkunde von 1156 selbst als dem damaligen Reichsrechte entsprechend befunden[2]).

Man ist über Fickers Argumente seitdem nicht hinausgekommen[3]). Aber durch die Abfertigung von O. Lorenz war unter den Wienern

[1]) Ficker an Böhmer 1857 April 19 nennt als eine Hauptveranlassung zu seiner Arbeit auch die, daß man ihm nicht vorwerfen solle, er wage es in österreichischer Geschichte, insbesondere über die Privilegien, anderer Ansicht zu sein wie Jäger und Chmel, ohne etwas davon zu verstehen. „Ich bin deshalb auch ausführlicher auf die Art der Nachfolge in den großen Reichslehen eingegangen, als gerade nötig gewesen wäre."

[2]) Ein Referat über Fickers Arbeit in der Volks- und Schützenzeitung 1857 Mai 1 scheint von Alf. Huber herzurühren. Vgl. Huber, Gesch. Österreichs I. 515 f. — Bemerkenswert ist, wie G. Waitz den Empfang der Schrift Fickers quittierte: sie „stellte mein erschüttertes Vertrauen aufs privilegium minus wieder her, es bleibt bei dieser Urkunde allerdings noch immer einiges Bedenken, namentlich die Abweichung der Urkunde vom Bericht Ottos von Freising. Doch wage ich nach Ihrer Auseinandersetzung an der Echtheit nicht zu zweifeln." — Wattenbach 1857 Okt. 16 über „die Ehrenrettung des Minus" an Ficker: „Angriffe darauf teilte mir zuerst Böhmer brieflich mit, aber ich konnte mich durchaus nicht von deren Begründung überzeugen und je wichtiger die Urkunde für die Reichs- und Rechtsgeschichte ist, um so unangenehmer war es, daß ihre Echtheit in Frage gestellt wurde. Ihre Verteidigung scheint mir aber so einleuchtend und schlagend zu sein, daß hoffentlich die Sache nun als abgemacht betrachtet werden kann."

[3]) Eine sehr günstige Besprechung brachte das „Literarische Zentralblatt" (wahrscheinlich von Wattenbach). Im übrigen verweise ich auf die zahlreichen

ein Widersacher gewonnen, was um so mehr in Betracht kam, als er im Gegensatz zu den älteren Herren die Feder wohl zu führen verstand[1]), so daß er neben **Max Büdinger** und **Theodor Sickel** als der Wortführer einer neuen Generation von Historikern galt. Freilich bewies O. Lorenz schon in seinen Anfängen Widerspruchsgeist, Skrupellosigkeit und jene Malice, die ihn bis ans Ende seiner Laufbahn nicht verlassen hat.

Die hämische Rezension von Hubers Abhandlung über die Entstehungszeit der österreichischen Freiheitsbriefe (1860) in der Wiener Zeitung[2]) stammte allem Anscheine nach von dieser Seite her.

Der Angriff war deswegen besonders perfid, weil die Chiffre auf Sybel bezogen werden konnte oder auf Gindely, der in jenen Jahren viel in München arbeitete[3]). An O. Lorenz glaubte man nicht denken zu sollen, da er ja in der Polemik über das privilegium minus glimpflicher als er es verdiente, behandelt worden war, Ficker (der im Frühjahr 1857 nach Wien kam) sogar auf dessen Wunsch einiges aus seinem fertigen Manuskript gestrichen hatte[4]). Es konnte Büdinger oder Sickel dahinter stecken, aber ersterer verwahrte sich dagegen[5]),

---

Rezensionen der Schrift von W. Erben, Das Privilegium Friedrichs I. für das Herzogtum Österreich (1902), in der die alten Zweifel wieder hervorgeholt waren, ohne damit einen Erfolg zu erzielen.

[1]) Böhmer an Ficker 1857 Mai 28: „Der Aufsatz von Ottokar Lorenz über Österreichs Erwerbung durch den Böhmenkönig in der Gymnasialzeitschrift hat mich unter anderem durch eine gewisse Gedrungenheit angezogen, die mir an der mittleren Donau noch wenig vorgekommen ist." — Wattenbach 1857 Okt. 13 bedauert, daß (wie er von Dümmler gehört) Lorenz „bei glänzendem Erfolg als Dozent keine Aussicht auf Beförderung habe."

[2]) Diese Rezension (Wiener Zeitung 1860 Aug. 21) war mit -y unterzeichnet und aus München datiert. (Vgl. oben S. 236.) Der Rezensent zitiert das Wort Lessings: in dieser Abhandlung finde sich viel Gutes und Neues, nur sei leider das Gute nicht neu und das Neue nicht gut. U. s. w.

[3]) Gindely war im Frühjahr 1860 tatsächlich in München, bevor er nach Bernburg, Haag, Brüssel verreiste (wie ich aus seinem Briefwechsel mit Höfler ersehe).

[4]) Ficker an Böhmer 1857 April 19: Lorenz, welchem ich in Wien den Aufsatz zeigte, pflichtete mir fast in allen Stücken bei ...; ich war viel mit ihm zusammen. — Juli 1: Lorenz hat nun eine zweite Auflage seiner Arbeit drucken lassen, in welcher er, wie ich schon mit ihm besprach, sich in Bezug aufs minus wenigstens den Rückzug freier hält. (Lorenz redete sich darauf hinaus, als ob durch weitere Forschung noch ein anderes Resultat erzielt werden könnte.)

[5]) Mit Büdinger stand Ficker seit 1857 in freundschaftlicher Verbindung. Ficker interessierte sich für den Fortgang der Österreichischen Geschichte, stimmte den Ausführungen Büdingers gegen die Königinhofer Handschrift bei und nahm

und die Münchener Freunde meldeten, der Verfasser sei sicher Niemand anderer als Ottokar Lorenz.

Ficker war erregt über diesen Angriff, da er die Arbeit Hubers in den Berichten an den Minister empfohlen, dieselbe als Habilitationsschrift angenommen und später der Akademie eingereicht hatte.

In der Erwiderung, die er sofort schrieb[1]), verdienen sowohl die allgemeinen methodologischen Ausführungen als auch einige Argumente besondere Beachtung. Er weist auf die durchaus selbständige Methode der Beweisführung Hubers hin: um eine Einigung der Ansichten herbeizuführen, galt es vor allem eine Art der Beweisführung, welche die Unmöglichkeit früherer Entstehung möglichst bestimmt darlegte, weil damit alle auf eine Entstehung im 13. Jahrhundert zielenden Einwürfe beseitigt waren .... Huber habe manches bisher unbesprochene Moment herangezogen, um die Entstehung nach 1245—1356 darzutun. Möge der Rezensent doch sagen, woher er bereits wußte, daß das Land ob der Enns bis 1254 zu Baiern oder Steier gehörte. „Aus den neuesten Darstellungen der österreichischen Geschichte kaum, denn da wird das Land ob der Enns noch 1156 mit dem Herzogtum Österreich vereint[2]) .... Wo ist die Angabe über die Unteilbarkeit des Herzogtums bisher für die Bestimmung der Entstehungszeit benützt worden"? Auch in Bezug auf den terminus ad quem, wo Huber mit Wattenbach übereinstimmt, sei eine Reihe erwünschter Ergänzungen des früher Gesagten gegeben. Zum Schluß zitiert Ficker das Schreiben eines Gelehrten, welchen auch der Rezensent in dieser Frage unzweifelhaft als maßgebend anerkennen würde (es ist Böhmer gemeint), der sich lobend über Hubers Arbeit ausspricht[3]).

(Sommer 1860) dessen Vermittlung für Wallnöfers Arbeit über Ansbert, die zunächst in der Gymnasialzeitschrift untergebracht werden sollte, in Anspruch. Büdinger schrieb 1860 Nov. 15 an Ficker (über Hubers Abhandlung): „es ist eine überaus fleißige, saubere Arbeit, an welcher mir namentlich die in Österreich noch so seltene strenge Methode und sachgemäße Kürze wohlgefallen hat. — Die Rezension in der Wiener Zeitung habe ich nur einmal flüchtig gelesen, ehe ich die Abhandlung selbst kannte, auf die ich eigentlich erst durch Ihre Entgegnung aufmerksam geworden bin. Einen Passus in Ihrem Briefe, der fast so aussieht, als ob Sie mich für den Verfasser jenes Angriffes halten, werde ich hoffentlich mißverstanden haben."

[1]) Vgl. Wiener Zeitung 1860 Okt. 11; Kathol. Literaturzeitung VII. (1860) S. 316.

[2]) Wattenbach an Ficker 1860 Okt. 13: „Was Huber über die Ausdehnung des österreichischen Herzogssprengels zwischen 1156 und 1180 sagt, hat mich sehr interessiert und war mir ganz neu; die Sache ist überaus merkwürdig" ...

[3]) Böhmer an Ficker 1860 Aug. 28 (nach dem Konzept bei Janssen III, 341). Hiezu bemerkte Wattenbach an Ficker a. a. O.: „Wenn aber doch Böhmer

Obwohl dem Rezensenten nahegelegt wurde, durch Nennung seines Namens zu verhüten, daß der Verdacht, Nebenabsichten zu verfolgen, sich auf wahrscheinlich ganz unbeteiligte Personen lenken könnte, meldete sich Niemand. Nur daß O. Lorenz gegen den Glauben an die Unfehlbarkeit Fickers als an etwas Selbstverständliches in seiner Deutschen Geschichte Verwahrung einlegte, während andererseits Ficker seine Schüler davor warnte, plötzlichen Einfällen nachzugeben, wie O. Lorenz in der Frage nach der Entstehung des Kurfürstenkollegiums, die er auf päpstlichen Einfluß zurückführte[1]). Man gewöhnte sich schließlich so an die angeborene Unart von Lorenz, daß man sie ihm fast nicht mehr übel nahm, zumal anerkannt wurde, daß er ein Mensch von Talent sei. Als im Jahre 1858 Böhmer zum letzten Male nach Wien kam, lernte er auch den jüngeren Nachwuchs an Historikern dahier kennen, und in seinem Briefwechsel mit Ficker steht manches bezeichnende Urteil. Lorenz hatte damals eine Berufung als katholischer Historiker nach Tübingen in Aussicht (wo die einen Janssen nicht haben wollten, die anderen die Ablehnung von Lorenz als eines schlechten Katholiken schließlich durchsetzten). Von Sickel merkte Böhmer, daß er ein gescheidter Mann sei; auffallend war ihm, wie viel mehr Überblick jener zu haben schien, als die älteren, die doch sonst ganz tüchtige Leute seien. Ficker fand, daß die jungen Wiener Historiker eine bedauerliche Neigung zu einem „sehr oberflächlichen Liberalismus" hätten, „besonders in kirchlicher Beziehung, wie man ihn draußen auch bei Protestanten wenig mehr gewohnt ist." Bilde sich eine tüchtige Schule von Historikern in Wien, so werde doch das Überlieferte in Kirche und Staat daran kaum einen Anhaltspunkt haben[2]).

---

seine gewichtigen Urteile nicht immer nur privatim aussprechen wollte!" Wattenbach selbst lehnte es ab, eine Rezension zu schreiben, da er in der Sache Partei sei und überdies sich mit den Wienern darob zerstritten hätte: er schob den „wackern Dümmler" vor, der dann auch eine Besprechung für das Liter. Zentralblatt schrieb.

[1]) Als Ficker 1874 in der akademischen Abhandlung über die Entstehungszeit des Schwabenspiegels auf diese Frage zurückkam, machte O. Lorenz geltend, daß er schon vor 20 Jahren die betreffende Leseart des Schwabenspiegels für die älteste erklärt habe (1875 Febr. 18), worauf ihm Ficker zusagte, im 2. Bande des „Reichsfürstenstandes" davon Notiz zu nehmen.

[2]) Ficker hatte in Wien 1857 außer mit den älteren Bekannten Aschbach, Feil, Chmel, Karajan, Diemer noch mit Lorenz, Sickel, Büdinger, Baerwald und Dümmler verkehrt. Jenes Urteil über die jungen Wiener Historiker basiert auf der Bekanntschaft (abgesehen von Lorenz) mit Stögmann, einem bald verstorbenen Lieblingsschüler von Jäger, der im Sommer 1857 auf dem Archive in Innsbruck über Clesiana arbeitete. „Wir waren fast keinen Abend im Wirts-

In den nächstfolgenden Jahren übermittelte K. Fr. Stumpf wiederholt Nachrichten aus Wien, zugleich Grüße von Büdinger, Lorenz und H. Siegel[1]); der letztere, einst Fickers Hörer in Bonn, war 1857 aus Giessen, wo er sich habilitiert hatte, nach Wien berufen worden, um dieselbe Zeit, da Ficker korrespondierendes Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften wurde.

Aus den bisherigen Arbeiten wurde Ficker herausgerissen, als im Herbst 1856 einer seiner Zuhörer auf der Innsbrucker Universitäts-Bibliothek eine Rechtshandschrift etwa aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts hervorzog[2]), mit der er nichts zu machen wußte, da sie bald mit dem Sachsenspiegel, bald mit dem Schwabenspiegel zu stimmen schien. „Auf den ersten Blick" — schreibt Ficker an Böhmer[3]) — „erschien sie mir als Kompilation aus beiden, nach genauerer Vergleichung stellte sie sich aber ganz unzweifelhaft als Mittelglied zwischen beiden dar, als eine süddeutsche Umarbeitung des Sachsenspiegels, oder wie sie sich selbst nennt, als Spiegel deutscher Leute. Sie hat dann wieder dem Schwabenspiegel als nächste Quelle gedient; ich habe den Text aller drei Rechtsbücher so genau verglichen, und so viele der schlagendsten Beweisgründe gefunden, daß es mir nach dem, was ich mitteilen werde, kaum möglich erscheint, diese Beweisführung anzugreifen. Neuer Rechtsstoff wird dadurch nicht gewonnen; dagegen scheint mir der Fund von allerhöchster Bedeutung für die Geschichte des Textes beider Rechtsbücher, insbesondere des Schwabenspiegels." [4]) — „Sie können sich denken, daß ich über dieser Arbeit seit 4 Wochen fast essen und trinken vergesse." Er setzte sich mit seinem Bonner Freund August Anschütz in Ver-

---

hause, wo nicht die Wiener und die Tiroler historischen Anschauungen aufeinanderplatzten." Über Lorenz urteilt Ficker: „er ist sehr liebenswürdig und befähigt und zu bedauern, daß ihm äußere Verhältnisse nicht Zeit zu ernsteren Leistungen lassen." (An Böhmer 1857 Juli 1.)

[1]) Stumpf 1858 Aug. 21 (aus Frankfurt): Wiener Meldungen: Sickel klagt über ängstliches Sparen betreff seiner Monumenta graphica; Büdinger treibt ernstlich russisch! Lorenz hofft eine Berufung nach Tübingen.

[2]) (L. Sprung) „Die Rechtshandschriften der Universitätsbibliothek in Innsbruck." Eingeleitet von A. v. Wretschko (Innsbruck 1904) n. 922 (S. 35). Vgl. S. 11. (Über den Fund vgl. auch oben S. 222).

[3]) 1856 November 17.

[4]) Er präzisiert das Ergebnis folgendermaßen: „daß der Laßbergische Text der ursprünglichere sei gegenüber dem der Ambraser Handschrift, welche Wackernagels Ausgabe zu Grunde liegt, dürfte sich entschieden herausstellen; ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich einen noch ursprünglicheren Text als den Laßbergischen annehme, und diesen in einer von Wackernagel nur unzureichend benutzten Freiburger Handschrift finde."

bindung, um seine Resultate zu kontrollieren[1]), ebenso mit Wattenbach, um in Bezug auf das Alter der Handschrift nicht fehlzugreifen[2]), machte auch an Homeyer vorläufige Mitteilung[3]) und arbeitete für die Wiener Akademie eine Abhandlung aus, die Anfangs 1857 fertig vorlag.

Indem er dies an Böhmer mitteilt, macht er die Bemerkung: „Wenn zwischen Auffindung der Handschrift und Vollendung des einmal im Konzept, dann in Reinschrift gearbeiteten Aufsatzes kein Vierteljahr verfloß, wenn ich mir manche nötigen Hilfsmittel erst kommen lassen, mich in Stoffe hineinarbeiten mußte, welche mir bisher ganz ferne lagen, daneben die Berufsgeschäfte zu besorgen hatte, so kann ich wohl sagen, daß ich noch nie so angestrengt gearbeitet habe.“ Es sollte nur eine Episode sein, nach der er sofort zum Reichsfürstenstand zurückzukehren gewillt war. „Übrigens hat sich mir die Arbeit gelohnt, da ich überall zu mir genügenden Resultaten gelangt bin und insbesondere glaube, daß es mir gelungen ist, mit diesem Hilfsmittel zuerst das Rätsel des Verhältnisses der verschiedenen Rezensionen des Schwabenspiegels zu einander gelöst zu haben. Die bisherige Annahme, daß der Schwabenspiegel allmählig erweitert sei, habe ich völlig umkehren müssen, und so bescheiden ich mich in der Arbeit selbst über meine Entdeckungen geäußert zu haben glaube, so

---

[1]) Anschütz an Ficker 1856 Nov. 16: Um Deine Entdeckung muß ich Dich offen und ehrlich beneiden ... Das ne sutor ultra wird Dir gewiß nicht zugerufen werden. Es gibt erstaunlich wenige Juristen, die einem Historiker in solchen Dingen überlegen wären ... Fast mit keinem einzigen Rechtsbuch ist man zum Abschluß gekommen. Ich begreife nicht, wie man von Abgeschlossenheit der historischen Schule unseres Rechtes reden will, wenn die Kräfte dieser Schule nicht einmal ausgereicht haben, das historische Material liquid zu stellen.

[2]) Fickers Brief an Wattenbach (1856 Nov. 9) ist publiziert in den „Mitteilungen aus dem Berliner Literaturarchiv“ 1904 S. 173 f. Wattenbach (22. Nov.): er setze die Handschrift unbedenklich ins 14. Jahrhundert. Eine nähere Bestimmung sei mißlich, „weil es unbekannt zu sein scheint, wo sie geschrieben ist, und die Veränderung der Schrift an verschiedenen Orten zu verschiedener Zeit erfolgte, im allgemeinen im Osten später als im Westen, so daß zwischen Mont S. Michel und Salzburg ein Unterschied von 100 Jahren ist. Setzte doch Pertz Salzburger Annalen, in denen der Gratian zitiert ist, ins 11. Jahrhundert. Auch scheint mir der Charakter des 14. Jahrhunderts in dieser Schrift schon zu ausgebildet zu sein, um sie gerade in den Anfang desselben zu setzen.“

[3]) Homeyers Antwort 1856 Nov. 30. Homeyer dankt zugleich für die Mitteilung von Berichtigungen und Zusätzen zu den deutschen Rechtsbüchern in betreff der Innsbrucker Handschriften. „Die Auffindung der zwischen Ssp. und Schwsp. stehenden Form interessiert mich natürlich gar sehr; es freut mich, daß Sie sich der Untersuchung des Verhältnisses zwischen beiden Rechtsbüchern und der Entwirrung der Rezensionen des Schwsp. hingeben“ u. s. w.

sehr bin ich für mich von ihrer Stichhaltigkeit überzeugt, da meine Beweise sich weniger auf kühne Voraussetzungen als auf nüchterne Berechnungen stützen. Sind meine Ansichten richtig, so geben die bisherigen Ausgaben das Rechtsbuch nur in einer sehr unvollkommenen Gestalt; es würde sich dann aber aus meiner Arbeit ganz von selbst ergeben, wie eine genügende Ausgabe, welche allerdings mit bedeutenden Mitteln angefaßt werden müßte, herzustellen wäre."[1]) — „Das Rechtsbuch muß in Augsburg entstanden sein und dürfte sich von da aus früh in den ältesten Formen nach Tirol verbreitet haben. Auch historisch ist manches nicht uninteressant; das Erzkanzleramt von Trier durch Arelat erweist sich als Interpolation; die Stelle übers Reichsvikariat ist korrumpiert; der älteste Text kennt neben Pfalz und Sachsen auch den Herzog von Baiern, den Schenken, als Reichsvikar für Schwaben und das Land im Gebirge u. s. w."[2]).

Die Abhandlung „Über einen Spiegel deutscher Leute und dessen Stellung zum Sachsen- und Schwabenspiegel. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Rechtsquellen" erschien 1857 in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie.

Da Homeyer, der den Fund und Fickers Arbeit in der Berliner Akademie sofort beifällig besprach, ihn aufforderte, den Text des deutschen Spiegels abdrucken zu lassen, wurde dies mit Unterstützung der Wiener Akademie durchgeführt, nachdem Paul Wallnöfer die Handschrift kopiert hatte[3]).

Über das Lob, das Homeyer seiner Arbeit gespendet hatte, war Ficker sehr erfreut. „Es ist wahrlich ein glückliches Geschick" — sagt Homeyer — „welches den ergiebigen neuen Fund in die besten Hände führte. Schon lange in historischer Kritik geübt, mit der Verfassung und Literatur der Zeit vertraut, unbefangen in den besonderen Fragen, warum es sich handelt, hat Ficker zu dieser Befähigung eine so ausdauernde Frische und Hingebung an den Gegenstand mitgebracht, daß der besonnenen und ins kleinste dringenden Forschung allenthalben eine lebendige, anziehende Darstellung zur Seite geht, eine Klarheit der Resultate und des Grades der gewonnenen Sicherheit ihr folgt.

[1]) Ficker fügt noch einige Bemerkungen hinzu: „Außer der hier aufgefundenen Vorstufe des Schwabenspiegels enthält eine andere Handschrift noch einen der beachtenswertesten alten Texte des Rechtsbuches selbst und ich glaube, es dürften sich leicht im Lande noch mehrere auffinden." — Vgl. jetzt L. Sprung und A. v. Wretschko a. a. O.

[2]) Ficker an Böhmer 1857 Jan. 29.

[3]) Der Spiegel deutscher Leute. Textabdruck der Innsbrucker Handschrift. Innsbruck 1859.

Wir Juristen haben, was der Historiker auf gemeinsamem Gebiete auch für uns erworben, mit freudigem Dank entgegenzunehmen."[1]) — Ficker schrieb darüber an seine Mutter: „Ein solches Urteil freut mich doppelt, da ich mir bewußt bin, daß ich es verdient habe". — Im Literarischen Zentralblatt erschien eine anerkennende Rezension (von O. Stobbe). Waitz und Wattenbach spendeten brieflich ihren Beifall[2]).

Nur Herr v. Daniels in Berlin war nicht zufrieden, da er über das Verhältnis von Sachsenspiegel zu Schwabenspiegel Ansichten hatte, die zwar fast allgemein als beseitigt angesehen wurden, die Daniels aber festhielt und gegen Ficker in einem eigenen Buche zu verteidigen suchte. Ficker schreibt seiner Mutter, da der Herr Obertribunalsrat in ihrem Kreise zu Berlin verkehrte, darüber: „es ist mir selten von einem in so hohen Würden stehenden Gelehrten ein so unwissenschaftliches Gewäsch vorgekommen. Ich hatte ihn in meiner ersten Arbeit absichtlich sehr geschont, da es mir einerseits wenig Vergnügen macht, eine zeitraubende Polemik zu provozieren, ich andererseits einem Herrn in Amt und Würden einen bequemen Weg zum Rückzug, wie ihn meine Entdeckung geboten hätte, nicht erschweren wollte. Daß er statt dessen seinem Ärger Luft gemacht hat und meinen Beweis entweder absichtlich verdreht oder, was wahrscheinlicher ist, meine Beweisführungen gar nicht versteht, ist natürlich nicht meine Schuld; er ist der angreifende Teil, und so wohlfeil wie das erstemal lasse ich ihn nicht mehr durch; leider kostet die Gegenschrift wieder Zeit."[3])

Die Gegenschrift erschien unter dem Titel: „Über die Entstehungszeit des Sachsenspiegels und die Ableitung des Schwabenspiegels aus dem Deutschen-Spiegel,"[4]) wodurch die Sache ein für allemal entschieden wurde. Die Resultate finden sich seitdem in jedem Handbuche der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte[5]).

Die Arbeit hatte auch für die Frage nach der Entstehung des Kurfürstenkollegiums neue Momente beigebracht; von diesem Standpunkt aus hatte Böhmer früher „den Sachsenspiegel, wie er jetzt vorliegt, durchaus nur um 1270 ansetzen zu können" erklärt[6]), was

[1]) Vgl Monatsberichte der Berliner Akademie 1857 S. 622—639.

[2]) Waitz 1858 März 7: „Ich habe die ganze Arbeit mit dem größten Vergnügen und vollständiger Zustimmung gelesen." Er nennt Fickers Entdeckung eine der wichtigsten, die in letzter Zeit in der mittelalterlichen Literatur überhaupt gemacht sind.

[3]) An die Präsidentin Scheffer-Boichorst 1858 Juni 8.

[4]) Innsbruck 1859 (Vorrede 1858 Okt. 5).

[5]) Vgl. Frensdorff in dem Artikel „Homeyer" der Allg. D. Biographie.

[6]) In einem Briefe an Ficker 1856 April 27, bei Janssen III, 188.

mit Fickers (beziehungsweise Homeyers) Feststellungen in Widerspruch war.

Ficker schreibt darüber an Böhmer[1]): „Was die Rechtsbücherfrage betrifft, so hat es mir gleich anfangs die Freude an meinem Funde etwas verbittert, daß ich damit einer Ansicht entgegentreten mußte, welcher auch Sie zugestimmt hatten[2]) .... Ich bin auf doppeltem Wege an die Rechtsbücher gekommen. Zunächst als Historiker durch meine Arbeit über den Fürstenstand, und da ergab sich mir eine Übereinstimmung des Sachsenspiegels mit den tatsächlichen Zuständen, welche schon zur Zeit des Interregnums nicht mehr Stich hielt." Er bemerkt zu der Einwendung Böhmers, daß ältere Vorlagen möglich sind: „ich werde zurücknehmen, daß ich alles Staatsrechtliche für die Arbeit des letzten Verfassers halte. Es hat sich mir nämlich ergeben, daß die Angaben über die sächsischen Pfalzen nur noch im 11. Jahrhundert zutreffen. Von diesem Gesichtspunkte aus hätte es mir dann auch gleichgiltig sein können, wann die uns vorliegenden Rezensionen des Sachsenspiegels und Schwabenspiegels entstanden seien. Nur freilich wußte ich vieles im Staatsrechte des Schwabenspiegels mit den Tatsachen nicht zu reimen; ich wußte dieses nur aus Übernahme aus dem Sachsenspiegel zu erklären. Dennoch ist es mir sehr erklärlich, daß Historikern die entgegengesetzte Annahme glaublicher scheinen kann; gerade die Unsicherheit der historischen Anhaltspunkte macht es ja erklärlich, daß das Verhältnis so lange zweifelhaft sein konnte. — Auf die Beobachtung einer ganz andern, den Historikern ferner liegenden Seite der Frage wies mich dann der hiesige Fund. Jetzt galt es nicht zunächst das Stoffliche, sondern das Formelle su prüfen, die Beweise der inneren Verwandtschaft und Ableitung aufzusuchen, welche bei zwei verwandten Quellen zweifelhaft bleiben können, nicht wenn eine dritte in die Mitte tritt. Die Ansicht

[1]) Brief Fickers 1858 Juni 19.

[2]) Vgl. Böhmer an Daniels, 1852 Aug. 3 (Janssen III, 67 f.). — Böhmer setzte die Entstehung des Sachsenspiegels „in seiner jetzigen Gestalt noch immer erst in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts," wie. er an Philipps schreibt 1858 März 15 (Janssen III, 240). — Gfrörer (an den sich Ficker wegen des Freiburger Cod. gewendet hatte) schrieb zurück (1857 Jan. 28): „Als ich im Herbst 1849 zu Berlin war, habe ich viel mit Daniels über den Schwabenspiegel gesprochen. Meine Ansicht ist, daß die Veröffentlichung dieses Gesetzbuches von dem Habsburger Rudolf ausging, doch verdeckt: es war ein Versuch, die Ordnung im Reiche einigermaßen wiederherzustellen und die Gerichte von der Krone abhängig zu machen, der aber wie alles Vernünftige in Deutschland mißglückte." (Er bekennt sich in Bezug auf das Verhältnis vom Schwsp. zum Ssp. zur Ansicht von Daniels.)

des Herrn von Daniels, der Deutsche Spiegel sei aus Schwabenspiegel und Sachsenspiegel zusammengesetzt, war die, welche mir zunächst einfiel; ich kann aber versichern, daß es keine Stunde dauerte, bis ich mich von ihrer Unmöglichkeit überzeugt hatte. Die Beweise für die vermittelnde Stellung des Deutschen Spiegels ergaben sich so schlagend, daß ich davon so fest überzeugt bin, als daß $2 \times 2 = 4$. Den sichersten Beweis, daß ich richtig gerechnet, gibt mir Daniels selbst, welcher diese Beweisführung, welche noch immer mit seiner, wie der entgegengesetzten Ansicht vereinbar ist, nicht widerlegt, sondern einfach umgeht" . . . .

„Der Nutzen aller dieser Kontroversen scheint mir vorzüglich darin zu liegen, daß man sich über die Methode klarer wird."

Auch die Entgegnung gegen Daniels fand gute Aufnahme, so bei Homeyer, der froh war, nicht selbst in die Polemik eingreifen zu müssen[1]), so auch bei Wattenbach, weil dadurch, wie er an Ficker schrieb[2]), ein Fundamentalsatz der Rechtsgeschichte gesichert wurde. Wattenbach lobte speziell die Untersuchung über die Kurfürsten, die Ficker eingefügt hatte, und mit welcher man doch nachgerade ein gutes Stück vorwärts gekommen sei; „und daran hat Daniels ein wirkliches Verdienst — so wie die Mücke im Bernstein."

Unterdessen machten die Untersuchungen über den Fürstenstand Fortschritte, obwohl der Verfasser mit Schrecken sah, wie formlos die Arbeit wurde[3]).

Im Sommer (1857) meldet er an Böhmer: „Die Arbeit über den Reichsfürstenstand ist an Umfang ziemlich vorgerückt und doch bin ich noch nicht weit; einzelne Zeilen des ersten Entwurfes schwellen jetzt zu ganzen Seiten an und das Ende sehe ich nicht ab. Den e r s t e n, am wenigsten Interesse bietenden Teil, in welchem ich den Unterschied des älteren und neueren Fürstenstandes nur nach den Äußerlich-

---

[1]) Homeyer an Ficker 1858 Okt. 30.

[2]) Wattenbach an Ficker 1859 Febr. 27: „Es ist gewiß sehr verdienstlich von Ihnen, daß Sie die langweilige Widerlegung von Daniels' Absurditäten auf sich genommen haben, da dieser Fundamentalsatz der Rechtsgeschichte nicht sorgfältig genug gesichert werden kann. Hoffentlich läßt auch Böhmer nun seinen Zweifel fahren."

[3]) Ficker an Böhmer 1857 April 19: „Oft sinkt mir der Mut, ich möchte das Ganze aufgeben und in einzelne Arbeiten zerschlagen . . . Diese Tage habe ich mich mit der Bedeutung von principes et curia herumgeschlagen. Was heißt da curia? Zuweilen ist es Hoftag; oft ist es entschieden der geheime Rat des Kaisers. Aber wo findet man etwas über diesen?" Übrigens müsse curia oft auch das aus den auf dem Hoftage Anwesenden für den einzelnen Fall bestellte Reichsgericht sein.

keiten entwickle, die äußeren Kennzeichen des Fürstenstandes begründe und danach die einzelnen Fürsten nachweise, habe ich fast vollendet. Im zweiten handle ich dann von den fürstlichen Rechten und Pflichten, wo Willebriefe, Hoftage und andere interessantere Gegenstände vorkommen[1]). Ich habe wohl schon daran gedacht, beide Teile, welche einen anständigen Band füllen würden, früher in die Welt zu schicken, um dann mit mehr Ruhe den schwierigsten dritten Teil, von den Erfordernissen des Fürstenstandes, welcher wesentlich das ganze Reichslehenrecht umfassen wird, ausarbeiten zu können. Ich habe zwar diese letzten Untersuchungen in meinem Entwurf gleichfalls vorläufig durchgemacht, so daß sich die Hauptresultate kaum ändern werden; aber bei sehr gewachsenem Material wird sich doch vielleicht noch vieles herausstellen, was mir schließlich auch Umarbeitungen in den ersten Teilen wünschenswert machen würde, welche ich mir dann abgeschnitten hätte."[2])

Näheres wurde mit Böhmer bei dessen Anwesenheit in Innsbruck (im Herbst 1857) mündlich besprochen. Anfangs 1858 meldet Ficker, er sei allerdings fortwährend nicht allein am Ausarbeiten, sondern immer auch am Sammeln; so habe er noch die ganzen Monumenta Germaniae, Muratori's Antiquitates und eine Menge anderer Sachen excerpiert. „Seit Ihrer Abreise hat mich fast ausschließlich der Abschnitt über die königlichen Hoftage beschäftigt. Ich habe alles hineingezogen, was sich auf die Wirksamkeit der lokalen Gliederungen in der Reichsverfassung bezieht, insbesondere im Reichsgerichtsverfahren": daß der Unterschied der Länder sich nur landrechtlich geltend machte; daß das Lehenrecht in dieser Beziehung überaus nivellierend wirkte, da es den Unterschied der Länder gar nicht kennt.

„Ich habe mir übrigens die Mühe nicht verdrießen lassen, mir eine möglichst feste Grundlage zu schaffen; meine jetzigen Resultate stützen sich auf ungleich umfangreichere Vergleichungen als die früheren. Ich habe die meisten mir erreichbaren Kaiserurkunden des 12. Jahrhunderts durchgesehen und für jeden Hoftagkreis Tabellen über die an den einzelnen Orten beim König erscheinenden Zeugen entworfen; ferner eine Tabelle nach Ihren Regesten über die Zahl der nachweisbaren Aufenthalte der Könige an allen einzelnen Orten,

[1]) Vgl. Ficker, Fürstliche Willebriefe und Mitbesiegelungen. Mitteil. d. Instituts III. (1882) S. 1 ff., mit welcher Abhandlung die Kurfürstenfrage zu einem gewissen Abschluß gebracht wurde, wie aus O. Redlich, Rudolf v. Habsburg S. 139 zu ersehen.

[2]) An Böhmer 1857 Juli 1.

aus welcher sich viele merkwürdige Resultate ergeben[1]; ich habe weiter darauf geachtet, für welche Länder vorzugsweise an einzelnen Orten Urkunden ausgestellt sind. Von meinen Resultaten mag sich noch vieles als unhaltbar erweisen, vieles wird zu weit getrieben sein; es sind jedenfalls eine Menge Fragen angeregt, welche bisher gar nicht oder wenig beachtet sind, und das scheint mir wichtiger als der Umstand, ob diese Fragen nun auch sogleich genügend beantwortet sind."

Zu diesen Fragen gehört z. B. die, ob der König von Italien aus deutsche Reichsgeschäfte vollziehen konnte. „Ich glaube als Regel noch für Friedrich I. und Heinrich VI. annehmen zu dürfen, daß er das nur auf allgemein gebotener Reichsheerfahrt oder jedenfalls unter dem Zeugnisse mehrerer deutscher Fürsten tun durfte." Das führte auf genauere Untersuchung der Art und Weise, wie Friedrich II. Jahre lang von Italien und Sizilien aus in die Regierung Deutschlands eingriff und welche Widersprüche sich daraus ergaben. „Ich meine insbesondere, daß dadurch Heinrichs (VII.) Vorgehen vielfach in anderem Lichte erscheinen muß. Der Kaiser band ihm 1232 die Hand durch das Versprechen unbedingten Gehorsams; konnte dadurch nun aber das Recht der Fürsten auf die Entwicklung und Zustimmung beseitigt werden? Der Bruch wurde zunächst herbeigeführt durch Maßregeln, welche Heinrich mit Zustimmung der auf dem Frankfurter Tage 1234 versammelten Fürsten traf; beim Kaiser war damals kein einziger deutscher Fürst; wo war nun die eigentliche Reichsgewalt?"

Die Darlegung beschäftigt sich sodann mit dem immer engeren Kreis, welchen die Reichsregierung berührt. „Die Hoftageorte schieben sich schon unter Friedrich I. mehr zum Zentrum; an die Stelle von Regensburg tritt Nürnberg, von Aachen, Köln u. s. w. treten Boppart, Sinzing u. s. w., von Basel und Straßburg tritt Hagenau. Dann hören bald die Hoftage in einzelnen Ländern fast ganz auf" ....

Es blieb dann noch ein letzter bedeutender Abschnitt, der über die fürstlichen Hoftage, „wo ich in den Scriptores noch stärkere Ausbeute gemacht habe und wo ich insbesondere alles einfüge, was ich über die Ausdehnung der herzoglichen Gewalt in den einzelnen Sprengeln weiß."

Der Blick des Forschers schweift schon weiter. „Erst in den letzten Tagen bin ich aufmerksam geworden, daß die Form des Reichsgerichtes in Italien eine ganz andere war als in Deutschland, und habe nun auch bereits aus Muratoris Antiquitates genügendes Material zusammengebracht." So würde er immer vervollständigen können,

[1]) Vgl. oben S. 248 f. (zum privilegium minus).

aber er ist fest entschlossen ein Ende zu machen, wenigstens mit dem ersten Bande, bei welchem ohnehin eine auch nur relative Vollständigkeit weniger im Auge behalten wurde, als beim zweiten, „welcher vorzüglich die Theorie der Spiegel über den Fürstenstand zu prüfen haben und doch wol der interessantere werden wird; doch glaube ich auch in diesem ersten genug bisher Unbeachtetes beizubringen, um es wagen zu dürfen, ihn vorauszuschicken.“[1])

Über den Fortgang der Arbeit, die durch den Deutschen Spiegel verzögert wurde, berichtet Ficker neuerdings im Sommer 1858:

„Nach Beendigung der Reichshoftage wandte ich mich zu den fürstlichen Hoftagen; es war mein Hauptaugenmerk, die herzoglichen Sprengel mit den Hoftagsprengeln in Übereinstimmung zu bringen. Als Kriterium der Ausdehnung der herzoglichen oder einer ihr gleichstehenden fürstlichen Gewalt ergibt sich im 12. und 13. Jahrhundert unzweifelhaft, daß der herzogliche Sprengel so weit reicht als die Grafschaften in der Hand des Herzogs oder von ihm verliehen sind. Die baierischen Verhältnisse wiesen mich zuerst darauf hin. Salzburg, Regensburg, Passau, Freising, Eichstedt erwerben ihre Grafschaften durchwegs erst im 13. Jahrhundert vom Herzoge, daher der feste Verband des baierischen Herzogtums; ebenso in Schwaben. In anderen Herzogtümern, wie Sachsen, hat der Herzog nie Gewalt übers ganze Herzogtum gehabt, oder, wie in Lothringen, ist es früh durch Schenkung der Grafschaften an Bischöfe zersplittert. Das im ganzen Reiche zu verfolgen wäre nun die Aufgabe. Mit dem was mir gerade zur Hand, habe ich es für Baiern mit Kärnten und Veroneser Mark, Schwaben und Lothringen durchgeführt.“

„Hauptgrundlagen sind die Schenkungsurkunden der Grafschaften an Kirchen, welche im 13. und 14. Jahrhundert fast überall als Kirchenlehen wieder zum Vorschein kommen. Um das spätere Lehensverhältnis der Grafschaften festzustellen, sollte ich nun alle Urkundenbücher durchgehen, wie ich es mit den baierischen, niederrheinischen und westfälischen wirklich größtenteils getan habe. Für andere werde ich mir Schranken setzen müssen; sind allgemeine Gesichtspunkte aufgestellt, so wird sich nur von den provinzialen Geschichtsforschern die Aufgabe für jedes einzelne Land durchführen lassen, wobei sich immerhin ergeben mag, daß ich im Einzelnen vielfach irrte. Daran schließt sich ein Hauptpunkt für die Entwicklung der landesfürstlichen Gewalt im 13. Jahrhundert; wo kein Sohn da war, also kein strenger Lehenserbe, vergaben Herzoge und Fürsten wider das Recht die

[1]) An Böhmer 1858 Febr. 1.



Grafschaften nicht wieder zu Lehen, sondern ließen sie durch Beamte verwalten; das Beispiel Siziliens muß Früchte getragen haben. Die Fürstentümer wurden zu Beamtenstaaten, während das Reich Lehenstaat blieb, und nur Versuche stattfanden, in derselben Weise erledigte Fürstentümer nicht zu verleihen, sondern durch Beamte verwalten zu lassen (Reichsvogteien u. s. w.)." — Ficker schließt mit der Bemerkung: „je reichere Resultate sich mir im Fortgange bieten, um so zaghafter werde ich bezüglich der Veröffentlichung ohne gründliche Umgestaltung." Bei Untersuchung des Umfanges des österreichischen Herzogssprengels sei er wieder auf das privilegium minus zurückgekommen. Überhaupt glaube er jetzt auf den Knotenpunkt der Rechtsfragen gestoßen zu sein[1]).

Gegen Ende des Jahres (1858) schreibt Ficker an Kopp: „Die Fortsetzung Ihrer Reichsgeschichte erwarte ich sehnlich, da ich fast täglich sehe, wie großen Vorschub mir das Vorhandene bei meinen Arbeiten bietet." Er komme bei seiner Arbeit über den Reichsfürstenstand immer auf neue Untersuchungen, nicht zu einem Ende. So scheine ihm die Lehnbarkeit der Grafschaften sehr wichtige Haltpunkte für die Verfassungsgeschichte zu geben. „Für Allemannien fehlt es mir am meisten an Haltpunkten; ich habe allerdings auch für diesen Zweck die dortigen Urkundenbücher nicht noch einmal durchgesehen; aber der Umstand, daß die Bischöfe von Augsburg und Konstanz gar keine, Chur nur sehr beschränkte Grafenrechte gehabt haben, daß ich außer der Landgrafschaft Elsaß keine reichslehnbaren Grafschaften genannt finde, führen mich auf die Vermutung, daß auch hier, wie in Baiern wohl unzweifelhaft, alle Grafschaften in der Regel vom Herzoge geliehen wurden, nach Abgang der Herzoge aber nicht als reichslehnbar, sondern als allodial betrachtet wurden. Es verstößt das gegen die gewöhnliche Annahme und eine Revision wird mich vielleicht davon abbringen; vielleicht daß Ihnen bestimmtere Beweise für oder wider meine Meinung bekannt sind oder im Laufe Ihrer Forschungen auffallen."[2])

In den ersten Monaten des Jahres 1859 schreitet die Arbeit rüstig fort, worüber wieder an Böhmer berichtet wird. „Mit meinen Untersuchungen über Herzogtum und Grafschaft bin ich jetzt bei Sachsen, wo die Verhältnisse besonders verwirrt sind. Mit den Sprengeln von Köln, Münster, Osnabrück, Paderborn, Minden, Bremen und Verden bin ich fertig; fast in jedem gestaltet sich das Verhältnis anders. Es

---

[1]) An Böhmer 1858 Juni 19.

[2]) Ficker an Kopp 1858 Dez. 18.

ergeben sich manche interessante Resultate; der Herzog ist in Sachsen lediglich primus inter pares und der Versuch Heinrichs des Löwen, eine Herzogsgewalt wie in Baiern zu gründen, scheint Hauptursache seines Sturzes. Das herzogliche Sachsen, zu welchem die Marken und Thüringen nie gehörten, zerfällt dann seit 1180 in drei Sprengel, zwei vom Reiche anerkannte, den kölnischen und sächsischen, und einen tatsächlichen, den braunschweigischen. Die Gewalt der Askanier schlägt man zu gering an; sie faßten als Herzoge nicht lediglich über der Elbe, sondern insbesondere auch an der Weser festen Fuß."[1]) — Die einschlägige Partie wurde noch vor Ostern dieses Jahres zu Ende geführt[2]).

Es kam die Streitschrift gegen Daniels, Fickers Rektorat, eine Krankheit und der Krieg von 1859 dazwischen. Zu Anfang 1860 meldet er an Böhmer: „An meinem Materiale, das ja unerschöpflich ist, sammle ich immer weiter fort und überzeuge mich immer mehr, wie viel sich in der Reichsverfassung doch noch aufklären läßt. Doch vergesse ich über dem Sammeln auch das Ausarbeiten nicht . . . . . Ich habe nun dem Manuskript des 1. Bandes auch eine Untersuchung über die Reichsunmittelbarkeit, beziehungsweise den Fürstenstand der einzelnen Bischöfe eingeschoben, wo ich allerdings bezüglich Burgunds und Italiens viele Fragen offen lassen muß; aber bezüglich einer Frage, welche bisher anscheinend gar nicht erörtert wurde, glaube ich doch für allgemeinere Zwecke genügende Antwort gegeben zu haben. Mit den Bischöfen bin ich fertig; dasselbe muß ich nun aber noch für die Äbte durchführen."[3])

Er schrieb nebenbei den Artikel über die „Kurfürstentümer" für das Staatswörterbuch von Bluntschli, wozu man ihn eingeladen hatte[4]).

---

[1]) An Böhmer 1859 Febr. 8.

[2]) An Böhmer 1859 März 28: „In meiner Arbeit habe ich nun das nächste mir gesteckte Ziel erreicht, indem ich vorgestern die Untersuchung über die staatsrechtlichen Verhältnisse von Sachsen inkl. Thüringen und den Marken vollendete."

[3]) An Böhmer 1860 Febr. 22. — März 17: Ich mache bei meinen Arbeiten noch immer allerlei Entdeckungen. Der Satz des Schwabenspiegels, daß der König ein freier Herr sein dürfe, aber keines Laienfürsten Mann, paßt fast nur auf Rudolf; bis auf die Wahl Wilhelms von Holland hat wohl Niemand daran gedacht, daß ein Nichtfürst König werden könne; eine Reminiszenz ist wohl, daß zweimal ein Graf von Anhalt, zwar Fürst, aber der mindeste, unter den Thronkandidaten genannt wird.

[4]) Nämlich Berchtold, der an der Redaktion beteiligt war. Der Artikel steht im 6. Bande des deutschen Staatswörterbuches. Stuttgart und Leipzig 1861 S. 171 ff.

Am Ausgang des Jahres 1860 lag auch der erste Band des Reichsfürstenstandes gedruckt vor[1]).

Georg Waitz, der berufenste Kritiker, besprach das Werk in den Göttinger Gelehrten Anzeigen mit größter Anerkennung[2]). „Ficker hat bereits durch eine Reihe von Arbeiten sich den Ruhm eines der gelehrtesten und gründlichsten Forscher auf dem Gebiete der deutschen Rechtsgeschichte erworben .... Jetzt tritt der Anfang eines Werkes hervor, welches, man kann es dreist sagen, wahrhaft Epoche macht, eine Reihe der belehrendsten und in alle Verhältnisse eingreifendsten Untersuchungen über die Verfassung des Reiches in einer der wichtigsten Perioden seiner Geschichte bringt, vielfach ganz neue Gesichtspunkte eröffnet und zugleich eine Menge von Einzelheiten kritisch behandelt und feststellt" ....

Es wird die Frage erörtert, wer im deutschen Reich zu den Fürsten gerechnet wurde? „In der Tat hat man bisher kaum eine Ahnung davon gehabt, welche Schwierigkeiten diese Frage darbiete, und wenn man auch wohl fühlte, daß sie in verschiedenen Zeiten des Reiches verschieden beantwortet werden müsse, so war doch noch gar kein Versuch gemacht, wirklich zu einer näheren Unterscheidung und Bestimmung zu gelangen .... Weder Bücher noch Historiker gaben befriedigenden Aufschluß."[3]) So kam Ficker dazu, die Urkunden heranzuziehen. „Der große Wert der Urkunden für die Verfassungsgeschichte, den ich selber in anderen Perioden so lebhaft empfunden und wie ich hoffe auch anderen dargelegt habe, tritt in diesem Werke aufs glänzendste hervor." Der Mittelpunkt der Untersuchungen, wenn auch in gewissen Beziehungen alle Perioden der Reichsgeschichte einbezogen seien, liege im 12. und 13. Jahrhundert. „Da ist nun das wichtige Resultat dieser Untersuchungen, daß in Beziehung auf den Begriff des Fürstenstandes im Lauf des 12. Jahrhunderts eine wesentliche Veränderung eingetreten ist. Bis dahin erscheinen die Fürsten nur als ein Amtsadel: so gehören zu ihnen auch die Grafen, zu den

[1]) „Vom Reichsfürstenstande. Forschungen zur Geschichte der Reichsverfassung zunächst im XII. und XIII. Jahrhunderte." 1. Band, Innsbruck 1861. Vorrede 1860 Oktober 27.

[2]) Vgl. Gött. Gel. Anz. 1862 St. 3 (Jan. 15).

[3]) Dies bemerkte auch Ficker in einem Brief an Böhmer 1857 Jan. 29: „Ich kann wohl sagen, daß das Ganze lediglich aus den Quellen ausgearbeitet ist; in den Büchern von Eichhorn, Dönniges, Hüllmann, Walter u. s. w., welche ich erst jetzt genauer eingesehen habe, findet sich blutwenig, worauf ich hätte fußen können; ich glaube daher auch am besten von den bisherigen Forschungen ganz zu abstrahieren."



geistlichen der Reichskanzler. Dann machen sich zuerst Schwankungen und Unsicherheiten geltend: die Nachkommen derer, welche Reichsämter bekleidet haben, werden dem Reichsfürstenstand zugezählt, auch wenn sie keinen Amtstitel führen; in vielen Fällen bleibt der Name auch, wo das Amt sich nicht mehr findet; es werden die Rechte eines Grafen an solche verliehen, die kein wahres Grafenamt haben, und dann auch von diesen der Titel angenommen und gebraucht. Eben diese Verhältnisse scheinen dazu geführt zu haben, eine schärfere Abgrenzung und Bestimmung des Fürstenstandes vorzunehmen" (ohne ausdrückliche Festsetzung). „Wie für die Ausscheidung der Kurfürsten aus der Gesamtzahl der Fürsten sich nach allen Untersuchungen nicht eine fest bestimmte Zeit und ein einzelner direkter Anlaß angeben lassen, so ist es auch bei jener in mancher Beziehung verwandten Umgestaltung (die in der Regierungszeit Friedrich I. vor sich ging) der Fall."

Der Rezensent geht dann auf die Zweifel und Unsicherheiten im Einzelnen ein und auf die schließlichen Ergebnisse dieser „langen und mühsamen Untersuchungen": um das Jahr 1180 gab es 16 weltliche Fürstentümer, 4 persönliche Fürsten, 92 geistliche. — Waitz erklärt, daß Ficker hiemit eine notwendige Grundlage für weitere Forschungen, namentlich auf dem Gebiete der Territorialgeschichte geschaffen habe — zugleich „ein Muster sorgfältiger und erschöpfender Behandlung ihres Gegenstandes und einer beim Eingehen auf die kleinen und manchmal scheinbar kleinlichen Details doch immer die Aufmerksamkeit rege erhaltenden Form der Darstellung. Mich hat dies Buch zugleich in der Überzeugung befestigt, wie notwendig es sei, daß die verschiedenen Perioden unserer Verfassungsgeschichte abgesondert einer selbständigen und möglichst umfassenden Untersuchung unterzogen werden."

Auch Wattenbach begrüßte das Buch, das, wie er ganz richtig bemerkt, allerdings keine leichte Lektüre sei. „Gerade was Ihre letzten Arbeiten auszeichnet, die erstaunliche Genauigkeit und Vollständigkeit der Detailforschung, die Prüfung aller möglichen Kombinationen, um zu einer Folgerung zu kommen, anstatt nach der bequemeren Methode aus einigen hervorstechenden Momenten allgemeine Schlüsse zu ziehen — diese Tugenden, welche Sie eine so sichere Basis gewinnen lassen und Ihren Forschungen einen selbst von den Ergebnissen unabhängigen Wert verleihen, erleichtern eben nicht das Lesen, wenigstens nicht das rasche." Das Buch sei ihm aber, abgesehen davon, um so erfreulicher, als er schon anderweitig zur Überzeugung geführt sei, „daß gerade in der deutschen Verfassungsgeschichte nur dieser

Weg zum Hafen führe, weil die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der lokalen Entwicklung so groß ist, daß Abstraktionen fast immer zu großen Irrtümern führen, wenn man nicht die allergrößte Vorsicht anwendet"[1]).

Dieser Band „Reichsfürstenstand" enthielt zugleich eine Einleitung über das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen, mit einem Geleitspruch aus Walther von der Vogelweide, dessen Schlußreim lautet: *rîcher got, wie wir nâch êren dô rungen!* Es war die erste der gehaltreichen Vorreden Fickers, wo das Ergebnis der eingehendsten Detailforschung für die weltgeschichtliche Betrachtung in knapper Weise zusammengefaßt wird — wie hier so nachher in der Vorrede zu den Italienischen „Forschungen", dann über Friedrich II. in der Vorrede zu den Regesten der späteren Staufer. Sorgfältig sind die Bausteine zu einem Ganzen zusammengefaßt und mit Recht hat der Verfasser schon auf diese Einleitung zum „Reichsfürstenstand" hohen Wert gelegt[2]); sie ist ebenso der Ausgangspunkt jener späteren Vorreden, wie der Vorlesungen über das Deutsche Kaiserreich und der Streitschrift „Deutsches Königtum und Kaisertum."

Nachdem Ficker in der ersten Hälfte 1861 mit der Ausarbeitung jener „Vorlesungen" über das Kaiserreich (von denen noch die Rede sein wird) beschäftigt gewesen, ging er an den zweiten Band des Reichsfürstenstandes, über dessen Fortgang er im Sommer (1861) an Böhmer berichtet[3]): „Der Abschnitt über aktive und passive Wahlfähigkeit zum König ist vollendet, der über den Reichshofrat nahezu. Ich wäre weiter, hätte mich nicht der letztere auf einen eingreifenden Gegenstand, die Reichshofbeamten geführt, über welche wir fast nichts wissen, während sie doch zumal in späterer staufischer Zeit eine so bedeutende Rolle spielen. Was Huillard in der Introduktion sagt, ist unhaltbar; auch ist sein Verzeichnis ungenau und erschöpft seine eigenen Urkunden nicht. Von Konrad III. ab genügen die Zeugen-

---

[1]) Wattenbach an Ficker 1861 Mai 4.

[2]) Ficker an Böhmer 1860 April 11: Er hatte die Einleitung Böhmern in München gezeigt (Okt. 1859, vgl. Janssen III, 310). „Die wenigen Sätze über die Bedeutung des Reiches erschöpften nicht, was ich damit sagen wollte; und ich schwankte zwischen Streichen und weiterer Ausführung. Endlich entschloß ich mich zu letzterem; das Ganze beginnt nun mit einer etwa 8—10 Druckseiten füllenden historisch-politischen Reflexion über die Bedeutung des deutschen Kaiserreichs in seiner universalen und nationalen Doppelstellung ... Ich habe das Ganze zwei- und dreimal umgeschrieben und hätte vielleicht in derselben Zeit aus dem Stoffe einen ziemlich umfangreichen Aufsatz machen können."

[3]) Vgl. auch die Vorrede zu den Forschungen z. ital. Reichs- und Rechtsgeschichte 1, S. V f.

reihen, um die Reihe der Reichshofbeamten festzustellen. Es gab immer nur 4 eigentliche Reichshofbeamte, welche der König aus den berechtigten Familien ernannte; strenge Erblichkeit wird erst im 13. Jahrhundert geltend gemacht. Die Mehrzahl von Hofbeamten neben einander läßt sich anderweitig erklären. Teils sind es bischöfliche, welche allgemein auch zum Dienste am Königshofe verpflichtet gewesen zu sein scheinen; teils sind es Stellvertreter, teils Lokalbeamte, wie die Marschälle von Hagenau, die Kämmerer von Aachen; teils wird der Titel ohne Amt fortgeführt; teils sind es schwäbische Hofbeamte. Stälin dürften diese Untersuchungen besonders interessieren. Sein Buch hat mir die mühevolle Arbeit sehr erleichert; doch komme ich mehrfach zu anderen oder bestimmteren Resultaten."[1])

„Grundlage der Untersuchung bildeten natürlich die Zeugenreihen der Kaiserurkunden bei Huillard, in Ihren neuen Regesten und bis 1198 in den verschiedenen Werken, von welchen Waitz behauptet[2]), daß sie nicht gar viel umständlicher zu benützen seien, als eine chronologisch geordnete Reihe aller Kaiserurkunden. Ich möchte ihm wünschen, er hätte diese Arbeit durchmachen müssen; mich hat sie überzeugt, daß ich sehr übel getan habe, mir nicht längst die Zeugenreihen des 12. Jahrhunderts auszuschreiben; ich gebrauche sie fast bei jedem Abschnitt meiner Arbeit und würde weniger Zeit verloren haben als mit dem Nachsuchen für den Einzelfall, das zudem doch immer unvollkommene Resultate ergab. Jetzt habe ich mich denn mit zweien meiner Schüler frisch ans Werk gemacht und wir haben bereits 600 bis 700 Zeugenreihen ausgeschrieben. Dadurch werden nun auch meine Untersuchungen über die Hoftage eine viel genügendere Unterlage erhalten; weiter sehe ich schon jetzt, daß sich daraus mit genügender Gewißheit die Mitglieder des Reichshofrates bestimmen lassen werden." — Ficker begann darauf den Abschnitt über das Zustimmungsrecht der Fürsten. „Ein nächstes Resultat ist, daß es beim König stand, ob er eine Sache nur mit seinem Rate erledigen oder an die Fürsten bringen wollte; aber im ersten Fall mußte er sich

---

[1]) Der Aufsatz über „die Reichshofbeamten der Staufischen Periode" wurde, da er über den Rahmen des Reichsfürstenstandes hinausging, 1862 im Novemberhefte der Sitzungsberichte der Wiener Akademie Bd. 45 S. 447 ff. veröffentlicht. „Bei einem zweiten (Aufsatz) über den Reichshofrat kam ich nicht über die Sammlung des Materials hinaus," bemerkt Ficker in der Vorrede der „Forschungen zur Reichs- und Rechtsgesch. Italiens" I. S. VI.

[2]) Waitz in einem Briefe an Ficker 1861 Febr. 25. Vgl. Waitz in der Rezension von Fickers Reichsfürstenstand. G. Gel. Anz. 1862 St. 3.

immer gefaßt halten, daß die Sache nachträglich an die Fürsten gebracht, eventuell der König durch ein Urteil der Fürsten zur Kassation genötigt werden konnte. Deshalb scheitern auch wohl, selbst noch für die Zeit der kurfürstlichen Willebriefe, alle Versuche, die Fälle genauer zu bestimmen, wo der Konsens nötig war"[1]). — Während die Arbeit so vorrückte[2]), kamen unvorhergesehen allerlei Abhaltungen dazwischen.

Die Publikationen Fickers hatten bei den Rechtshistorikern günstige Aufnahme gefunden. Während diese sich bisher an die Kapitularien der Karolingerzeit und an die Rechtsbücher des 13. Jahrhunderts fast ausschließlich gehalten, wurden ihnen nunmehr die Urkunden als eine davon unabhängige Quellenmasse vorgeführt, aus deren Studium sich ganz neue Perspektiven ergaben. Als daher die Universität Breslau am 4. August 1861 das Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestandes feierte, wurde Ficker aus diesem Anlasse zum Dr. iuris utriusque kreiert[3]). Ficker glaubte sich für diese Ehre sofort durch eine neue in seinen Studienkreis einschlägige Schrift bedanken zu sollen und schrieb „Vom Heerschilde"[4]).

---

[1]) Ficker an Böhmer 1861 Juni 10. — Über die „nie gelöste Frage, wie die Gewalt des deutschen Königs oder Kaisers in der Blütezeit des Reiches beschränkt war," äußert sich Ficker auch in einem Brief an den Grafen Leo Thun 1863 April 25: „Danach kann der König tun, was er will, nur darf er das bestehende Recht und Herkommen nicht ändern, darf durch seine Verfügungen kein Recht des ganzen Reiches oder des Einzelnen verletzen, kann zur Durchführung desselben von Niemand etwas in Anspruch nehmen, wozu dieser nicht schon herkömmlich oder rechtlich verpflichtet ist. Die Bürgschaft fürs Einhalten dieser Schranke liegt dann darin, daß jeder beim Reichsgerichte, d. h. bei den Reichsständen klagen und diese durch ein Rechtsurteil den König nötigen könnten, das verletzte Recht wieder herzustellen. Inwieweit der König glaubte, sich von vornherein die Zustimmung der Stände sichern zu müssen, war seine und seiner Räte Sache; erst mit der Zeit stellte sich die Ansicht fest, daß gewisse Regierungshandlungen auch dann zu ihrer Giltigkeit die Zustimmung der Fürsten bedurften, wenn ein bestehendes Recht nicht verletzt oder geändert wurde."

[2]) An Böhmer 1861 August 2: Habe den Abschnitt über fürstliches Einwilligungsrecht, Willebriefe und Mitbesiegelung beendet; aber beim so sehr gewachsenen Material muß ich fast alles neu bearbeiten.

[3]) Franklin schreibt (1861 Mai 2) aus Breslau an Ficker: Von den hiesigen Germanisten — Schulze und Stobbe, Dr. Rive und ich — ist der „Reichsfürstenstand" mit dem größten Interesse gelesen worden. (Von dieser Gruppe muß der Antrag ausgegangen sein.)

[4]) Vom Heerschilde. Ein Beitrag zur deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte. Innsbruck 1862.

Er berichtet darüber an Böhmer: „Da man mich in Breslau zum Doktor der Rechte machte, schien es mir passend, das durch eine der Fakultät gewidmete Arbeit zu beantworten. Von den Gegenständen, für welche ich gesammelt, schien mir der Heerschild der für gesonderte Behandlung am meisten geeignete Stoff; freilich hatte ich nicht geglaubt, daß die Arbeit sich so weit ausdehnen würde. Derselbe Stoff sollte auch in meiner größeren Arbeit wenigstens zum Teil behandelt werden, aber erst am Schluß, der doch noch lange auf sich warten lassen wird. Und so glaube ich, daß die vorgreifende Behandlung, welche nun allerdings der größeren Arbeit Zeit entzogen hat, mir diese doch vielfach erleichtern wird. — Die Arbeit ist schnell entstanden, da ich das meiste Material beisammen hatte; nur die unteren Standesverhältnisse, mit denen ich mich früher wenig beschäftigte, haben mir Mühe gemacht, zumal ich hier von den gangbaren Ansichten abweiche, besonders bezüglich der Mittelfreien und Dienstmannen.“ Der Druck war schon im Gange, als die letzten Kapitel noch gearbeitet wurden, sie dehnten sich weiter aus, als der Verfasser geglaubt hatte[1]).

Noch ehe der „Heerschild“ ausgegeben war, vollendete Ficker zu Weihnachten 1861, wie nebenbei, eine Abhandlung „Zur Genealogie der Handschriften des Schwabenspiegels,“ veranlaßt durch Laband's „Beiträge zur Kunde des Schwabenspiegels“ (1861) und den künftigen Forschungen Rockingers vorgreifend. Sie erschien (als Fortsetzung der Abhandlung „über einen Spiegel deutscher Leute“) 1862 in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie[2]).

Es darf nicht Wunder nehmen, daß Böhmer damals die Bemerkung machte: Ficker sei in eine etwas rasche Produktion gekommen[3]). Georg Waitz beurteilte den Heerschild sehr wohlwollend in den Göttinger Gelehrten Anzeigen, indem er nur in einigen Punkten

---

[1]) An Böhmer 1861 Nov. 24.

[2]) Sitzungsberichte XXXIX (1862) S. 81 ff. Bereits 1859 Okt. 29 schrieb Löher an Ficker, um in Bezug auf die kritische Untersuchung sämtlicher Handschriften des Schwabenspiegels seinen Rat einzuholen, andeutend, daß die Munifizenz des Königs Maximilian für diesen Zweck tätig sein würde. „Die Ausführung scheiterte allein an Sybels unverständigem Widerspruch“ bemerkte Löher 1867, wo er über diese Aufgabe neuerdings mit Ficker korrespondierte. Er bot dieselbe Fickern an, im Falle der Ablehnung würde er sich an Rockinger wenden. — Ficker handelte nochmals „über die Entstehungszeit des Schwabenspiegels“ in den Sitzungsber. d. Wiener Akademie Bd. 77 (1874).

[3]) Böhmer an Kopp 1862 März 14 (Janssen III, 381).

eine von Ficker abweichende Ansicht zur Geltung zu bringen suchte[1]). Ebenso spendete Homeyer seinen Beifall[2]), indem er die Jurisprudenz glücklich pries, daß ihr solche Historiker zu Hilfe kämen.

Böhmer hatte über den „Heerschild" bemerkt: „Auch hier also mehr Schwankendes als Festes zum Resultat,"[3]) nicht ohne hinzuzufügen, daß ihm die ganze Untersuchung zu umständlich vorgebracht schiene. Ficker antwortete eingehend: „Was den Heerschild betrifft, so ist es richtig, daß auch hier die Ergebnisse vielfach erst sehr schwankend sind. Den Tatsachen der Reichsgeschichte in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge nachzugehen, ist in dieser Richtung unzweifelhaft lohnender. Aber diese Aufgabe haben Sie, wo Ihre Neubearbeitung der Regesten vorliegt, so vollständig gelöst, daß da für ergänzende vom Gesichtspunkte des ganzen Reiches kaum mehr Raum ist, es mir vor allem nur nötig schien, nun die einzelnen Länder und Territorien nach denselben Grundsätzen zu behandeln[4]); wäre ich in der Heimat geblieben, so möchten sich meine Arbeiten zunächst dahin gerichtet haben; hier fühle ich mich doch immer aufs ganze hingewiesen. Und da scheint mir nun bezüglich der staatlichen Zustände die Sache noch fast so zu liegen, wie es für die Ereignisse vor Ihren Regesten der Fall war; und wie das Verfolgen der Ereignisse in jenen bereits überaus viel geklärt hat, so denke ich, wird dann auch wieder umgekehrt ein vorzugsweises Beachten der Zustände, zusammenfassendes Verfolgen einzelner Richtungen im Staatsleben auch über den tatsächlichen Verlauf manchen Aufschluß geben. Was die Juristen da geleistet, ist ganz ungenügend; sie haben sich an die Theorie

---

[1]) Ficker darüber an Böhmer 1862 Sept. 27: dem was Waitz gegen meine Annahme, erst unter Friedrich I. hätten die Bischöfe das Hominium geleistet, vorbringt, läßt sich als weiteres gewichtiges Zeugnis die von Höfler, Kaisertum p. 68, angeführte Stelle Gerhochs entgegenstellen.

[2]) Homeyer an Ficker 1862 Febr. 20: „Ich leugne nicht, daß es mir wohl tut, von Ihnen gelobt zu werden, besonders aber freut es mich, daß jene alten Arbeiten über das sächsische Lehenrecht Ihnen dann und wann einen Anknüpfungspunkt für eine Reihe so neuer und gediegener Untersuchungen haben bieten können." Er wage vorläufig über die einzelnen Hauptpunkte, in denen Ficker von bisherigen Ansichten abweiche, noch kein bestimmtes Urteil zu fällen. „Am fremdesten ist mir die Zuerteilung des fünften Heerschildes an die Ministerialen. Sollte der Ssp., wenn er an sie gedacht, sie auch nicht genannt haben, und war denn ihre Lehensfähigkeit damals im Gesichtskreise des Verfassers schon hinreichend anerkannt?"

[3]) Böhmer an Ficker 1862 März 16. (Janssen III, 383.)

[4]) Diesen Gedanken hatte Ficker schon 1846 gefaßt. Vgl. oben S. 41.

gehalten, nicht an die lebendige Übung. Die Entwirrung dieser Dinge scheint nun, wenn ich mich nicht täusche, nicht bloß meinen Neigungen, sondern auch meinen Fähigkeiten am meisten zu entsprechen. Auch wohl den mir zu Gebote stehenden Hilfsmitteln, da hier die Vollständigkeit des Apparats weniger ins Gewicht fällt. Ich gehe da an Fragen, welche teils gar nicht, teils nach ganz anderen Gesichtspunkten früher behandelt sind. Ich fühle überall, daß meine Tätigkeit hier keine abschließende sein kann, wenn sie sich nicht ganz enge begrenzen soll; und da scheint es mir wichtiger, nur Vorarbeiten zu liefern, diese aber möglichst weit auszudehnen. Auf die Dauer wird sich gewiß auch hier vieles vollkommen feststellen, was jetzt noch schwankend erscheint" [1]).

Bereits war das wissenschaftliche Ansehen Fickers, der jetzt in den dreißiger Jahren seines Lebens stand, so gestiegen, daß die Mitforscher auf historischem wie auf rechtshistorischem Gebiet mit Spannung seiner wissenschaftlichen Produktion folgten.

Im Jahre 1856 schreibt W. Ulrich aus Berlin an seinen Schwager: „Professor Giesebrecht [2]) erkundigte sich neulich sehr angelegentlich, ob ein Werk von Dir in Aussicht stehe; er wünsche dasselbe für seine Kaisergeschichte zu benützen und hoffe davon Erleichterung in seinen Quellenstudien für diesen Zweck. Er arbeitet so, daß er dem Setzer immer nur um einige Bogen voraus ist". Wie es eben dem Jahrhundert des Dampfes entspräche [3]).

Als Ulrich die Streitschrift gegen Daniels erhielt, findet er, daß Schreibart und Anordnung das Buch so faßlich und lesbar mache. „Die Lorbeeren Giesebrechts lassen mich statt Deiner nicht schlafen." Er meint mit einem Seitenblick auf „diese rastlos schreibenden Norddeutschen", daß Ficker recht tue, sich ebenfalls einer intensiven schriftstellerischen Wirksamkeit hinzugeben.

Als Otto Franklin, der an der juridischen Fakultät in Breslau habilitiert war, daran ging über „das Reichshofgericht im Mittelalter" zu schreiben, erkundigte er sich im Jahre 1861 [4]) sehr angelegentlich

---

[1]) Ficker an Böhmer 1862 April 7.

[2]) W. Giesebrecht, geb. 1814, war 1837—1857 Lehrer am Joachimstal'schen Gymnasium in Berlin, ehe er Professor in Königsberg wurde. Die „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" erschien seit 1855.

[3]) Wilhelm Ulrich an Ficker 1856 Okt. 26.

[4]) Franklin an Ficker 1861 Mai 2 (aus Breslau). Später nochmals (1863) aus Greifswalde, wohin Franklin als Professor gekommen war. Sein Werk „Das Reichshofgericht im Mittelalter" (2 Bände, 1867—69) gab Fickern zu einer kritischen Zurechtweisung (Forschungen zur Reichs- und Rechtsgesch. Italiens I.

darüber, ob der zweite Band des Reichsfürstenstandes, in dem das Reichsgericht, die Reichshoftage u. s. w. behandelt werden sollten, bald zur Ausgabe gelangen werde. Ficker antwortete, daß der Druck wohl in einem Jahr beginnen würde und versprach, eventuell die Aushängebogen dem Anfrager zur Disposition zu stellen. Es traten Ereignisse ein, welche den „Reichsfürstenstand" als solchen in den Hintergrund drängten, während Franklins Arbeiten[1]) für Ficker der Ausgangspunkt weitausgreifender Untersuchungen wurden[2]). Darüber ist der zweite Band „Reichsfürstenstand" liegen geblieben. Als die italienischen „Forschungen" abgeschlossen waren, dachte Ficker allerdings zunächst an die Weiterführung des Reichsfürstenstandes[3]). Die Abhandlungen „über das Eigentum des Reiches am Reichskirchengute"[4]), sowie „über die Entstehungsverhältnisse der Constitutio de expeditione Romana"[5]) sind Exkurse dazu; er hoffte im Laufe des Jahres 1873 zum Drucke des zweiten Bandes schreiten zu können[6]). In Briefen an Ottokar Lorenz ist noch 1875 und 1877 davon die Rede[7]); auch die Abhandlung über die „Willebriefe" (1882) schlägt hier ein. Aber Ficker ist anderer Arbeiten willen, die sich an ihn herandrängten, nicht dazu gekommen. Einzelnes hat er seinen Schülern zur Verarbeitung überlassen, so z. B. an M. Baltzer für seine Dis-

---

S. 372 A. 6) Anlaß. Im Jahre 1886 begegneten sich Ficker und Franklin im Bregenzerwalde (Mühlbacher und ich waren zugegen). Franklin ist 1905 als, wie er damals klagte, mit Vorlesungen überlasteter Professor für deutsches Privatrecht, Handels- und Wechselrecht in Tübingen gestorben.

[1]) Franklin, „de iustitiariis curiae imperalis" (1860). „Beiträge zur Geschichte der Rezeption des römischen Rechtes" (1863).

[2]) Vgl. Forsch. zur Reichs- und Rechtsgesch. Italiens I. Vorrede S. VI.

[3]) Er schreibt 1870 Okt. 30 an Stälin: „Ich werde wohl nun zunächst an den 2. Band des Reichsfürstenstandes gehen."

[4]) Sitzungsber. der Wiener Akademie Bd. 72 (1872) S. 55—145, 381—450.

[5]) Ebenda Bd. 73 (1873) S. 173 ff.

[6]) Ficker an Stälin 1873 Jan. 6: „Von einem starken Aufsatz übers Eigentum des Reiches am Reichskirchengut in den Akademieschriften habe ich bereits 7 Bogen korrigiert. Vom 2. Bande des Reichsfürstenstandes ist so viel fertig, daß ich in einigen Monaten werde drucken lassen. Beim Arbeiten über die Reichsheerfahrt entdeckte ich, daß die Constitutio de expeditione Romana größtenteils gereimt ist; es muß eine gereimte Aufzeichnung des 11. Jahrhunderts zu Grunde liegen, aus welcher dann wohl in der Zeit Kaiser Friedrichs I. die Urkunden fabriziert wurden. Ich bin eben damit beschäftigt, darüber einen kurzen Aufsatz für die Akademie zu schreiben."

[7]) Im Jahre 1877 meldete Ficker an O. Lorenz (der ihm die zweite Auflage seiner Geschichtsquellen übersendet hatte), daß er zunächst (nach Vollendung der Beiträge zur Urkundenlehre) den Kurfürsten seine Aufmerksamkeit zuwenden werde.

sertation über das Heerwesen des Mittelalters[1]); an Scheffer-Boichorst für seine Untersuchung über die Grafschaft Chiavenna[2]). Einen Überblick über das Ganze gab Ficker in seinem Kolleg über deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte, dessen Bedeutung für die jungen Historiker darin gipfelte, daß sie auf diese Weise den künftigen Publikationen vorauseilten; wie denn der Professor selbst Dinge, die er schon lange vorgetragen, nach Dezennien als Neuigkeit veröffentlicht sehen mußte[3]). Es sei das freilich nur seine Schuld oder doch richtiger Schuld der Verhältnisse, die es ihm unmöglich machten, die Fortsetzung des Reichsfürstenstandes druckfähig herzustellen.

Erst nach Fickers Tode hat Paul Puntschart sich an die Aufgabe gemacht, das ganze Werk herauszugeben.

Hier ist vielleicht der Ort, die Bemerkung einzufügen, daß Ficker mit Homeyer noch in weiterer Verbindung blieb und ihm namentlich zu seinem Werk „Die deutschen Haus- und Hofmarken", das 1870 erschien, wiederholt einen Beitrag einsandte; unter anderem ein Verzeichnis der Haus-, Hof- oder Waldmarkszeichen mit Angabe des Besitzers, Wohnortes und der Hausnummer im Gemeindebezirk Mieming[4]), das Ficker im Jahre 1864 auch dem Ferdinandeum schenkte.

Als später (1873) Franz v. Wieser in Südtirol (Bozen, Eggental) Hausmarken gesammelt hatte, wurden auf Antrieb Fickers auch

---

[1]) M. Baltzer, Zur Geschichte des deutschen Kriegswesens in der Zeit von den Karolingern bis auf Kaiser Friedrich II. (Leipzig 1877.)

[2]) „Für die mir Ihr Ms. ‚Schwäbische Tage' gute Dienste geleistet hat." Scheffer an Ficker 1897 Juni 9.

[3]) So z. B. als E. Richter im 1. Ergänzungsband der Mitteil. d. Instituts (1884) seine Untersuchungen zur historischen Geographie des Erzstiftes Salzburg und seiner Nachbargebiete (mit einer Karte) herausgab. — Ficker schrieb darüber an Mühlbacher 1884 März 11: „Die Arbeit von Richter habe ich wenigstens zum großen Teil gelesen und sie gefällt mir recht wohl. Sie erinnert mich in unerfreulicher Weise daran, daß ich seit mehr als zwanzig Jahren ein Manuskript liegen habe, in welchem ich einen ähnlichen Versuch für das ganze Reich durchführen wollte; daß ich dann lange Jahre dasselbe in meinen Vorlesungen vorgetragen habe; es kommt mir dann oft ganz wunderlich vor, daß das noch erst zu beweisende Dinge seien."

[4]) Homeyer läßt 1858 Juli 7 Herrn Hammerle für Mitteilungen danken. „Sollte er vielleicht imstande sein anzugeben, ob über die Abwandelung der Marken innerhalb der Verwandtschaft irgend ein fester Grundsatz herrscht?" — Die Notizen über die Oberinntaler, speziell die Mieminger Hausmarken sind bei Homeyer S. 122 f. publiziert, letztere auf Tafel 36 abgebildet. (Ob die auf Tafel 44 abgebildeten Hausmarken aus Gramais im Lechtal von Ficker eingeschickt wurden, ist zweifelhaft, wohl aber stammen von ihm die Notizen über Hausmarken in Imst, Tarrenz und Holzmarken in Ötz und Sautens.)

diese an Homeyer eingesendet, doch blieben sie in Folge von dessen bald erfolgtem Tode unpubliziert[1]).

[1]) Nach Mitteilung des Kollegen v. Wieser. Über die durch allerlei Umstände verzögerte Herausgabe des „Reichsfürstenstandes", Band 2, schreibt mir Kollege Puntschart aus Graz (Okt. 1906): „Ich werde den Text unverändert bieten, aber in Noten Literatur und eigene Ausführungen hinzufügen.... Ich zähle 22 Abschnitte für diesen Band. Außer einer kleinen ‚Einleitung' mit Plan und Übersicht behandelt er: Königswahlrecht, Wählbarkeit zum Könige, Reichshofrat, Recht der Zustimmung, Fürstengericht, fürstliche Dienstmannen, fürstliche Hofämter, Reichshofämter, Königssteuer, Reichsheerfahrt, fürstliche Hoftage und Landesfürstentage, Reichshoftag, deutsche und außerdeutsche Hoftage, Hoftage für Italien, Hoftage für Burgund, fürstlicher Hoftag und Fürstentag, Herzogtum, Baierische Tage, Österreich, Kärnten, Schwäbische Tage, Lothringische Tage, Sachsen ... Einzelne Teile des Manuskriptes (wie das ‚Fürstengericht') erfuhren in den Siebzigerjahren eine Umarbeitung" ... Puntschart gedenkt das Werk partienweise herauszugeben.

XII. Kapitel.

Anteilnahme an der Universitätsreform. Beziehungen zum Grafen Leo Thun.

Durch die wiederholten Berufungen und durch die Energie, mit der Ficker seine wissenschaftliche und seine pädagogische Aufgabe erfaßte, wurde sein Ansehen wie bei der Regierung so auch bei den Kollegen gehoben.

Im Jahre 1854/55 hatte er das Dekanat der philosophischen Fakultät zu verwalten, im Jahre 1859 stand er als Rektor an der Spitze der Universität [1]). Erzherzog Karl Ludwig, der zweitälteste Bruder des Kaisers, der 1855—1861 Statthalter in Tirol war, gab ihm wiederholt Beweise seiner Hochschätzung; er förderte Fickers Anträge und zog ihn öfters zur Tafel, wobei ziemlich offen selbst über heiklere Dinge, z. B. über die Flucht der kaiserlichen Familie 1848 aus Wien nach Innsbruck, gesprochen wurde [2]).

In nicht minderer Gunst stand Ficker bei dem Unterrichtsminister Grafen Leo Thun, seit er die Berufung nach Bonn ausgeschlagen hatte. Thun schrieb ihm (1856): „Ich bitte Sie ein für allemal den Gedanken von sich zu weisen, als könnte ich irgend eine Bemerkung, die Sie mir über das, was der Innsbrucker Universität und ihrem Aufschwunge in der von Ihnen bezeichneten Richtung dienlich sein dürfte, als eine Indiskretion betrachten. Im Gegenteile werde ich Ihnen dafür stets

---

[1]) Sein Vorgänger als Rektor war Moy, sein Nachfolger Maassen.

[2]) Vgl. jetzt darüber Alois Brandl, Erzherzogin Sophie von Österreich und eine tirolische Dichterin (Walburga Schindl) (1903). — Zur Zeit des Absolutismus durfte man Reminiszenzen an die Revolution nicht laut werden lassen.

sehr dankbar sein, auch dann, ja um so mehr, wenn sie mich aufmerksam machen sollte auf einen geschehenen oder zu besorgenden Mißgriff". Und zum Schlusse heißt es: „ich weiß ebenso sehr Ihre Befähigung zu schätzen, als es mir wohltut zu wissen, daß Sie unähnlich der großen Menge höheren Ideen dienen, und zwar eben denjenigen, die mir selbst am meisten am Herzen liegen."[1])

Die große Umwälzung im Unterrichtswesen, die durch die Reform des Grafen Thun herbeigeführt wurde, erstreckte sich nicht nur auf die Universitäten, sondern ebenso auch auf ihren Unterbau, die Gymnasien. Auch hier zeigten sich die Folgen der langen Stagnation: es war kein tauglicher Nachwuchs an Gymnasiallehrern vorhanden und bis ein solcher an den reorganisierten Universitäten erzielt wurde, suchte man die wichtigsten Stellen durch Berufungen aus den katholischen Gegenden Deutschlands zu decken. Auf den Katholizismus legte Graf Thun, ein Mann von strengen Grundsätzen, ebenso Gewicht, wie auf tadelloses sittliches Verhalten. An eine Bereitwilligkeit dem Rufe Folge zu leisten, war in Bezug auf die katholischen Gegenden des preußischen Staates um so mehr zu denken, als man dadurch den mancherlei Chicanen des dortigen Regierungssystems zu entgehen und an eine echt deutsche und biedere dabei katholische Bevölkerung Anschluß zu finden vermeinte[2]).

Unter den Vertrauensmännern des Unterrichtsministeriums für die Rheinlande und Westfalen befand sich auch Ficker, der seinerseits Floss in Bonn, Schlüter in Münster, Janssen in Frankfurt für die Sache interessierte. Überdies hatte Joh. Friedr. Schulte, der eben als Kanonist und für deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte aus Bonn nach Prag berufen war, denselben Auftrag für die gleichen Gegenden.

Unter denjenigen, die auf die Sache eingingen, befand sich Anton Göbel, der am Gymnasium zu Münster der Mitschüler Fickers ge-

---

[1]) Graf Leo Thun an Ficker 1856 Sept. 22. — Der Minister sicherte Fickern zu, wenn ihm die Stellung in Innsbruck je verleidet werden sollte, er alles aufbieten werde, um ihm einen Ersatz zu bieten — „Ihnen einen neuen Wirkungskreis zu verschaffen, an welcher österreichischen Universität Sie selbst ihn zu wählen geneigt wären" (da damals wieder die Bonner Stelle vakant war).

[2]) Wie aus dem Briefwechsel Fickers mit den Kandidaten hervorgeht. Ficker glaubte dem Minister versichern zu können, „daß seine Landsleute den Aufenthalt an den Gymnasien der Provinzen Preußen und Posen, wo insbesondere viele Westfalen angestellt werden, kaum einer Anstellung an einem österreichischen Landgymnasium oder einer entlegenen Stadt der Monarchie vorziehen würden." (1855 März 8.)

wesen war[1]). Er meldete auch seinen jüngeren Bruder Eduard Göbel an, der zur Zeit als Ficker Privatdozent in Bonn war, dort bei Ritschl u. s. w. studiert hatte. Die Brüder waren tüchtige Philologen, der ältere zugleich für neuere Sprachen, beide bis zur „prima" auch für Geschichte approbiert. Ed. Göbel kam nach Salzburg ans Gymnasium, sein Bruder nach Wien ans Theresianum (1857).

Anton Göbel hatte sich ausbedungen, in eine Universitätsstadt versetzt zu werden, um weiterarbeiten zu können; er besaß den Ehrgeiz, eventuell an einer Universität zu lehren.

In Wien beherrschte Bonitz das philologische Studium, wie in Bonn Ritschl. Weder der einen noch der anderen Schule gehörte Göbel an, der zudem die Prüfungen auf den Rat Brüggemanns in Münster gemacht hatte. Das wurde ihm übel genommen. Bonitz sagte zu Göbel, als dieser sich ihm vorstellte: „Die Examina in Münster stünden eben nicht in Ansehen: Bonn, Königsberg, Berlin — das sei die Reihenfolge". Bonitz empfahl ihm „den Umgang mit den Herren, welche den Stamm seiner Clique bilden: größtenteils Protestanten oder ganz mit protestantischen Ideen angefüllte „Katholiken". Sie beherrschen die Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, die literarische Beilage der Wiener Zeitung, machen sich als Gäste in der Akademie der Wissenschaften breit, rezensieren sich gegenseitig in rühmender Weise"[2]).

Göbel fand auch an dem Theresianum manches auszusetzen, dessen hochgeborne Zöglinge man mit Latein und Griechisch nicht überbürden durfte. Das verleidete ihm den Unterricht. „Wie oft sehne ich mich von den jungen ungarischen, kroatischen, galizischen, italienischen u. s. w. Rittern weg an jene Anstalten, an denen ich ehedem einen wahren Heißhunger auf jede neue Schulstunde hatte, wo ich mit Lust und Liebe lehrte und lehren konnte!"

Kurz, Anton Göbel gab seine Stellung in Wien schon 1859 wieder auf, um nach Preußen zurückzukehren, und diesem Beispiele

---

[1]) Vgl. über Ant. Göbel, geb. 1824 zu Boppard, Rassmann, Nachrichten von Münsterl. Schriftstellern (1866) S. 126; (1881) S. 76. Göbel war Gymnasiallehrer in Trier, dann Oberlehrer in Düren gewesen.

[2]) Aus einem Briefe Anton Goebels an Ficker, 1857 März 5. Ich wollte die interessanteren Daten hier nicht unterdrücken. (Zu jener „Clique" gehörte O. Lorenz; die literarische Beilage der Wiener Zeitung redigierte dessen Schwager Eitelberger). — Auch Alb. Jäger schreibt 1858 Febr. 28 an Ficker: „Das Coterienwesen nimmt mit jedem Jahr zu, insbesondere das ganz und halbprotestantische." (Die Historiker Jäger und Aschbach hatten an der Universität weniger Einfluß wie Bonitz.) — Das folgende aus einem Briefe Goebels vom 26. Nov. 1857.

folgte auch sein Bruder [1]), der sich in Salzburg wohler gefühlt, nur über die Mängel der Studienbibliothek geklagt hatte.

In dieser Zeit wurde einer der tüchtigsten Schüler Ritschls, nämlich Johannes Vahlen, der katholischer Konfession war (was seit Abschluß des Konkordates sehr in Betracht kam) [2]), nach Österreich berufen. Ficker, der Vahlen von Bonn her persönlich kannte, hatte gehofft, ihn für Innsbruck gewinnen zu können, und war vom Grafen Thun ermächtigt, darüber zu verhandeln (1857); für welchen Zweck sich Ficker seines Freundes Junkmann in Breslau bediente, wo Vahlen als Extraordinarius wirkte. Vahlen lehnte ab, nach Innsbruck zu gehen, worauf die überlegene Strategie Ritschls (wie man sagte) dessen Berufung nach Wien durchsetzte (1858).

Ficker aber war es darum zu tun, einen tüchtigen Philologen an die Universität Innsbruck zu bringen, weil die Studenten bei Prof. Kopetzky, der aus Olmütz nach Innsbruck gekommen war, nichts lernten, der zweite Philologe, Malecky, aber wieder wegging. Es wurde 1858 Karl Schenkl, bisher Gymnasiallehrer in Prag (Kleinseite), ernannt, der sich als tüchtiger Schulmann bewährte [3]); und da neben ihm alsbald ein junger Nassauer. Johann Müller [4]), der als Gymnasiallehrer herversetzt wurde, sich als Privatdozent auftat, so konnte dieses Fach von nun an für versorgt gelten.

Es trat in dieser Zeit noch eine andere wichtige Vacanz ein; im Jahre 1857 wurde Georg Schenach nach Wien berufen, um dort die Philosophie im katholischen Sinne zu vertreten — ein ganz unsinniger Gedanke, der die Innsbrucker Universität eines tüchtigen Lehrers beraubte, ohne daß Wien dabei viel gewonnen hätte, während Schenachs Leben durch diesen Zwiespalt verkürzt wurde [5]).

---

[1]) Ant. Göbel kam als Direktor nach Konitz und wurde später Provinzialschulrat in Königsberg und in Magdeburg. Eduard Göbel (der 1857 und 1858 auf Fickers Veranlassung in Salzburg für Homeyer nach Handschriften des Sachsenspiegels Umschau gehalten hatte) war nachher (1863—1897) Gymnasialdirektor in Fulda.

[2]) Alb. Jäger 1856 April 20 (nach Grysars Tode) an Ficker: „Wir sind sehr gespannt auf seinen Ersatzmann; man sprach von Lange in Prag; da er aber, wie ich höre, Protestant ist, wird ihn der Minister, selbst wenn er wollte, schwerlich hieher ziehen können.“ (Man dachte auch an Lasaulx.)

[3]) Ficker rühmt 1858 Juni 15 in einem Schreiben an den Minister „die trefflichen kollegialen Eigenschaften des Prof. Dr. Schenkl und die große Sorge, welche er der Ausbildung der Studierenden zuwendet.“

[4]) Geb. 1832 zu Irmtraut. Lebt seit 1902 als pensionierter Universitätsprofessor zu Innsbruck, jetzt der älteste Freund Fickers.

[5]) Schenach starb in Wien 1860. Sein Werk: Metaphysik. Ein System des konkreten Monismus (Innsbruck 1856) ist jetzt vergessen wie so viele andere

Ficker schreibt darüber an Thun: „Einer der härtesten Schläge, welche die Fakultät treffen konnte, war die Berufung des Professors Dr. Schenach nach Wien (eines der tätigsten und um das Gedeihen der Universität besorgtesten Lehrers), nicht allein weil es schwer sein dürfte, sein Fach gleich tüchtig wieder zu besetzen, sondern auch weil seine Persönlichkeit diejenige war, welche der aus sehr verschiedenen Elementen bestehenden Fakultät einen Halt bot, dessen Abgang sich in den verschiedensten Richtungen sehr fühlbar machen wird.“ [1])

Unter diesen Umständen sei die Frage nach einem Ersatz um so wichtiger. „Mein verehrter Kollege (Schenach) teilte mir mit, daß er Ew. Exc. den Dr. Wildauer [2]) vorgeschlagen habe“ (der schon fürs Fach der Philologie in Betracht gezogen war). Auch eine Verwendung desselben fürs Fach der Philosophie wäre als ein erfreuliches Ereignis zu betrachten, zumal da die Auswahl an katholischen Philosophen nicht gerade groß sei. „Daß es ihm an den nötigen Vorkenntnissen nicht gebricht, glaube ich aufs Urteil meines Kollegen hin annehmen zu dürfen; jedenfalls aber besitzt er neben einer sehr glücklichen Lehrgabe ein so bedeutendes Talent, daß er sich leicht auch in solche Teile des Faches hineinarbeiten dürfte, welche ihm bisher ferner lagen. Vor allem aber bin ich überzeugt, daß er bei seinem strebsamen Eifer seinem Berufe nicht allein pflichtgemäß, sondern mit Lust und Liebe sich hingeben wird, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn das nicht bei den Verhältnissen der hiesigen Fakultät besonders hoch anzuschlagen wäre.“ Daran hielt Ficker fest, auch nachdem ein junger Wiener Gelehrter in der Gymnasialzeitschrift Wildauers Ausgabe des Protagoras scharf, aber in einem wichtigen Punkte ungerecht angegriffen hatte, worüber Ficker den Minister aufklärte [3]). Wildauer wurde zunächst supplierender, dann ordentlicher Professor der Philosophie: ein oratorisch beanlagter Mann,

---

Systeme. Über ihn als Professor muß man sich nicht an das nachträgliche Urteil Pichlers, Aus Tagebüchern S. 27, halten, sondern an die zeitgenössischen Korrespondenzen z. B. bei Pichler, Aus meinem Leben S. 197 f.

[1]) In ähnlicher Weise muß sich Ficker auch gegenüber Albert Jäger ausgesprochen haben, denn dieser schreibt ihm 1857 März 15: „Die Versetzung unseres Freundes und Kollegen Schenach an die Wiener Universität wird von Ihnen und anderen lieben Tiroler Freunden freilich nicht mit den Augen angesehen werden, mit denen ich sie betrachte. Als Tiroler kann auch ich nur bedauern, daß man dem Lande die besten Kräfte entzieht“ u. s. w.

[2]) Tobias Wildauer, geb. 1825 in Fügen, seit 1849 Lehrer am Gymnasium zu Innsbruck. Ein Schüler von Flir und Schenach.

[3]) Ficker an den Grafen Thun 1858 Juni 15.

fungierte er als Festredner der Universität, da Schillers und Fichtes hundertjährige Geburtstage gefeiert wurden [1]).

Eine zweite Fakultätsfrage von Bedeutung, schon um den Forderungen des Prüfungsgesetzes zu genügen, war die Errichtung einer Lehrkanzel für deutsche Sprache und Literatur. Dafür wurde der Gymnasiallehrer Ignaz Zingerle [2]) ausersehen, der, um sich über den Betrieb des Faches in Deutschland zu informieren, 1857 eine Studienreise unternahm, die ihn nach Bonn zu Simrock führte. In Zingerle war ein Mann gewonnen, der nicht bloß für die Antiquitäten seiner Heimat ein Herz hatte [3]), sondern der auch geeignet erschien, eine Ausgabe der Reimchronik des steierischen Ottokar zu besorgen [4]) und an der historischen Zeitschrift mitzuarbeiten, die soeben zwischen Böhmer und Ficker in Erwägung gezogen wurde.

Die Ernennung eines tüchtigen Philologen, sowie die von Wildauer und Zingerle, war ein großer Erfolg der Bestrebungen Fickers für die philosophische Fakultät, da von diesem Zeitpunkt an die für die jungen Historiker wichtigsten Nebenfächer in auskömmlicher Weise besetzt waren.

Der Minister zog Fickern auch sonst bei Personalien zu Rat [5]). Ebenso mußte Ficker wiederholt über Schulbücher Rezensionen schreiben oder Gutachten abgeben, so über Bumüllers in katholischem Geiste geschriebenes, aber sonst weniger gelungenes Lehrbuch der Geschichte [6]); später auch über Gindely, dessen Lehrbuch das bisher gebrauchte von Pütz zu ersetzen bestimmt war.

---

[1]) Wildauer publizierte später „Die Psychologie des Willens bei Sokrates, Platon und Aristoteles“ (1877, 1879), ein Werk, das von den Fachleuten nicht ungünstig aufgenommen wurde.

[2]) Ign. Zingerle, geb. 1825 in Meran, wo er der Schüler Beda Webers war.

[3]) Ficker an Böhmer 1859 Juli 29: Das Werk von Krieg über die Burgen werde vom Kollegen Zingerle mit Schmerzen erwartet, da er im Auftrage der Zentralkommission die Tiroler Burgen untersuchen wird.

[4]) Ficker an Böhmer 1860 Januar 10: „Beim Mangel eines anderen würde vielleicht unser Zingerle, bei einiger Unterstützung durch einen Historiker, für eine Handausgabe des Ottokar ganz geeignet sein.“ — Die Ausgabe des Ottokar ist nach der Neukonstituierung der Mon. Germ. von Zingerle (im Verein mit Busson) übernommen, von Zingerles Nachfolger Seemüller in den Scriptores, qui vernacula lingua usi sunt, Bd. 5, Abt. 1 u. 2 (1890 und 1893) durchgeführt worden.

[5]) Z. B. als der Bonner Privatdozent Gottfr. Muys als Professor der Geschichte nach Lemberg berufen werden sollte.

[6]) Bonitz wünschte die Rezension durch Ficker, weil man dessen kirchlichen Standpunkt nicht verdächtigen konnte. Vgl. die Rez. Fickers in der Zeitschr. f. österr. Gymnasien 1855 S. 590—597.

Des weiteren korrespondierte Ficker mit dem Grafen Thun im Interesse seiner Schüler, so um Durig an der Realschule in Innsbruck unterzubringen [1]), so als die Habilitation Hubers auf gewisse Schwierigkeiten stieß.

Ficker wünschte, daß diese Habilitation zugleich auf österreichische Geschichte erstreckt würde. Glax opponierte, da die Abhandlung Hubers über die Privilegienfrage nicht jene Manifestation von Kenntnissen zulasse, welche nach seiner Auffassung gegenüber der Staatengeschichte Österreichs erprobt sein soll [2]).

Die Fakultät, in der Glax geringes Ansehen genoß, ließ sich dadurch nicht abhalten und stimmte den Anträgen von Ficker bei. Das Ministerium erklärte den Dr. Huber für allgemeine (speziell alte) Geschichte zuzulassen, verweigerte aber die venia für österreichische Geschichte. Das ließ sich Ficker nicht gefallen. In einem Briefe an Böhmer (anfangs 1860) ergeht er sich in heftiger Weise: das Verhältnis zu seinem Kollegen Glax sei ein ganz unleidliches und es bleibe ihm nichts übrig, als Schritte zu tun, welche ihn im Fall des Mißlingens nötigen würden, seine Stelle aufzugeben [3]). Sofort schrieb er in diesem Sinne auch an den Minister.

Graf Thun antwortete erst Ende August (1860), indem er sich über die Verzögerung seiner Antwort entschuldigte: „Ihre Argumente haben auf mich einen tiefen Eindruck gemacht und eben die Überzeugung, daß es sich in der Angelegenheit um Dinge handelt, die objektiv und für Sie persönlich von ernster Bedeutung sind, ist im Zusammenhang mit den Schwierigkeiten, die mir die Zeitverhältnisse in Beziehung auf eine ruhige Erwägung von einzelnen Fragen solcher Art entgegenstellen, der Grund, weshalb ich so lange mit der Entscheidung gezögert habe; sie ist auch noch nicht erflossen."

Thun verteidigt sodann die Entscheidung des Ministeriums (die formell richtig war). Er entwickelt gegenüber Ficker, der gegen die

---

[1]) Um für den Moment auszuhelfen, bis er etwa aus ständischen Mitteln in die Lage versetzt würde, sich ganz der Landesgeschichte zu widmen (1857).

[2]) Glax gab sich bei dem Kolloquium, wo über die Privilegienfrage disputiert wurde, starke Blößen, da er den „Wiener Standpunkt" festhielt, aber die Gegengründe nicht zu entkräften vermochte. (Das Colloquium Hubers fand am 18. Juli 1859 statt.)

[3]) „Da mir eine Wirksamkeit keinen Wert haben kann, wenn dieselbe ein ebenso unverständiger wie anmaßender Mensch, dessen Albernheiten hier sprichwörtlich geworden sind, nach Gefallen durchkreuzen kann, weil er einige gute Freunde im Ministerium hat (Feil ist gemeint); es trifft das nicht bloß mich, sondern die ganze Fakultät." Brief an Böhmer 1860 Jan. 10.

schroffe Scheidung von österreichischer und allgemeiner Geschichte wissenschaftliche Bedenken erhoben hatte [1]), die Gründe, die (vom praktischen Standpunkte aus) dafür sprechen, österreichische Geschichte an unseren Universitäten als einen selbständigen Gegenstand zu behandeln. (Es bildete österreichische Geschichte ein obligates Kolleg für die Juristen): das, was als obligates Kollegium gehört wird, müsse geeignet sein, den Blick auf die historische Entwicklung der Gesamtmonarchie zu richten. „Das wird [2]) nicht zu erreichen sein, wenn Privatdozenten ohne spezielle Habilitation für dieses Fach diese Kollegien lesen dürfen; wird aber die spezielle Habilitation festgehalten, so kann es doch nicht umgangen werden, daß der Professor der österreichischen Geschichte als derjenige angesehen werde, dem das Urteil über die Befähigung zusteht. — Vielleicht ließen sich beide Gesichtspunkte in folgender Weise wahren. Wer für allgemeine Geschichte habilitiert ist, kann auch Spezialkollegien auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte lesen. Die Berechtigung, über die gesamte österreichische Geschichte und gültig als das den Juristen vorgeschriebene Kollegium zu lesen, ist an eine besondere Habilitation für österreichische Geschichte gebunden.“ [3])

Die ganze Frage war kompliziert worden durch den Umstand, daß Glax, der eine Nullität war, keinen Konkurrenten neben sich haben wollte. Als Graf Thun durch Ficker [4]) darüber aufgeklärt war, erfolgte die Entscheidung im Sinne der Anträge, welche die Fakultät gestellt hatte [5]).

---

[1]) Vgl. oben S. 234.

[2]) „Im Allgemeinen; ich habe dabei nicht den speziellen Fall Hubers vor Augen, sondern die grundsätzliche Frage und deren Anwendung auf unsere verschiedenen Universitäten.“ (Anm. Thuns.)

[3]) Graf Thun an Ficker 1861 Aug. 31. — Ficker an Böhmer 1860 Sept. 15 (aus Münster): „Vorgestern erhielt ich vom Minister einen langen Brief, vorzüglich die Angelegenheit Hubers betreffend. Der Brief ist voll Güte für mich; aber in der prinzipiellen Frage scheint man nicht vom Grundsatze abgehen zu wollen, daß Niemand zur Habilitation kommen könne, wenn der Fachprofessor seine Zustimmung wenn auch aus lächerlichen Gründen versagt. Damit wäre unser Privatdozententum geliefert.“

[4]) Beziehungsweise durch Stumpf, der auf Bitte Fickers darüber den Minister in Wien sprach.

[5]) Graf Thun an Ficker 1860 Okt. 20: „Die Angelegenheit des Dr. Huber habe ich, von Ihren Argumenten überzeugt, noch in einer Weise entschieden, welche hoffentlich Ihren Wünschen entsprechen wird.“ — Es war die letzte Regierungshandlung des Grafen Thun.

Bald danach erhielt der Personalstand der Innsbrucker Historiker einen Zuwachs, indem Karl Friedrich Stumpf zum ordentlichen Professor der Geschichte in Innsbruck ernannt wurde (1861).

Stumpf, in Wien geboren [1]), in Ungarn und Mähren auferzogen, hatte 1851—1853 in Wien unter Jäger und Aschbach studiert, dann (1853—1856) in Halle (bei Leo) [2]) und in Berlin (bei Ranke), endlich bei Böhmer in Frankfurt, wo er ob seiner heiteren Geselligkeit das Wohlwollen des alten Herrn gewann, dessen Richtung er sich anschloß. Stumpf arbeitete über die Mainzer Erzbischöfe im 12. Jahrhundert und über die „Reichskanzler", über die ältesten deutschen Stadtrechtsprivilegien, nahm auch eine palaeographische Untersuchung der österreichischen Hausprivilegien vor (wodurch er entscheidende Momente für den Zeitpunkt der Fälschung des „maius" feststellte); vor allem aber sammelte er Nachträge zu den Regesten von Böhmer, mit solchem Erfolge, daß er anfangs 1858 (wie er an Ficker schrieb) schon 1300 neue Stücke zusammengebracht hatte, die er im Laufe des Jahres um 300 weitere vermehrte [3]), indem er seltene Bücher aufstöberte oder entlegene Bibliotheken durchforschte.

Er war zwar seit 1857 Professor in Preßburg, aber, indem er auf sein Gehalt verzichtete, beurlaubt. Ein schöner Mann, von aristokratischen Manieren, gewann er das Herz einer reichen Frankfurterin [4]) (1861). Durch Böhmer mit Ficker (auch mit Janssen) bekannt geworden, hatte Stumpf, der ein guter Österreicher war und der Heimat treu bleiben wollte, den Wunsch, eine Professur der Geschichte in Innsbruck zu erhalten: ohne Gehalt und wie ein Überzähliger, indem er nur zu palaeographischen Übungen verpflichtet würde, was er durchsetzte. Ficker war erfreut, nunmehr Jemanden in Innsbruck zu haben, mit dem er sich über Reichsgeschichte, Regesten und Diplomatik unterhalten konnte [5]); die Bedingung, die ihm Ficker auferlegte, war, daß Hubers Stellung dadurch nicht beinträchtigt werden sollte. Dieser trug zunächst alte Geschichte für die Philologen vor; die österreichische Geschichte lag in den Händen von Glax; Ficker, der in

---

[1]) Geb. 1829, gest. 1882.

[2]) Da nämlich Alb. Jäger dessen Werke zum Studium empfahl. Vgl. S. 155.

[3]) Stumpf an Ficker 1858 Dez. 26.

[4]) Der Tochter von Louis Brentano, dem die „Reichskanzler" gewidmet sind. Ihr Gatte nannte sich daher später Stumpf-Brentano.

[5]) Schon 1858 hatte er sich an Stumpf gewendet in Fragen die Reichskanzler betreffend: über die deutsche, italienische, burgundische, sizilische Kanzlei. An Böhmer schreibt er 1860 Juli 7: „ich lerne manches von ihm, was mir bei meiner Arbeit von Nutzen ist."

Innsbruck bleiben [1]), aber Niemandem den Platz versitzen wollte, hatte im Jahre 1861 den Entschluß gefaßt, die Lehrkanzel für deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte zu übernehmen (womit allerdings der Übertritt an die juridische Fakultät verknüpft war), dabei die Anleitung zur historischen Kritik (innerhalb der philosopischen Fakultät) beizubehalten [2]), während Huber die „Allgemeine Geschichte" überkommen sollte. Ein Plan, der nicht ohne Schwankungen zur Durchführung gelangte; erst hatte man im Ministerium auf Stumpfs Stellung als Ordinarius hingewiesen, woneben Huber nur Extraordinarius hätte werden können, dann wollte man Huber nach Lemberg schicken (wo nachher Zeisberg hinkam); 1862 wurde Ficker für die deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte ernannt [3]), 1863 Huber ordentlicher Professor der allgemeinen Geschichte.

Die Universität Innsbruck nahm in diesen Jahren einen erfreulichen Aufschwung, namentlich seit die drohende Konkurrenz von Salzburg, wo man eine „kirchliche" (katholische) Universität errichten wollte, zu nichte geworden war. Im Jahre 1856 hatte Ficker in dieser Angelegenheit den Grafen Thun interpelliert [4]).

Der Minister beruhigte ihn: „Es ist mir nicht bekannt, daß ernstlich daran gedacht werde, eine kirchliche Universität in Salzburg zu errichten [5]). Ich glaube auch nicht, daß irgendwo ein ernstlicher Wille besteht, zu dem Zwecke bedeutend beizusteuern; und doch wäre viel Geld dazu notwendig. Gelingt es der österreichischen Regierung, den Universitäten, die ihrem Einfluß unterstehen, eine katholische Richtung zu geben, so wäre es auch wirklich überflüssig. Dahin zu wirken ist mein aufrichtiges Bestreben und zu dem Ende ist es immer noch meine entschiedene Absicht, die Innsbrucker Uni-

---

[1]) Graf Thun hatte im Jahre 1860 den Gedanken, Ficker nach Wien zu ziehen (da damals aus München eine Berufung drohte). Stumpf unterrichtete den Grafen von Fickers Abneigung, in eine große Stadt zu ziehen, wo so vieles vom Studium abhält. Auch darüber war Thun erfreut. — Übrigens eröffneten sich für Ficker ja fast jedes Jahr Aussichten, an eine andere Universität berufen zu werden (z. B. Tübingen 1858). Seit dem Streite mit Sybel war dies schwieriger, denn durch denselben hätte sich Ficker, so sagten sie nach Gfrörers Tode zu Freiburg i. Br., „unmöglich gemacht."

[2]) Ficker an Böhmer 1862 April 7: „Ich habe, nachdem es in dieser Richtung einige Jahre weniger gut bestellt war, jetzt einige sehr befähigte Schüler, darunter einen Italiener bekommen, deren ich mich natürlich nach wie vor annehmen würde, auch wenn ich zur Rechtsgeschichte übergehen würde."

[3]) Vgl. Ficker, Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens I, Vorrede S. VI.

[4]) Brief Fickers an Leo Thun 1856 Sept. 19.

[5]) Vgl. jedoch Heinr. v. Hurter: Friedrich v. Hurter und seine Zeit II, 421 f.

versität zu heben. Ich kann dabei auf die Unterstützung des Erzherzog-Statthalters mit Sicherheit rechnen und zweifle um so weniger an dem Erfolge, wenn auch finanzielle Rücksichten mich nötigen, langsamer vorzugehen, als mein Wunsch wäre."[1])

Ficker hatte dem Minister bemerkt, daß Innsbruck als Universität vervollständigt und mit tüchtigen Lehrkräften versehen, für den deutschen Süden recht wohl das werden könne, was Bonn und Göttingen für den deutschen Norden — und zwar nur Innsbruck. „Wien und Prag sind gewiß geeignet, große Zentralpunkte der Wissenschaft zu bilden, in der Literatur einen entscheidenden Einfluß auf das wissenschaftliche Leben Deutschlands zu üben, sie haben für Österreich selbst Aufgaben zu lösen, die wohl kaum an einer anderen österreichischen Hochschule zu lösen wären; aber auf die studierende Jugend im übrigen Deutschland würden sie wohl ebenso wenig Einfluß üben können, als Berlin, schon aus dem einen Grunde, weil weder die deutschen Studierenden, noch deren Eltern insbesondere für die ersten Studienjahre die Universitäten in großen Städten lieben. Dagegen dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß wenn zu Innsbruck eine vollständige und wenigstens in einzelnen Fächern so wohlbesetzte Universität bestände, daß sie in diesen den Vergleich mit anderen Hochschulen bestehen könnte, kein Ort geeigneter wäre, Studierende aus dem katholischen Schwaben, den Rheinlanden und Westfalen, insbesondere auch aus der katholischen Schweiz anzuziehen und so von dieser Seite einen wohltätigen Einfluß auszuüben, während andererseits wieder die Möglichkeit einer Einwirkung aufs wissenschaftliche Leben Italiens nahe läge."

Auch mit diesem Gedanken erklärte sich der Minister für einverstanden.

Indem darangegangen wurde, die Universität zu vervollständigen, waren bezüglich der theologischen Fakultät gewisse Schwierigkeiten zu bewältigen, die sich schon 1849 gezeigt hatten, wie aus Flirs Briefwechsel zu ersehen[2]). Die theologischen Diözesan-Lehranstalten hatten sich eingelebt und der einheimische Klerus stellte sich gegen die Universität. Das Projekt einer neuen Diözesaneinteilung, wonach Innsbruck Bischofssitz geworden wäre, tauchte auf, um ebenso rasch wieder zu versinken.

Da faßte Graf Thun den Plan, den Jesuiten in Innsbruck, die dort ohnedies ein theologisches Studium für ihre Leute unterhielten,

---

[1]) Graf Leo Thun an Ficker 1856 Sept. 22.

[2]) Vgl. Flir, Briefe aus Innsbruck u. s. w. S. 184—190.

die theologische Fakultät zu übertragen. Er schreibt darüber an Ficker [1]): „Ich wünsche, daß die Jesuiten daselbst eine theologische Fakultät errichten, und habe auch diesen Gedanken schon leise angeregt.“ Die Jesuiten sollten acht Professoren stellen gegen ein Pauschale von jährlich 8000 Gulden; ohne staatliche Prüfung, ohne Beschränkung — was früher unerhört gewesen wäre [2]). Die tirolischen Theologen sollten nach wie vor ihre Ausbildung in den Diözesananstalten von Brixen und Trient (beziehungsweise Salzburg) finden. Hingegen hoffte man, daß das Ausland Leute hereinschicken werde, um von der „Lehrfreiheit“ (dies Wort in einem anderen als dem gewöhnlichen Sinn genommen) der Jesuiten zu profitieren. — Der Plan ging vollständig von der Regierung aus; Graf Thun war ein Feind des Josephinismus, der staatlichen Bevormundung der Kirche, die ja im Konkordate aufgegeben war. Hatte Albert Jäger zwölf Jahre früher gegen die Erziehungsweise der Jesuiten Bedenken geäußert, so galt er dafür jetzt als ein „liberalisierender Kleriker“, die Tradition der Brixener Kirche, wie sie Galura vertreten, gleichsam als veraltet.

Die Jesuiten übernahmen die acht Professuren [3]) und machten für ihr Studium mit solchem Erfolg Propaganda, daß die Fakultät, die 1857 eröffnet wurde, schon nach einem Jahre 70 Hörer zählte, wodurch die Gesamtfrequenz der Universität sich auf 300 stellte; seit Döllinger bei den „guten“ Katholiken in Verruf gebracht war, nahm die Zahl der Theologen in Innsbruck stetig zu.

In dieser Zeit schrieb Ficker einen Artikel in die Schützenzeitung [4]), welcher die Lage der Universität Innsbruck an und für sich besprach. Er erwähnt die erhöhte Frequenzziffer, den Zuwachs an der theologischen Fakultät, deren meiste Hörer, wie vorauszusehen, aus den Rheinlanden, Westfalen, Hannover, der Schweiz stammten;

---

[1]) In dem angeführten Briefe 1856 Sept. 22.

[2]) Vgl. Probst, Gesch. der Univ. Innsbruck S. 353 ff., 369 f. Acht Professuren hatte die theologische Fakultät schließlich im 18. Jahrhundert (zur Zeit des Generalseminars 1783—1790) besessen.

[3]) Die Kirchengeschichte vertrat zuerst Kobler, dann Grisar (der die Geschichte Roms im Mittelalter geschrieben hat). Unter den Professoren ist Hugo Hurter, ein Sohn Friedrichs v. Hurter, zu erwähnen. Als Rektor magnificus wurde von der Jesuitenfakultät wiederholt der weltläufige Syrologe P. Wenig präsentiert (ein Deutschböhme). Der Ästhetiker Jos. Jungmann, ein geborner Münsteraner, wirkte als Professor für geistliche Beredsamkeit und Katechetik (er widmete ein Werk dem Aug. Reichensperger); Nilles für kanonisches Recht u. s. w.

[4]) Volks- und Schützenzeitung 1858 Nov. 8.

aus England war ein Lord Clifford[1]) gekommen. Auch die juristische Fakultät zeige eine nicht unbedeutende Steigerung. (Es studierten damals zwei Prinzen Thurn und Taxis, Söhne des Fürsten Maximilian, hier, die ihren Professoren eine Einladung zukommen ließen, was der Rektor Ficker mit Veranstaltung eines Bankettes erwiderte, das in der „Goldenen Sonne“ gegeben wurde.) Die Vorlesungen der beiden ersten Jahrgänge seien der Einrichtung der nichtösterreichischen Universitäten entsprechend geordnet.

Der Artikel verweist darauf, daß wenn Heidelberg und Bonn ihre Frequenz gewiß zum Teile ihrer herrlichen Lage verdankten, Innsbruck in dieser Beziehung sicher mit ihnen konkurrieren könne. „Stark ins Gewicht fällt der Umstand, daß Innsbruck eine durchaus katholische Universität ist. Man kann sehr verschiedener Meinung über den Wert einer Berücksichtigung der konfessionellen Interessen bei Besetzung mancher Lehrstühle sein, wird es aber wenigstens gegenüber der Tatsache, daß der großen Mehrzahl der deutschen Universitäten ihr ausschließlich oder doch ganz vorwiegend protestantischer Charakter sorgsam gewahrt wird, nur billig und wünschenswert finden, wenn wenigstens die Besetzung einzelner Hochschulen katholischen Eltern, welche darauf Wert legen, Garantien bietet, daß der Sohn zumal in der ersten Studienzeit nicht vorwiegend unter dem Einfluß von Lehrern stehe, welche den religiösen Anschauungen, in welchen er erzogen ist, wenn nicht feindlich, mindestens fremd gegenüberstehen.“ [2]) Daß ein solches Bedürfnis wirklich vorhanden sei, zeige am deutlichsten die Frequenz der einzigen reinkatholischen höheren Lehranstalt in Norddeutschland, der Akademie zu Münster, welche in ihren zwei Fakultäten mehr Zuhörer zählt, als viele vollständige Universitäten. Da in wissenschaftlicher Beziehung den Ausländern zu Innsbruck mindestens dasselbe geboten werden müßte, wie an anderen deutschen Hochschulen, sei es nicht ohne Bedeutung, daß an der juristischen Fakultät einige Professoren wirkten, welche bereits an deutschen Universitäten gelesen haben (früher Philipps, jetzt Moy und Maassen).

Der Artikel wendet sich darauf der philosophischen Fakultät zu. „Es ist noch jüngst in auswärtigen Blättern auf die geringe Frequenz derselben hingewiesen worden; und weist das gegenwärtige Studienjahr auch hier eine Steigerung der Zuhörerzahl aus, so ist weder zu

---

[1]) Vgl. Joh. Friedrich, Döllinger 2, 105. Im Jahre 1840 hatte ein Lord Clifford bei Döllinger in München studiert.

[2]) Die Berechtigung konfessioneller Universitäten wurde damals vielfach diskutiert. Vgl. Allg. Zeitung 1856 n. 41 Beil.; n. 58 Beil. (Erman und Horn n. 3937). Döllinger hatte eine von Ficker abweichende Ansicht.

läugnen, daß trotzdem der Besuch ein verhältnismäßig schwacher ist, noch auch zu erwarten, daß beim Fortbestehen der gegenwärtigen Zustände dies Verhältnis sich wesentlich ändern dürfte. Doch würde es gefehlt sein, Wert und Wirksamkeit der Fakultät lediglich nach der Zahl der bei ihr eingeschriebenen Hörer zu bemessen. Diese sind zunächst nur die Kandidaten des höheren Lehramtes, deren Zahl bei geringerem Bedürfnis immer nur eine beschränkte sein kann. Blieb in den letzten Schuljahren zunächst vielleicht die Zahl der Philologen hinter dem Bedürfnis zurück, so dürfte jetzt die Zahl der Lehramtskandidaten eine dem Bedürfnis vollkommen entsprechende zu nennen sein; das Bedürfnis des Kronlandes übersteigt sie bei weitem und hier gebildete Kandidaten wirken bereits an Gymnasien in den verschiedensten Provinzen des Kaiserreiches. Bei manchen nur für Lehramtskandidaten bestimmten Vorlesungen, so bei den philologischen und historischen Übungen wäre sogar eine bedeutende Steigerung der jetzigen Zahl der Teilnehmer im Interesse der gründlichen Ausbildung der Einzelnen kaum wünschenswert. Ist in manchen naturwissenschaftlichen Fächern die Zuhörerzahl eine sehr geringe, so ist der Grund wenigstens nicht lediglich in den besonderen Verhältnissen der hiesigen Fakultät zu suchen, sondern vorzugsweise wohl auch darin, daß die Aussichten auf Anstellung in diesen Fächern nach den Erfahrungen der letzten Jahre die geringsten zu sein scheinen. (Hier würde erst die Errichtung einer medizinischen Fakultät Wandlung schaffen.)

Ficker wendet sich gegen die (auch in den Ministerialbureaus herrschende) Ansicht, als ob es genüge, in Wien und Prag allein vollständige Universitäten zu unterhalten. „Große Universitäten an den Zentralpunkten des Staates haben den Vorzug reicherer Hilfsmittel; kleinere vorzugsweise den der Möglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung des Lehrers auf den einzelnen Schüler [1]); je nach dem Fache und dem Studienalter der Zuhörer wird bald das eine bald das andere mehr ins Gewicht fallen.“ Für Theologie und Jurisprudenz komme beides in der Regel weniger in Betracht; es sei da gleichgiltig, ob der Lehrer vor 50 oder 500 Zuhörern lese. „Anders wird sich das für den Lehramtskandidaten gestalten, zumal wenn er nicht lediglich dem Prüfungsgesetz genügen, sondern möglichst tief in seine Wissenschaft eindringen möchte. Ihm bietet die größere Stadt reichere literarische Hilfsmittel, zahlreichere und in der Regel tüchtigere Lehrer. Jene reicheren und selteneren Hilfsmittel werden ihm aber doch erst

[1]) Vgl. oben S. 200.

dann von Nutzen sein, wenn er seiner Wissenschaft so weit Herr ist, daß er sie benutzen kann und muß; für die erste Ausbildung findet er nicht allein die nötigen Hilfsmittel auch an kleineren Anstalten, sondern er kann dieselben bei geringerer Konkurrenz auch leichter benutzen. So lange er einer unmittelbaren Anleitung bedarf, wird nicht die Tüchtigkeit des Lehrers allein für ihn entscheidend sein, sondern auch die demselben nur bei beschränkter Zahl gebotene Möglichkeit, ihm solche Anleitung zu gewähren." Ähnlich würde es mit der medizinischen Fakultät stehen (wo Seziersaal und Laboratorien an einer kleineren Universität leichter zugänglich sind, als an einer großen). Schon von diesem Standpunkte aus sei die Vervollständigung wünschenswert, aber auch „weil Innsbruck von allen Hochschulen des Kaiserstaates diejenige sein dürfte, welche voraussichtlich am leichtesten eine größere Anzahl von Hörern aus anderen deutschen Staaten anziehen wird; den Wert aber, welcher einem solchen Besuche in den verschiedensten Richtungen beizulegen wäre, werden wir nicht erörtern dürfen."

Diesen Artikel, der zum Schluß noch die Vorsorge des Ministeriums namentlich durch außerordentliche Dotationen für die Bibliothek rühmt, schickte Ficker an seine Freunde in Deutschland, auch an Böhmer; er wurde in Westfalen weiter verbreitet und hatte zur Folge, daß nicht wenige Studierende von dort nach Innsbruck kamen, Theologen, Juristen [1]), Historiker.

Namentlich Studierende der Geschichte lenkten ihre Schritte nach Innsbruck, um einige Semester hindurch den Unterricht Fickers, daneben Stumpfs und Hubers zu genießen. Nachdem Druffel zu Ostern 1860 durchaus befriedigt zurückgekehrt war [2]), kam im Herbst dieses Jahres Florenz Tourtual, ein Vetter Fickers; es folgten im Jahre 1862 Paul Scheffer-Boichorst, ein entfernter Verwandter von Fickers Stiefvater, und Arnold Busson, beide von der Frau Präsidentin an ihren Sohn warm empfohlen [3]). Druffel und

[1]) So verzeichnen die Frequenzlisten Fickers einen Droste-Hülshoff, zwei Grafen Galen, einen Grafen Spee, einen Baron Schorlemer, einen Baron Morsey (aus Osnabrück) u. a. Mitglieder des frondierenden Adels.

[2]) Ludwig Ficker schreibt darüber an seinen Bruder 1860 Mai 2: „Der junge Druffel hat mir Grüße von Dir überbracht; er ist vom Aufenthalt in Innsbruck ganz befriedigt, legte aber viel Gewicht auf seine dortigen vornehmen Bekanntschaften." Zu den letzteren gehörte Graf Hugo Enzenberg, mit dem und Leopold Pfaundler zusammen Druffel Ende 1859 das Korps „Raetia" begründete.

[3]) Sie schreibt 1862 Aug. 30 (aus Neuenahr, wo sie zur Kur weilte): „Hier im Bade traf ich zufällig einen weitläufigen Verwandten von Vater sel., einen jungen Mann, Sohn von Bernard Scheffer, der dazumalen in Elberfeld Bankerott

Busson beteiligten sich an der Gründung der Innsbrucker Korps, wie jener der „Raetia“, so dieser der „Athesia“, nachdem der unglückliche Krieg von 1859 die Fesseln des Polizeistaates gelockert hatte, so daß dem streng konservativen Grafen Leo Thun ob der bunten Bänder und Mützen angst und bange wurde. Doch ließ er sich von Ficker und Stumpf beruhigen.

Von Innsbruck gingen die genannten Westfalen nach Göttingen, wo G. Waitz Schule hielt, die Empfohlenen gütig aufnahm, wohl auch kritisierte: Bussons lebhaftes Wesen gefiel, während Tourtuals Totschlächtigkeit von ihm weniger hoffen ließ. Als Waitz sich so über Tourtual äußerte, erwiderte ihm Ficker: Tourtual hat Geld und da scheint mir noch immer besser, er ist Historiker geworden, als preußischer Referendar! [1]) Später, als Tourtual nicht gut arbeitete, hat sich Ficker von ihm abgewandt. Als den bedeutendsten der Innsbrucker Ankömmlinge erkannte Waitz [2]) sofort den Scheffer-Boichorst, der es mit der Arbeit ernst nahm, dabei Fickers Methode festhielt; er wollte auch künftig nicht als Schüler von Waitz, sondern als solcher von Ficker gelten, was Waitz fast übel aufnahm. Busson, der anders geartet war, gab sich auch später, da er Professor in Innsbruck geworden, mehr als Schüler von Waitz. Dabei erhielt Scheffer-Boichorst, der sich in übeln Vermögensverhältnissen befand, von Ficker und seinen Angehörigen in aller Stille auch materielle Unterstützung [3]), bis er als Mitarbeiter erst der Böhmerschen Regesten,

machte, er will nach Innsbruck zur Universität und sich Dir vorstellen, er wohnt jetzt bei der Tante Zumlich in Warendorf, es sind arme Kinder und, wenn Du kannst, sei ihm doch behilflich. — P. S. Auch ein junger Busson, ein sehr talentvoller junger Mann, will nach Innsbruck, es ist der einzige Sohn und ich habe der Mutter versprochen, ihn Dir zu empfehlen.“

[1]) Dem Berichterstatter von Waitz mitgeteilt (1873).

[2]) Im Briefwechsel von Waitz mit Ficker ist wiederholt von diesen Schülern die Rede. 1864 Nov. 13 schreibt Waitz: „Herr Scheffer und Busson haben sich beide als fleißige und tüchtige junge Männer bewährt, jenen konnte ich leider nur einen Semester in den Übungen haben. Dieser will noch ein Jahr hier bleiben. Auch Tourtual ist noch einmal gekommen, ich will hoffen, daß er sich durcharbeitet.“

[3]) Unter großer Teilnahme der Frau Präsidentin Scheffer-Boichorst. Sie schreibt 1866 Jan. 3: „Daß Du Dich des jungen Scheffer etwas annimmst, ist gewiß ein verdienstliches Werk und mir auch im Andenken Eures Vaters lieb.“ ... Als neuerliche finanzielle Schwierigkeiten auftauchten, 1866 Sept. 17: „Daß dadurch nun auch Scheffer so sehr in seinen Studien gestört wird, tut mir sehr leid für Dich und für ihn, denn da er nun mal ganz in Deinem Sinn zu arbeiten verstanden, wird er Dir schwer zu ersetzen sein.“ ... (Ludwig Ficker wurde für Scheffer in Kontribution gesetzt.)

dann der Monumenta Germaniae historica untergebracht war. Druffel, Tourtual, Busson, Scheffer-Boichorst vollendeten ihre Studien in Berlin, wo sie verschiedene Eindrücke in sich aufnahmen. Druffel wurde durch Ranke der neueren Geschichte zugeführt, Tourtual war von Droysens Seminar (wo nur dreißigjähriger Krieg getrieben wurde) befriedigt, Busson und Scheffer hörten über mittelalterliche Geschichte und Hilfswissenschaften bei Jaffé (den Ficker 1857 persönlich kennen gelernt hatte). Alle berieten noch von Göttingen und Berlin aus sich mit Ficker über das Thema ihrer Dissertation [1]) und über ihre weiteren Arbeiten, wobei sie rühmten, daß ihnen sein „Reichsfürstenstand", ebenso die „Anleitung" und sonstige Kollegien von größtem Nutzen seien, daß seine Erstlingsarbeiten (über Reinald von Dassel und Engelbert von Köln) ihnen vielfach zum Muster dienten. Übrigens blieben mehrere dieser Auswärtigen mit den Innsbrucker Korps zeitlebens in eifriger Verbindung, wie denn z. B. im Jahre 1870 zwischen Druffel, der als Offizier an den Kämpfen vor Metz teilnahm, und der „Raetia" freundschaftliche Telegramme gewechselt wurden [2]).

Außer diesen Westfalen hatte sich (1862) auch ein junger Schweizer in Innsbruck eingestellt, Theodor v. Liebenau, der Sohn des Luzerner Historikers, den Kopp auf das wärmste empfahl [3]).

Als einheimische Kommilitonen der Genannten (der zweiten Schicht von Fickers Schülern) sind zu nennen: Wilhelm Schmidt (aus Dornbirn), der eine von der philosophischen Fakultät gestellte Preisaufgabe löste: „Die Stellung der Erzbischöfe und des Erzstiftes von Salzburg zu Kirche und Reich unter Kaiser Friedrich I. bis zum Frieden von Venedig (1177)", für welche Arbeit sich Scheffer und Busson noch von Göttingen aus interessierten [4]). Schmidt setzte seine Studien, die sich dann mehr der Geographie zuwendeten, am „Institut"

---

[1]) Tourtual arbeitete über Bischof Daniel von Prag und Böhmens Anteil an den Kämpfen Friedrichs I. in Italien. Scheffer-Boichorst über die Beziehungen Deutschlands und Frankreichs zur Zeit König Philipps II. August (welche Arbeit in Innsbruck zuerst vorgelegt wurde), Busson über den Pfalzgrafen Konrad v. Staufen (1156—1195) — vgl. Annalen des histor. Vereins f. d. Niederrhein H. 19, 1867 — bis er später auf Fickers Rat die Beziehungen Rudolfs I. zu Italien angriff. Jeder dieser Schüler erhielt ungedruckte Materialien zur Verfügung, so daß sie mit Fug und Recht ihre Arbeiten dem Lehrer widmeten.

[2]) Felix Stieve hat sich 1864 an der Gründung einer katholischen Studentenverbindung, der „Austria", beteiligt.

[3]) Vgl. Böhmer an Kopp 1862 Juli 23 (Janssen III, 387). Th. v. Liebenau ist jetzt Staatsarchivar in Luzern.

[4]) Sie ist im Archiv f. österr. Geschichtsquellen Bd. 34 gedruckt. Vgl. Huber, Österr. Gesch. I, 256.

in Wien fort, von wo aus er gelegentlich für Scheffer-Boichorst oder auch Ficker selbst eine Urkundenabschrift besorgte. Hermann Sander, der sich hauptsächlich der vorarlbergischen Geschichte zuwendete, aber auch schöne literar-historische Studien (über H. v. Gilm, den Volksdichter Franz Michael Felder u. s. w.) veröffentlichte [1]). Josef Egger, von St. Pankraz in Ulten, dem wir außer vielen sonstigen Arbeiten eine dreibändige Geschichte Tirols verdanken [2]). Und so manche andere, früh verstorbene oder nicht zu größerer Wirksamkeit gelangte, die wir hier nicht weiter berücksichtigen können.

Unter den Themata, die Ficker damals stellte, sind besonders diejenigen bemerkenswert, die das Königreich Burgund in seinem Verhältnis zum deutschen Reiche betrafen [3]). Auch als W. Junkmann in Breslau ihn um Namhaftmachung geeigneter Themata ersuchte, befand sich das burgundische darunter, das dann auf Anregung Junkmanns (ohne daß der betreffende junge Gelehrte wußte, wie dieser dazu gekommen) eine Bearbeitung fand [4]).

Man sollte meinen, daß die Lehrtätigkeit Fickers nun allgemeine Anerkennung gefunden hätte. Aber wer dies glaubt, rechnet nicht mit der Bosheit der Kollegen, noch mit der geistigen Beschränktheit der Bureaukratie. Als Graf Leo Thun in Folge der politischen Änderungen, die 1860 eintraten, das Ministerium verließ, wurde (wie es hieß um den Ungarn den Anschluß zu ermöglichen) der Ministerposten gar nicht besetzt, sondern mit der Leitung der Unterrichtsangelegenheiten ein aus Professoren zusammengesetzter sog. „Unterrichtsrat" eingesetzt, in dem die Wiener und die Prager die erste Rolle spielten [5]), während die Ministerialräte das Technische besorgten.

---

1) Sander, früher Professor am Gymnasium in Feldkirch, wirkt jetzt als Direktor der Realschule in Innsbruck.

2) Vgl. über Egger, geb. 1839, gest. 1904 als pensionierter Gymnasialprofessor in Innsbruck, den Almanach der kaiserl. Akademie 1904 S. 386 f. und Voltelini in der Zeitschr. d. Ferdinandeums 1905 S. 418 f.

3) Ein solches Thema bekam Th. v. Liebenau zu bearbeiten; ferner ein (frühverstorbener) Vorarlberger, Jos. Dorner aus Hüttisau (ein Vetter des bekannten Historikers und Numismatikers Ritter v. Bergmann). Über letzteren schreibt Ficker an Böhmer 1860 Nov. 15: „Vor einigen Tagen brachte er mir seine erste Arbeit über die Erwerbung des Königreiches Arelat; sie ist umsichtig und mit größerer Leichtigkeit geschrieben, als sie hier den jungen Leuten eigen zu sein pflegt. Der Stoff interessiert ihn und ich denke ihn etwas weiter in den burgundischen Sachen arbeiten zu lassen."

4) Georg Hüffer, Das Verhältnis des Königreichs Burgund zu Kaiser und Reich besonders unter Friedrich I. (Göttinger Dissertation). Paderborn 1873.

5) Ficker äußert sich darüber 1866 Sept. 19 in einem Berichte ans Ministerium: „Ich kann nicht läugnen, daß ich von jeher zur Zahl derjenigen ge-

Albert Jäger hatte (1864) über die historischen Seminarien sein Gutachten abzugeben[1]; er fand an der Art und Weise, wie Ficker seine Übungen eingerichtet hatte (ohne Seminar mit obligaten Statuten u. s. w.) allerlei auszusetzen; er wollte den höheren Geschichtsunterricht ganz dem „Institute" in Wien vorbehalten wissen und bekrittelte die Methode, die Ficker eingeschlagen hatte. Der Grund lag tiefer: dem Professor Jäger war schon lange ein Dorn im Auge, daß Ficker seine Schüler tirolische Geschichte treiben ließ, die doch Jäger sich „vorbehalten" hatte[2]. In die Reihe dieser Rivalitäten gehört noch ein anderer Vorgang. Seit dem Jahre 1864 erschien bei Wagner in Innsbruck eine historische Zeitschrift für die vaterländische Geschichte, das „Archiv für Geschichte und Altertumskunde Tirols." Redigiert und herausgegeben von Jos. Durig, Dr. Alfons Huber, P. Justinian Ladurner, Dr. David Schönherr und Dr. Ignaz Zingerle, mit Subvention von Seite des Tiroler Landtages. Diese Subvention wurde, nachdem das „Archiv" fünf Jahrgänge, die wertvolle Aufsätze zur tirolischen Geschichte enthalten, hinter sich hatte, im Landtag nicht mehr bewilligt, weil Albert Jäger, der der konservativ-klerikalen Partei angehörte[3], und Josef Streiter, der alte Wortführer des Liberalismus, sich dagegen erklärten: man könne diese Sachen in den Schriften der Akademie drucken lassen u. s. w.

---

hörte, welche sich mit der Errichtung des Unterrichtsrates nicht befreunden konnten, von demselben insbesondere einen nachteiligen Einfluß auf das Gedeihen des wissenschaftlichen Lebens der Universitäten außer Wien befürchteten." — (Von Innsbrucker Professoren war der Jurist Harum Mitglied desselben.)

[1] Vgl. Alb. Jäger in dem Aufsatze: Graf Leo Thun und das Institut f. österr. Geschichtsforschung. Österr.-ungar. Revue VIII. (1889) S. 1 ff. Er erwähnt sein Gutachten über die Behandlung der Seminarien z. B. in Innsbruck, „wodurch ich mir den Zorn früherer Freunde zuzog."

[2] Als Jäger 1856 sich für den Sonderabdruck der Vorlesungen über Margaretha Maultasch bedankte, schreibt er an Ficker: „Ich ging allerdings selbst einmal mit dem Gedanken um, diese Partie zu bearbeiten"; 1859 März 15: „Seit einiger Zeit verfolgt mich der Gedanke, das Brixener Saalbuch, das hier im Staatsarchiv liegt, zu bearbeiten; nicht minder habe ich lange schon zu einer Ausgabe des Goswin von Marienberg vorgearbeitet." Zu Verwertung des gesammelten Stoffes kam Jäger erst während seines Ruhestandes, den er zu Innsbruck verlebte, in der Geschichte der landständischen Verfassung Tirols (1881, 1885), die er infolge seines hohen Alters (geb. 1800, gest. 1890) nicht über Maximilian I. herabführen konnte.

[3] Offenbar durch seine Gönner Graf Clemens Brandis und Leo Thun bestimmt.

Ficker hatte eine Zeitlang seine Übungen eingestellt, dachte auch ernstlich an den Rücktritt von seiner Professur und an eine Übersiedlung nach München, doch wurde die Sache schließlich (1866) noch gütlich beigelegt[1]; nur die Verstimmung gegen Albert Jäger blieb dauernd.

Hingegen bewahrte Ficker dem Grafen Leo Thun immerdar ein dankbares Andenken und wahrhafte Hochschätzung.

Als Thun sich von den Geschäften zurückzog, schrieb er an Ficker. „Mir erübrigt nur noch eine dringende Bitte: bleiben Sie Österreich treu, auch nachdem ich aufgehört habe Minister zu sein. Selbst wenn — was hoffentlich nicht der Fall sein wird — zeitweilig Verhältnisse eintreten sollten, welche der Förderung der Studien minder günstig wären. Dann gälte es erst recht, daß diejenigen, die mir freundlich gesinnt sind, aufrecht erhalten, woran ich zu bauen bemüht war"[2]. Worte, die hoch aufgenommen wurden und im Freundeskreise Fickers langen Nachhall erweckten.

Ficker schrieb dem Grafen, indem er sich für das bewiesene Vertrauen und die mannigfache Förderung, die ihm von demselben zu Teil geworden, bedankte: „Das Scheiden Euerer Exzellenz trifft allerdings meine Aussichten auf gedeihliches Weiterwirken besonders hart, da ich mich so mancher unmittelbaren Förderung zu erfreuen hatte, und ich leugne nicht, daß der jetzt eingetretene Fall immer als ein solcher betrachtet wurde, welcher bei gegebener Gelegenheit auf meine Entscheidung über Verbleiben oder Gehen den größten Einfluß üben würde. Aber Euere Exzellenz wissen auch, daß ich mit ganzem Herzen an Österreich hänge, daß ich mir von da eine günstige Wendung der Geschicke meines deutschen Vaterlandes erwarte und daß ich gern bereit bin, dieser Gesinnung auch persönliche Opfer zu bringen. Es könnten sich aber freilich die Dinge auch so wenden, daß ich darauf verzichten müßte, hier noch ersprießliches zu wirken, daß ich mich überzeugte, durch eine Tätigkeit im Auslande den österreichischen Interessen mehr nützen zu können. Jedenfalls dürfen Euere Exzellenz versichert sein, daß ich bezüglich der Aussichten auf eine Berufung

---

[1]) Ficker hat auch nachher seine „Anleitung", ohne sich oder seine Zuhörer durch Statuten beengen zu lassen, vorgetragen. Er äußerte sich in dem Berichte 1866 Sept. 19 über seine von den gewöhnlichen Seminarübungen zu unterscheidende Anleitung: „Mein Plan war gerichtet auf eine systematische Anleitung zur historischen Kritik, welche sich zusammenhängend durch mehrere Jahre hinziehen sollte, wenn auch so eingerichtet, daß auch bei nur kürzerer Teilnahme von Seite der Schüler auf erwünschten Erfolg gehofft werden durfte."

[2]) Brief Thuns 1860 Okt. 20.

nach außen[1]) auch jetzt zunächst in der passiven Stellung verharren werde, welche ich in meinem letzten Schreiben bezeichnete, und daß ich eintretenden Falls das größte Gewicht auf den in so gnädiger Weise geäußerten Wunsch Euerer Exzellenz legen werde"[2]).

Ficker erbat sich die Erlaubnis, dem Grafen seinen eben zur Ausgabe gelangenden „Reichsfürstenstend" widmen zu dürfen[3]). Diese Erlaubnis wurde umgehend gewährt und in so verbindlichen Ausdrücken, daß Ficker ersah, diese Aufmerksamkeit sei sehr angenehm empfunden worden: „ich habe (schrieb Thun) in diesen Tagen manche wohltuenden Beweise von Vertrauen und Anhänglichkeit erhalten, keiner hat mich so erfreut, wie Ihr mir heute zugekommenes Schreiben"[4]).

Graf Thun freut sich auch der von Ficker ausgesprochenen Absicht, in gewissen Fällen noch fernerhin sich mit ihm besprechen zu wollen. „Ich würde es als den schönsten Lohn meiner eilfjährigen Bestrebungen ansehen, wenn die Männer, von denen ich vorzugsweise einen heilsamen Einfluß auf den geistigen Aufschwung Österreichs mit Zuversicht erwarte, auch jetzt, wo meine amtlichen Beziehungen zu ihnen aufgehört haben, sich mit mir in einiger Verbindung erhalten und mir einigen Einfluß gestatten wollten auf ihre Handlungsweise, insoferne sie die fernere Entwicklung der geistigen Zustände Österreichs berührt".

Ficker erneuerte seine Zusage, indem er darauf hinwies, daß das von Thun inaugurierte Unterrichtssystem in Tirol feste Wurzeln gefaßt habe[5]) und daß die Früchte davon nicht zu verkennen seien. —

---

[1]) Bezieht sich auf gewisse Münchener Aussichten, von denen Graf Thun amtlich benachrichtigt worden war. Thun hatte darüber an Ficker geschrieben, 1860 Aug. 8. Vgl. oben S. 285 Anm. 1.

[2]) Ficker an Leo Thun 1860 Oktober 26.

[3]) Ficker hatte ursprünglich auch daran gedacht, das Werk Böhmer zu widmen: „Der Rücktritt des Grafen Thun machte diesem Zweifel ein Ende: konnte ich Ihrer und Ihrer Werke Beziehungen zu meiner Arbeit anderweitig gedenken, so schien es mir vor allem angemessen, dem abgetretenen Minister, welchem die Wissenschaft so viel verdankt, welcher mich so sehr förderte, ein öffentliches Zeugnis der Verehrung und Dankbarkeit darzubringen." (Ficker an Böhmer 1860 Nov. 15.) Dem Grafen Thun gegenüber motivierte Ficker seine Widmung: „Da ich mich nächst meinem verehrten Lehrer und Gönner, dem Dr. Böhmer, Niemandem bezüglich meiner wissenschaftlichen Tätigkeit so verpflichtet fühle, als gerade Euerer Exzellenz." Böhmer an Ficker 1860 Nov. 30 (Janssen III, 344 f.): „Ich kann die Dedikation Ihres Werkes an den abgetretenen Minister nur Ihrer und seiner ganz würdig finden."

[4]) Leo Thun an Ficker 1860 Okt. 28.

[5]) Ficker an Thun 1860 Nov. 5: „Die Anhänglichkeit an das von Ew. Exz. vertretene System dürfte sich schwerlich irgendwo unter allem, was auf wissen-

Eine Adresse, welche die Innsbrucker Professoren an den scheidenden Minister richteten, wurde von Ficker eifrig befürwortet.

Bald ist Ficker in der Lage an Thun seine Vorlesungen über das Kaiserreich zu senden, die den Grafen höchlich interessierten. „Ich kann Ihnen nicht sagen, welche Freude und Befriedigung mir der Inhalt gemacht hat. Es tut so wohl, namentlich in einer Zeit, in welcher man so wenig Verständnis für Ideen findet, die man für höchst wichtig, in gewissem Sinne für den Ausgangspunkt zur Lösung der wichtigsten Zeitfragen hält, dieselben bei Männern wieder zu finden, die sie wissenschaftlich so trefflich zu begründen und zu rechtfertigen verstehen". Er hätte das schöngebundene Dedikationsexemplar, das ihm schon angekündigt war, nicht abgewartet, sondern sich ein broschiertes Exemplar verschafft, das er mit wahrem Genusse gelesen und mit allerhand Bleistiftzeichen versehen habe, „wie es eben ein Laie gerne tut, um sich in bleibenden Besitz der wertvollen Gedanken zu setzen, die er sich möglichst anzueignen und bei Gelegenheit zu benützen wünscht". Graf Thun meldet, daß er sich die Verbreitung der Schrift angelegen sein lasse und schon mehrere Exemplare verteilt habe. Da Ficker auch ein schöngebundenes Exemplar für Se. Majestät beigelegt hatte, wurde dies vom Grafen überreicht „mit der angelegentlichen Bitte, wenn vielleicht auf einem Jagdausfluge sich die Möglichkeit bieten sollte, es zu lesen".

Thun äußert sich dann über die allgemeine politische Situation, wie sie sich bis Mitte 1861 entwickelt hatte. „Ich betrachte den Gang der Dinge bei uns mit großer Besorgnis, wenn auch mein sanguinisches Temperament und der Glaube an die seltene Zähigkeit Österreichs mich an der Zukunft nicht verzweifeln läßt". Er wirft den Blick rückwärts: „Wir haben eine mehr als zehnjährige Periode durchgemacht, in welcher — Anfangs so lange Fürst Schwarzenberg lebte — mit einer gewissen imponierenden Energie und Geisteskraft versucht wurde, Österreich auf bureaukratischem Wege zu einem mo-

---

schaftliche Geltung Anspruch macht, so bestimmt und ausnahmslos ausgeprägt finden; und weiter, was gewiß nicht gering anzuschlagen ist und meine Vorliebe für Innsbruck immer wesentlich bestimmte, diese Richtung hat hier ganz entschieden die öffentliche Meinung des Landes hinter sich, von einzelnen Beamten oder einigen Ultrakirchlichen etwa abgesehen; mit so großem Mißtrauen hier bekanntlich vieles, was im letzten Jahrzehnt von Wien kam, aufgenommen wurde, so einstimmig günstig wurden die Änderungen im Unterrichtswesen beurteilt." (Er weist darauf hin, daß Druffel aus Münster nicht besser vorbereitet auf die Universität kam, wie die Einheimischen, ja daß diese in manchen Dingen etwas voraus hatten.)

dernen Einheitsstaat umzugestalten. Alle Argumente, welche gegen diesen Versuch vorgebracht wurden, blieben so lange vergeblich, bis das Unternehmen an der Unmöglichkeit der Fortsetzung scheiterte". — Schmerlings Aktion befriedigte den Grafen nicht: „Der Gang der Dinge in den letzten Monaten hat mich zu der Überzeugung gebracht, daß es jetzt eben so mit dem Versuche gehen wird, Österreich auf konstitutionellem Wege zu einem modernen Einheitsstaate umzugestalten. Auch dieser Versuch wird erst aufgegeben werden, wenn man an der tatsächlichen Unmöglichkeit angelangt sein wird. Ich hoffe, die göttliche Vorsehung wird verhüten, daß inzwischen die außerordentlichen Gefahren, denen Österreich in nächster Zukunft entgegengeht, es zu Grunde richten". Sei die Krisis überstanden, dann werde man mit Erfolg auf die großen Ideen des 20. Oktober zurückkommen können[1]).

Gegenüber Schmerling nahm Ficker nun allerdings eine andere Haltung ein, wie Graf Thun. Er erwartete von dem Staatsminister, dessen energisches Wesen er von Frankfurt her kannte, das Beste, namentlich auch in Bezug auf die deutsche Politik Österreichs, weshalb er gegen dessen Widersacher in Tirol, die mit Leo Thun konspirierenden Altkonservativen, harte Worte fand; da er seinen Freund Schönherr in der Bekämpfung derselben unterstützte[2]), kam er bei den Katholisch-korrekten in den Ruf eines „Freimaurers"[3]). Es handelte sich dabei um die Glaubenseinheitsfrage, die Ficker gemäß der Gesetzgebung des deutschen Bundes behandelt wissen wollte, während die Majorität des Landtages an Landesrecht und Bauernbrauch festhielt[4]).

---

[1]) Brief Leo Thuns 1861 Juli 4. — Das sogenannte „Oktober-Diplom" hatte in Aussicht gestellt, die Weiterentwicklung der staatlichen Verhältnisse an die historische Grundlage anzuknüpfen (womit Fickers historisch-politische Anschauungen befriedigt waren — bis auf die Ausführung).

[2]) Es findet sich im Nachlasse ein Konzept Fickers und Schönherrs zusammengearbeitet, worin gegen die südtirolischen Hochtorys (die Grafen Brandis, Wolkenstein u. A.) polemisiert wird.

[3]) Ignaz Zingerle erzählte: er habe zu jener Zeit gelegentlich einem Konservativen gegenüber seines Verkehres mit Ficker gedacht. Da fragte der Betreffende erstaunt: „Wie? Sie verkehren mit diesem Freimaurer?"

[4]) Fickers Stellung war auch in diesem Fall nicht von den lokalen Parteiungen beeinflußt. Er schreibt an Leo Thun 1863 April 25: „Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich, nicht wegen des liberalen Prinzips, sondern aus Gründen politischer Zweckmäßigkeit gewünscht hätte, das Land selbst hätte auf den Ausnahmsgesetzen nicht bestanden; aber in der formellen Behandlung habe ich immer nur das Recht des Landes vertreten können." Er weist auf

Als Ficker (1862) dem Grafen seine Schrift: „Deutsches Königtum und Kaisertum“ übersandt hatte, antwortete dieser: „In einer Beziehung war mir die Lektüre eine schmerzliche, deshalb nämlich, weil sie mich tief empfinden ließ (leider übrigens kein mir neues Gefühl!) wie sehr es mir an der in vielfacher Beziehung so notwendigen Kenntnis auf dem Gebiete der Geschichte überhaupt und der deutschen insbesondere gebricht! In den wichtigsten Fragen, die Sie besprechen, bin ich so unwissend, daß ich im Lesen nicht die Argumente zu würdigen, viel weniger mir nachträglich von denselben und von dem Meinungsstreite Rechenschaft zu geben vermag! und doch fühle ich, daß es sich dabei um Fragen handelt, welche für die richtige Beurteilung und Verteidigung von Ideen — sowohl bezüglich der Stellung von Österreich zu Deutschland, als von Staat zu Kirche —, die mir sehr am Herzen liegen, auch für mich gegenwärtig eine sehr praktische Bedeutung haben. Ich fühle eine wahre Sehnsucht darnach mich darüber gründlich zu belehren, — und weiß nicht wie es anzufangen, und besorge — 51 Jahre alt und genötigt eine Menge andere Dinge zu treiben, die auch allerhand Studien erheischen — es gar nicht mehr zu können! Meine ganze Kenntnis der deutschen Geschichte beruht darauf, daß ich vor etwa 20 Jahren[1]) Wolfgang Menzels bekanntes Buch fleißig studiert und exzerpiert habe, und seitdem — nachdem das Meiste auch meinem Gedächtnis wieder entschwunden ist, dann und wann meinen Auszug über das und jenes wieder zur Hand nehme. Dringend notwendig wäre es für mich über die Periode vom 11. Jahrhundert bis zum Beginn des 16. einige Werke von Männern zu lesen, die auf dem richtigen Standpunkt stehen. Aber welche sind es? ja — gibt es solche, oder steht es nicht am Ende so, daß man den richtigen Standpunkt nur gewinnen kann, durch vergleichendes Studium der Arbeiten von Historikern verschiedener Richtung?[2]) — Völlig neu (so staunenswert es Ihnen erscheinen mag)

---

die Notwendigkeit eines kompetenten Reichsgerichtes hin, um solche Verfassungsfragen, wo Landtag und Reichstag kollidieren konnten, zu entscheiden.

[1]) Also etwa im Jahre 1842, wo Graf Thun in Prag beim „böhmischen Landrecht“ praktizierte. — Von Wolfgang Menzel, der seinerzeit ein beliebter Autor war, hat Graf Thun mehreres gelesen. Vgl. Helfert im Österr. Jahrb. XV (1891) S. 150.

[2]) Ficker scheint dem Grafen Thun keine tröstliche Auskunft erteilt zu haben. Dieser erwidert (1862 Nov. 8): „Wie kann es anders als schlecht stehen mit der konservativen Sache in Deutschland, wenn es nicht einmal ein Mittel gibt zu verhüten, daß die Jugend ihr durch das Studium der vaterländischen Geschichte fortwährend entfremdet werde. Sollte es denn nicht möglich sein, unter den konservativen Historikern ein Einvernehmen zu dem Ende herzu-

war mir in dem Munde eines Mannes von unzweifelhafter katholischer Gesinnung der Ausspruch, daß von Innozenz III. an allerdings die Papstgewalt ein ungebührliches Übergewicht erhalten habe. Ich habe dergleichen bisher nur für protestantische Geschichtsverfälschung gehalten" — (so daß es den Anschein hat, als ob das Konkordat auf mangelhafter Geschichtskenntnis seiner Urheber beruhte). Der Brief enthält überhaupt merkwürdige Geständnisse, geht auch auf die allgemeine Lage der Dinge in Österreich und auf das Verhältnis zu Deutschland ein, in einer Weise, daß man sofort sieht, wie die Bestrebungen des Großdeutschen Ficker und die Politik Thuns, der sich in erster Linie als böhmischen Patrioten fühlte, nicht miteinander zu vereinbaren sein würden. Es handelte sich damals um den weiteren und engeren Reichsrat, d. h. die Stellung Ungarns in der Monarchie, dann die Stellung der zum deutschen Bunde gehörigen Reichsteile zu Deutschland, beziehungsweise künftighin zu einem deutschen Parlament (womit Ficker rechnete). Daneben kamen die lombardisch-venezianischen und die galizischen Verhältnisse in Frage (die eine Nichteinbeziehung dieser Länder in den engeren Reichsrat bedingten oder zu bedingen schienen), worüber Ficker dem Grafen sein Programm entwickelte, Leo Thun antwortete [1]).

Der Briefwechsel nahm seinen Fortgang, als Graf Thun im Oktober 1862 sich in einer Privatangelegenheit an Ficker wandte [2]), um nämlich für seine Schwägerin, die Gräfin Nostitz, einen Hofmeister zu acquirieren: „Die Erziehung der Jugend der höheren Stände ist für unsere Zukunft so wichtig" . . . . . Es soll ein gewissenhafter Erzieher sein von aufrichtig katholischer Überzeugung: „leider Gottes, ist es in unserer Zeit schwer einen solchen Mann zu finden" . . . . Daneben werden die Innsbrucker Universitätsangelegenheiten berührt; Fickers Übertritt zur Lehrkanzel der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte, die Ernennung Hubers wird durch den „bureaukratischen Zopf," wie der Graf sich ausdrückt, verzögert. „Was Sie mir über

---

stellen, daß die Vorarbeiten, die wahrscheinlich noch erforderlich sind, baldigst zustande gebracht und sodann ein übersichtliches Werk verfaßt werde." Er bittet um Namhaftmachung empfehlenswerter Einzelnarbeiten. „Für den Augenblick bin ich zwar mit englischen Studien und Arbeiten vollauf beschäftigt; doch hoffe ich seinerzeit zu dem Versuche, meiner historischen Ignoranz etwas abzuhelfen, wieder zurückkehren zu können."

[1]) Thuns 9 Seiten langer Brief ist begonnen am Charfreitag, vollendet am Ostermontag 1862 in Wien. (Fickers Brief nicht erhalten.)

[2]) Der Brief ist aus Tetschen datiert, 1862 Okt. 6.

die Inspruсker Universität schreiben[1]), hat mich auf einer Seite gefreut, und anderer Seits schmerzliche Gefühle in mir erregt. Es ist nicht leicht etwas, was mich bedauern läßt, mich nicht mehr in meiner früheren Stellung zu befinden als der Gedanke, daß in Inspruck nicht vollendet ist — und nun wohl so bald nicht vollendet werden wird — was so hoffnungsvoll zu gedeihen anfing". Ficker hat dem Grafen einige Geschichtswerke empfohlen, wofür sich dieser bedankt. „Anfangs Jänner (1863) gehe ich nach Prag zum Landtag; das wird nun freilich kaum eine Mußezeit werden. — Ich habe keine allzu sanguinischen Erwartungen; indessen wäre es immerhin möglich, daß doch das reale Leben, dem die Landtage näher stehen, sich in denselben in soweit geltend machte, um durch ihre Gesamtwirkung der Entwicklung unserer Verhältnisse eine bessere Richtung zu geben. So viel ist ohnehin klar, daß die Hoffnung vorüber ist, die Dinge würden durch weise Leitung von oben in Ordnung kommen. Es scheint vielmehr, daß es auch bei uns nicht anders gehen wird, als durch einen unberechenbaren verwickelten Gährungsprozeß".

Im Frühjahr 1863 übersandte Graf Thun eine von ihm verfaßte Broschüre, die das Resultat seiner englischen Studien war, nämlich die Übersetzung der Schrift des Lord Grey: „Die parlamentarische Regierungsform, betrachtet im Hinblick auf eine Reform des Parlaments," mit einem Anhang: „Über die Aussichten der parlamentarischen Regierungsform in Österreich," indem er bat, eventuell kritische Bemerkungen daran zu knüpfen[2]).

Ficker antwortete zustimmend nicht bloß in Betreff des allgemeinen Gedankenganges, sondern auch in Bezug auf die Einzelnheiten, aber mit gewissen Vorbehalten. „Die Grundanschauung, daß der günstige Erfolg der englischen Verfassung nichts für ihre Übertragbarkeit beweist, ist ein Lieblingsthema von mir; ich habe in meinen Vorlesungen fast nie eine Gelegenheit vorübergehen lassen, darauf hinzuweisen, insbesondere noch in diesem Jahr bei der Einleitung zur deutschen Verfassungsgeschichte. Das Wesen der parlamentarischen Regierung Englands erinnere ich mich wenigstens nirgends so bündig und faßbar dargestellt gefunden zu haben, als das Euerer Exz. gelungen ist. Und was die einzelnen vergleichenden Bemerkungen über Österreich betrifft, so finde ich einmal eine Reihe von Gedanken, welche ich als alte Bekannte begrüßen durfte, welche ich mehr wie

[1]) Es wird auf Briefe Fickers vom 25. Nov. und 18. Dez. 1862 hingewiesen. Thun antwortete darauf aus Wien Dez. 26.

[2]) Thun an Ficker 1863 April 19 (aus Prag). — Vgl. Frankfurter, Graf Leo Thun-Hohenstein (1895) S. 62 f.

einmal im Kreise meiner Bekannten verfochten, aber ebenso oft auch wieder andere Gedanken, auf welche ich nie verfallen war, deren Zutreffen und Richtigkeit mir aber in dem Augenblicke klar war, als ich sie las."

Was das österreichische Verfassungsleben angeht, so könnte vielleicht das (zustimmende) Urteil Fickers einigen Wert haben, insofern es von Jemandem herrühre, „der zwar in gewissen gewichtigen Grundanschauungen von vorn herein auf Seiten Euerer Exz. stand, der sich aber jeder praktischen Anteilnahme am österreichischen Verfassungsleben möglichst enthält, es nur mit Interesse verfolgt, nirgends in Österreich eine Partei findet, für die er sich unumwunden erklären möchte, der durch große Verschiedenheit der Lebensstellung und der Heimat vielfach auf ganz andere Gesichtspunkte hingewiesen ist, und den die größte persönliche Verehrung nicht abhalten würde, seine abweichende Meinung offen auszusprechen." [1]) Ficker weist aber zugleich auf die Gestaltung der Dinge in Preußen hin, die den Eindruck der Schrift Thuns schwächen könnte. „Was man dort für den Augenblick am unangenehmsten empfindet, sind die Folgen der antiparlamentarischen Regierung." Ficker meint, er müßte sich schwer täuschen, wenn nicht vielfach eingewendet werden sollte, die von Thun vertretene Auffassung könne nur auf die unhaltbaren Zustände Preußens hinführen.

Graf Thun scheint Zustimmung und Einwendung gut aufgenommen zu haben, denn im Oktober 1863 wendet er sich an Ficker wegen zweier seiner Neffen (Söhne von Franz Thun), die des Studiums halber die Universität Innsbruck zu beziehen sich anschickten, da man sie den liberalen Professoren der Prager Universität, deren Animosität man ob des politischen Gegensatzes fürchtete, nicht weiter anvertrauen wollte [2]); einer der jungen Herren war soeben beim Examen durchgefallen.

Als Ficker 1868 dem Grafen Thun den ersten Band der Italienischen Forschungen zuschickte, bekennt dieser [3]), die Vorrede mit

[1]) Es handelte sich um den Erfolg der bisherigen Versuche mit dem Konstitutionalismus in Österreich. „Daß die verfassungsmäßigen Zustände günstig einwirkten, ist wohl kaum zu läugnen; aber diese günstige Einwirkung würde gewiß durch die von Ew. Exzellenz bezeichneten Schranken nicht beeinträchtigt werden." Es wird die Möglichkeit, vielmehr Unmöglichkeit, von zwei großen, abwechselnd regierenden Parteien in Österreich diskutiert.

[2]) An der Spitze der liberalen und (wie die Dinge in Böhmen lagen) deutschen Partei standen Professoren der juristischen Fakultät in Prag, wie Hasner und Herbst, dazu der Großdeutsche Brinz (der aus dem Allgäu stammte).

[3]) Brief Thuns 1868 Mai 8 (aus Wien).

großem Interesse gelesen zu haben. Er bedauert neuerdings seine mangelhafte Kenntnis auf dem Gebiete der Geschichte und namentlich der Rechtsgeschichte („eine Folge der Periode, in welche meine Jugend fiel!"). „Die Vorrede enthält gar manches, was sehr wertvolle Beziehungen hat zu meinem österreichischen Programm [1]), das schon vor Jahren Ihrer Billigung sich erfreute. Heute stehen freilich leider die Dinge so, daß man besorgt sein muß, nicht sowohl ums Programm der Konstituierung, sondern um die Erhaltung, den Bestand Österreichs. Mir kommt vor, die äußersten prinzipiellen Gegensätze politischer Meinungsverschiedenheit und ihr Zusammenhang mit dem Gegensatz von christlicher Wahrheit und Heidentum treten bereits so klar hervor, daß es mir schwer begreiflich ist, daß die Scheidung der Parteien doch noch immer an Unklarheit leidet. Ein wahrer Kummer ist es mir insbesondere in den politischen Bewegungen unserer Zeit, Sie und die übrigen Professoren in Innsbruck, auf deren Wirksamkeit ich seinerzeit große Hoffnungen gebaut hatte, in einer Mittelstellung zu sehen, die doch nur dem Liberalismus zugute kommt."

Dieser letztere Passus ist von Interesse. Der böhmische Hochadel verfiel nämlich gegenüber den deutschliberalen Politikern, die den Staat im Geleise zu erhalten suchten, das Maria Theresia und Joseph II. gelegt hatten, in ein Bündnis mit den tschechischen Bestrebungen, wonach die Tschechen (wie einst in der Husitenzeit) als das auserwählte Volk Gottes hingestellt wurden — was aus nationalen und, die kirchlichen Verhältnisse in Böhmen betrachtet, auch aus anderen Gründen den Innsbruckern nicht gefiel. Graf Thun verfocht seine Ansicht mit im Laufe der Zeit zunehmender Starrheit, worüber das scharfe Urteil des Grafen Beust in seinen Memoiren [2]) bekannt ist. — Als die böhmischen „Fundamentalartikel" gefallen waren, gab es für Graf Leo Thun keine Schranken mehr; er unternahm eine Reise nach Graz, um dort die spezifisch-katholischen Kreise für die Heilswahrheit der Fundamentalartikel zu begeistern, was ihm eine entschiedene Zurechtweisung durch den vom Kardinal Rauscher inspirierten „Österreichischen Volksfreund" zuzog, welcher Zurechtweisung die Innsbrucker „Schützenzeitung" beistimmte [3]).

---

[1]) Graf Thun vertrat eine föderalistische Organisation der Monarchie, der Ungarn und seine „partes adnexae" angehören sollten. Vgl. was Ficker „Das deutsche Kaiserreich" u. s. w. S. 147 über die „historisch-politischen Individualitäten" bemerkt: in der Vorrede der „Forschungen" sind jene Gedanken mit Bezug auf die Organisation des deutschen Kaiserreichs ausgeführt.

[2]) „Aus drei Viertel-Jahrhunderten", Band II S. 23 f.

[3]) Volks- und Schützenzeitung 1872 Jan. 31.

Als Ficker im Jahre 1869 den zweiten Band der „Forschungen" zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens übersandte, legte er ein Begleitschreiben bei, das ebenso für seine Art, wie für sein Verhältnis zum Grafen Thun charakteristisch ist. Ficker weist auf seine Erörterungen über die Rekuperationen der römischen Kirche im 13. Jahrhundert hin, welche mit Rücksicht auf die Rechtsbasis des „Kirchenstaates" von allgemeinerem und geradezu aktuellem Interesse waren. „Konnte ich diese Dinge nicht anders darstellen, als sich mir das nach gewissenhaftester Prüfung zu ergeben schien, so sehe ich voraus, daß man mir vielseitig verdenken wird, daß ich den Gegenstand nicht überhaupt unberührt ließ. Auch das war mir nicht möglich; ich habe ihn nicht aufgesucht, er bot sich mir im Zusammenhang anderer Untersuchungen dar, wo ich ihn nicht umgehen konnte. Die Rücksichten, die ich da nehmen konnte und durfte, glaube ich genommen zu haben. Es wäre sehr lockend gewesen, den Gegenstand abgesondert, in einer für einen größeren Kreis genießbaren Form zu geben, wie das sehr nahe gelegen hätte, von wissenschaftlichen Freunden[1]) vielfach gewünscht wurde. Ich habe auf den literarischen Erfolg, dessen ich da sicher sein konnte, verzichtet, habe die Untersuchungen in einer größeren Arbeit vergraben, die schon ihrer Form wegen zunächst nur von Fachgelehrten beachtet werden wird. Ich habe es ebenso sorgsam vermieden, auf die oft nächstliegenden Vergleiche mit neueren Verhältnissen hinzuweisen; ich habe wenigstens die mir zugänglichen Korrespondenten fremder Zeitungen zu bestimmen gewußt, die Aufmerksamkeit der Tagesliteratur nicht auf jene Erörterungen hinzulenken, wie ich auch jede Besprechung in hiesigen Blättern hintanzuhalten wußte. Daß solche Rücksichtnahme da, wo jene Untersuchungen Anstoß erregen dürften, irgend bemerkt oder gewürdigt werden sollte, erwarte ich allerdings im allgemeinen nicht und lege auch wenig Wert darauf, wenn ich mir selbst sagen darf, da die Rücksichten beobachtet zu haben, welche in meiner Macht lagen. Ob diese Untersuchungen, wie ich das wünschen möchte, nur bei Fachgelehrten Beachtung finden werden, ob die Tagesliteratur, was ich schließlich nicht würde hindern können, sich ihrer bemächtigen werde, weiß ich nicht. Aber für jeden Fall fühlte ich nur zwei Personen, Euerer Exzellenz und meinem Bruder[2]) gegenüber, das Bedürfnis, ihre Aufmerksamkeit von vorn herein auf die Umstände hinzulenken, welche, mag man mein Vorgehen übrigens

---

[1]) Zumal von Döllinger.

[2]) Ludwig Ficker war in kirchlichen Dingen sehr konservativ.

mißbilligen, wenigstens dafür sprechen werden, daß es mir ferne lag, irgend welcher Tagesmeinung damit zu schmeicheln, in irgend welche Tagesfrage damit einzugreifen."

Graf Thun dankte für die Aufmerksamkeit, die ihm Ficker durch die Übersendung des Bandes erwiesen habe. „Noch höher schätze ich den Beweis besonderer Achtung, welcher darin liegt, daß Sie das Bedürfnis gefühlt haben, sich mir gegenüber gleichsam zu rechtfertigen über die Art, wie Sie die Ergebnisse Ihrer Forschung, deren Gewissenhaftigkeit ich nie bezweifelt hätte, behandelt haben. — Es macht mir den Eindruck, als ob es auch Ihnen leid wäre, daß die frühere Übereinstimmung unserer Bestrebungen in den politischen Kämpfen der Gegenwart nicht mehr besteht, und als ob Sie, beim innigen Zusammenhang derselben mit religiösen Fragen besorgt hätten, ich könnte deshalb unter möglichen Umständen auch an Ihrer Anhänglichkeit an die Kirche irre werden. Das wäre nun wohl nicht der Fall gewesen; wohl aber weiß ich die schonende Rücksicht, welche Ihre Handlungsweise geleitet hat, in vollem Maße zu würdigen, und danke Ihnen, daß Sie mich durch deren Mitteilung gegen den immer peinlichen Eindruck möglicher Verdächtigung Ihrer literarischen Tätigkeit geschützt haben." [1])

Damit endet der Briefwechsel. Politisch gingen die Wege beider Männer auseinander, ohne daß die persönliche Achtung darunter gelitten hätte [2]). Keiner der späteren bureaukratischen oder parlamentarischen Minister ist an Noblesse der Gesinnung dem Grafen Thun gleichgekommen. Er war ein Feind wie des „bureaukratischen Zopfes" so der „abstrakten Staatskünstler" (deren Domäne die Statistik ist, aus der man doch nur lernen kann, wenn man eine Anschauung besitzt). Dabei eignete dem Grafen Thun ein Charakter, auf den man bauen konnte (während die Schlauheit der Bureaukratie darin wurzelt, alles, was nicht aktenmäßig festgestellt ist, hinterher abzuläugnen) [3]).

Ferner besaß Thun das staatsmännische Verständnis für konkrete Verhältnisse, für bestimmte Personen; jene würdigte er, diese wußte

---

[1]) Graf Thun an Ficker 1869 Dez. 21 (aus Wien).

[2]) L. Pastor teilt mit, daß Graf Thun ihm 1887 einen Gruß an Ficker aufgetragen habe. — Der alte Schloßarchivar von Tetschen, Edm. Langer, weiß „aus persönlicher Berührung mit weil. Grafen Leo Thun und dessen schriftlichen Andeutungen, welch' ein edles, beide Teile ehrendes Band ihn mit Prof. Ficker verknüpfte."

[3]) Ficker schreibt an Böhmer 1860 Aug. 28: „Von Wien her haben wir hier in Innsbruck von keiner Seite Unterstützung zu erwarten; der Minister bietet mir den einzigen Halt."

er so wie sie waren zu nehmen [1]) (eine Kunst, die den nach dem „Schimmel“ Arbeitenden nicht eigen zu sein pflegt).

So kam es, daß nicht bloß Ficker, sondern auch Bonitz dem Grafen Thun dauernde Verehrung zollte. Als Bonitz Österreich nach 1866 verließ, verabschiedete er sich brieflich von Thun, worauf dieser schöne und in seinem Munde wertvolle Worte zurückschrieb [2]); wobei man nicht vergessen darf, daß Bonitz keineswegs der von Thun sonst so scharf betonten „kirchlichen Richtung“ zugehörte, sondern als fester Protestant vielmehr den Mittelpunkt der „Nichtkirchlichen“ abgab.

Auch Albert Jäger widmete dem „unvergeßlichen und unersetzten Grafen Thun“, wie er an Ficker schreibt, ein Werk, das erst nach dem Abgang des Ministers ausgegeben wurde: über den Streit des Kardinals Nikolaus von Cusa mit dem Herzoge Sigismund von Österreich als Grafen von Tirol [3]). „Unsere Sympathien treffen da offenbar zusammen. Nicht bloß bin ich dem Grafen Thun persönlich Dank schuldig, ich halte es auch für eine Pflicht, ihm, dem Undank und den Schmähungen gegenüber, womit ihn selbst frühere Speichellecker überschütten, Beweise der Verehrung und Anerkennung zu geben“ [4]).

Noch in seinem 90. Lebensjahre sprach Albert Jäger jüngeren Freunden gegenüber mit Rührung vom Grafen Leo Thun und von dessen Besuche im Wiener Seminar für österreichische Geschichte.

Mag Graf Thun sich in seiner kirchlichen Richtung wie in seinen politischen Berechnungen auch geirrt haben, daß er das Zusammenwirken so verschiedenartiger Männer zum Zwecke der Unterrichtsreform herstellte, bezeugt seine Fähigkeit als Staatsmann und bedingt seinen Nachruhm.

---

[1]) Daher das Andenken Thuns auch z. B. in Siebenbürgen hochgehalten wird. Die siebenbürgisch-sächsischen Gymnasien wurden mit Schonung ihrer Eigentümlichkeiten in zeitgemäßer Weise reorganisiert.

[2]) Vgl. S. Frankfurter, Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz (Wien 1893) S. 132 f. Schreiben Thuns 1867 Sept. 21.

[3]) Erste Ausgabe, Innsbruck 1861. (Die Korrektur hatte Alfons Huber besorgt.)

[4]) Alb. Jäger an Ficker 1861 Okt. 19.

XIII. Kapitel.

Der Streit mit Sybel.

Der für Österreich unglückliche Krieg von 1859 hatte das seit zehn Jahren herrschende Regierungssystem erschüttert. Die Finanzen waren ruiniert, die diplomatische Leitung des Staates hatte in eine Sackgasse geführt, die Heeresorganisation sich nicht bewährt. Der polizeiliche Druck ließ sich den Niederlagen gegenüber nicht aufrechterhalten. Neue Minister wurden berufen, das Regierungsprogramm den veränderten Verhältnissen angepaßt; die Ungarn kamen wieder zur Geltung, in den alten Erblanden die deutschliberale Partei mit Schmerling als Staatsminister und anderen von der Paulskirche oder Kremsier her bekannten Persönlichkeiten in maßgebender Stellung; der Staat sollte konstitutionell regiert werden. Graf Rechberg leitete die auswärtige Politik. Die Fragen, die das Revolutionsjahr und die nachfolgende Reaktion ungelöst gelassen, stellten sich wieder auf die Tagesordnung. Alles geriet in Fluß.

Auch in Tirol war man des polizeilichen Druckes, wie ihn das Bach'sche Regierungssystem mit sich gebracht hatte, längst satt und die im Lande überwiegende Bevölkerungsklasse, die Bauern, brachten dies zum Ausdruck, als die Landesverteidigung gegen die vordringenden Franzosen und Piemontesen aktiviert wurde. Die Bauern zeigten sich anfangs harthörig, als man sie zur Stellung von Schützenkompagnien aufforderte: es sei noch nicht so notwendig, weil man sonst die Gensdarmen zur Grenze geschickt hätte. „Die Bureaukratie läßt die Ohren gewaltig hängen; ihr Hauptgegner, der vielgehetzte Redakteur der Schützenzeitung (Schönherr), bereist jetzt eben als erzherzoglicher Vertrauensmann das Oberland, wo die Stimmung am

schlimmsten" — schrieb Ficker an Böhmer [1]). Die Leute ließen sich beschwichtigen und stellten im Laufe des Juni freiwillig ihre Schützen. „Die Bauern" — schreibt Ficker — „haben sich mit der Gewißheit begnügt, daß ihre Klagen höchsten Ortes bekannt sind; damit wird freilich bei nochmaliger Täuschung die Mißstimmung sich nicht bloß gegen die Regierung, sondern gegen die Dynastie richten." [2]) Auch die Universität stellte, wie 1848, eine Kompagnie (von 140 Mann) auf; diese marschierte am 21. Juni nach dem Süden ab, wo sie am Gardasee (in Riva und Loppio) Verwendung fand [3]). Ficker hätte sich gerne beteiligt, wenn es angegangen wäre; aber er mußte als Rektor auf seinem Posten bleiben, in welcher Eigenschaft er aus Kräften mithalf, die Ausrüstung der Kompagnie zu vollenden, wobei er persönlich pekuniäre Opfer nicht scheute [4]). Böhmer, die Frau Präsidentin Scheffer-Boichorst, auch die Mutter August v. Druffel's sandten Gaben für die Verwundeten.

Der Krieg fand sein Ende mit der Abtretung der Lombardei durch Österreich, das seine Stellung in Deutschland sich wahren wollte; nicht ohne daß darauf hingewiesen worden wäre, wie Deutschland gegen Frankreichs Rheingelüste die Beihilfe Österreichs nicht werde entbehren können [5]).

Vor, während und nach dem Kriege war die Rechtsbeständigkeit der Verträge von 1815, die Organisation des deutschen Bundes für den Kriegsfall, die Herrschaft Österreichs in Oberitalien und Deutschlands Stellung dazu auf das hitzigste erörtert worden. Österreich war, wenn Frankreich am Rhein angriff, zur Hilfeleistung verpflichtet, aber nur zu „bundesmäßiger", d. h. es brauchte nicht mit ganzer Kraft aufzutreten. Der deutsche Bund hingegen hatte nach dem Wortlaut der Verträge weder in Italien noch bei einem Angriff Rußlands auf Österreich eine Verpflichtung zur Beihilfe. In der Zeit des alten deutschen Reiches war dies anders gewesen. Reichstruppen

---

[1]) An Böhmer 1859 Juni 13. — Vgl. Frhr. v. Helfert, Alois Fischer S. 118.

[2]) An Böhmer 1859 Juli 29.

[3]) Hauptmann war Hupfauf, der 1848 als Unteroffizier in Mailand von sich hatte reden machen. Oberleutnant Prof. Baumgarten, einer der Leutnants Prof. Daum; die beiden letzteren waren schon 1848 ausgerückt. Als Feldpater zog Max v. Klinkowström S. J. mit.

[4]) Er wurde dafür (1860 April) durch Verleihung des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone ausgezeichnet. (Schönherr ebenso.)

[5]) Ficker an Böhmer 1859 Juli 29 über den Frieden: „Besser die Lombardei aufzugeben, als die Stellung in Deutschland ... Es mag nicht lange dauern, wo Deutschland Österreichs Hilfe notwendiger haben wird, als Österreich jetzt die deutsche hatte."

hatten in Italien mitgekämpft, noch im spanischen Erbfolgekriege (wo der noch nicht „alte“ Dessauer das preußische Korps befehligte); ebenso hatten an der Eroberung Ungarns die Reichstruppen mitgewirkt. Dafür war Österreich am Rhein mit ganzer Macht gegen Frankreich engagiert, zumal seit es aus der spanischen Erbschaft in den Besitz der katholischen Niederlande gekommen war. Daher hatte das Haus Habsburg am Niederrhein eine große Machtstellung, die dadurch verstärkt wurde, daß in Köln und Münster zeitweilig ein österreichischer Erzherzog regierender Herr war. Auch hat die Erinnerung daran in diesen Gegenden bis tief in das 19. Jahrhundert hinein nachgewirkt[1]), indem die Patrioten, die dem preußischen Wesen widerstrebten, es Österreich nicht verzeihen konnten, daß es diese Position aufgegeben habe[2]). — Im Jahre 1815 war Deutschland konstituiert worden unter dem Schutz von Österreich und Preußen, was eine große defensive Machtstellung ergab (wenn auch die innere Organisation nicht genügte). Es sei notwendig, sagten die „Großdeutschen“, eine Vereinigung der Defensivkraft von Deutschland und Gesamtösterreich herzustellen, daß sie wenigstens nach außen hin ein festes Ganze bilden — gegen die romanischen Völker wie gegen Rußland.

Solche „großdeutsche“ Empfindungen kamen auch in München zum Ausdruck, wo man den Angriff Napoleons auf die österreichischen Besitzungen in Italien mit der Mobilisierung des Bundesheeres beantwortet wissen wollte. Es bestand aber eine Partei, die sich heftig dagegen erklärte. Der offizielle „Bote für Tirol und Vorarlberg“ brachte darüber eine Korrespondenz aus München 1859 März 29: „Für heute nur so viel, daß Dr. v. Sybel, der Professor der Geschichte an unserer Hochschule, die patriotische Haltung der süddeutschen Presse in der großen Tagesfrage als unberechtigt und phantastisch bezeichnet. Unsere Presse erhalte ihre Parole aus Wien, ihre Sprache stehe nicht im Einklang mit der öffentlichen Meinung, wir suchten dieselbe zu verrücken und alles müsse aufgeboten

---

[1]) So auch in Aachen, wie Alfred v. Reumont in seinen Memoiren hervorhebt. Annalen des hist. Vereins f. d. Niederrhein 1904 S. 51 f.

[2]) Vgl. Levin Schücking, Lebenserinnerungen 2, 153. Er erwähnt des als antiquarischen Schriftstellers bekannten Herrn v. Stramberg: zum dümmsten, was Österreich getan, rechnete er die Aufgabe des burgundischen Kreises und seiner Stellung auf dem linken Rheinufer, womit ja auch die Besetzung des Kurfürstenstuhles zu Köln verbunden gewesen. Denn ein Gesetz unserer Geschichte, behauptete er, sei es, daß in Deutschland die Macht immer als ausschlaggebend prädominiere, welche das Rheintal besitze.

werden, diese österreichische Propaganda zu vernichten!". Das sei ein neuer Beweis vom patriotischen Sinn der Neuberufenen. Es sei erfreulich, daß derartige Bestrebungen an dem besseren Sinn der Bevölkerung scheitern. Der Berichterstatter protestiert gegen diese Sybelschen Versuche, die öffentliche Meinung irre zu führen: „Zu diesem Protest sind wir umsomehr verpflichtet, da die Behauptungen Sybels mit den Ansichten der Presse, mit denen der gesamten baierischen Volksvertretung, und wir dürfen sagen, mit denen der Staatsregierung im direktesten Widerspruch stehen. Wir sind aber auch noch insbesondere deshalb zu feierlichem Protest verpflichtet, da Sybel eine solche einflußreiche Stellung bei Hof hat, die er jedenfalls zu seinen antiösterreichischen Bestrebungen mißbrauchen könnte, wenn ihm nicht gleich und mit aller Entschiedenheit entgegengetreten würde." [1])

Eine weitere Korrespondenz vom 23. April meldete aus München: „Eine gewisse wissenschaftliche Zelebrität, welche ihren Haß gegen den Katholizismus, namentlich gegen das Papsttum schon in Büchern niedergelegt hat, agitiert aufs eifrigste gegen die hier bestehende „österreichische Propaganda". Es wird angedeutet, daß diese Zelebrität mit einer gewissen Persönlichkeit in Turin in Verbindung stehe. Man veröffentliche Turiner Briefe des Inhalts, daß Deutschland selbst wünsche, Österreich aus Italien vertrieben zu sehen.

Einen Monat später wird das Erscheinen einer Broschüre gegen die Gothaer u. s. w. angekündigt „über die patriotische Aufgabe, welche Preußen in Deutschland und mit Deutschland zum gemeinsamen Vorteil wie im eigenen Interesse zu lösen habe." [2])

Unterdessen hatte auch die Gegenpartei sich organisiert: in Berlin hatte Max Duncker (der Verfasser der „Geschichte des Altertums") die Leitung des offiziösen Preßbureaus übernommen, der sofort mit Sybel in die engste Fühlung trat. Im Herbst 1860 erfolgte die Gründung des „Nationalvereins" unter R. v. Bennigsen, Gustav Freytag u. A. In München wurde zur Verbreitung derselben Tendenz (mit Unterstützung aus den Berliner geheimen Fonds) die „Süddeutsche Zeitung" unter der Redaktion von Brater ins Leben gerufen [3]). Doch hatte das Ganze wenig Erfolg. Der Gedanke, die Deutschösterreicher auszuschließen, „dem deutschen Reich ein Viertel seiner besten Stämme

---

[1]) Vgl. Bote für Tirol und Vorarlberg 1859 April 1.

[2]) Korrespondenz aus München vom 25. Mai im „Boten f. Tirol."

[3]) Sie brachte auch Korrespondenzen aus Innsbruck. Dem Grafen Thun wurde denunziert, daß die Studenten die „Süddeutsche Zeitung" lesen; d. h. sie lag in den Kaffeehäusern auf.

zu rauben", wie Sybel selbst im Jahre 1848 es genannt hatte [1]), fand keinen Boden in einer Bevölkerung, die den Österreichern stammverwandt war, überdies (was sehr in Betracht kam) zu demselben Glauben sich bekannte. Infolge dessen wurde auch Sybels Stellung in München mehr und mehr erschüttert.

Sybel hatte seit seiner Berufung nach München (1856), getragen durch die Gunst des den historischen Studien von Jugend auf ergebenen Königs Maximilian II., eine sehr bedeutende organisatorische Tätigkeit entfaltet, München, wie Böhmer schon 1858 bemerkte, zu einer „wissenschaftlichen Hauptstadt" gemacht. Daß Sybel als Lehrer mehr leistete, als früher K. Höfler und Konsorten, gestand Böhmer ebenso zu, erkannte Döllinger zu Sybels Verwunderung sofort an [2]). Aber man sah doch auch, wie einseitig zu Werke gegangen wurde, bei der Auswahl der Mitglieder für die „Historische Kommission", bei den Besprechungen in der „Historischen Zeitschrift". Überall fanden sich die Einheimischen zurückgesetzt, obwohl man kaum behaupten kann, daß Sybel nicht auf Bayern und die hier herrschenden Ansichten Rücksicht genommen hätte [3]). Es spielten eben auch die persönlichen Sympathien und Antipathien eine Rolle, worüber man in Innsbruck bei der Nähe Münchens, mit dem man seit 1858 durch die Eisenbahn verbunden war, ziemlich genaue Kenntnis erhielt.

Während Böhmer eine schroffere Zurückhaltung einnahm, war Ficker geneigt, das Gute anzuerkennen. Von der Historischen Kommission waren Waitz, Stälin, Häusser diejenigen Mitglieder, welche ihm das meiste Vertrauen einflößten. Er fand es nicht richtig, sich von diesem Terrain von vorn herein auszuschließen. „Es könnte doch in München einmal ein Umschlag erfolgen, der die dortigen wissenschaftlichen Bestrebungen ihrer Parteifarbe entkleidete, und dann wäre es doch ein erwünschter Haltpunkt, wie ich ihn in Wien zu finden nicht

---

[1]) Vgl. C. Varrentrapp, Meinungen in Kurhessen übers deutsche Kaisertum in den Jahren 1848 und 1849. Hist. Zeitschrift 94 (1905) S. 67 ff., bes. S. 81. Erst seit 1849 Jan. (gegenüber der Politik des Fürsten Schwarzenberg) dachte Sybel anders. — Im Übrigen die biographische Einleitung C. Varrentrapps in der Ausgabe der „Vorträge u. Abhandlungen" von H. v. Sybel (1897) S. 79—105: München 1856—1861.

[2]) Fickers Meinung (1859) ist oben S. 232 f. mitgeteilt.

[3]) Vgl. C. Varrentrapp, biogr. Einleitung S. 96 f. Ficker schreibt 1860 April 4 an Böhmer über Sybels öffentliche Vorlesungen (in Liebigs Hörsaal): „Sybel scheint zuerst die Absicht gehabt zu haben, in den öffentlichen Vorlesungen eine Verteidigung des Baseler Friedens zu unternehmen, zog es aber vor, über die Zeit von 1808—1813 mit großer Billigkeit gegen Österreich zu lesen." (Vgl. Sybels Kl. Hist. Schriften, München 1863, S. 245 ff.)

hoffen darf" — schrieb er an Böhmer (damals verstimmt darüber, daß Hubers Habilitation in Wien nicht vorwärts ging)[1]. Als F. v. Weech[2], ein Schüler Sybels, der über Ludwig den Bayern eine Dissertation schrieb, sich an ihn wendete, stellte ihm Ficker seine Materialiensammlung zur Verfügung, was er Böhmer gegenüber begründete: es übe „einen wohltätigen Einfluß auf solche bayerische Schüler Sybels, wenn ihnen auch von anderer Seite Förderung zuteil werde."[3] Nachdem er zu Ostern 1860 (mit Alfons Huber) in München gewesen, schildert er seine Eindrücke in einem Briefe an Böhmer folgendermaßen:

„In München war ich außer mit mehreren jüngeren Historikern[4] insbesondere mit Döllinger, Lasaulx, Cornelius und Löher zusammen. Letzterer hat mir einen ganz vorteilhaften Eindruck gemacht, zumal ich mir einen halben Gothaer in ihm gedacht hatte; das ist er nun in keiner Weise, (vielmehr) entschieden großdeutsch, den Westfalen in keiner Beziehung verläugnend[5], auch, wie Döllinger meinte, kirchlichen Gesichtspunkten nicht ganz entfremdet. Ich meine, er könnte viel dazu beitragen, unserer Wissenschaft in München einen von baierischem Schlendrian und preußisch-gothaischem Hochmut und Einseitigkeit unabhängigen Halt zu schaffen. Mit Sybel, dessen Hochmut grenzenlos sein soll, erst durch die neuesten Wendungen in der Politik etwas herabgestimmt, scheint er ganz zerfallen. An den Schülern Sybels, von denen ich einige kennen lernte, ist wohl sein Einfluß bemerkbar, aber doch nicht so stark, als ich dachte, insbesondere bei den Baiern, da diese sich auch als Schüler gegen ihre norddeutschen Genossen zurückgesetzt finden."[6]

---

[1] An Böhmer 1860 Jan. 10.

[2] Friedrich v. Weech, geb. 1837 in München, gest. 1905 als Direktor des badischen Generallandesarchivs. Die Dissertation behandelte „Kaiser Ludwig d. B. und König Johann v. Böhmen" (München 1860).

[3] Ficker an Böhmer 1860 Aug. 19. — Vgl. Böhmer an Weech 1860 Jan. 13 (Janssen III, 311 f.).

[4] F. v. Weech, Berchtold, Felix Dahn, Rockinger.

[5] Franz Löher, geb. 1818 in Paderborn, seit 1855 Sekretär des Königs Max für seinen literarisch-wissenschaftlichen Dienst, zugleich Professor an der Universität. Vgl. über Löher auch Paul Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse (1900) S. 232 f. Dieses Buch enthält nebenbei einiges über Sybel, da Heyse mit ihm verkehrte.

[6] Ficker an Böhmer 1860 April 11. — Über die damaligen Münchener Verhältnisse erhält man manche Aufschlüsse aus J. Friedrichs Gedächtnisrede auf K. A. v. Cornelius (1904) S. 36 ff. Döllingers Stellung ist durch einen Brief an August Reichensperger (Pastor I, S. 397) charakterisiert.

Im November 1860 erlitt Sybel durch seine Kollegen eine empfindliche Niederlage. Es war, nachdem Archivdirektor Rudhart gestorben, ein Sekretär der historischen Klasse bei der Akademie der Wissenschaften zu wählen. Obwohl von Liebig, dem Präsidenten der Akademie, alles aufgeboten wurde, um die Wahl Sybels durchzusetzen, errang doch die Gegenpartei den Sieg, indem Döllinger gewählt wurde[1]). Da auch der König, dem die „Triasidee" am Herzen lag, mit Sybels politischer Haltung nicht zufrieden war, nahm dieser im Sommer 1861 den Ruf nach Bonn an[2]), an die Stelle Dahlmanns, der am vorhergehenden 5. Dezember im 76. Lebensjahre mit Tod abgegangen war.

Es ist bemerkenswert, daß für die in München erledigten Stellen, sowohl die Rudharts, wie für die Sybels, auch Ficker in Betracht gezogen wurde. Als Nachfolger Sybels wurden von diesem ins Auge gefaßt Wattenbach und R. Pauli, doch vorzugsweise der letztere, den Sybel auf einer Studienreise in England kennen und schätzen gelernt hatte. Auch als er von Marburg nach München ging, empfahl er Pauli zu seinem Nachfolger. Später war Pauli unter den Persönlichkeiten gewesen, die für den Posten als literarischer Amanuensis des Königs, den schließlich Löher erhielt, in Aussicht genommen waren[3]). Die Berufung scheiterte wie damals so jetzt an dem Umstande, daß Pauli „ein zu guter Preuße sei" — „als Gothaer noch viel hitziger wie Sybel." (Auch Wattenbach stand in dieser Beziehung nicht tadellos da.) So erhielt die Professur, die man „mit Rücksicht auf die zahl-

---

[1]) Der 70jährige Fallmerayer wurde (durch Carriere) beredet, für Sybel die Stimme abzugeben. Löher stimmte gegen Sybel. Die Wahl fand am 14. November statt, worüber Fallmerayer in sein Tagebuch notierte: „Döllinger an Rudharts Stelle zum Sekretär der historischen Klasse gewählt in außerordentlicher Sitzung; hat unter 8 Votanten 4 Stimmen erhalten; Sybel 2, Spruner 1, Fallmerayer 1." Vgl. Varrentrapps Darstellung S. 101. Ficker an Böhmer 1861 April 5: „In München traf ich am Abend bei Cornelius auch Döllinger und Löher. Letzterer ist bei den Sybelianern jetzt persona ingratissima, da er bei der Wahl eines Sekretärs der Akademie mit seiner Stimme für Döllinger entschied, obwohl Liebig die Wahl rasch so ansetzte, daß drei ihm abgeneigte Mitglieder verhindert oder verreist waren."

[2]) Darüber berichtete Cornelius 1861 Juni 14 an Ficker: „Sybel geht nach Bonn. Nachdem er den Ruf erhalten, hat er an den König geschrieben und sich bereit erklärt, ohne Gehaltserhöhung in München zu bleiben, wenn der König das früher bewiesene Vertrauen ihm zu erhalten gedenke. Die Antwort war, es sei ihm die Entscheidung über Gehen oder Bleiben überlassen. Darauf sagte er Bethmann-Hollweg zu." — Vgl. C. Varrentrapp, Biographische Einleitung S. 104.

[3]) Vgl. Anton Springer, Aus meinem Leben S. 248 f. Oben S. 242.

reichen Protestanten Baierns" wieder einem Protestanten zuwenden wollte[1]), Giesebrecht, der neben Ficker und Wattenbach von der Gegenpartei als Dritter genannt war[2]).

Aber noch immer kam die Direktion des Reichsarchivs in Betracht verbunden mit einer Professur, wie sie Rudhart bekleidet hatte und fünf Jahre später, nachdem verschiedene andere Kandidaturen (z. B. die Höflers) gescheitert waren, Löher erhielt; auch war ja eine bayerische Geschichte des Mittelalters in Aussicht genommen, für die man den Dr. Büdinger, da er Jude war, nicht brauchen wollte. Es war in München davon die Rede und die Zeitungen meldeten es, daß vielmehr für diese Stelle und ihre Aufgaben Ficker, der seit 1859 korrespondierendes Mitglied der bayerischen Akademie war, berufen werden sollte; auch die österreichische Regierung rechnete damit wie mit einer Tatsache[3]). Aber abgesehen davon, daß Ficker keine Ambition bezeugte, kam auch Maximilian II. zu keinem Entschluß. Es ist bekannt, daß dem König die in Österreich befolgte Konkordatspolitik und die von Thun gepflegte „kirchliche Gesinnung" in gleichem Maße zuwider war; als Schüler von Dahlmann, Fallmerayer, Ranke lenkte er die Dinge nach einer anderen Richtung, die ihm für Bayern ersprießlicher dünkte, so daß Löhers Bemühung

---

[1]) Ficker darüber an Böhmer 1861 Aug. 2: „An und für sich erscheint mir das auch gar nicht unbillig; aber dieselben Leute würden es gewiß sehr sonderbar finden, wenn man bei entsprechendem Verhältnis eine katholische Geschichtsprofessur in Berlin verlangte."

[2]) Cornelius an Ficker 1861 Juli 28. An Brüggemann schrieb Cornelius 1861 Sept. 20: „Seitdem hat der König seinen General Spruner auf Reisen geschickt, um einen Historiker zu suchen. Das Orakel Ranke wies ihn auf meinen Kandidaten Ficker! Aber der König will einen Protestanten. Also wurde erst mit Wattenbach, und als dieser sich als toller Nationalvereinler erwies, mit Giesebrecht der Versuch gemacht. Mit letzterem dauert die Unterhandlung fort. Es wäre mir recht, wenn man ihn gewänne, sobald es feststeht, daß wir Ficker nicht haben sollen." — 1861 Okt. 20: „Giesebrecht gehört unter die von mir Vorgeschlagenen. Seine Ernennung ist mir angenehm, obwohl ich die Berufung Fickers für weit angemessener gehalten hätte. Der Eifer des Königs und die außerordentlichen Schritte zur Gewinnung Giesebrechts gehören zur Charakteristik unserer Lage." (Mitteil. von Prof. J. Friedrich.)

[3]) Ficker erhielt 1861 Juli 25 ein von Schmerling unterzeichnetes Schreiben, worin ein Ruf Fickers nach München als schwebend bezeichnet wird (mit verschiedenen Zusicherungen). — Cornelius an Ficker 1861 Juli 28: „Man hat in früherer Zeit dafür gesorgt, daß Sie beim König in den Ruf als Ultramontaner gekommen. Es ist mir aber wahrscheinlich, daß dies seit der Wendung, die in der jüngsten Zeit hier die Dinge genommen, nicht mehr so wirksam wie früher sein wird."

zu Gunsten Fickers, wenn sie überhaupt ernst gemeint war, ohne Resultat blieb [1]).

In dieser aufgeregten Zeit war es, daß die politische Kontroverse auf das deutsche Kaiserreich, beziehungsweise das römische Kaiserreich deutscher Nation, wie es es im Mittelalter geblüht hatte und dann verdorben war, erstreckt wurde.

Eben schrieb Giesebrecht seine Geschichte der deutschen Kaiserzeit (deren zweiter Teil 1858 herauskam), in der er jene Periode in der Geschichte des deutschen Volkes auf das höchste rühmte — wie schon durch die Vorrede des Verfassers bezeugt wird.

„Das Buch, dessen erster Teil hiermit der Lesewelt übergeben wird, beginnt von der Gründung des deutschen Königtums und des römischen Kaiserreichs deutscher Nation, stellt in seinem weiteren Gange die Glanz- und Blütezeit dieses Reiches dar, indem es von den glorreichen Taten der Ottonen, der fränkischen Kaiser und Hohenstaufen erzählt, und endet mit den Kämpfen, in denen das Kaisertum den vereinten Angriffen der Päpste, Reichsfürsten und freien Städte erliegend, von seiner stolzen, weltbeherrschenden Höhe herabsteigen mußte. Der Gegenstand dieses Buches ist demnach die geschichtliche Periode, in welcher der Wille, das Wort und das Schwert der dem deutschen Volke entstammten Kaiser die Geschicke des Abendlandes entschieden, in der das deutsche Kaisertum vor allem der Zeit Anstoß, Richtung und Leitung und dadurch ihr eigentümliches Gepräge vor anderen Zeiträumen gab — der Gegenstand ist die deutsche Kaiserzeit, wie wir diese Periode mit einem kurzen, doch kaum mißverständlichen Namen bezeichnet haben. — So groß und allgemein anerkannt die Wichtigkeit dieser Zeit für die weltgeschichtliche Entwicklung ist, hat sie doch für unser Volk noch eine ganz besondere, klar hervorstechende Bedeutung. Denn nicht allein, daß jene Kaiser aus dem deutschen Volke hervorgingen und Deutschland der Hauptsitz ihrer Macht war, es verschmolzen auch erst innerhalb dieser Zeit die deutschen Stämme, wie sie damals zum erstenmale staatlich in sich geeinigt und gegen die umwohnenden Völker abgegrenzt waren, zu einem einigen Volke, das dann in Kirche und Staat, in Kunst und Wissenschaft seine besondere und eigentümliche Entwicklung gewinnen konnte. Überdies ist die Kaiserzeit die Periode, in

---

[1]) Löher an Ficker 1865 März 5: „Jetzt schreibe ich selbst als bayerischer Archivdirektor an den Gelehrten, den ich selbst vor fünf Jahren wiederholt und dringlich vor allen anderen zu dieser Stelle vorgeschlagen hatte."



der unser Volk, durch Einheit stark, zu seiner höchsten Machtentfaltung gedieh, wo es nicht allein frei über sein eigenes Schicksal verfügte, sondern auch anderen Völkern gebot, wo der deutsche Mann am meisten in der Welt galt und der deutsche Name den vollsten Klang hatte."

Das Buch ist in sehr ehrenwerter Gesinnung, wie Böhmer anerkannte [1]), geschrieben, der Text für weitere Kreise berechnet, anhangsweise aber doch auch mit kritischen Exkursen ausgestattet, im Allgemeinen den Inhalt der zeitgenössischen Überlieferung wiedergebend. Allen Anforderungen war damit freilich nicht nachgekommen; Ficker, der den Grundlagen der deutschen Verfassungsgeschichte nachspürte, erklärte gelegentlich, daraus nicht viel gelernt zu haben. Der erste scharfe Angriff gegen die Art dieser Geschichtsschreibung ging aber von Sybel aus, der am 28. November 1859 (Königs Geburtstag) in der Münchener Akademie die Festrede hielt: „Über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit" [2]).

Sybel selbst resumiert den Inhalt seiner Rede folgendermaßen [3]): „Ich bemerkte, daß bei großen Fortschritten in kritischer Forschung und künstlerischer Form, die geistige Ergreifung und Verarbeitung des Stoffes nach politischen und sittlichen Prinzipien noch Vieles zu wünschen übrig lasse, und erörterte zum Beleg dieses Urteils, wie man noch immer das mittelalterliche Kaisertum als echtes Organ und glänzende Vertretung unserer nationalen Interessen schildere, während in Wahrheit das Kaisertum von Anfang an fortdauernd die Tendenz einer theokratischen Weltherrschaft verfolgt, damit die nationalen Interessen stets geschädigt, und endlich sich selbst den Untergang bereitet habe. In viel höherem Grade als die Mehrheit der Kaiser hat die besonnene und auf erreichbare Ziele beschränkte Politik König Heinrichs I., Herzog Ludolfs und Heinrichs des Löwen den nationalen Bedürfnissen entsprochen". — „Die große Tatsache liegt unwiderruflich vor: nachdem unsere Kaiser, seit Karl und Otto dem Großen,

---

[1]) Böhmer äußert sich wiederholt über Giesebrechts Buch; so im Jahre 1860 gegenüber den Invectiven Gfrörers (im 5. Bande seines Gregor VII.): Giesebrecht verdient nur Achtung; er ist ein überaus wohlwollender, ja weicher Mann, der gewiß mit Absicht gegen einen katholischen Standpunkt nie ungerecht ist . . . (Janssen III, 324; vgl. ebenda 319 an Köpke.)

[2]) Selbständig im Druck erschienen, München 1859.

[3]) In seiner Schrift: Die deutsche Nation und das Kaiserreich, Vorwort S. V f. — Über den Anlaß von Sybels Rede vgl. C. Varrentrapp in der „Biogr. Einleitung" S. 99. — Sybels Gedächtnisrede auf Giesebrecht (1890), Vorträge und Abhandlungen S. 324—328.

ohne Ausnahme Pläne einer schrankenlosen Eroberung verfolgt haben, ist unser Kaiserreich nach dreihundertjährigen kolossalen Anstrengungen in einer nicht minder kolossalen Niederlage zusammengebrochen. Die Gründe eines so entsetzlichen Scheiterns sich klar zu machen, die politischen und sittlichen Mißgriffe aufzudecken, welche den Ruin herbeigeführt haben, schien und scheint mir, auch abgesehen von den Lehren, welche die heutige Politik dort schöpfen mag, die erste Pflicht des Historikers, welcher dem gewaltigen Gegenstande seine Forschung zuwendet, die erste Pflicht der historischen Wissenschaft, wenn sie nicht ihrem hohen sittlichen Amte von vornherein untreu werden will".

Das war nicht die Anschauung, zu der Ficker durch seine Studien gekommen war und der er in der Einleitung zum Reichsfürstenstande Ausdruck gab, noch waren die politischen Folgerungen, die v. Sybel aus seiner Auffassung ableitete, nach seinem Sinn. Auf den Wunsch seines Freundes Schönherr schrieb er Ende 1859 einen Artikel über die politische Situation für die Schützenzeitung: „Rückblicke und Aussichten" [1]), der in folgenden Schlußsatz ausläuft: „Die ganze Unsicherheit unserer großen politischen Verhältnisse hat ihren tiefsten Grund unzweifelhaft in der Zerfahrenheit der mitteleuropäischen Staatenbildung. Erfreute sich das Mittelalter einer größeren Stetigkeit der politischen Gestaltungen als die neuere Zeit, so war das bedingt durchs Bestehen jenes mächtigen Staatskörpers, welcher die ganze Mitte des Weltteils, von den Mündungen des Rheins und der Oder bis zu denen der Rhone uud bis zum Appennin erfüllte, des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Neben dem deutschen Kernvolk viele Millionen Romanen und Slaven umfassend, allen anderen europäischen Reichen weit überlegen, die meisten von einander trennend, selbst aber wegen seiner ganzen Gliederung und Verfassung, und wegen des Verhältnisses zur Kirche zu Eroberungskriegen nicht geeignet, bot es dem ganzen Weltteile Bürgschaft gegen große Umwälzungen der bestehenden Staatsverhältnisse".

Dieser Artikel der Schützenzeitung [2]) und jene Einleitung für den „Reichsfürstenstand" gaben den Anlaß, daß Ficker im nächsten Winter als Stoff zu den Vorlesungen im Ferdinandeum wählte „Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen". Da die Vorlesungen Beifall fanden und auch auswärtige

---

[1]) Erschienen in der Schützenzeitung 1860 n 1—4.

[2]) Ficker, Das deutsche Kaiserreich S. 166—168 (Erörterungen über Preußen und seine Politik) stimmt wörtlich mit dem Artikel der Schützenzeitung überein.

Gesinnungsgenossen (zumal die Münchener) dazu rieten [1]), arbeitete Ficker das Thema aus [2]). Die Schrift erschien im Juni 1861, eben als Sybel sich anschickte München zu verlassen [3]); auf seine Festrede ist im Vorwort und an einigen Stellen der Vorlesungen Bezug genommen.

Die Schrift beginnt mit einer methodologischen Einleitung über die verschiedene Auffassung der deutschen Kaiserzeit: die einen sehen darin den Höhepunkt unserer geschichtlichen Entwicklung; eine durchaus andere Auffassung, die sich gerade in diesen Tagen Bahn brechen möchte, erkläre das alles für eitlen Schimmer, für falschen Glanz.

„Weshalb gerade jetzt, wird kaum einer Andeutung bedürfen; sie soll dazu dienen, neuesten politischen Bestrebungen eine Stütze zu verleihen, oder diese wenigstens der entgegengesetzten Richtung entziehen; daß es moderne Anschauungen über die beste Gestaltung des Staates sind, welche in dieser Auffassung sich spiegeln, wird niemand bestreiten wollen. Das mag immerhin Bedenken gegen ihre Unbefangenheit erregen, genügt aber nicht, um sie von vornherein als unberechtigt zurückzuweisen; eine eingehendere Prüfung ihrer Stichhaltigkeit wird vorzugsweise unsere Aufgabe sein".

„Die Stichhaltigkeit einer historischen Anschauung zu prüfen, ist nun eine wesentlich andere Aufgabe, als das Urteil über die Richtigkeit einer historischen Tatsache. Wo es sich um das letztere, um das Gebiet der geschichtlichen Forschung im engeren Sinne handelt, da können und sollen Historiker der verschiedensten Richtung dieselben Wege gehen, da werden sie, wenn anders die Mittel

---

[1]) Vgl. auch oben S. 267.

[2]) Ficker an Böhmer 1861 März 10: „Seit Vollendung jenes Bandes (Reichsfürstenstand) habe ich meine freie Zeit zur Ausarbeitung von Vorlesungen benutzt, in welchen ich die Einleitung übers Kaiserreich mit bestimmterer Rücksichtnahme auf die Ansichten des Herrn v. Sybel und auf die Strebungen der Gegenwart weiter ausgeführt habe; etwa zwei Drittel der Arbeit habe ich wirklich in 4 Vorlesungen im Ferdinandeum gelesen, dann aber doch nachträglich das Konzept im ganzen Umfange verarbeitet, so daß das Ganze nun etwa 10 Druckbogen füllen dürfte." Er übersendet an Böhmer und an Janssen die ersten Druckbogen.

[3]) Sybel kam durch einen Zufall zur Kenntnis der Schrift, ehe sie ausgegeben war. Stumpf hatte einige Druckbogen mit, die er in München dem eben auch anwesenden Th. Sickel lieh. Bei diesem sah sie Sybel und nahm sie über Nacht zu sich (ohne daß Sickel etwas davon sagen durfte, der auch nachträglich sich nicht verriet, als Sybels Entgegnung so bald erschien). Mitteilung Sickels (1905).

genügender Beweisführung vorhanden sind, sich der Anerkennung der Resultate schließlich nicht entziehen können, da wird mit dem bewußten Abgehen von ihnen der Boden der Wissenschaft selbst verlassen. Anders ist das freilich, wo es sich nicht mehr um die Feststellung der Tatsachen handelt, sondern um ihre Beurteilung, wo es gilt zu entscheiden, was hemmend, was fördernd auf die Geschicke der Menschheit, auf die Geschicke einzelner Völker eingewirkt hat, aus der Masse der einzelnen Tatsachen die allgemeinen Gesetze der Entwicklung zu begründen, die Verhältnisse der Gegenwart mit denen der Vergangenheit zu vergleichen und aus diesem Vergleiche Lehren für die Zukunft zu gewinnen. Auf diesem Felde wird selbst beim redlichsten Streben und bei genügendster Kenntnis ein Auseinandergehen der Meinungen nie zu vermeiden sein; und zumeist wird dieses Auseinandergehen doch immer bedingt sein durch die verschiedene Stellung zu den Parteien der Gegenwart. Ist das aber, wie die Erfahrung lehrt, einmal der Fall, so liegt auch die Frage überaus nahe, wie kann dann überhaupt von berechtigter und unberechtigter Auffassung die Rede sein, welchen Wert dürfen dann überhaupt die Ergebnisse historischer Spekulation noch beanspruchen".

Es seien zwei Betrachtungsweisen geschichtlicher Dinge zu unterscheiden (wenn sie auch vielfach ineinandergriffen): die eine tritt an die geschichtlichen Dinge heran mit einem bereits fertigen Urteil über die für die Verhältnisse der Gegenwart wünschenswerte Entwicklung. ..... „Wer nun so an die geschichtlichen Dinge herantritt, nicht um sich nach ihnen eine Ansicht zu bilden, sondern mit einer schon fertigen, ihm unwandelbar feststehenden Überzeugung, der wird dieser auch seine historische Auffassung unterordnen müssen"..... „Wenn jüngst gerade bei Gelegenheit der Frage, welche uns beschäftigen wird, als höchste Funktion des Historikers „die geistige Ergreifung und Verarbeitung des Stoffes nach politischen und sittlichen Prinzipien und die Gruppierung und Verbindung der Tatsachen nach organischen, durchgreifenden, einheitlichen Gesichtpunkten" bezeichnet wurde [1]), so glauben wir vor allem, daß das überhaupt nicht eine Funktion des Historikers als solchen ist; es ist das eben nur jene einseitige Betrachtungsweise, wie sie dem Zwecke des Politikers dient, welcher seine politischen Ansichten nicht auf die geschichtliche Erfahrung gründet, sondern nach jenen die geschichtlichen Tatsachen zurechtlegt"...... „Kein politisches Prinzip, mag sein Ausgangspunkt liegen, wo er wolle, wird sich schließlich der Aufgabe entziehen können,

---

[1]) In Sybels Festrede.

seine Berechtigung nachzuweisen durch seine Übereinstimmung mit dem bisherigen tatsächlichen Verlaufe der menschlichen Dinge; und der Eifer, mit welchen zu allen Zeiten die Vertreter politischer Prinzipien diese Aufgabe zu lösen suchten, ist der beste Beweis für ihre Berechtigung. Aber ist diese Aufgabe denn schon genügend gelöst, wenn gezeigt wurde, daß von einem von vornherein feststehenden Standpunkt aus betrachtet, nach ihm zurechtgelegt der Verlauf der geschichtlichen Tatsachen nicht zu widersprechen scheint? Welchen Wert kann eine solche Bewegung im Zirkel haben, bei welcher ich nach meinen Ansichten den geschichtlichen Stoff verarbeite, die Tatsachen gruppiere und nun das so gewonnene Ergebnis als einen Beweis für die Richtigkeit meiner Ansichten hinstelle?"

Ficker setzt seine eigene Meinung auseinander: „Nun glauben allerdings auch wir, daß die Aufgabe der Geschichte noch nicht gelöst ist mit der kritischen Sichtung des Stoffes, mit der künstlerischen Darstellung desselben, welche sich jedes Urteiles enthält; auch wir glauben, daß die höchste Funktion des Historikers in der geistigen Ergreifung und Verarbeitung des Stoffes besteht. Nur glauben wir nicht, daß diese, so lange es sich um das Gebiet der geschichtlichen Wissenschaft handelt, nach bereits feststehenden politischen und sittlichen Prinzipien erfolgen darf. Wir glauben, daß diese geistige Verarbeitung von einer anderen Betrachtungsweise der geschehenen Dinge getragen sein soll, welche wir vorzugsweise als die historische bezeichnen dürfen. Der Historiker soll bei Erwägung der Dinge der Vergangenheit von jeder vorgefaßten Ansicht absehen, er soll sich einfach an die Tatsachen selbst halten, wie die kritische Forschung sie als wirklich geschehen hinstellt. Er wird sie möglichst allseitig betrachten, wird möglichst allen Ursachen nachgehen, deren Zusammenwirken sie veranlaßten, wird ihre Folge möglichst nach allen Richtungen aufzudecken suchen, wird zugleich erwägen, was durch dieselben nicht allein einerseits erreicht, sondern andererseits verhindert wurde. Und will er dann auf solcher Grundlage über die Gründe des Gelingens oder des Mißlingens, über ihren Wert oder Unwert urteilen, so wird er sich vor allem die Bedürfnisse der Zeit zu vergegenwärtigen suchen, welcher die Tatsachen selbst angehören, nicht moderne Anschauungen auf sie übertragen; denn nicht das ist ja zunächst die Frage, welchen Wert die entsprechende Tat in unserer Zeit würde beanspruchen können".

Doch freilich werde sich der Historiker auch zur Beantwortung solcher weiterreichenden Fragen den Weg zu bahnen wissen; indem er den Ursachen der Ereignisse nachforsche, die vorübergehenden von

den tieferliegenden unterscheide, daraus Haltpunkte für Urteile über die Dinge der Gegenwart gewinne. Allerdings seien dabei Schwierigkeiten zu überwinden. „Nicht allein, daß die geschichtliche Überlieferung vielfach unsicher und lückenhaft ist; auch da wo wir hinlänglich unterrichtet sind, bildet das stete Ineinandergreifen der verschiedensten Ursachen und Wirkungen ein so verwickeltes Gewebe, daß es kaum möglich ist, alle Fäden aufzugreifen, zu verfolgen, auch nur die wichtigsten gleichzeitig im Auge zu behalten; je nachdem gerade dieser oder jener vorzugsweise beachtet wurde, wird auch das Urteil ein sehr verschiedenes sein können". Und schwerer falle noch ein anderes ins Gewicht. „Maßgebend ist hier für die Entscheidung nicht blos das, was auf Grund der gegebenen geschichtlichen Verhältnisse wirklich erfolgt ist, sondern eben so sehr die Erwägung, was unter anderen Verhältnissen aller Wahrscheinlichkeit nach erfolgt sein würde; wir werden den Wert einer Tatsache oft weniger nach dem positiven, offen vor Augen liegenden Erfolge zu bestimmen haben, als nach dem negativen Resultate, nach dem was sie verhütet hat". Dabei sei man auf das Gebiet der Mutmaßungen verwiesen, das zu sehr verschiedenen Urteilen führen könne. „Wir wiesen ja schon darauf hin, wie die beiden erörterten Betrachtungsweisen sich wohl theoretisch auseinanderhalten lassen, praktisch fast immer ineinander übergehen".

Aber trotzdem abweichende Urteile auch bei vollster Unbefangenheit der Forschung möglich sind, so sei doch deswegen nicht jede Zuverlässigkeit der Ergebnisse geschichtlicher Forschung ausgeschlossen. „Es ist wahr, über hundert Dinge geht das Urteil auseinander; aber über hundert andere stimmt es auch überein, weil die Tatsachen zu laut reden, als daß sie einer abweichenden Meinung Raum geben könnten".... „Die Zuverlässigkeit der aus geschichtlicher Erwägung abgeleiteten Grundsätze, wie sie zunimmt mit der Zahl der Erfahrungstatsachen, auf welche sie sich stützt, nimmt ebenso zu mit der Zahl der Forscher, welche in der Auffassung dieser Tatsachen übereinstimmen"...... „Am schwersten wird sich freilich eine solche Übereinstimmung immer da herstellen, wo sie am wichtigsten wäre, nämlich da, wo es sich um geschichtliche Auffassungen handelt, welche zu praktischen Fragen der Gegenwart in näherer Beziehung stehen. Wo aber auch auf eine Einigung der Ansichten nicht wohl zu rechnen ist, scheint doch schon das von Wert zu sein, daß die verschiedenen Auffassungen neben einander mit Bestimmtheit geltend gemacht werden, daß darauf hingewiesen wird, wie eine Auffassung darum, weil sie von sonst besonders beachtenswerter Seite ausge-

sprochen, noch nicht als allgemein giltig zu betrachten ist, wie auch andere hier mindestens als ebenso berechtigt zu beachten sind; und das wird um so wichtiger sein, wenn eine solche Auffassung sichtlich von einer gerade geläufigen politischen Tagesansicht getragen wird, die Gefahr demnach doppelt nahe liegt, daß die Geschichte ganz einseitig als Zeuge für die eine Partei aufgeführt wird, während doch vor allem zu untersuchen wäre, ob ihre Aussagen nicht verschiedener Deutung fähig seien, ob sie nicht eher für die Gegenpartei spreche."

Das wird gesagt mit bestimmtem Hinweis auf die Beurteilung der deutschen Kaiserzeit, zugleich die von Ficker gewonnene Ansicht formuliert. „Neben eine Auffassung unserer Geschichte, welche alles tadelnswert findet, was nicht auf Gründung eines Nationalreiches hinzielte, neben eine andere, welche vor allem dem Streben unserer Herrscher nach Gründung eines Weltreiches mit Vorliebe folgt, läßt sich nun, wie ich denke, eine dritte hinstellen und aus den Tatsachen begründen, eine Auffassung, welche beide gleichsam vermittelt, welche in dem deutschen Kaiserreiche, wie es einerseits weit hinausgriff über die Grenzen der Nation, andererseits doch weit zurückblieb hinter einem die ganze Christenheit umfassenden Universalreiche, gerade die staatliche Gestaltung sieht, in welcher den nationalen wie den allgemeinen Bedürfnissen am geeignetsten Rechnung getragen war, eine Auffassung, welche das Unglück der Nation nicht aus der Gründung, sondern aus dem Verfalle dieses Kaiserreiches herleiten möchte". Ficker bemerkt, daß er von der Stichhaltigkeit dieser Auffassung um so fester überzeugt sei, weil sie sich erst langsam in Folge anhaltender Beschäftigung mit unserer Geschichte bei ihm bildete und festsetzte. Er glaube, daß diese Ansicht neben anderen vielleicht einfacheren aber doch auch einseitigeren Auffassungsweisen immerhin auf einige Beachtung Anspruch machen dürfe.

So weit die Einleitung. Man hat in derselben eine Probe der didaktisch eingehenden, zugleich vorsichtigen und alle möglichen Einwände in Betracht ziehenden Methode, der Ficker seine Lehrerfolge nicht zum wenigsten verdankt. Er stellt dann die Aufgabe dahin fest, „zu untersuchen, ob die Anschauungen und Bedürfnisse der Zeiten, in welchen das deutsche Kaiserreich entstand, die Ausschließung auf eine nationale Staatsgestaltung ermöglicht hätten, ob das Hinausgreifen des Kaiserreiches über die Nation den Verhältnissen jener Zeiten angemessen gewesen sei oder nicht; und falls wir das bejahen, zu erörtern, ob es sich dabei nur um vorübergehende Bedürfnisse gehandelt habe, ob nicht wenigstens später ein Wiedereinlenken auf den reinen Nationalstaat möglich und ersprießlich

gewesen sei oder aber ob der ganze Charakter unserer Nation in Verbindung mit anderen stetig wirkenden Verhältnissen dieselben überhaupt für diese Staatsform nicht geeignet erscheinen lasse". (Der letzte Punkt gegen das von Napoleon III. formulierte Nationalitätenprinzip gerichtet; die übrigen auf die historischen Verhältnisse der Vergangenheit).

Nachdem so die zu beobachtende Methode und deren Zielpunkt festgestellt, wird die Vorgeschichte der Germanen bis auf die Karolinger vorgeführt (wie das auch Giesebrecht in seiner Kaisergeschichte tut), dann die Begründung der Herrschaft Pipins und die Vollendung derselben durch das Kaisertum Karls d. Gr. behandelt.

„Wollen wir diese Dinge nun nicht messen nach den Anschauungen, welche gerade unserer Zeit geläufig sind, so haben wir vor allem zu erwägen, was denn die Richtungen und Bedürfnisse jener Zeiten waren, wie man damals den vollkommensten Staat sich dachte, was man für und gegen die Einigung geltend zu machen suchte. Und da finden wir unstreitig, daß es die Idee eines christlichen Universalreiches war, welche am stärksten betont, am bestimmtesten ausgesprochen wurde". Was dann des Näheren ausgeführt wird.

Das Reich der Karolinger zerfiel, weil dasselbe zu uniform organisiert war. Dagegen reagierten die einzelnen Stämme, welche in demselben vereinigt waren. „Nationen" im modernen Sinne gab es noch nicht; die Sprache des Staates wie der Kirche war ja überall das Latein, die volkstümlichen Idiome noch wenig entwickelt. Diesen Gedanken setzt Ficker auf Grund seiner Spezialstudien in scharfsinniger Weise auseinander.

Unsere Schriftsprachen selbst, aber mehr noch ihre Geltung im ganzen Kreise der Nation sind erst ein Produkt langer geschichtlicher Entwicklung und häufiger werden wir finden, daß die Bildung der Sprachgebiete sich den staatlichen Bildungen anschloß, durch sie bestimmt wurde, als daß die Sprachen die Grenzen der Staaten bestimmt hätten. Wen sollte es nicht befremden, daß die so weit verbreitete, so früh ausgebildete provenzalische Sprache nicht zur Bildung einer eigenen romanischen Nationalität geführt hat, wer möchte bestreiten, daß das auf Grundlage einer anderen Gestaltung der politischen Verhältnisse recht wohl hätte der Fall sein können? Wer möchte leugnen, daß sich unter Einwirkung anderer politischer Verhältnisse recht wohl eine oberdeutsche und niederdeutsche Nation hätte sondern können? Ist es doch vom Gesichtspunkte stetiger Sprachentwicklung aus viel unerklärlicher, daß die Bewohner der Alpen und die der niederdeutschen Marschen, obwohl sie sich in ihren

Mundarten nicht verstehen, Glieder einer Nation geworden sind, während in den rein niederdeutschen Holländern bei einem fast unmerklichen Übergange der Mundarten auf der Grenze uns eine durch eine besondere Schriftsprache gekennzeichnete Nation entgegentritt. Die Nationen erscheinen in der Geschichte als etwas werdendes, nicht als etwas fertiges; ihre Entwicklung folgt eben so sehr den staatlichen Verhältnissen, als sie dieselben andererseits bestimmen kann, sobald sie einmal in der Schriftsprache zu einer festeren Gestaltung, zu einer bestimmten Umgrenzung gelangt ist" (28).

Das sind sehr feine Bemerkungen, die weiter verfolgt werden, wo die Abgrenzung der aus dem karolingischen Reiche hervorgegangenen Staatenbildungen zur Sprache kommt (33).

„Daß bei der Teilung von Verdun 843 König Ludwig fast nur rein deutsche Lande zufielen, ist ein Umstand, dessen Gewicht für die spätere Herausbildung eines deutschen Reiches wir allerdings nicht unterschätzen. Aber Ludwig war nicht Herrscher aller Deutschen; von einer Strecke des Südens abgesehen, schied die Grenze seines Reiches überall Deutsche von Deutschen. Ebensowenig umfaßte Westfranken, das spätere Frankreich, alle Romanen; ja noch mehr, dem König Karl fiel auch das deutsche Flandern zu. Und das blieb maßgebend für lange Jahrhunderte; das ganze Mittelalter hindurch bildete das reindeutsche Flandern einen Teil Frankreichs, bis es aus der burgundischen Erbschaft an das Haus Habsburg kam und Frankreich endlich zur Zeit Kaiser Karl V. auf seine Hoheit verzichtete. Dem dritten der zu Verdun entstandenen Teile, dem Reiche Kaiser Lothars, Italien, Burgund und Lothringen umfassend, fehlte jede nationale Grundlage und man hat wohl gesagt, gerade deshalb ist es so schnell zerfallen. Zerfallen ist es nun freilich, aber in keiner Weise nach nationalen Grenzen. Es ergaben sich vielmehr, wenn wir von Italien absehen, aus der Teilung des Reiches Lothars historisch-politische Gestaltungen, welche sich trotz der Verschiedenheit der Nationalitäten durchaus lebensfähig erwiesen". Lothringen fiel nach einigem Schwanken in ganzem Umfange an Deutschland, ohne daß dabei die sprachlichen Verhältnisse von Bedeutung gewesen wären, ebensowenig wie für die Teilung in die Herzogtümer Oberlothringen und Niederlothringen, oder die Gestaltung der einzelnen Fürstensprengel. „Und bis auf unsere Tage ist das nicht anders geworden. Das eine Königreich Belgien umfaßt Deutsche und Romanen und nationale Gegensätze waren es nicht, welche in früherer, wie nochmals in jüngster Zeit seine Trennung von den holländischen Niederlanden herbeiführten; von dorther reicht die französische Sprache noch in das Gebiet des

deutschen Bundes, während im Süden Frankreich sich nicht auf die Grenze der Nation beschränkte; früher, als das überwiegend französische Lothringen unterworfen war, hatte es schon im rein deutschen Elsaß festen Fuß gefaßt". Entsprechende Verhältnisse ergaben sich bei der zweiten der aus Lothars Reiche hervorgehenden politischen Gestaltungen, bei dem Lande Burgund. „Wohl überwiegend romanisch, umschloß es doch auch im Norden eine nicht unbedeutende deutsche Bevölkerung allemannischen Stammes; dennoch machte sich auch hier bei späteren Wechselfällen niemals die Richtung auf eine Teilung nach der Sprachgrenze geltend. Zerfiel das Land weiter in ein hochburgundisches und ein südburgundisches Reich, so haben nationale Gegensätze damit nichts zu schaffen; Hochburgund umfaßte Romanen wie Deutsche, wie sich dort bis auf unsere Tage die Sprachgrenze noch immer nicht zur politischen gestaltet hat. Südburgund ist nun freilich ganz mit dem sprachverwandten Frankreich vereinigt; aber lange Jahrhunderte sind darüber hingegangen; erst in unseren Tagen hat sich durch die französische Einverleibung Savoiens wenigstens nach Italien zu die Sprachgrenze auch zur Staatsgrenze gestaltet und zwar unter Umständen, welche gewiß nationale Tendenzen am wenigsten als ausschlaggebendes Moment erkennen lassen" (35).

Die Bemerkungen sind gegen jene gerichtet, welche das sogenannte Nationalitätenprinzip schon für das 9. und 10. Jahrhundert ihren Spekulationen zu Grunde zu legen gesonnen waren. Solche nationale Interessen kamen in jener Zeit nicht in Betracht, wohl aber etwas diesen analoges, das Streben nämlich nach Selbständigkeit der Stämme, das sich im Laufe der Ereignisse immer mehr als die am nachhaltigsten und stetigsten wirkende Widerstandskraft gegen die Reichseinheit enthüllte. Darüber folgt eine deutlichere Aufklärung.

„Auch beim Stamm haben wir nicht notwendig von der Einheit des Blutes auszugehen: der Stamm wird vielfach, ebenso wie die Nation, erst das Resultat einer geschichtlichen Entwicklung sein können, dasjenige, was ihn als Stamm charakterisiert, wird sich oft erst in Folge einer Reihe geschichtlicher Wechselfälle so herausgebildet haben. Das war insbesondere auf dem Gebiete der romanischen Zunge der Fall, wo sich überall die Germanen und Romanen gemischt hatten" (Aquitanien-Guyenne oder das Gothenland; Burgund). Ungleich lebhafter war aber das Bewußtsein des Stammesgegensatzes bei den deutschredenden Stämmen, den deutschen Franken, den Sachsen, Baiern und Schwaben. Jedem dieser Stämme entsprach ein Land, ein Stammgebiet, in welchem eine Sprache, ein Recht herrschte,

verschieden von der Sprache, von dem Rechte des Nachbarstammes[1]). „In jedem dieser Stammgebiete hatte sich zugleich schon vor der Unterwerfung durch die Franken eine besondere Verfassung ausgebildet und keineswegs überall in derselben Richtung; das festgeschlossene erbliche Herzogtum der baierischen Agilolfinger stand im schärfsten Gegensatze zu der lockern, jeder einheitlichen Spitze entbehrenden sächsischen Gesamtverfassung" (38).

Das deutsche Reich kam zu Stande, indem die fünf Stämme der Ostfranken, Schwaben, Baiern, Sachsen, Lothringer ein Oberhaupt anerkannten, so 887 Arnulf von Kärnten, im 10. Jahrhundert Heinrich den Sachsen, der die Herrschaft ungeteilt auf seinen Sohn vererbte. Dieses in sich geschlossene Königreich gewährleistete den Schutz sowohl gegen die Normannen wie auch gegen die Magyaren. Die Einigung war das Verdienst König Heinrichs, der die volkstümliche Grundlage, die Karl der Große vernachlässigt hatte, den einzelnen Stamm, respektierte, (wenn auch das Herzogtum als solches im Laufe der Zeit geschwächt wurde; gegen dasselbe stützte sich das Königtum auf die kirchlichen Gewalten).

Es wird das Wesen des deutschen Königtums erörtert: Franken als Hauptland, die Verfassung der einzelnen Stammesgebiete, die wandernde Hofhaltung des Königs, seine Hoftage für die einzelnen Länder (in Baiern z. B. für den ganzen Machtbereich des Stammes, obwohl das Herzogtum durch Abzweigungen verkleinert), „überall die nötige Einheit und Kraft des Ganzen mit der freien Bewegung der einzelnen Glieder gepaart" (61). Daher auch die Fähigkeit sich über den Kreis des deutschen Königtums auszudehnen in engerer oder loserer Fügung: im Osten die slavischen Gebiete (die zu Deutschland geschlagen wurden), die Staatswesen von Böhmen (das zum deutschen Reich gehörte, aber mit Beibehaltung seiner eigenen inneren Verfassung), Polen, Ungarn, Dänemark.

Der Verfasser geht auf den Süden über, auf Italien und Burgund, wo die Verhältnisse sich anders gestalteten.

„In diesen Ländern begnügte sich der deutsche Herrscher nicht mit dem Treueide eines Lehenkönigs, wie im Osten; der Erfolg des ersten Versuchs in dieser Richtung, die Zurückgabe Italiens an Berengar als Lehenskönig, konnte zu weiterem nicht auffordern. Andererseits wurden diese Länder auch nicht zum deutschen Königreiche gefügt, wie Böhmen und die unterworfenen Slavenländer, wenn wir

---

[1]) Dieser Gedanke ist in Fickers letztem Werke „Erbenfolge der ostgermanischen Rechte" in weiterem Umfange ausgeführt.

davon absehen, daß Otto Istrien, Friaul, die Veronesermark und Trient mit Deutschland, zunächst mit dem Lande Bayern, vereinte, und daß Hochburgund allmählig in engern Verband mit Deutschland trat. Italien und Südburgund oder Arelat blieben gesonderte Königreiche; der König von Deutschland war zugleich König von Italien und Arelat, wurde für jedes derselben besonders gekrönt; für jedes derselben bestand neben der deutschen eine besondere italienische und burgundische Hofkanzlei; über ihre Sonderangelegenheiten wurde vom Könige mit den Großen in einer Stadt des Königreichs oder in nächstgelegenen durch das Herkommen bestimmten deutschen Städten verhandelt; die ganze innere Verfassung entwickelte sich auch hier weiter auf ihren eigentümlichen, schon durch die früheren Verhältnisse vorgezeichneten Grundlagen. Derselbe Gedanke, welcher die Organisation des deutschen Königreiches durchdrang, zeigt sich nun auch im neuen Kaiserreiche nur um eine Stufe weiter durchgeführt; wie die deutschen Länder sich zum Königreiche schlossen, wie der König auch gleichsam Herzog der einzelnen Länder war, so war der Kaiser zugleich König von Deutschland, von Italien und Burgund" (62 f.) [1]).

In sehr bestimmter Weise unterscheidet Ficker das Kaisertum Karls des Großen von dem der deutschen Epoche. „Das Kaiserreich Karls beruhte auf einer Versetzung römischer und christlicher Anschauungsweisen, es fehlte ihm jeder nationale Charakter; das Kaiserreich Otto's des Großen und seiner Nachfolger, wenn es auch an denselben Ideenkreis anknüpft, nur als eine Fortsetzung des früheren erscheint, zeigt ein wesentlich nationales, deutsches Gepräge. Nur der deutsche Herrscher war zur Kaiserkrone berufen, auf die Kraft der deutschen Nation war das Reich gegründet, nach dem Rate der deutschen Fürsten wurden seine Geschicke geleitet; und vor allem war es die deutsche Auffassung des Staates, welche den ganzen eigentümlichen Bau durchdrang: mochte es nach wie vor den Namen des römischen Reiches führen, seinem Wesen nach war es ein deutsches. Dieses heilige römische Reich deutscher Nation war weder ein Weltreich, noch ein Nationalreich; aber es war eine Staatsbildung geeigneter, wie mir scheint, als irgend eine andere, um gleichzeitig der Lösung nationaler wie universaler Aufgaben gerecht werden zu können, eine

---

[1]) Böhmer lobt besonders diese Darlegung; an Ficker 1862 März 16: „Das beste ist das wissenschaftliche Ergebnis des Streites, in dessen Folge man nun die Begriffe deutsches Königtum, dann Kaisertum, dann Italien und auch Burgund schärfer und deutlicher auseinanderhalten dürfte, als bisher."



Staatsbildung, welche sich naturwüchsig aus den besonderen Bedürfnissen jener Zeit entwickelt hat“ (63).

Es wird dann die Bedeutung des Kaisertums für jene Zeiten erörtert, die Beschränkung der Grenzen desselben auf Deutschland, Italien und Burgund, die besondere Stellung Italiens und seine finanzielle Bedeutung für das Reich, dessen kriegerische Kraft in Deutschland wurzelte, die Verpflichtung der Deutschen zur Reichsheerfahrt, die Beziehungen zur römischen Kirche, die sich in günstigen Bahnen halten ließen, wenn nicht die Tendenz über jene beschränkteren Grenzen des Reiches hinausführte, die zugleich den Päpsten für die Bewahrung ihrer Unabhängigkeit notwendig erschienen. Als diese Schranken nicht mehr eingehalten wurden, unter Heinrich VI. und Friedrich II., kam es zu einem Kampfe auf Leben und Tod mit der römischen Kurie und ihren Verbündeten, die den Zerfall des Kaiserreiches herbeiführte. Aber mit Nachdruck wird betont: „es ist nicht dem Kaiserreiche die Schuld an dem politischen Zerfalle unserer Nation beizumessen, sondern gerade das Verlassen der althergebrachten Grundlagen des Kaisertums hat auch die Zerrüttung der Grundlagen der deutschen Königsgewalt zur unmittelbaren Folge gehabt“ (118).

Ficker entzieht sich nicht der Frage, was geschehen wäre, wenn unsere Herrscher sich auf Deutschland beschränkt und Italien sich selbst überlassen hätten; ob die Dinge dann einen günstigeren Verlauf genommen hätten? Er weist darauf hin, daß gerade das Übergewicht der Deutschen jene politische Gestaltung herbeigeführt hätte, die für ihre nationalen Interessen vorteilhaft war. Als später die Franzosen die Schwäche des Reiches ausnützten, seien sie auch nicht stillgestanden innerhalb ihrer nationalen Grenzen, sondern hätten überall um sich gegriffen, wo es ihr politisches oder merkantiles Interesse erheischte. Ein ganzes, nur auf der Grundlage von Nationalreichen beruhendes, in friedlicher Ordnung verharrendes Staatensystem sei ein Phantasiebild (121).

Wir halten hier inne. Man ersieht daß in den „Vorlesungen“ nicht allein eine Polemik vorliegt, sondern daß zugleich wertvolle Forschungsergebnisse geboten werden [1]).

Ficker beruft sich für seine Ansicht vom Kaiserreich auf die öffentliche Meinung jener Zeit und auf den faktischen Erfolg, gibt auch für den schließlichen Mißerfolg eine Erklärung, im Gegensatz

[1]) Über die Bedeutung der deutschen Herrschaft in Burgund z. B. hatte früher Niemand eine rechte Vorstellung gehabt.



zu Sybel, der schon die Anfänge des Kaisertums als auf irriger Grundlage beruhend verwarf.

Die Schrift Ficker's wurde von Sybel's Gegnern in München mit Jubel begrüßt; selbst der alte fromme Ringseis, ein Haupt der „Nativisten und Ultramontanen", die gegen die „Nordlichter" ankämpften, hat sie mit Begierde gelesen [1]). Sybel aber beantwortete die Schrift seines Gegners mit einer „historisch-politischen Abhandlung" über „Die deutsche Nation und das Kaiserreich" [2]).

Er nimmt die Befugnis für sich in Anspruch, ein politisches System, welches die von ihm beherrschten Völker zur Erschöpfung und Anarchie hinführt, ein verderbliches zu nennen, wenn auch alle Klosterchroniken der Zeit dafür geschwärmt haben. Bei Ficker finde man eine Behandlung der von ihm (Sybel) besprochenen Verhältnisse mit diametral entgegengesetztem Resultate. Ohne daß er allen Windungen der (oft mühsamen und verwickelten) Schilderung seines Gegners folge, werde die Reihe der Tatsachen (die er aufführe) von selbst ergeben, ob Fickers Lob oder sein (Sybels) Tadel des kaiserlichen Systems berechtigt sei. Er verwahrt sich gegen die („mir in freier Einbildung imputierte") Insinuation: eine Darstellung wie die meinige „solle dazu dienen, neuesten politischen Bestrebungen eine geschichtliche Stütze zu verleihen". Nicht vom modernen Nationalitätsprinzip, sondern von den Interessen und dem Gedeihen der deutschen Nation habe er geredet, die Eroberungspolitik der Kaiser deshalb verurteilt, weil sie eine maßlose und unverständige gewesen (XII). Es sei geschichtliche Tatsache, daß jeder große Aufschwung des Kaisertums nach kürzester Frist mißlang, daß seine ganze Laufbahn in ein großes Unheil der Nation ausgegangen wäre.

Dann entwickelt Sybel seine Syllogismen: die Geschichte der deutschen Stämme bis auf Pipin, Pipins persönliche Politik, deren Schlußstein das Kaisertum Karls des Großen war, und wodurch der ganzen Zukunft Deutschlands und Europas eine neue Richtung gegeben wurde. Sybel bestreitet, daß eine äußere Nötigung zur Begründung des Kaisertums geführt habe: die Angriffe der Mohammedaner seien schon von Karl Martell abgeschlagen gewesen, von Byzanz drohte überhaupt keine Gefahr, die Unterwerfung der Sachsen sei schon im Programm der Merowinger gelegen gewesen. Italien hätte sich

---

[1]) Cornelius an Ficker 1861 Juli 28: „Ihre Schrift habe ich an den rechten Nagel gehängt, indem ich sie Ringseis zu lesen gegeben, der ganz entzückt worden und überall Lärm schlägt."

[2]) Düsseldorf 1862, Vorrede datiert aus Bonn, Nov. 1861.

unter den Langobarden konsolidiert, wenn nicht die Franken dem römischen Priestertum zu Hilfe gekommen wären. „Daß diese Eroberung fürs Gedeihen des fränkischen Reichs in jener Zeit nicht notwendig war, erscheint uns völlig zweifellos". Was Pipin nach Italien führte, war „kein reales Bedürfnis des Reiches, sondern ein willkürlicher Akt monarchischer Herrschbegier".

Diese Ausführung Sybels ist nicht uninteressant; die zu Grunde liegende Beobachtung nicht unrichtig; das Motiv Pipins den Tatsachen entsprechend dargestellt[1]). Pipin ging nach Italien, dem Papst zu helfen, aus persönlichen Gründen, um sein Königtum in Frankreich zu sichern — (wie Julius Cäsar einst über den Rubicon gegangen, weil er entweder der erste Mann bleiben mußte, oder seinen Feinden unterlag). Die Laufbahn Karl des Großen wird von Sybel (die Reihenfolge nicht ganz glücklich verkehrend) mit der Napoleons verglichen; er eroberte „aus göttlicher Mission"; zwar die Unterwerfung der Sachsen und der Westslaven sei eine greifbare Aufgabe gewesen, wodurch den nationalen Bedürfnissen entsprechende und verständige Ziele erreicht wurden; etwas anderes war die Bezwingung Italiens, der Angriff auf Spanien, die Händel mit Ostrom, diese immer siegreichen, niemals abschließenden Angriffszüge! Das Volk sei dadurch in tiefes Elend hinabgestoßen und die Königsmacht dem Wachstum der Aristokratie geopfert worden. Überdies züchtete man sich eine herrschsüchtige Hierarchie. Kein anderer deutscher Fürst habe so viel für die kommende päpstliche Herrschaft getan wie Karl der Große.

Das Bemerkenswerte ist, daß die Ausführungen Sybel's denen Fickers in wichtigen Punkten nicht entgegengesetzt sind; Sybel selbst druckt S. 18—20 die Ficker'sche Darstellung S. 39 f. einfach ab, mit Hinzufügung einiger Randbemerkungen, die die Sache nicht treffen.

Sybel behandelt dann „Die Entstehung der deutschen Nation", wobei er gleichfalls gegen Fickers Ansicht nicht streng gegensätzlich sich verhält, z. B. in Bezug auf das, was Ficker gegen die Wirksamkeit des Nationalismus im 10. Jahrhundert vorgebracht hatte: „an allen diesen Tatsachen ist nun auch nach unserer Auffassung etwas wahres, aber trotzdem ist die daraus gezogene Konsequenz zu weit gegriffen und zu scharf formuliert" (24). Er betont gegenüber Fickers

[1]) Vgl. die Darstellung von E. Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern, der dabei Fickers und Sybels Meinungen abzuwägen hatte (worüber wir damals Zwiesprache hielten).



Hervorhebung der Stammesgegensätze, daß doch der Gegensatz gegen Franzosen und Italiener der stärkere gewesen sei. Er erkennt in dem Auftreten der Herzoge in Deutschland einen Fortschritt zum Nationalstaat gegenüber der Begünstigung der Hierarchie im Weltreiche. Er äußert sich dann eingehend übers nationale Prinzip in der Staatenbildung: es sei nicht wahr, daß das einzige Merkmal und Palladium der Nationalität die Sprache sei; es sei ebensowenig wahr, daß die Nationalität irgend wenn etwas Fertiges und Abgeschlossenes sei. „Vielmehr ist die Sprache nur ein einzelner Ausdruck des gemeinsamen Grundstoffes, neben Recht und Sitte, neben Lebensweise und Geschmack, neben Genußrichtung und Arbeit". Es sei da ein Grundstoff, ein Kern erforderlich; dessen Natur vertrage — und begehre nach Umständen — die Aufnahme fremder Elemente; sie fügt sich dem geschichtlichen Einflusse: immer unter der Voraussetzung richtigen Maßes und angemessener Folge. „Nicht weniger als die gemeinsame Sprache und Abstammung bindet gemeinsames Geschick, gemeinsames Wirken und Leiden die Menschen zusammen; die Muttersprache und der Glaube der Väter, die geistige Begabung und die Art des Blutes sind im allmähligen Gange der Geschichte der Umwandlung, Mischung und Erneuerung fähig. Immer aber, wie im einzelnen Menschenleben der Mann nicht einen einzigen Zug seines Kindergesichts und doch die gleiche persönliche Natur bewahrt, so zieht sich durch allen Wechsel einer Volksgeschichte dieselbe nationale Persönlichkeit, deren Sprengung mit der Vernichtung des Ganzen gleichbedeutend ist."

Worte, denen wieder Ficker seine Anerkennung nicht vorenthielt.

Sybel schildert dann das Königtum Heinrich's I., dessen Machtstellung und Selbstbeschränkung, gestützt auf sein sächsisch-thüringisches Heimatland, die Kämpfe gegen Ungarn und Slaven, den sichern Sinn des Königs fürs Praktische. Heinrich der Sachse ist der Mann nach dem Herzen Sybels: „als er starb, war Deutschland überall im Aufblühen und Voranschreiten begriffen, einig in sich, überall geachtet, nirgendwo gehaßt, der mächtigste Staat Europas und der Freiheit keines Nachbarvolkes gefährlich"(!). Sybel wagt sogar, obwohl er das Mißliche davon nicht verkennt, einen Blick in die mutmaßliche Zukunft, wie die Ereignisse sich hätten in diesem Geleise weiter entwickeln können: „wenn man aus den Tendenzen seiner Regierung einen Schluß auf die Maßregeln versucht, welche der Fortschritt in derselben Richtung herbeigeführt hätte, so erscheint vor Allem nahe liegend eine weitere Entwicklung der norddeutsch-sächsischen Macht; es zeigt sich dann nötig ein allmähliges Einschieben

königlicher Beamten und Vasallen in das Gebiet der herzoglichen Gewalt; es ergibt sich endlich das allgemeine Gebot planmäßiger, stufenweiser, festbegrenzter Ausdehnung" (31).

Es sieht aus wie ein Programm für König Wilhelm I. von Preußen![1])

„Aber schon der Sohn des Gründers, Otto der Große, war anderer Meinung. Den unter allen Umständen nötigen Fortschritt suchte er nicht auf dem Wege der nationalen, sondern der erneuerten kaiserlichen Politik"[2]).

Otto I. erneuerte das Kaisertum wie Karl der Große auf kirchlichem Boden, mit dem Anspruch auf die Beherrschung aller Christenheit, auch er nicht ohne Widerstand in seiner nächsten Umgebung, in der eigenen Familie. Ficker's Argumentation von der Beschränkung des deutschen Kaiserreichs findet Sybel nicht zutreffend (ohne übrigens Ficker's Begründung recht zu würdigen). Es wird vielmehr mit Hinweis auf Otto II. und Otto III. das abermalige Scheitern der Kaiserpolitik konstatiert, der Widerwille der Italiener gegen die Deutschen mit den Worten Thietmars von Merseburg hervorgehoben, die Zweideutigkeit der päpstlichen Politik gegeißelt, die üble Rückwirkung auf die deutschen Angelegenheiten bemerkt.

Es kam die Dynastie der salischen Kaiser zur Herrschaft: Konrad II. war ein Realist wie einst Heinrich I., — aber „er vermochte nicht, so stark er war, die seit einem Jahrhundert eingehaltenen Bahnen vollständig zu verlassen" (54). Nichtsdestoweniger sei der Gegensatz zwischen ihm und den Ottonen auf allen Punkten unverkennbar[3]). Namentlich sei er wie Heinrich I. kirchlich indifferent gewesen, wodurch das Emporkommen der hierarchischen Tendenzen verzögert worden sei. Erst sein Nachfolger Heinrich III. habe wieder in kurzsichtiger Weise die Weltherrschaft angestrebt, die Theokratie gefördert.

Es kommt das Zeitalter Gregors VII. (der sonderbarer Weise mit Cromwell verglichen wird)[4]), der Investiturstreit, „der den Stamm der deutschen Monarchie entwurzelte" (59), während er über die

---

[1]) Vgl. Fickers Entgegnung S. 125.

[2]) Die Sache ist auch von Böhmer erwogen worden. Vgl. Janssen III, 99 (1853): „Die Wechselwirkung zwischen Deutschland und Italien war doch auch reich an Blüte und Frucht. Welches innere Interesse hat denn die Geschichte von Dänemark und Schweden, die von solchen Berührungen freier blieben, neben der unserigen?"

[3]) Vgl. hiezu Fickers Replik S. 47.

[4]) Wie Mommsen den Julius Caesar mit Cromwell verglich!

anderen Throne Europas ohne wesentliche Schädigung dahinbrauste. Der Grund lag darin, „daß die Könige von Frankreich und England es vermieden, den Kampf gegen zwei mächtige Gegner, die päpstliche Kirche und den weltlichen Adel, zu gleicher Zeit zu beginnen, daß sie vielmehr sich beeilten, durch fügsame Freundschaft das Bündnis des Papstes für sich selbst zu gewinnen und sich damit die Kraft zur Überwältigung ihres Adels, welcher damals ebenso stark und selbstsüchtig war wie der deutsche, zu bewahren wußten“. Warum unsere Monarchen nicht denselben Weg einschlugen? „Warum überschätzten sie ihre Stärke und beschworen durch Ablehnung der päpstlichen Begehren den doppelten Sturm gegen sich herauf?“ Sybel beantwortet diese Frage: „Die Lösung der Frage wird sich schwerlich in persönlichen Momenten finden. Denn waren unsere Heinriche und Friedriche etwa weniger klug, als die französischen Könige? Oder hatten Ludwig VII. und Philipp August einen schläfrigern Ehrgeiz als unsere Kaiser? Er findet den Grund in der Kaiserkrone, die nach der Leitung der Kirche strebte. „Der deutsche König als solcher hätte den Kampf gegen das Papsttum so gut wie der französische oder englische vermeiden können: der römische Kaiser deutscher Nation war zu demselben gezwungen, wenn er nicht den Kern und Inhalt seines Amtes von vornherein aufgeben wollte. So wurde der Zusammenstoß unvermeidlich, bei welchem das deutsche Königtum und die deutsche Nationaleinheit zu Grunde gehen sollten“ (60).

So lange Sybel die Darstellung Giesebrechts zur Hand hatte, konnte er sich sachlich auf dieselbe stützen; für die Zeit der Hohenstaufen hat er keine so feste Grundlage für seine Argumentation [1]): „wohl ist die staufische Dynastie reicher als jede andere an imponierenden, hochbegabten und willensstarken Persönlichkeiten; ihre Fähigkeiten sind unerschöpflich, ihre Charaktere nicht zu beugen, ihre Ergebnisse bewundernswert; und der Glanz ihrer Taten hebt sich doppelt leuchtend ab auf dem dunkeln Grunde ihres Untergangs. Aber nichts ist gewisser, als daß die deutsche Monarchie schon zu ihrer Zeit ein wesenloser Schemen, ihr kaiserliches Streben von Deutschland hinweggewandt, und jeder große Fortschritt unserer Nation in jener Zeit von ihrer Kaiserpolitik völlig unabhängig war“ (64).

Das war ein grober Fehlgriff, den zu züchtigen Ficker in seiner Replik sich nicht entgehen ließ. Er legte dabei zum erstenmal in überzeugender Weise die Politik, die zu dem Konkordate des 12. Jahr-

---

[1]) Raumers Darstellung genügte dafür nicht.

hunderts führte und ihre Konsequenzen für das deutsche Bistum dar[1]). Die Zeit Friedrichs I. war Fickern genau bekannt, Sybeln nur in geringerem Maße, daher hier der letztere, der unvorsichtige Äußerungen drucken ließ, mit seiner Polemik unterlag. Daß Friedrich I. in Deutschland Herr der Situation war, zeigte der Sturz Heinrichs des Löwen, dessen Konsequenzen schon in „Engelbert dem Heiligen" entwickelt sind[2]). Ficker hat Friedrichs Stellung in Italien während der letzten Zeit seiner Regierung auch später auf das eingehendste studiert und seinen Schüler Scheffer-Boichorst auf dieselbe Zeit hingewiesen. Scheffer aber konnte überall an die solide Forschung seines Lehrers, wie sie in jenen Kontroversschriften niedergelegt ist, anknüpfen[3]).

Sybel macht sich lustig darüber, daß Ficker den Ruin des Kaiserreiches von der Erwerbung des Königreiches beider Sizilien datiert. „Wäre die Annexion Neapels unterblieben, so lebte das Kaiserreich heute noch!" Ficker hatte ausgeführt, daß ein gewisses Gleichgewicht in Italien eingetreten sei, indem der Normannenstaat im Süden, das kirchliche Gebiet in der Mitte, das kaiserliche Italien im Norden balanzierten und daß dieses Verhältnis auf die Dauer sich halten ließ. Sybel spottet: „Die Zeit, in welcher der Normannenstaat in Neapel bestand, war bekanntlich die Periode von Gregor VII. bis ungefähr auf Innozenz III., eben die Periode, in welcher das Papsttum seinen Anspruch auf Weltherrschaft geltend machte, das Kaisertum als Reichsregierung neutralisierte und zur Stellung einer fürstlichen Parteiführung erniedrigte, und endlich den überwundenen Erdkreis der eigenen Lenkung unterwarf". Mit bewußter Verdrehung von Fickers Ausführungen ruft Sybel aus: „Dieser Abschnitt unserer Kaiserzeit ist es also, dessen Zustand Ficker als die „durch und durch gesunde Gestaltung" bezeichnet, dies ist das normale Gleichgewicht, von dem er beklagt, daß es nicht bis auf den heutigen Tag fortdauert." Jene Beschränkung der Kaiserpolitik hätten auch die Vorfahren der Staufer sich nicht auferlegt. „Es ist — wir brauchen gerne das mildeste Wort — es ist in seltenem Grade komisch, wie Hr. Ficker Mücken seiget und Kamele verschlingt, wie er in der höchst legalen Erwerbung Neapels durch Heinrich VI. die ehrsüchtige Störung und in der ehrsüchtigen Einmischung der Ottonen in aller Herren Länder die echte Grundlage der „durch und durch gesunden Gestaltung" erkennt. Es klingt wie „der reine Widerspruch, der gleich geheimnisvoll für

[1]) Deutsches Königtum und Kaisertum S. 61 f., 66 f., 73, 76, 84 f.

[2]) Hier konnte Ficker sich auf O. Abel und K. W. Nitzsch berufen. A. a. O. 63 f. Ebenda S. 97 f.

[3]) Vgl. Scheffer-Boichorst, Friedrichs I. letzter Streit mit der Kurie (1866).

Weise wie für Toren." Sybel, in den früheren Partien seiner Schrift geistreich, wird immer gröber. Er imputiert Fickern, daß er als das organische Gleichgewicht und die normale Gesundheit nichts anderes als das System Gregor VII. und Innozenz III. verkündigt. „Was zu diesem gesunden Gleichgewicht, oder wie andere Menschen es nennen, zu der päpstlichen Weltherrschaft geführt hat, wird er loben: also erfreut sich die weltumfassende Politik der Ottonen seines unbedingten Beifalls. Die Staufer aber suchten sich durch die Erwerbung Neapels eben der erdrückenden päpstlichen Übermacht zu entziehen, also störten sie das gesunde Gleichgewicht und finden keine Gnade bei dem sonst so gut kaiserlichen Historiographen" (70 f.).

Das war zugleich eine unehrliche Polemik. Der Gedankengang Fickers war klar genug gewesen, im Böhmer'schen Kreise auch, wenngleich nicht so präzis, schon früher besprochen und ausgereift. Überdies stand Ficker in seiner Schrift so wenig auf Seite des Papstes Innozenz III., daß es die Verwunderung des Grafen Leo Thun erregte[1]). Sybel hätte sich manche bittere Stunde erspart, wenn er seinen Gegner nicht so sehr verkannt und wissenschaftlich unterschätzt hätte.

Wir können die Analyse der Schrift Sybels hier nicht weiter fortsetzen. Er kommt auf die habsburgische Weltherrschaft seit Karl V. zu sprechen, innerhalb deren das deutsche Reich nur eine einzelne Provinz vorstellte, Italien eine spanische Dependenz war; in Deutschland wurde die nationale Richtung, die sich in der Reformation aussprach, gehemmt. Nach dem Rücktritt Karl V. pflogen Ferdinand I. und Max II. eine gemäßigte Gesinnung. Aber das Papsttum hatte sich wieder gekräftigt, im Bunde mit Philipp II. von Spanien ging der neukonstituierte Katholizismus offensiv vor, dem dann Ferdinand II. in den Erblanden und in Deutschland sich dienstbar erwies; die nationalen Interessen traten in den Hintergrund. Der Kaiser war mit Spaniern und Italienern im Bunde, wogegen die andere Partei mit Dänen, Schweden, Franzosen paktierte. Das Resultat war der Ruin Deutschlands. „Ein Extrem hatte das andere, die Überspannung der kaiserlichen Weltherrschaft die völlige Zersetzung Deutschlands hervorgerufen. Und doch unterliegt es keinem Zweifel: unter den gegebenen Verhältnissen war die Niederlage des Kaisertums ein Glück für den Bestand der deutschen Nationalität . . . hätte Ferdinand II. triumphiert, so zeigt uns die Behandlung Böhmens, welches Schicksal Deutschland erfahren hätte"[2]).

[1]) Siehe die Äußerung Leo Thun's oben S. 300.

[2]) Vgl. Fallmereyers Vorrede zu den „Fragmenten a. d. Orient" S. XXIX f.

Es wird dann die neuere Entwicklung verfolgt, wobei Sybel die Einleitung zum zweiten Buche seiner Geschichte der Revolutionszeit[1]) weiter ausführt, hier unterstützt durch die eingehenden Studien, die er über die letzten Jahrhunderte angestellt hatte.

Ficker war erregt über die Art von Sybels Polemik, in der allerdings die Partie, worin jener überlegen, ziemlich oberflächlich behandelt war. „Auf meine Gründe“ — schreibt Ficker an Janssen — „ist er fast gar nicht eingegangen und Blößen gibt er genug.“ Er plant sofort eine Entgegnung. „Meine Sache scheint es mir zunächst zu sein, mich vorzüglich an das mittelalterliche Kaisertum zu halten; ich denke ihm vorzüglich mit dem Unterschied zwischen Kaiserreich und Weltreich nochmals zu Leibe zu gehen, wo er mich auch am heftigsten angreift, und dann seine große Entdeckung zu beleuchten, daß nach dem Verfalle des Kaiserreichs im 13. Jahrhundert sogleich alles im Streben nach nationaler Einigung entbrannt sei“. Ficker hat nicht die Absicht über das 14. Jahrhundert hinauszugehen; er frägt an, ob Janssen, der die spätere Zeit genauer kenne, ihm nicht z. B. in Bezug auf Kaiser Maximilian I. (über den er sich einmal Ficker gegenüber geäußert hatte) sekundieren wolle? [2]).

Man sieht, das strittige Problem wird genauer abgegrenzt. So entstand, inmitten der anderen Arbeiten Fickers, seine Schrift: „Deutsches Königtum und Kaisertum. Zur Entgegnung auf die Abhandlung Heinrichs von Sybel: Die deutsche Nation und das Kaiserreich“, Innsbruck 1862, datiert vom 27. Februar dieses Jahres [3]).

Ficker beginnt wieder mit methodologischen Ausführungen, über die deduktive Methode, die von den Tatsachen ausgeht, die induktive, die mit einem fertigen Urteil an die Tatsachen herantritt, einige gewagte Aussprüche Sybels mit Glück persiflierend, andere in ihrer Berechtigung anerkennend, so wenn Sybel Modifikationen des Nationalitätenprinzips zulasse, auch nicht gegen eine Erwerbung sei, wenn Assimilation möglich, z. B. auf slavischem Gebiete (wo nur das Polentum von einer Assimilierung weit entfernt ist). Eine Beherrschung

---

[1]) Bd. 1 (1853) S. 115 ff.

[2]) Ficker an Janssen 1861 Dez. 26. (Hiebei ist bemerkenswert, daß eine Verhimmelung Ferdinands II., wie sie Hurter in seinem Werke gab, außer Spiel blieb. Von der spanisch-katholischen Gewaltherrschaft wollte auch Böhmer nichts wissen.) — Janssen stellte eine Schrift über „Max I. und die deutsche Nation“ in Aussicht, um die „Willkürlichkeiten des Bonner Visionärs ein wenig zu beleuchten.“

[3]) Ficker hatte infolge der noch nicht entwickelten buchhändlerischen Verbindungen Sybels Schrift erst in den letzten Tagen des Jahres 1861 erhalten. Auch seine Gegenschrift kam den Interessenten vielfach verspätet zu.



fremder Gebiete mit voller Belassung der fremden Volkstümlichkeit sei möglich (wie Englands Herrschaft in Ostindien u. s. w. erweist). Wenn es im Interesse einer Nation liege, suche sie dies zu befriedigen z. B. Rußland, indem es gegen Bosporus und Sund dränge, ohne sich um das nationale Prinzip zu kümmern, das Sybel in den Vordergrund stellt. „Ich denke, jeder Unbefangene wird zugeben, daß die Beurteilung der historischen Tatsachen nach einem solchen feststehenden als unverrückbarer Maßstab festgehaltenen politischen Prinzip vielfach zu einseitigen und unrichtigen Ergebnissen führen muß". Prinzipien, mit Zulassung von Ausnahmen, seien eben keine Prinzipien. Daher auch „die Verarbeitung nach Prinzipien" eine Phrase. Auch der „sittliche Maßstab" des Gegners kommt schlecht weg: „wenn die sittliche Tat erweislich einen schlechten Erfolg gehabt hat, soll ich schließen, die Tat sei demnach nicht sittlich gewesen"? Oder umgekehrt, wofür die Wegnahme Schlesiens und die Teilung Polens, zwei Tatsachen, worauf die spätere Machtstellung Preußens und der Dualismus in Deutschland beruhen, als Beispiel dienen. „Soll von einem für alle Zeiten giltigen sittlichen Maßstabe überhaupt die Rede sein, will man diesen für solche Dinge nicht lieber ganz bei Seite legen, so dürfte doch das Urteil über den sittlichen Wert jener Tatsachen vollkommen feststehen. Wie steht es nun hier mit dem vom Gegner angezogenen Gesetze der Kausalität, wonach die schlechte Ursache auch eine schlechte Wirkung bedingt?" (24 f.)[1]) Wenn man aber auch die zu Grunde liegende Tat nicht sittlich findet, kann gleichwohl das Urteil über die daraus hervorgegangenen Folgen ein günstiges sein, wie Sybels Verhalten beweise.

„Aber ebenso möchte ich es freilich nun auch für frühere Jahrhunderte gehalten wissen. Man lege immerhin an das Tun unserer Kaiser den sittlichen Maßstab, mache aber von den Ergebnissen nicht die Beantwortung der Frage nach dem Wert ihres Werkes, des deutschen Kaiserreiches, abhängig".

Nach dieser Einleitung geht der Verfasser dazu über den Unterschied des nicht einen nationalen Charakter an sich tragenden Kaiserreichs Karl d. Gr. und des von Otto d. Gr. gegründeten, in dem die deutsche Nation die herrschende war, ausführlicher darzulegen. Dabei wird die Verschiedenheit der Institutionen in Deutschland, Italien, Lothringen hervorgehoben, worauf Ficker das größte Gewicht legt (41); namentlich sei auch die Stellung des Bistums in den einzelnen

---

[1]) Vgl. hiezu Sybels Bemerkungen in dem Briefe an Georg Waitz 1862 Febr. 8 (Varrentrapp S. 107 A.).

Ländern durchaus eine verschiedene gewesen, was Sybel ignoriert (42). Die Unterwerfung Italiens und Burgunds habe mit dem Kaisertum als solchem nichts zu tun, Burgund speziell sei durch Konrad II., ehe er Kaiser war, erworben, dessen realistische Politik ja Sybel selber lobe, in Italien entschied die reale Übermacht des Nachbarn; hier wie dort trat der deutsche Herrscher einfach in die Rechte der früheren Könige von Italien und Burgund ein. Es wird dann über die Bedeutung der Kaiserkrone gehandelt: dieselbe war zunächst eine kirchliche und ideale. Der Kaiser wurde Vogt der römischen Kirche, er übte die kaiserlichen Rechte im Kirchenstaate (46 f).

Es wird nochmals gegen Sybel betont, daß das Kaiserreich — im 12. Jahrhundert — als ein genau begrenzter Begriff galt, der gegen Frankreich, das Königreich beider Sizilien u. s. w. feststehende „fines Imperii" hatte (in der Ottonenzeit, wo das karolingische Vorbild nachwirkte, auch Unteritalien noch keine dauerhafte Gestaltung besaß, war es anders). „Für dieses Reich, nicht für jedes maßlose Ziel der Kaiserpolitik bin ich eingetreten" (52). Durch diese Gestaltung war aber die Stabilität des Weltteiles verbürgt. Die Frage, ob das Bestehen des Kaiserreiches das Gedeihen Deutschlands befördert oder zerstört habe, sei damit entschieden" (53) [1]).

Die Glanzpartie der Schrift besteht in der eingehenden Würdigung der Regierung Kaiser Friedrich I.; Sybels Insinuationen werden scharf zurückgewiesen, aber auch positive Aufstellungen gemacht. Über das Hervortreten der Ministerialen als Beamten (gegenüber der früher rein bischöflichen Verwaltung), über das Anwachsen des Reichsgutes, die Erwerbung von Kirchenlehen durch die Krone, über die Bedeutung des Friedens von Venedig, über die Beziehungen zwischen Kaisertum und Papsttum im 12. Jahrhundert ist in einer Weise gehandelt, die allgemein Beifall erwarb [2]). Die Behauptung Sybels von

[1]) Denn was wäre geschehen, wenn das Kaiserreich nicht gegründet worden wäre? Frankreich hätte das Übergewicht, das es nach dem Falle an sich riß, bereits früher erlangt. Es würde auch in Italien und in Burgund eingegriffen haben, wenn Deutschland ihm nicht zuvorgekommen wäre.

[2]) G. Waitz an Ficker 1862 März 16, mit Beziehung auf den „Reichsfürstenstand": Ich habe in den letzten Tagen angefangen, das Buch zu studieren und bin überrascht und erfreut über die Resultate in Beziehung auf Friedrich I. Daß seine Regierung in vieler Beziehung epochemachend für die Geschichte der deutschen Reichsverfassung, daß namentlich damals zuerst das Lehenwesen vollständig die staatlichen Verhältnisse durchdrungen, stand mir schon immer vor Augen, aber nur in mehr unbestimmter Weise, während Sie dies jetzt aufs interessanteste im Einzelnen nachweisen.

der völligen Ohnmacht des Kaisers Friedrich I. fiel in Nichts zusammen, ist seitdem auch nicht mehr wiederholt worden [1]),

Der Streit zwischen Sybel und Ficker erregte natürlich das Interesse der sachverständigen Gelehrten in hohem Grade.

Georg Waitz, der eben Ficker's „Reichsfürstenstand" gewürdigt, hatte schon an der Einleitung zu demselben manches auszusetzen gefunden, die „Vorlesungen" hatten den Dissens verstärkt, zumal da aktuelle Fragen berührt waren, zu denen Waitz schon 1848 Stellung genommen; es kam dann Sybels Schrift, die in anderer Hinsicht übers Ziel hinausschoß. So entschloß sich Waitz über den ganzen Zwist, der ihm nicht angenehm war, in den Göttinger Gel. Anzeigen das Wort zu ergreifen [2]). Er bemerkt, so viel er des Gemeinsamen mit Sybel habe (Waitz war der ältere Mitschüler Sybels von Berlin her, der Rezensent seiner früheren Arbeiten über das Königtum bei den Germanen u. s. w.), so könne er doch in wesentlichen Punkten seiner Auffassung nicht beipflichten: „seine Anschauung scheint mir eine einseitige und trostlose". Während Ficker „in einer eigentümlichen Art von Idealismus befangen sei", mache Sybel eine Betrachtung geltend wie sie realistischer nicht gedacht werden kann. Ihm sei das Kaiserreich eine ungefüge, rechter staatlicher Ausbildung gar nicht fähige Vereinigung von Ländern und Völkern. Waitz hob dagegen hervor, daß es sich da doch um eine historische Entwicklung handle, „die ihre große eigentümliche Bedeutung, auch in politischer Beziehung hat, die kurzweg zu verdammen am wenigsten dem Geschichtsforscher ziemt, die er vielmehr in ihrem Wesen zu erfassen

[1]) Vgl. Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergessenheit I. (1866) S. 506: „Es ist richtig, das mächtige Königsgeschlecht verging im Kampfe gegen das Papsttum, aber nicht die Feindschaft des dritten Innozenz und seiner Nachfolger war letzter Grund des Staufischen Verderbs, sondern die alte Idee der römischen Weltmonarchie." In der an S. Hirzel gerichteten Vorrede sagt er: „Seit dem Staufen Friedrich I. haben neunzehn Geschlechter unserer Ahnen den Segen eines großen und machtvollen deutschen Reiches entbehrt" . . .

[2]) Waitz schrieb darüber auch an Sybel, vgl. Varrentrapp S. 107 A. — An Ficker 1862 März 16: Ich würde zu dem Wort in Ihrem Streit mit Sybel nicht gekommen sein, wenn ich es nicht für eine Art Pflicht der Objektivität gehalten hätte, meiner durchgehends freudigen Zustimmung zu Ihrem Reichsfürstenstand wenigstens kurz meinen Dissens in Beziehung auf die allgemeinen Verhältnisse des Kaisertums gegenüberzustellen. Da ich es mit wenigen Worten im Anhang zur Anzeige des ersten Buches („Reichsfürstenstand") getan, kam Sybels Erwiderung und nun erforderte die Gerechtigkeit eine Antwort auch nach der anderen Seite; obgleich oder eigentlich weil ich im ganzen mehr auf dieser als auf Ihrer stehe.

und zu erklären, aber freilich nicht als etwas für alle Zeiten passendes zu proklamieren hat". (Das ist gegen Ficker gesagt, der eine ähnliche Staatenbildung in der Gegenwart[1]) für wünschenswert und möglich ansah). „Der Standpunkt, von dem Sybel aus das Kaisertum beurteilt, ist kaum so sehr verschieden von dem, auf welchem man überhaupt im Mittelalter nichts als Barbarei und Verkehrtheit, als Abirrung von dem rechten Wege des Lebens der Menschheit erblickte".

Sybel spreche dabei wiederholt eine Ansicht aus, die Waitz in hohem Grade für bedenklich hält: der Erfolg und nur der Erfolg gebe den Maßstab für die Beurteilung geschichtlicher Verhältnisse[2]); „ich meine, daß der Erfolg doch keineswegs das sittliche und auch nicht allein das politische Urteil bestimmen kann". Waitz führt dann aus, daß die Geschichte das große Ziel nicht auf geraden Wegen verfolge; sie rufe Bildungen ins Leben, die an sich keine ewige Bedeutung haben, aber ein wichtige Phase im Leben der Menschheit und der einzelnen Völker bezeichnen, die selbst freilich dem Untergang verfallen, aber dann gedient haben, andere Gestaltungen vorzubereiten. „Wer könnte, auch ohne gewaltsam eine solche teleologische Auffassung durchführen zu wollen, in den Weltreichen Alexanders, Karl des Großen solche Durchgänge und Übergänge in neue Lebensverhältnisse verkennen? Das letzte und die durch dasselbe herbeigeführte Aufrichtung des Kaisertums ist dazu der Abschluß einer Entwicklung, die sich durch Jahrhunderte hindurchzieht und die, wie irgend eine ihr Recht, ihre historische Begründung hat. Es scheint mir vermessen, da nun zu Gericht sitzen, von Ehrgeiz und Irrtümern reden, ja wissen und lehren zu wollen, welches Unheil über die Welt und die einzelnen Völker gebracht sei. Die Beurteilung, welche Sybel der Gestalt Karl des Großen zu Teil werden läßt, ist in der Tat so neu, daß sie beinahe als ohne Beispiel dastehend bezeichnet werden muß; weder Gibbon noch Schlosser, die vor Anderen

---

[1]) Mit Rücksicht auf die österreichischen Verhältnisse.

[2]) Diese Lehre Sybels beruhe, erklärt mir ein befreundeter Philosoph, auf biblischen Vorstellungen, wie sie das Buch Hiob enthält, und auf übel verstandenen Darwinistischen Ideen. Daß im Kampf ums Dasein immer die „Besseren" übrig bleiben, ist nicht richtig; es bleiben diejenigen übrig, die den Umständen sich anpassen, was nicht immer die Besseren sind. — Sokrates und Christus gingen zugrunde; inwiefern waren diejenigen, die übrig blieben, die „Besseren"? Bei den Völkern verhält es sich ebenso. — Vgl. auch Jak. Burckhardt „Über Glück und Unglück in der Weltgeschichte". Weltgeschichtliche Betrachtungen S. 265f. Hiezu S. 34.

geneigt gewesen, ihrer subjektiven Anschauung Einfluß auf ihr Urteil einzuräumen, sind so weit gegangen"[1]).

Waitz verbreitet sich über Fickers Ansicht, wonach in der Organisation Karls des Großen der romanische (zentralisierende) Staatsgedanke zum Ausdruck gekommen sei, in der Organisation des deutschen Kaiserreiches hingegen der germanische (foederale). „In der Tat kann man bei aller Anerkennung eines großen Unterschiedes zwischen der Auffassung und Behandlung der staatlichen Verhältnisse bei Römern und Germanen unmöglich zugeben, daß der Gegensatz ein so schroffer und überhaupt ein solcher war, wie er hier dargestellt wird. Historisch betrachtet steht die Sache vielmehr umgekehrt, daß der Staat bei den Germanen von den ihm gehörigen Rechten zu Gunsten einzelner Gewalten abgegeben hat und damit einem dem Volk einwohnenden Trieb nach Ausbildung kleinerer selbständiger Kreise entgegengekommen ist. Dann entsteht ein Kampf zwischen der Tendenz nach mehr einheitlich zusammenfassender Gewalt und der Neigung zur Gestaltung solcher kleinerer politischer Körper; dabei hat die erste wohl manchmal aus fortlebenden oder neuerwachten Erinnerungen des römischen Altertums eine Nahrung gezogen; aber sicher ist das nicht die einzige oder auch nur die wichtigste Grundlage dafür. Im Reich Karls des Großen, in den Einrichtungen, welche er getroffen, finde ich nichts, was dahin gerechnet werden kann, weder direkt noch indirekt scheint mir hier ein römischer Einfluß wirksam zu sein: vielmehr ergibt sich einfach aus dem Leben selbst, was Karl an Maßregeln zur Durchführung einer größeren staatlichen Einheit ergreift; und offenbar muß vieles, was Ficker als Produkt römischen Staatsgedankens hinstellt, allgemein als Wesen und Bedingung staatlicher Ordnung überhaupt angesehen werden"[2]).

Waitz geht sodann auf die Bedeutung des nationalen Momentes für die Staatenbildung ein. Er schließt sich dabei im wesentlichen an Sybel an: „ich möchte nur hinzusetzen, daß gerade den germanischen Stämmen mehr als anderen ein Trieb nach Bildung nationaler Reiche einwohnt, von ihnen in die Geschichte eingeführt, aber freilich nicht gleichmäßig durchgeführt ist". Er verweist in Bezug auf die Bildung des deutschen Reiches (durch den Vertrag von Verdun 843) auf seine Verfassungsgeschichte. „Daß damals das deutsche Reich,

---

[1]) Sybel beantwortete diesen Vorwurf dahin, daß er keine Geschichte Karls schrieb, sondern den Wert des Kaisertums erörterte, daß also der Schatten das Thema seines Buches bildete. (Brief an Waitz 1862 Febr. 8.)

[2]) Ficker ist auf diese Dinge zurückgekommen in der Einleitung zu den Forschungen zur Reichs- und Rechtsgesch. Italiens, S. XXIII ff.

bewußt von denen, die der gleichen Volkstümlichkeit teilhaftig waren, in den bestimmten Grenzen dieser gebildet sei, soll gewiß nicht behauptet werden. Aber darum ist, mag man noch so viele Einzelnheiten dagegen anführen, die eigentliche Bedeutung des Ereignisses doch nicht zu verkennen"[1]).

Dann fährt Waitz fort: „Eigentümlich ist, wie die beiden Autoren sich zur Frage von der Bedeutung der Nationalität in der Geschichte Italiens verhalten. Ficker wagt die Behauptung: von allen Teilen der karolingischen Monarchie sei Italien dasjenige Land gewesen, wo für die Gestaltung eines Nationalreiches die größte Gunst der Verhältnisse vorlag. Ich meine, daß gerade umgekehrt Italien damals noch gar keine wahrhaft einheitliche Volkstümlichkeit hatte, vielmehr alle die Bedingungen der Zersplitterung in sich trug, welche bis zum heutigen Tag fortgewirkt haben". Germanische Herrschaft und Einwirkung auf die Verhältnisse des Volkes nur in einem Teile des Landes; Venedig und das Exarchat, Rom und der griechische Süden vom langobardischen Teile und unter sich geschieden; auf Sizilien die arabische Herrschaft: das seien Verhältnisse, die auch vor der Ankunft der Normannen eine Zerrissenheit begründen, der weder die einheimischen Könige noch die deutschen Kaiser Herr werden konnten. „Sybel meint nun, eben die Schuld der letzteren, früher Pipins und Karls, sei das gewesen; ihr Eingreifen in die Verhältnisse Italiens beurteilt er so ziemlich ebenso wie heutzutage die österreichische Herrschaft; der Langobardenkönig, der Ravenna und Rom sich unterwerfen will, erscheint ihm wie der Vorläufer eines Viktor Emanuel. Ich habe gerechten Zweifel, daß damals die Bevölkerung in Ravenna, Rom, Neapel die Sache in solchem Licht erblickte, und meine, nicht darum handelte es sich, ob ein Reich auf nationaler Grundlage aufgerichtet, sondern ob eine solche gleiche, nationale Grundlage überhaupt gelegt werden sollte. Daß den Langobarden ihre Absicht nicht gelang, aber auch, daß nachher der deutsche Einfluß nicht gleichmäßig durchdrang und zur Geltung kam, hat wesentlich die dauernde Auflösung Italiens bedingt".

Nachdem Waitz das einer Einigung Italiens widerstrebende Verhalten der Päpste besprochen, bestreitet er dem sizilischen Ereignis die Bedeutung, die ihm Ficker gab: „man erkennt nicht, welcher Unterschied in der italienischen Politik der älteren Kaiser und jener der staufischen obgewaltet hat: strebten nicht Otto I., Otto II., Heinrich II., Lothar ebensowohl, nur nicht so glücklich, nach

[1]) Vgl. hiezu Mühlbacher, Gesch. der Karolinger S. 457 f.

dem Besitz von Unteritalien, wie Friedrich I. und Heinrich VI.? Und die Päpste, wenn sie auch im Allgemeinen die Herrschaft der deutschen Könige in Italien als eine Folge des Kaisertums hinnahmen und mitunter, weil sie ihrer Hilfe bedurften, sich ihnen anschlossen, immer haben sie doch die Macht derselben nur ungern sich befestigen sehen, sie beschränkt, wo sie konnten, jeder Opposition gegen dieselbe Vorschub geleistet; und ich wüßte den Kampf zwischen Kaiser und Papst nach dem Austrag des Investiturstreites nicht anders als einen Kampf um die Herrschaft Italiens zu bezeichnen, bei dem dann freilich die Frage nach der obersten Stellung in der Christenheit überhaupt im Hintergrunde lag und mehr und mehr auch unmittelbar hervortrat und dem Kampf noch allgemeinere Bedeutung gab."

„Gewiß wird dann das Urteil über diese und andere damit zusammenhängende Verhältnisse wesentlich davon abhängen, wie man über die Bedeutung des Papsttums, die Entwicklung der Kirche überhaupt oder speziell in den Jahrhunderten des Mittelalters denkt." Worüber Sybel und Ficker eben weit auseinandergingen. Waitz will diesen Erörterungen nicht weiter folgen, auch den Hauptsatz von Sybel, daß das Kaisertum die ungünstige politische Entwicklung Deutschlands herbeigeführt hat, nicht im Einzelnen beleuchten. „Man kann mit vielem einverstanden sein, was da gesagt ist; das Urteil über die einzelnen Kaiser und ihre Politik ist zum Teil dasselbe, welches ich immer vertreten habe. Doch hat die Art, wie es geltend gemacht wird, etwas schroffes, einige Behauptungen laufen mitunter, gegen die ich mich entschieden aussprechen müßte; so das ganze Verfahren, das Kaisertum für alles das was sich ungünstiges im Leben, namentlich im politischen Leben der Deutschen zeigt, verantwortlich zu machen, scheint mir in hohem Grade einseitig, die Meinung, in seinen Strebungen nichts als Irrtum und Verderben zu finden, trostlos, aber auch unberechtigt".

Zum Schluß erklärt sich Waitz dagegen, daß Fragen der aktuellen Politik mit den wissenschaftlichen verquickt würden: „ich halte daran fest, daß diese Fragen mit der Würdigung des alten Kaisertums nichts zu tun haben, und daß in aller Weise und von allen Seiten darnach gestrebt werden soll, daß unsere historische Wissenschaft von den Stimmungen und Wünschen der Gegenwart unbeirrt bleibe."

Dies die Rezension von Waitz[1]), die, wenn auch einiges gegen Ficker gesagt wird, doch der Wahrheiten gegen Sybel genug enthält,

[1]) Gött. Gel. Anzeigen 1862 St. 4 (Jan. 22, bevor Fickers Entgegnung erschienen war). Jetzt in den Ges. Abhandlungen von G. Waitz S. 532 ff. Vgl. auch Frensdorff in dem Artikel „Waitz" der Allg. D. Biographie.



so daß die Freunde Fickers frohlockten, die Sybels die Punkte, in denen ihm Recht gegeben worden [1]), dagegen abwogen.

Von den beiden Kämpfern wurde das Urteil von Waitz seiner Objektivität halber freundlich aufgenommen. Wenn er aber eine Verständigung herbeizuführen wünschte, sah er bald das vergebliche ein. Daraufhin erklärte Waitz, er werde „an der Diskussion keinen Anteil mehr nehmen, die eigene Ansicht wohl Gelegenheit haben in kurzer und populärer Weise darzulegen, so Gott will, später in der Verfassungsgeschichte auszuführen und zu begründen.“ [2])

Die Vorrede von Giesebrecht, die Beurteilung von Sybel, Fickers Ansicht, Sybels Gegenschrift, die Rezension von Waitz, die Replik Fickers machen in der Geschichte der das Mittelalter betreffenden Historiographie Epoche; sie beherrschen die Auffassung bis auf den heutigen Tag. In allen Werken, welche die historische Methodik betreffen, ist davon die Rede [3]); es handelte sich hier nicht um Fragen der Detailforschung, sondern um solche der Gesamtauffassung, die erst durch diese Polemik geklärt wurde. Auch die weitere Forschung wurde dadurch beeinflußt, indem die hier einschlagenden Fragen von den verschiedensten Standpunkten der Erörterung unterzogen wurden [4]). Von entscheidender Bedeutung war dabei das

---

[1]) Vertrag von Verdun, Nationalitätsprinzip, Erwerbung Siziliens, heutige Politik. Vgl. Varrentrapp S. 107 Anm.

[2]) In dem zitierten Briefe an Ficker. — G. Waitz hat in der deutschen Verfassungsgeschichte Bd. V—VII (1876) tatsächlich zu den hier in Betracht kommenden Fragen passim Stellung genommen. Vgl. V² 124 f. über die den Wert des Kaisertums betreffende Kontroverse.

[3]) Vgl. O. Lorenz, Die Geschichtswissenschaft in ihren Hauptrichtungen und Aufgaben (1886) S. 78 f.: „Die Kontroverse beider gelehrter Männer bleibt in der angedeuteten Richtung der Wertuntersuchungen eines der bedeutendsten und epochemachenden Ereignisse der modernen Historiographie.“ Neuerdings Arvid Grotenfeld, Die Wertschätzung in der Geschichte (Leipzig 1903) S. 215 ff.

[4]) Mitunter sind auch jene grundlegenden Erörterungen in Vergessenheit geraten. Vgl. Alex. Cartellieri, Die staufischen Kaiser und die Auffassung ihrer allgemeinen Politik. N. Heidelberger, Jahrbücher XIII (1904) S. 120—129, mit Beziehung auf Haucks Kirchengeschichte Bd. IV (1903) und sein eigenes Buch über Philipp II. August von Frankreich. Cartellieri (im Gegensatz zu Ficker): „Hüten wir uns, Heinrichs VI. weitausschauende Pläne als Phantastereien zu verachten!“ (Was in der Hist. Zeitschrift (1905) als ein Zurückgreifen auf Fickers Ideen getadelt wird!) — Joh. Friedr. Schulte in der „Deutschen Revue“ 30 (1905) S. 95 ff.: daß politisch das Kaisertum eine starke einheitliche deutsche Staatsbildung verhindert (was Ficker im allgemeinen bestreitet), andererseits eben während der Kaiserzeit das deutsche Volk auf allen Gebieten des Kulturlebens eine überragende Stellung eingenommen habe.

Studium der Quellen, auf welchem Gebiete Ficker, was die Stauferzeit angeht, alle anderen Forscher übertraf. Für die frühere Periode glaubte Waitz mehr zu verstehen und dieselbe mitunter von Ficker etwas vernachlässigt, was noch später zu einer Polemik den Anlaß gab [1]).

Über Sybels Leichtfertigkeit in seinen wissenschaftlichen Aufstellungen wurde viel gesprochen [2]); da aber die politischen Deduktionen Fickers für die Gegenwart stark angegriffen wurden, so trat in der breiten Öffentlichkeit das richtige Verhältnis nicht genügend hervor.

Männer wie Wattenbach, wenn sie schon das Kaiserreich nicht so hoch bewerteten wie Ficker, respektierten seine Aufstellungen über die mittelalterlichen Entwicklungen; ebenso R. Köpke, der sich damals mit dem Gedanken trug, selbst eine Deutsche Geschichte zu schreiben; er wollte wie Waitz im Streite vermitteln [3]). Zarncke und Wappaeus luden Ficker zur Mitarbeiterschaft am Literarischen Zentralblatt, beziehungsweise den Göttinger Gelehrten Anzeigen ein, indem sie sich für die Freiheit der Diskussion aussprachen, die von den Gegnern Fickers, die ihre Sache mit einem gewissen Fanatismus führten, ernstlich bedroht war [4]). Böhmer, dann Döllinger, Cor-

---

[1]) Z. B. über das Eigentum des Reiches am Reichskirchengute.

[2]) So in München auf der Versammlung der Hist. Kommission, Ende Sept. 1861. Waitz bedauerte, Fickern nicht hier getroffen zu haben. (Berchtold an Ficker 1861 Okt. 8.) — Giesebrecht äußerte über Sybels Streitschrift: „sie sei ein leichtfertiges, oberflächliches, die stärksten historischen Schnitzer enthaltendes Produkt.“ Nach einem Briefe Döllingers 1862 April 26, den Jörg in seinem Döllinger-Artikel, Hist. pol. Blätter 105 (1890) S. 256, zitiert.

[3]) So berichtet Fickers Schwager W. Ulrich aus Berlin, 1862 März 30: Köpke hatte ihm sein Erstaunen über Fickers schriftstellerische Produktivität ausgedrückt. „Köpke schien Lust zu haben und schon damit beschäftigt zu sein, in dem Streit zu intervenieren, u. zw. vermittelnd, und wünschte daher zu wissen, ob Du antworten würdest“ ... (Rudolf Köpke, geb. 1813, gest. 1870, Ranke-Schüler, a. o. Professor an der Berliner Universität. „Er arbeitete genau“, sagte einmal Mommsen von ihm.)

[4]) Löher an Ficker 1860 Nov. 6: „Den Fanatismus, der auf Spreu sein unfehlbares Gebäude errichtet, erlebe ich jetzt unter meinen gothaischen Bekannten gerade so, wie ihn vor 12 Jahren die Demokraten zeigten.“ Junkmann 1861 Juli 16 (dankt für Zusendungen): „Das eine Buch habe ich aus Vorsicht gar nicht sehen lassen. Denn ‚gewaltig ist der Nationalverein‘.“ — Auch Janssen befleißigte sich der Vorsicht. Er schreibt 1861 Jan. 7: „Über Sybel bin ich der Verfasser, aber ganz incognito. Bitte das den Freunden zu sagen, sonst bekomme ich schreckliche Hetze.“ (Das bezieht sich auf Artikel über Sybels Zeitschrift in der Kathol. Literaturzeitung 1860. Eine Besprechung von Fickers

nelius, Löher, F. Dahn, Berchtold in München, Kausler in Stuttgart, Kampschulte und H. Hüffer in Bonn, natürlich auch Junkmann und Janssen erklärten ihre Zustimmung zu den Ausführungen Fickers; höchstens daß Einzelnheiten im Zweifel gelassen wurden, so z. B. von Cornelius der „sizilische Punkt", worüber er an Ficker schreibt: „ich halte Ihre Ansicht wohl für richtig, aber nicht für erschöpfend"[1]). Löher hatte schon die Einleitung zum Reichsfürstenstand gelobt: „Selten habe ich etwas so ruhig solides, so klares und zugleich ideenreiches von einem deutschen Historiker gelesen"[2]). Ebenso entzückten ihn die Vorlesungen: „Sie haben in Ihrem Werk über die weltgeschichtliche und deutsche Bedeutung des Kaisertums etwas ganz vortreffliches geleistet. Reich an Ideen und an soliden umfassenden Kenntnissen der Geschichte, das ist Ihr Werk. Das Sybelsche ist, dagegen gehalten, nichts als eine Reihe frivoler Zeitungsartikel, wenn auch hin und wieder glänzend geschrieben"[3]). Ähnlich äußerten sich die anderen Münchener, so auch Felix Dahn, bloß scheint ihm Sybel „darin nicht Unrecht zu haben, daß die Habsburger von jeher ihre Politik nur per incidens getrieben, daß sie ex professo ihre österreichische Hauspolitik verfolgt haben, wenn diese auch oft gegen die Türken und Franzosen mit dem deutschen Vorteil zusammenhing" (was gegen den letzten Teil der Fickerschen Vorlesungen gerichtet ist)[4]).

Kampschulte (der schon 1857 an Ficker seine Schrift über die Universität Erfurt gesendet hatte) schreibt über Fickers Replik: „Ich stehe in allen von Ihnen erörterten Fragen unbedingt auf Ihrer Seite ... In der gelehrten Welt hat sich Sybel selbst gerichtet — und Ihr Buch vollendet seine Niederlage"[5]). Ein anderer Bonner Kollege Sybels, Fickers Jugendfreund H. Hüffer, meinte, daß der religiöse Zwiespalt als Hindernis der Einigung für die neuere Zeit nicht scharf genug betont sei, worauf ihm Ficker antwortete: „Ich

---

„Vorlesungen" in der Kathol. Literaturzeitung VIII, 1861 S. 348 könnte auch von Janssen sein.)

[1]) Cornelius an Ficker 1861 Juni 14, drei Tage nachdem er die „Vorlesungen" erhalten: „Ich habe lange nichts mit solcher Befriedigung gelesen, ja ich kann sagen, ich habe mich wahrhaft daran erbaut."

[2]) Brief Löhers 1860 Nov. 11.

[3]) An Ficker 1861 Dez. 26.

[4]) Felix Dahn an Ficker 1862 April 3. — Dahn berichtet über seinen Verkehr mit Ficker und anderen Innsbruckern in seinen „Erinnerungen" Bd. 3. Vgl. seine „Bausteine" 3, 173.

[5]) Kampschulte an Ficker 1862 April 10.

bin absichtlich den religiösen Fragen so viel ausgewichen als eben möglich. Es ist aber doch zweierlei, der religiöse Zwiespalt selbst und sein Verhältnis zur politischen und geographischen Gestaltung. Hindert er die Einigung, so hindert die Verteilung im Einzelnen auch wieder die völlige Zerreißung. Wäre ganz Preußen protestantisch, würden da nicht die kleindeutschen Projekte viel leichter durchzuführen sein? Den konfessionellen Gegensatz halte ich nur deshalb für gefährlich, weil er an den Dualismus anknüpft. Sonst würde ganz gewiß der Gegensatz zwischen kirchlich uud unkirchlich viel schwerer ins Gewicht fallen; der durchzieht aber die ganze Nation, hat mit den politischen Gegensätzen zunächst nichts zu schaffen. Je übler die Katholiken in Preußen stehen, um so mehr Interesse haben sie, wie ich denke, den großpreußischen Plänen entgegenzuarbeiten" [1]).

Merkwürdig sind die Äußerungen, die Junkmann macht [2]): „Das Buch von Sybel liegt unaufgeschnitten auf meinem Tisch; ich sehe von Zeit zu Zeit hinein und wundere mich. Wattenbach ist mit dem Mittelalter desselben auch nicht zufrieden. Aber ich glaube, sonst ist es ganz die neue Richtung, die Ansicht der Konstitutionellen wie der Demokraten, und wenn es dazu kommt, auch die der Konservativen. Es tritt hier die neue Religion an die Stelle des Christentums, es ist der Kultus der Hohenzollern, Friedrichs des Großen, Schillers, Lessings; bald werden auch Nicolai und Mendelson heilig gesprochen werden... Tief ergreift mich (bei Sybel) diese Verachtung der Vergangenheit unseres Volkes und das tiefe Unrecht, was den alten Reichsländern geschehen ist. Wenn Sie antworten, schreiben Sie nur ruhig wie ein Münsterländer voran. Es ist keine gute Sache, die Sybel vertritt.... Es kommt mir vor, als ob Herr v. Sybel Familienhaß trägt gegen den alten Adel der letzten Reichszeit. Diesen Eindruck muß ich erhalten haben aus dem Lesen seiner Einleitung zur französischen Revolution. Diese stimmt in wesentlichen Punkten nicht mit der konservativen Haltung seiner Geschichte selbst." Und als Junkmann endlich die Streitschriften Fickers gegen Sybel durchstudiert hatte, schreibt er: „Er hat genug und verdient es. Er ist ein ganz verbissener intoleranter Mann in politicis wie in religiosis und wird unserem preußischen Staat und dem deutschen Volk nicht viel Heil bringen" [3]).

---

[1]) Ficker an H. Hüffer 1862 Mai 22.
[2]) An Ficker 1862 Jan. 25.
[3]) Junkmann an Ficker 1863 April 1.

Man ersieht, wie der persönliche Konflikt durch den landschaftlichen Gegensatz verschärft und dadurch zu einem unversöhnlichen gemacht wurde [1]).

Ficker war „Westfale und Katholik“, der dem Wortführer der preußischen Staatsdoktrin gegenüberstand — der Großdeutsche, der sein engeres Vaterland durch Anschluß an das große von der preußischen Einschnürung befreien will, dem Kleindeutschen, der das große Vaterland so gestalten möchte, daß das kleine darin herrscht. Auch in kirchlicher Beziehung bilden sie Gegensätze; jener das Papsttum hochhaltend, dieser von demselben abgewendet. Womit nicht ausgeschlossen ist, daß der katholische Teil die Übergriffe der Kurie kritisiert und sich ihnen widersetzt [2]), während der protestantische um momentaner Vorteile willen den „Ultramontanismus“ kräftigt [3]).

Zunächst konnte Sybel sich damit trösten, daß er in Köln von der liberalen Bürgerschaft gefeiert wurde [4]), daß in der „Süddeutschen Zeitung“ H. Baumgarten für ihn Artikel schrieb (die nachher nicht würdig befunden wurden, in seine Gesammelten Aufsätze aufgenommen zu werden), daß auch die Haym'schen (Preußischen) Jahrbücher [5]) Sybels Schrift lobten und Heinrich I. auf den Schild erhoben (was die ganze Richtung charakterisierte [6]), während auf Ficker anfänglich

---

[1]) Ich erinnere daran, daß v. Sybel einer Soester Pastorenfamilie entstammte (erst sein Vater war Jurist geworden). Zwischen dem katholischen und dem protestantischen Teile von Westfalen hatte Ficker 1848 einen Bürgerkrieg für möglich gehalten.

[2]) So übte (von den freisinnigen Kirchenfürsten des 18. Jahrhunderts abgesehen) Ficker vom ghibellinischen Standpunkte aus Kritik, Döllinger vom kirchlichen.

[3]) Wie einige nicht sehr glückliche Phasen der Kirchenpolitik Preußens im 19. Jahrhundert dartun. Vgl. (Fr. Xaver Kraus) „Spectatorbriefe“ in der Allg. Zeitung 1895 Aug. 1 (n. 175). Felix Stieve, „Zur Charakteristik der katholischen Abteilung“, ebenda, 1895 Aug. 12 (wieder abgedruckt in Stieves Abhandlungen, vgl. S. 376). — Auch Loebell in dem sofort zu zitierenden Artikel der Pr. Jahrbücher S. 251 ff. tadelt das Bündnis, welches nach der Erwerbung der ehemals kurfürstlichen Lande sich zwischen Berlin und den Ultramontanen am Rheine schloß. Vgl. Th. Bernhardt und C. v. Noorden, Zur Würdigung Loebells S. 102.

[4]) Vgl. Varrentrapp, Biogr. Einl. S. 108. — Im übrigen gibt über Sybels politische Tätigkeit in den Rheinlanden die Biographie des Bonner Oberbürgermeisters Leopold Kaufmann (von Fr. Kaufmann, Köln 1903) S. 124, 132 u. a. O. näheren Aufschluß. Vgl. auch die Tagebücher von Th. v. Bernhardi, Bd. 4 u. 5; ferner Pfülf, Mallinkrodt S. 207 ff. Pastor, Aug. Reichensperger I, 424 ff.

[5]) Preußische Jahrbücher, herausgeg. von R. Haym, Bd. 9 (1862) S. 114 f.

[6]) Darüber schreibt Ficker schon 1860 Nov. 15 an Böhmer, da gerade v. Weechs Dissertation (über Ludwig von Baiern und Johann von Böhmen) er-

fast nur die von August Reichensperger inspirierten „Kölnischen Blätter“ hinwiesen, zugleich die Sybelianer mit grobem Geschütz attakierten — nicht ohne dadurch an Abonnenten zu gewinnen, was dem alten Loebell, der bald darauf (1863) starb, noch einen Schmerzensschrei abnötigte [1]). Aber Ficker hätte sich gern auch anderweit gewürdigt gesehen [2]).

Erst Anfang 1862 brachte auch die „Allgemeine Zeitung“ eine Besprechung zunächst des „Reichsfürstenstandes“ und der „Vorlesungen“; sie stammte aus der Feder von Löher [3]); Felix Dahn und Joh. Janssen schrieben gleichfalls Anzeigen.

Bereits hatte Fröbel auch den Onno Klopp auf Fickers „Vorlesungen“ und Sybels Gegenschrift aufmerksam gemacht [4]), der dann sofort die Gelegenheit ergriff, auch seinerseits dem Sybel in einer Broschüre zuzusetzen [5]), welche Arbeit er in den „Kleindeutschen Geschichtsbaumeistern“ fortsetzte. Ebenso hatte Löher den ehemaligen Sachsen-Weimar'schen Minister und Abgeordneten des Frankfurter Parlaments O. v. Wydenbrugk, der seinen Aufenthalt in München genommen hatte, auf Ficker verwiesen; auch Wydenbrugk schrieb gegen Sybels Auffassung sowohl der Vergangenheit der deutschen Nation, wie der gegenwärtigen politischen Lage: die Schrift erweitert die Darstellung der „österreichischen Monarchie“ Sybels zu einer

---

schienen war: „Die Schrift von Weech hat mir auch nicht übel gefallen, den Schüler von Sybel verrät insbesondere der Hinweis auf den deutschen König Heinrich I.; diesen Herren scheint die Geschichte nur in dieser einen Regierung korrekt zu sein.“

[1]) Preußische Jahrbücher 1862 S. 249 ff.: „Die Stimmungen und Bestrebungen der Katholiken in Rheinpreußen.“

[2]) Ficker an Böhmer 1861 Nov. 24: „Meine Vorlesungen haben wenigstens die Wirkung gehabt, daß die Sybelianer fürchterlich erbittert gegen mich sind. In der Süddeutschen Zeitung hat mich Ende September drei Nummern durch Prof. Baumgarten sehr heftig, aber doch kaum sehr glücklich angegriffen. — Die Wiener Zeitung hat sie zusammen mit der Broschüre Fröbels, welche allerdings dazu paßt, besprochen; sonst haben nur speziell katholische Blätter Notiz genommen.“ (H. Baumgarten war seit 1861 Professor in Karlsruhe; Julius Froebel schrieb als Vertrauensmann Rechbergs und Schmerlings für die großdeutsche Idee).

[3]) Unter dem Titel: „Zur deutschen Reichsgeschichte“. Beil. zu Nr. 19 und 22 der Allg. Zeitung (Jänner 16 und 22).

[4]) O. Klopp an Ficker 1862 Jan. 5.

[5]) O. Klopp, Die gothaische Auffassung der deutschen Geschichte und der Nationalverein. Mit Beziehung auf die Schrift des Herrn v. Sybel: Die deutsche Nation und das Kaisertum. (Zitiert von Ficker, Deutsches Königtum und Kaisertum S. 124). — O. Klopp nahm sogar Ferdinand II. gegen Sybel in Schutz und schoß auch sonst übers Ziel hinaus.

Parallele zwischen der österreichischen und der preußischen Monarchie, und tritt in einem Schlußkapitel den von Sybel gezogenen Nutzanwendungen für die Gegenwart vom großdeutschen Standpunkt entgegen [1]).

Wydenbrugk wird von solchen, die ihn näher kannten, für eine staatsmännische Kapazität erklärt, als welche er schon in der Paulskirche angesehen wurde [2]). Wenn einmal die große deutsche Krise der Sechzigerjahre in unparteiischer Weise gewürdigt werden wird, wozu ja Anfänge gemacht sind [3]), so wird man auch diese literarischen Erscheinungen besser zu würdigen wissen. Robert v. Mohl bemerkt: „Nicht vorausgesehen zu haben, daß Österreich zur Bestehung des Kampfes, falls es schließlich zu einem kommen sollte, so ganz unfähig sei, kann für Wydenbrugk kein Tadel sein. Kein Mensch hat dies ja gewußt und vorausgesehen.“ Ficker schrieb an Böhmer, nachdem er Wydenbrugks Schrift gelesen hatte, in beifälliger Weise [4]).

---

[1]) O. v. Wydenbrugk, Die deutsche Nation und das Kaiserreich. Eine Entgegnung auf die unter demselben Titel erschienene Schrift von H. v. Sybel (München 1862). Wydenbrugks Buch erschien im Februar d. J., vor Fickers Entgegnung, worüber sie korrespondierten.

[2]) Vgl. R. v. Mohl, Lebenserinnerungen 2, 261 f. — Auch Pfülf, Mallinkrodt S. 304. (1867 fanden sich bei Löher die Herren Döllinger, Wydenbrugk, Mallinkrodt zusammen.) Florenz Tourtual schreibt an Ficker 1862 April 29: Der Bischof von Münster habe ihm Wydenbrugks Buch gegeben. „Ich finde dasselbe in seiner Art ausgezeichnet. In den Kernfragen stimmt es mit Dir überein.“

[3]) Vgl. A. v. Ruville, „Bismark und die großdeutsche Idee.“ In den „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte“, herausgeg. von O. Hintze 1903 S. 403 ff. Ruville bemerkt richtig: es bestanden zwei Staaten nebeneinander, der Partikularstaat und das Reich, was ein Dilemma zwischen den Pflichten gegen den engeren Heimatstaat und den wiederherzustellenden Gesamtstaat ergab. Hervorragende Persönlichkeiten, wie besonders Stein und Friedrich Wilhelm IV. haben diesem Staat ihren Tribut gebracht. Zahlreiche und ungerechte Urteile sind gefällt worden, weil man diesen Zusammenhang nicht begriff.

[4]) An Böhmer 1862 April 7: „Haben Sie die Schrift Wydenbrugks schon gesehen? Vieles darin hat mir recht gut gefallen.“ — Übrigens hatten auch andere Politiker das Augenmerk der Sybel-Fickerschen Kontroverse zugewandt, so der Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst (der dritte Reichskanzler). Berchtold, der dem angehenden Staatsmann bei seinen staats- und verfassungsrechtlichen Studien als Amanuensis diente, meldet (1861 Aug. 11) an Ficker, der Fürst habe über die „Vorlesungen“ geäußert: „Das sei eine vortreffliche Darstellung (der) Geschichte, während nach seiner Meinung Sybels Schrift sehr viel ‚gemachtes‘ enthielte.“ Auch Hohenlohe wünschte Fickers Berufung nach München, von der damals die Rede war. — (Noch als bayerischer Ministerpräsident Ende 1866 wünschte Hohenlohe eine Regelung der deutschen Verhältnisse nicht ohne Österreich.)

Überall wurden die Sybelianer aus Süddeutschland zurückgedrängt. Die in München begründete „Süddeutsche Zeitung" übersiedelte nach Frankfurt a. M. Reinhold Pauli, der nach Tübingen berufen war, hatte dort ebenso einen schweren Stand, wie H. v. Treitschke zu Freiburg i. Br. Dabei dürfen wir den letzteren keineswegs als blinden Sybelianer hinstellen; der Schüler Otto Abels hatte doch für die Stauferzeit einen richtigeren Maßstab. An seinen Vater, der großdeutsch gesinnt war, schrieb Treitschke, indem er die gegen Sybel erhobenen Vorwürfe charakterisierte[1]): „Er hat die Neigung philosophischer Köpfe, die Geschichte zu konstruieren, ganze Epochen kühn und nicht immer glücklich zu einem Ganzen zusammenzufassen; so geschieht es, daß er Bestrebungen, die erst im 18. oder 19. Jahrhundert auftauchten, dreist in das Mittelalter zurückverlegt. Das ist der Fehler seines Buches über das Kaiserreich: es enthält keine falsche Tatsache, kein absichtliches Verschweigen, aber viele falsche Urteile" . . .

Ficker hatte erwartet, daß Sybel auf seine Entgegnung antworten würde; er war darauf vorbereitet, eventuell auch die neuere Politik gegen die Ansichten Sybels zu behandeln[2]). Aber Sybel blieb stumm und desgleichen schienen die Blätter gothaischer Richtung sich verabredet zu haben, über alle Gegenschriften gegen Sybel zu schweigen. Das fand Ficker unanständig. Er schrieb darüber an H. Hüffer: „Wenn er (Sybel) den wissenschaftlichen Streit weiter fortzusetzen nicht Lust oder Zeit hat, so kann das Niemand befremden. Aber abgesehen davon wirft ihm meine Schrift Entstellungen, Verdächtigungen, absichtliche Unwahrheiten vor. Dazu durchaus stolz zu schweigen, dürfte doch etwas bedenklich sein, und es könnte sich eine Gelegenheit bieten, wo ihm in Erinnerung gebracht würde, daß man auf solche Vorwürfe wenigstens kurz zu antworten pflegt." [3])

Ficker ist tatsächlich in der Einleitung zum ersten Bande der „Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens" auf die Kontroverse mit Sybel zurückgekommen[4]), wobei er den persönlichen

---

[1]) Bei Th. Schiemann, Treitschkes Lehr- und Wanderjahre S. 226 f.

[2]) Ficker an Böhmer 1862 April 7: „Für eine zweite, mehr politische Entgegnung habe ich den Entwurf seit Wochen fertig; aber ich werde ihn wohl nicht überarbeiten, da ich nicht glaube, daß er irgend etwas fördern würde und zur persönlichen Verteidigung das Veröffentlichte vorläufig genügen dürfte."

[3]) An H. Hüffer 1862 Mai 22.

[4]) Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens, Bd. 1 (1868), Vorrede S. XV ff. — Zuletzt gedachte Ficker dieser Kontroverse (gelegentlich eines Angriffes von Handloike) in den Mitteil. d. Instituts V (1884) 489 f., wo er, wenn nicht provoziert, darauf nicht mehr zurückkommen zu wollen erklärte.

Gegensatz schroff zum Ausdruck brachte, zum großen Leidwesen von Georg Waitz, der erklärte, es sei ihm dadurch die ganze Freude an diesem Bande vergällt worden.

Daneben ist die wissenschaftliche Polemik mit Paul Roth, der in seiner Schrift über Feudalität und Unterthanenverband (1863) gegen Fickers Ansichten sich gestellt hatte, in einer Weise durchgeführt, wie sie der persönlichen Achtung entsprach, die beide Männer für einander hegten [1]), seit sie in München Bekanntschaft gemacht hatten. Es werden die landrechtlichen Befugnisse des deutschen Königs, die eigenartige Autonomie der einzelnen Länder, endlich die Einwirkung des Feudalismus auf die Staatsbildung in früherer und späterer Zeit besprochen, wodurch die Ausführungen in der Streitschrift gegen Sybel wesentlich ergänzt werden [2]).

Im übrigen besitzt der Streit Sybel-Ficker eine allgemeine Bedeutung für die deutsche Historiographie.

Im Jahre 1846 hatte Georg Waitz einen Artikel über die deutschen Historiker der Gegenwart veröffentlicht [3]), in dem er die tendenziöse Richtung eines Hurter und eines Höfler (dem auch seine Unkenntnis der Paläographie vorgehalten wird) abwies. Im Jahre 1856 behandelte eine akademische Rede Sybels (noch in Marburg) den Stand der neueren deutschen Geschichtschreibung [4]), wobei der Vortragende zu dem Resultate kam, daß alle deutschen Historiker von Bedeutung gegenwärtig der konservativ-liberalen Richtung angehörten [5]); die außerhalb dieses Kreises stehenden extremen Parteimänner, Leo sowohl wie Hurter, wurden auch von Sybel bemängelt.

Ficker paßte in dieses Schema nicht hinein. Sein Gönner Böhmer korrespondierte mit Hurter und nahm den Höfler wegen seiner katholischen Tendenz in Schutz; Ficker hingegen hatte mit diesen Gelehrten keine persönliche Fühlung gesucht, obwohl er zu

---

[1]) Ficker an Böhmer 1863 Sept. 6: (war drei Tage in München, wo er Cornelius und Döllinger traf, auch Roth kennen lernte). „In seinem neuen Werke über Feudalität, welches er mir schenkte, polemisiert er übrigens in sehr anständiger Weise gegen meine Auffassung des Kaiserreiches; in manchem dürften wir uns verständigen, in anderem glaube ich meine Ansicht genügend begründen zu können."

[2]) Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens Bd. 1, Vorrede S. XX—LIII.

[3]) In der Schmidtschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Bd. 5.

[4]) Kl. histor. Schriften (1863) S. 343 ff.

[5]) Er nannte Mommsen, Waitz, Giesebrecht, Droysen, Häusser, Gervinus.



der katholischen Richtung sich zählte[1]) und erst im Laufe der Zeit die Differenz im Einzelnen hervortrat. Die Zuverlässigkeit seiner Forschung hatte Waitz ebenso ausdrücklich anerkannt, wie früher in solenner Weise die von Böhmer[2]).

Freilich auch Sybel hatte neue Freunde zu den alten gewonnen. Ottokar Lorenz, der einzige raisonierende unter dem Wiener Nachwuchs, beteiligte sich an seiner Zeitschrift[3]). In Prag schrieb Höfler damals seine Schrift über „Kaisertum und Papsttum" (1862) von seinem alten Standpunkt aus[4]), aber Anton Gindely, der hier unter den jüngeren Historikern hervorragte, hatte sich während seiner Studien in München, wie mit Döllinger, so mit Sybel befreundet; gleich im ersten Jahrgang der Historischen Zeitschrift sind Gindelys Arbeiten mit Anerkennung rezensiert. Die künftige Frau Gindely aber war eine begeisterte Zuhörerin der Vorträge, die im Hörsaale Liebigs stattfanden, derjenigen Sybels insbesondere[5]). Die Sammlung der

---

[1]) Ficker wurde von den katholischen Führern in Deutschland, wie Aug. Reichensperger, zur Partei gerechnet — neben Aschbach, Höfler, Stumpf u. s. w. Vgl. L. Pastor, August Reichensperger 2, S. 297. Es handelte (1862) sich um die Gründung eines katholischen Broschürenvereins, an dem Janssen lebhaft teilnahm, Ficker aber nicht.

[2]) Im Jahre 1856 hatte die Kommission der Wedekindstiftung, deren Direktor G. Waitz war, den Böhmerschen Regesten den Preis zuerkannt, den Böhmer, mit der Ehre zufrieden, an Kopp weitergab. Vgl. Janssen I, 365 f.

[3]) Vgl. auch O. Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert I. (1863) S. 3 ff., wo Sybels Festrede über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit gelobt, wenn auch in ihren Schlußfolgerungen modifiziert ist. Hiezu die späteren Ausführungen von Lorenz, K. Wilhelm und die Begründung des Reiches 1866—1871 (Jena 1902) S. 32 f., wo er der Sybelschen Tendenz zu Leibe geht. (Widerspruchsgeist.)

[4]) Von dem Standpunkt aus, von dem er 1844 den Kaiser Friedrich II. behandelt hatte. Die Kaiser haben immer Unrecht, die Päpste sind großartig. – Gegen Sybel wird stellenweise polemisiert.

[5]) Hier wäre auf einen Mißgriff hinzuweisen, den C. v. Noorden in der Schrift „Zur Würdigung Loebells" (1864) S. 93 sich zu Schulden kommen ließ. Er vermutet in Gindely einen Ultramontanen, weil er seine Geschichte Rudolfs II. erst mit dem Jahre 1600 beginnen läßt „in solcher Kunst des Verschweigens der vorhergegangenen Ereignisse und in der einseitigen Benutzung gerade desjenigen archivalischen Materials, welches seinen Behauptungen über die aggressive protestantische Politik zustatten kam." — Gindely hatte eben vorher die Geschichte der Böhmischen Brüder (bis 1609) geschrieben: er war nichts weniger als ein Verehrer Hurters. Seine Gattin, eine Livländerin, deren Bekannntschaft er in München gemacht, war Protestantin. Gindely habe (wie sie mir mitteilt) ihr anfangs wohl von Konfessionswechsel geredet, später nie mehr, seitdem er ihre Verwandten (unter denen livländische Pastoren) kennen und deren Familienleben schätzen gelernt hatte. Wobei zu beachten, daß in Böhmen der natio-

Sybelschen Vorträge in den „Kleinen Historischen Schriften" wurde von Gindely noch später seinen jüngeren Freunden als stylistisches Muster empfohlen.

Wenn man bedenkt, daß andererseits Ficker in verschiedenen Teilen Deutschlands Verehrer zählte — bis in die unmittelbarste Nähe Sybels hinein — so darf man wohl sagen, daß ein fruchtbarer Gährstoff von dem Streite der beiden Gelehrten ausging. Der eine wie der andere Teil hat davon profitiert, indem er die Einwendungen des Gegners sich vor Augen hielt und seine Forschung darob vertiefte. Ficker hat in Fortsetzung seiner Studien manche Vorurteile, von denen er früher sich hatte leiten lassen, erkannt [1]), so daß seine Anschauung in wichtigen Punkten sich wandelte, wenn schon die grundsätzliche Intuition dieselbe blieb.

Und während er die Kontroverse mit Sybel, wie er in seinen alten Tagen wohl bemerkte, allzu hitzig betrieben und mit den modernen Verhältnissen zu sehr verquickt hatte, wurde er im Laufe der Zeit durch strenge Selbstzucht seinem Stoffe gegenüber ein völlig leidenschaftsloser Gelehrter, der Mittelalter und Gegenwart auseinanderhielt, so daß die Ergebnisse seiner Forschung auch von denen akzeptiert werden mußten, die seine politischen Anschauungen keineswegs teilten.

---

nale Gegensatz der maßgebende ist, nicht der konfessionelle, daher in konfessionellen Dingen eine freiere Meinungsäußerung stattfindet. Da für die böhmischen Gelehrten (auch die deutschböhmischen) immer Böhmen im Vordergrund steht, so ergaben sich Berührungspunkte mit der „kleindeutschen" Anschauung, wie sie Anton Springer (unter dem Beifalle Sybels) formuliert hat. — Sybel tauschte mit Gindely bis zu des letzteren Tod (1892) seine Werke aus; nach dem Tode Gindelys schrieb er der Witwe einen Brief, in dem er der Hochachtung für den geschiedenen Kollegen Ausdruck gab.

[1]) Es sind in dieser Beziehung namentlich die „Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens", sowie die Vorrede zu den Reg. imp. V in Betracht zu ziehen. — Auch der oben S. 304 mitgeteilte Brief Fickers an Leo Thun.

XIV. Kapitel.

Böhmer's Erbe.

Bisher hatte sich Ficker mit westfälischer und rheinländischer Geschichte beschäftigt, war dann nach Tirol gekommen, wo er der provinzialen Forschung einen frischen Anstoß gab, hatte für die Reichsgeschichte ganz neue Grundlagen gelegt, auf dem Gebiete der Rechtsgeschichte sich erprobt, endlich eine Kontroverse über die Bedeutung des deutschen Reiches im Mittelalter mit Ehren durchgefochten. So war er (1863) in sein 38. Lebensjahr eingetreten. In diesem Jahre sollte sein Wirkungskreis in ganz unerwarteter Weise eine Erweiterung erfahren, nämlich durch den Tod seines Gönners, Lehrers und Freundes Johann Friedrich Böhmer.

Verdankte Ficker dem edeln Manne, zu dessen Charaktereigenschaften er bewundernd emporsah, die Berufung nach Österreich, so war durch den stetig unterhaltenen brieflichen Verkehr das Verhältnis immer inniger geworden. Anfangs 1858 richtete Ficker an Böhmer, nachdem dieser in Innsbruck zu Besuch gewesen, folgende Zeilen: „Sind Sie mit meinem Streben und den Früchten desselben einverstanden, so dürfen Sie ein gut Teil auf Ihre Rechnung bringen; das Bewußtsein, wie durchaus bestimmend der Verkehr mit Ihnen, sei es im persönlichen Zusammensein, sei es in Briefen, sei es durch die tägliche Mahnung Ihrer Regesten und Fontes, auf mich eingewirkt hat, bindet mich wohl fester an Sie, als Sie selbst voraussetzen dürften: ich habe auch nie geglaubt, meinen wissenschaftlichen Bildungsgang kurzweg richtiger bezeichnen zu können, als wenn ich mich Ihren Schüler nannte. Ich hatte häufig Gelegenheit, Ihnen für einzelne Förderungen zu danken; aber die durch keinen

23*

besonderen Wendepunkt bezeichnete Stetigkeit unseres Verkehrs bot mir bisher kaum Veranlassung, Ihnen auszusprechen, wie oft ich mich Ihnen für die Gesamtwirkung der vielfachen Mitteilung und Anregung, welche Sie mir jetzt seit mehr als einem Jahrzehnt [1]) angedeihen ließen, verpflichtet fühle; brachte der rege Verkehr mit Ihnen während Ihres hiesigen Aufenthaltes mir das wieder so recht zum Bewußtsein, so darf ich wohl die Gelegenheit ergreifen, um dankend darauf hinzuweisen" [2]) ....

Und 1860, als er den ersten Band des Reichsfürstenstandes vollendet hatte, schrieb Ficker seinem Gönner: „Von jeher wäre es mein Wunsch gewesen, Ihnen diese Arbeit widmen zu dürfen; und mit beiderseitigen Freunden wurde auch wohl besprochen, ob der Umstand, daß ich Ihnen bereits meine Erstlingsarbeit widmete, es unangemessen scheinen lassen würde, Sie darum zu bitten". Da sei der Rücktritt des Grafen Leo Thun erfolgt, dem er nunmehr seine Dankbarkeit durch eine Widmung ausdrücken wollte, umsomehr als er Böhmer's und seiner Beziehungen zu der Arbeit anderweitig gedenken konnte [3]).

Böhmer antwortete, indem er Fickers Verhalten billigte: „daß Sie dabei auch an mich gedacht haben, darf mich freuen, aber sehr viel besser ist doch, daß wir nicht mehr veranlaßt sind, öffentlich zu korrespondieren, sondern uns glücklicher Weise nahe genug stehen, um das schriftlich und mündlich zu tun" [4]) .....

Nach diesem Briefe trat eine längere Unterbrechung der Korrespondenz ein, da Böhmer zu Ende 1860 so schwer erkrankte, daß man geraume Zeit für sein Leben fürchtete. Janssen, der ihn pflegte, berichtete darüber an Ficker, auch Stumpf eilte nach Frankfurt. [Am 10. Jänner 1861 schreibt Janssen über das Befinden des Patienten: „Er liegt meist in einem Zustande der Dämmerung, der nur von Zeit zu Zeit durch einige helle Augenblicke unterbrochen wird, wo er mit alter geistiger Kraft und der ganzen Fülle seines Gemütes über die höchsten Fragen spricht und seiner Freunde und der Art gedenkt, wie er seine Arbeiten noch hätte ausführen wollen und welche Personen sie nach seinem Tode ausführen sollten" [5]) ......

---

[1]) Seit 1847. Vgl. oben S. 57.

[2]) Ficker an Böhmer 1858 Febr. 1.

[3]) Ficker an Böhmer 1860 Nov. 15. Vgl. die Vorrede zum Reichsfürstenstand I. S. XIV f. — S. oben S. 296.

[4]) Böhmer an Ficker 1860 Nov. 30, bei Janssen III, 345.

[5]) Nämlich Arnold, Ficker und Janssen, die testamentarisch damals designiert wurden. Zur Herausgabe des Nachlasses bestimmte Böhmer 20.000 fl. Vgl. Fickers Vorrede zu Additam. III. ad Reg. imperii 1313—1347, p. XVI.

Er nannte Ficker, „der außer dem, was er literarisch leistet, durch Heranbildung von Schülern im Kaiserstaat fruchtbaren Samen ausstreut“. Er erwähnte, daß er gern einen von dessen Schülern als Gehilfen bei sich gehabt hätte [1]). Weiter berichtet Janssen an Ficker: „Der Kranke spricht oft von Dir mit einer Liebe, die mich rührt“ [2]).

Als Böhmer sich wider Erwarten erholte, äußerte er sofort den Wunsch, Fickern zu sehen: „ich hatte schon das letztemal [3]) manches mit Ihnen zu besprechen, wozu es aber nicht kam. Namentlich wegen eventueller Beendigung meiner Arbeiten, wenn ich selbst nicht mehr dazu gelangen sollte. Ich habe dabei auf Niemand mehr gerechnet als auf Sie; dann noch auf Arnold, den Sie persönlich kennen sollten. In meinem Testament habe ich Ihnen ein gewisses Kapital dafür bestimmt. Aber es wäre mir doch tröstlich, diese Sache einmal mit Ihnen zu besprechen“ [4]).

Um Ostern 1861 kam Ficker nach Frankfurt, wobei ein vollkommenes Einverständnis erzielt wurde, dessen Inhalt man aus einem Schreiben Böhmers vom Frühjahr 1863 ersieht: „Ich rechne nun doppelt darauf, daß meine Vorarbeiten, wenn mir humanum quid widerfahren sollte, nicht untergehen, sondern durch Sie mit Hilfe Ihrer Schüler und der von mir zu bestellenden Kostendeckung werden aufrecht erhalten und nützlich gemacht werden. Ihre desfallsigen Äußerungen entsprechen ganz meinen Wünschen. Ich hätte Ihnen wohl schon so etwas auch ohne besondere Zusicherung Ihrerseits zugetraut, so aber fühle ich mich immerhin durch deren Erteilung beruhigter“ [5]). Worauf Ficker antwortete: „Sehr erfreut hat mich Ihre Äußerung, daß Sie auch ohne besondere Zusicherung zu mir das Zutrauen gehabt hätten, ich würde für einen Fall, dessen Eintreten hoffentlich noch in weiter Ferne steht, wenn ich auch begreife, daß Sie ihn jetzt häufiger ins Auge fassen, jeden Wunsch bezüglich Ihrer Vorarbeiten gern erfüllen. Das Pietätsgefühl, von dem ich Ihnen gegenüber wie keinem anderen, von den Beziehungen der Verwandtschaft abgesehen, nun schon seit langen Jahren erfüllt bin, würde vollkommen genügen, mir die Erfüllung jedes Ihrer Wünsche zur Pflicht zu machen. Um so mehr, wenn das Interesse der Förderung der Wissenschaft hinzutritt. Und ich darf wohl daran erinnern, daß, wenn Sie für die Zukunft die Fortführung Ihrer Arbeit von der ma-

---

[1]) Vgl. Jannsen I. S. 391.
[2]) Janssen an Ficker 1861 Jan. 1.
[3]) Ostern 1859.
[4]) Böhmer an Ficker 1861 März 7 (nicht bei Janssen).
[5]) Böhmer an Ficker 1863 April 13 (nicht bei Janssen).

teriellen Seite sichern, das der Wissenschaft doppelt zu gute kommen wird. Nichts steht meiner Ansicht nach einer Weiterführung der Wissenschaft zumal in der den Schlagworten des Tages nicht fröhnenden Richtung so sehr im Weg, als die Schwierigkeit für junge, aber unbemittelte Historiker bis zur Erlangung einer festen wissenschaftlichen Stellung Arbeit zu finden, welche nicht blos ihren wissenschaftlichen Interessen entspricht, sondern auch zur Sicherung ihrer materiellen Existenz beiträgt [1]). Was demnach in dieser Richtung von dem von Ihnen Bestimmten verwendet würde, würde doppelte Früchte tragen, die Veröffentlichung Ihrer Arbeiten selbst und vielleicht die Möglichkeit, diese oder jene junge Kraft der Wissenschaft zu erhalten, welche ihr sonst entsagen müßte" [2]).

Da Ficker über diese materiellen Dinge nicht in unzarter Weise verhandeln wollte, aber doch wünschte, daß Böhmer, der einerseits mistrauisch und unentschlossen, andererseits voll kindlichen Glaubens in den guten Willen dritter dahinlebte, präzise Bestimmungen treffe, ersuchte er Stälin, den alten Freund Böhmers, um seine Vermittlung. Im August 1863 kehrte Ficker, als er seine Mutter, die ihn in Innsbruck besucht hatte, nach Hause begleitete, wieder in Frankfurt zu [3]). Im September gratulierte er zugleich namens der ganzen Innsbrucker Tafelrunde (Huber, Durig, Schönherr), als Böhmer anläßlich des Frankfurter Fürstentages einen österreichischen Orden bekam.

Ficker schrieb: „Führte unseren Kaiser das redliche Streben nach Frankfurt, die deutsche Reformfrage in geordneten, an die Vergangenheit und das Bestehende anknüpfenden Bahnen zu halten, so war es doppelt schön, wenn gerade er bei dieser Gelegenheit Ihrer gedachte, der ja vor allem so viel getan, um die Erinnerung aufzufrischen ans Reich, das einst gewesen, sie festzuhalten gegenüber Zerrbildern eines deutschen Reiches, wie sie die liberalen Tagesmeinungen sich gestalteten" [4]).

Böhmer war damals bereits wieder bettlägerig. An eine Freundin, die Frau Rat Schlosser, diktierte er, der die von Vehse gezeichneten Ursachen der Dinge wohl kannte, aus demselben Anlasse folgende Antwort: „Mein Herz hing von Jugend auf an Kaiser und Reich und darum an Österreich, wo der natürliche Schwerpunkt alles dessen lag, was ich vertrat, aber schon lange hatte ich keine rechten Hoffnungen mehr .... In Österreich ist viel gesündigt worden, nicht

---

[1]) „Sehr richtig!" (Randbemerkung von Böhmer.)

[2]) Ficker an Böhmer 1863 April 18.

[3]) Er berichtet darüber an Stälin 1863 Aug. 10.

[4]) Ficker an Böhmer 1863 Sept. 6.

erst seit Metternich, sondern seit Jahrhunderten, in denen man nach und nach in Folge der Reformation rein negative Richtungen einschlug und über die eigene Stellung sich durch die kaiserliche Würde täuschte, die doch leer war. Die Hofregierung war elend. Die verschiedenen rohen Nationalitäten, schon nicht mehr gebunden durch Einheit der Kirche, hätten vielleicht durch deutsche Kultur vereinigt werden können, aber diese war seit dem dreißigjährigen Krieg versunken, und von ihrem Wiedererwachen sonderte man sich ab: wie ganz anders war doch das Verhältnis Österreichs zu Deutschland im letzten Jahrhundert der Babenberger, wo dort deutsche Dichtung blühte, wie nur irgendwo in Deutschland" .....[1]).

Das war die letzte Äußerung, die der großherzige Mann über den Gang unserer Geschichte tat. Von den Fürsten erhoffte er gar nichts, wohl aber vom Volk, wenn aus demselben ein großer Kriegsheld erstünde. In diesem Glauben ist Joh. Fr. Böhmer am 22. Oktober 1863, im 69. Lebensjahre, verschieden.

Janssen meldete an Ficker: „Erst seit vorgestern wurde es so bedenklich schlimm mit ihm, und ich hätte gern schon geschrieben, er verbot es mir strengstens ..... Seine letzten Tage waren ruhig, innerlich stille Tage. Gott habe ihn selig. Ich bin wie zerschlagen und kann nicht mehr schreiben"[2]).

Der Tod Böhmers war ein Ereignis, das in der wissenschaftlichen Welt aus mehr wie einem Grunde Epoche machen mußte. Ganz abgesehen von der geistigen Potenz und der scharfgeprägten Eigenart des Mannes: die vom Freiherrn von Stein ins Leben gerufene Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde hatte nur zwei dirigierende Mitglieder, Pertz und Böhmer. Pertz, der die Scriptores und die Leges besorgte, war ein alter Mann[3]), gegen dessen „Monarchismus" die meisten jüngeren Mitarbeiter der Monumenta Germaniae historica, voran Wattenbach, Dümmler, Jaffé rebellierten (nur Georg Waitz hielt ein besseres Verhältnis aufrecht) und eine Neuordnung der Direktion verlangten[4]). Die Urkundensammlung für

---

[1]) Böhmer an Frau Rat Schlosser 1863 Sept. 4. Bei Janssen III, 413. Vgl. auch Böhmers Äußerungen während seiner Krankheit 1860/61 bei Janssen I. 391. — Überhaupt sind die Urteile Böhmers über die österreichischen Verhältnisse von Gewicht, da er auf Österreichs Seite stand, aber die Ursachen der finanziellen und politischen Übelstände mit einem wahren Seherblick erkannte.

[2]) Janssen an Ficker 1863 Okt. 22.

[3]) G. H. Pertz, geb. 1795 zu Hannover, gest. 1876 Okt. 7 in München, nachdem er bis 1874 die Leitung der Monumenta innegehabt hatte.

[4]) Ficker an Stälin 1863 Aug. 10: „In Heidelberg sprach ich Wattenbach, welcher der allgemeinen Stimmung gegen Pertz sehr bestimmten Ausdruck lieh;

die Monumenta, dazu die vorbereitende Regestentätigkeit war durchwegs in den Händen von Böhmer gelegen, der dafür über sein Leben hinaus Sorge trug. Die Aufmerksamkeit lenkte sich auf Ficker, an den Waitz alsbald eine Anfrage richtete, was jetzt geschehen würde [1]).

Sofort griff Ficker ein. Seinen Standpunkt ersehen wir aus einem Schreiben, das er, um mit seinen Genossen Arnold und Janssen in Fühlung zu kommen, an letzteren richtete [2]).

„Es wird nun vor allem ins Auge zu fassen sein, wie Böhmers Arbeiten am besten seinem Willen und seinem Sinn gemäß und zugleich im Interesse der Wissenschaft fortzuführen sind. Es liegt mir das jetzt Tag und Nacht im Kopfe". Wenn auch in Angelegenheit der Verlassenschaft (wie Stumpf berichtete) vor Ostern nichts zu beginnen sei, so ließe sich doch mancherlei vorher überlegen und erwägen. manches vorläufig ins Reine bringen, zumal wegen der Berührungspunkte mit anderen Unternehmungen. Wie Waitz schon wegen der Kaiserurkunden angefragt habe, so werde er (Ficker) auch sonst vielleicht angegangen werden, wo es nicht im Interesse der Sache wäre, gar nichts Näheres zu äußern. „Die Gesichtspunkte, die ich Euch gegenüber etwa geltend zu machen gedächte, könnte ich immerhin äußern; irgendwelche Verpflichtung würde ich natürlich nirgends eingehen wollen und können, ehe wir die Sache gründlich zusammen überlegt haben. Aber schon meiner eigenen Erwägungen wegen wäre es mir lieb zu wissen, ob Ihr bezüglich einiger Kardinalpunkte meine Ansicht teilt." Er bitte Janssen, seine vorläufige Ansicht mitzuteilen; nach erhaltener Antwort werde er zu gleichem Zwecke sich an Arnold wenden [3]). Ficker entwickelt seinen Plan:

---

er meinte, keinesfalls würde, wenn Böhmer sterben sollte, Pertz die Leitung allein behalten; er meinte, es sei am geeignetsten, wenn dann von Bundeswegen Sachverständige zur Äußerung aufgefordert würden." — (Pertz hatte eben bei Böhmer einen Besuch gemacht und in Bezug auf die Herausgabe der Kaiserurkunden in kleinem Format, auf die Böhmer drang, Entgegenkommen gezeigt). „Die Nachgiebigkeit von Pertz schien sich mir durch eine mir von anderer Seite zugekommene Nachricht aufzuklären. Beim Bundestage müssen nämlich Bedenken gegen die Leitung der Monumenta vorgebracht sein; man hat nicht einfach wie sonst das Geschehene befriedigt zur Kenntnis genommen, hat insbesondere die Ansammlung der Gelder, für welche es ja an nützlicher Verwendung nicht fehlen könne, ins Auge gefaßt und es soll manches für Pertz nicht gerade Angenehme zur Sprache gekommen sein."

1) Waitz an Ficker 1863 Nov. 1.

2) Ficker an Janssen 1863 Nov. 8.

3) Dies geschah alsbald, wie aus einem freundlich gehaltenen Antwortschreiben Arnolds (1864 Jan. 4) hervorgeht.

„Über das, was Böhmer selbst bestimmter zur Herausgabe bezeichnete als Fontes IV, Regesten Karls IV., Mainzer Regesten, Additamentum u. s. w., ergibt natürlich die Frage nach dem Ob der Herausgabe keine Schwierigkeit; wir werden nur zu erwägen haben, wie die einzelnen Sachen druckfertig zn machen sind.

Die Schwierigkeit scheint mir in zwei Dingen zu liegen: 1. Umarbeitung der Kaiserregesten von 911—1198. 2. Kaiserurkunden. Darüber meine vorläufige Ansicht.

Ad 1. Meinem Gefühl nach sind wir, wenn Böhmer das auch nicht ausdrücklich aussprach, verpflichtet dafür zu sorgen, daß die Weiterführung der Kaiserregesten an seinen Namen geknüpft bleibt. Es ist das Werk, auf welchem Böhmers hoher Rang in der Wissenschaft vorzugsweise beruht, dessen Fortsetzung er mir früher wiederholt als seine Hauptlebensaufgabe bezeichnete. Bleiben wir auch auf die 20.000 Gulden beschränkt, so glaube ich, daß wir so damit wirtschaften müssen, aber auch können, daß jenes Ziel erreicht wird. Die Fortführung ist dringendes Bedürfnis; sie wäre vielleicht schon durch Andere erfolgt, hätte man bei Lebzeiten Böhmers sich nicht gescheut ihm vorzugreifen: leicht könnte die Münchner Kommission daran gehen; die Sache läßt sich auch ohne Böhmers Nachlaß machen, zumal wenn Stumpf sein Urkundenverzeichnis gedruckt haben wird. Hier wäre es mir von besonderem Wert, nötigenfalls erklären zu können, daß wir die Fortführung der Kaiserregesten als in unsere Aufgabe fallend betrachten.

Ad 2. Ich gehe davon aus, daß die Herstellung einer Ausgabe der Kaiserurkunden in Böhmers Willen lag und zwar so, daß sie 1. rasch, 2. in kleinem Format erfolgt. Gibt die Gesellschaft Bürgschaft für die Einhaltung dieser beiden Punkte bei der Monumentenausgabe, so halte ich damit Böhmers Willen und das Bedürfnis für befriedigt; ich würde dann befürworten, die Ausgabe der Monumenta durch Böhmers Abschriften zu unterstützen, aber gegen die Gegenleistung, daß wir für die Regesten die Sachen der Gesellschaft benutzen dürfen. Ist das nicht ohne weiteres zu erreichen, so fragt es sich, ob wir Geldmittel haben, die Sache weiter zu treiben. Und da möchte ich jedenfalls davon ausgehen, daß in erster Linie für die Kaiserregesten zu sorgen ist, nur wenn diese gedruckt erscheinen an die Urkunden zu gehen ist“ [1]).

---

[1]) Wenn die Mittel hinreichen, so könnte man entweder der Gesellschaft, resp. dem Bunde eine Summe anbieten, damit die Diplomata als Teil der Monumenta aber ganz nach den von uns im Sinne Böhmers zu stellenden Bedin-



Was die weitere Ausführung betrifft: „Bezüglich einer Biographie und des Briefwechsels Böhmers dürfen wir wohl auf Dich rechnen. — Zuerst zu veröffentlichen dürfte wohl das Additamentum zu Ludwig dem Baiern sein; dann die Regesten Karls IV. Willst Du diese, die Deiner Zeit nahe liegen, übernehmen, so ist es ganz recht, sonst würde ich das, was noch daran zu tun ist, nötigenfalls hier besorgen können, da Huber mit dieser Zeit sehr vertraut ist."

Janssen, mit Arbeiten überhäuft, wie er schreibt, und im Begriffe eine Romfahrt anzutreten, die er sehr ernst nahm, antwortete, daß er in Bezug auf die Kaiserregesten dem Ansinnen Fickers beistimme. In Bezug auf die Kaiserurkunden seien die Mittel zu Rate zu ziehen, sonst der von Ficker vorgeschlagene Weg akzeptabel. Arnold wäre bereit die Mainzer Regesten zu übernehmen. Wenn Janssen an die Regesten Karls IV. ginge, so bliebe für Huber der Fontesband. Die nähere Beschlußfassung sei auf seine Rückkehr und die Zusammenkunft der drei Genossen zu vertagen[1]).

Janssen kam erst am 19. Mai (1864) von Rom nach Frankfurt zurück und Ende dieses Monats fand die Zusammenkunft statt. Dabei zeigte es sich, daß wohl Ficker, nicht aber Janssen oder Arnold ein festes Programm für die Durchführung der Arbeit hatten. Ja es kam zu persönlichen Differenzen.

J a n s s e n, einst quasi ein Schüler von Ficker, durch ihn bei Böhmer empfohlen, war seit 1860, wo er in Innsbruck zu Besuch gewesen, sein Dutzfreund, hatte ihm auch im Streite mit Sybel sekundiert. Nachdem Janssen sich dem geistlichen Stande zugewendet, nahm er es mit den seelsorglichen Funktionen ziemlich genau[2]), was ihn Zeit kostete. Er hatte jetzt in Rom, von „höchster Stelle" dazu aufgefordert, eine Darlegung über die erste Teilung Polens übernommen; zudem war der zweite Band von Frankfurts Reichskorrespondenz noch zu besorgen[3]); ganz abgesehen von den literarischen

---

gungen herausgegeben würden. Oder wir könnten selbständig vorgehen. „Im Interesse der Wissenschaft würde ich immer ein Vorgehen im Anschluß an die Monumenta vorziehen, wie ich dasselbe auch Böhmer gegenüber immer vertrat."

[1]) Janssen an Ficker 1863 Nov. 19.

[2]) Janssen erwähnt in einem Briefe an Ficker (vgl. folgende Anm.), daß es ihn „innerlich immer stark zu seelsorgerlichen Funktionen treibe." Stumpf berichtet über ihn dasselbe 1866 Jan. 22: er ist so vollauf mit seinen geistlichen Funktionen beschäftigt, daß für seine h i s t o r i s c h e n Arbeiten und A n g e l e g e n h e i t e n kaum viel mehr übrig bleibt.

[3]) Eine für Janssen charakteristische Stelle in einem Briefe an Ficker 1864 Juli 27, wo er motiviert, warum er von Böhmers Hinterlassenschaft so wenig

und kritischen Artikeln, die verschiedenen Zeitschriften zugesagt waren. Endlich die deutsche Geschichte, die ihm Böhmer 1853 ans Herz gelegt und wofür Janssen seitdem gesammelt hatte [1]). Es war zu viel für einen Mann, der sich keineswegs einer festen Gesundheit erfreute. Kurzum, Janssen erklärte: er könne bis auf weiteres nichts übernehmen, als die Biographie Böhmers und die Ausgabe seiner Briefe.

Arnold [2]), den Ficker früher nicht gekannt hatte, nahm die Sache von einer anderen Seite. Er war dafür die von Böhmer ausgesetzte Summe in drei Teile zu teilen, wofür er in sehr unbestimmter Weise die Mainzer Regesten zu übernehmen sich gewillt zeigte. Ficker gewann die Überzeugung, daß von Arnold eine ernstliche Sorge und ein Interesse für die Arbeiten gar nicht zu erwarten sei, während ihm andererseits sehr viel daran liege, aus der Sache möglichst materiellen Nutzen zu ziehen.

Da übrigens Böhmer die drei Genossen vereint mit der Ausgabe betraut hatte, bestand auch Janssen darauf, daß auf dem Titel jeder Arbeit alle drei als Herausgeber genannt würden, was Ficker ablehnte. Er wollte die Verantwortung nur übernehmen für die Arbeiten, die er selbst geleistet hätte; allerdings sollte jeder Edition der Name Böhmers vorangestellt werden.

übernehmen könne. Er erwähnt seine Kränklichkeit — „dann habe ich mich in Rom auf Ersuchen von höchster Stelle zu einer Arbeit über die erste Teilung Polens auf Grund der neuesten Dokumente aus dem vatikanischen Archiv, die Theiner eben zum größten Teil herausgegeben, engagiert und dort schon alle Vorstudien dafür gemacht, und dazu kam noch der zweite Band der Reichskorrespondenz, der uns noch gar viele Arbeit machen wird, weil der Archivar Kriegk noch neuerdings ganze Kästen von neuem Material für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts entdeckt hat." — Janssens Schrift „Zur Genesis der ersten Teilung Polens" erschien 1865; die erste Hälfte des 2. Bandes von „Frankfurts Reichskorrespondenz" 1866, die zweite Hälfte 1872. Vgl. L. Pastor S. 49 f.

[1]) Janssen an Ficker 1864 Juni 2: „weil ich doch, wills Gott, in nicht zu langer Zeit an meine größere Aufgabe, eine deutsche Geschichte in 3 Bänden zu schreiben, an der ich seit April 1853 im Stillen gesammelt, kommen werde" . . . Auf dem ersten Spaziergang mit Böhmer im April 1853 — ich stand damals vor meiner Promotion in Bonn — habe ich, durch Böhmer angeregt, in jugendlicher Begeisterung, ohne daß ich damals die Schwierigkeiten hätte ermessen können, den Plan zur Abfassung dieser deutschen Geschichte gefaßt." . . . Vgl. L. Pastor, Joh. Janssen, ein Lebensbild S. 1 f.

[2]) Vgl. über W. Arnold, geb. 1826 in Borken (Kurhessen), gest. als Professor in Marburg 1883, die Allg D. Biographie, Nachträge (von S. Rietschel). — Julius Grimm charakterisierte den Arnold so: „er ist eine rechte Wagnernatur, eine langweilige, egoistische, frömmelnde Natur."

Das Testament Böhmers hatte auch über seine Bibliothek Verfügung getroffen: „Die Bücher sollen, soweit nicht die genannten Gelehrten nach Gesammtbeschluß einzelne für sich behalten oder an Freunde von mir zum Andenken geben, an einen einzigen öffentlichen Ort geschenkt werden, wo sie beisammen bleiben und nützlich sind.“

Das hatte Janssen so verstanden, daß er (außer biographischen und belletristischen Werken) die ganzen Monumenta Germaniae historica an sich nahm, ebenso Arnold vier Kisten der wertvollsten Bücher — was man doch eher eine Plünderung, als ein „Andenken“ nennen konnte[1]). Ficker begnügte sich mit dem Exemplar des Reinald von Dassel, das er einst Böhmer dediziert hatte. Dafür machte er einen Vorschlag, der freilich dem Willen Böhmers entsprach, den die beiden Genossen aber wie eine Entsagung ihrerseits auffaßten: Ficker wünschte, daß die Bibliothek Böhmers nach Innsbruck gebracht würde, wo die Regestenarbeit künftig zu leisten wäre. — Darüber hatte Ficker schon mit Böhmer gesprochen, während Janssen an andere Äußerungen Böhmers aus der Zeit seiner Krankheit 1860/61 erinnerte. — Es kam zu keiner Verständigung, so daß Ficker, der dem Eigennutz und dem Unverstand der Genossen gegenüber in eine nervöse Erregung geriet, die Verhandlung abbrach und abreiste.

Ein unerquicklicher Briefwechsel mit Janssen zog sich durch Monate hin. Es handelte sich namentlich um die Bibliothek. Ficker erklärte, ohne diese seien die Arbeiten zu Böhmers Nachlaß in Innsbruck nicht durchzuführen. Die Bücher seien von Böhmer bestimmt beisammen zu bleiben. Auch die Verteilung der Gelder auf die einzelnen Arbeiten machte Schwierigkeiten, obwohl Ficker seinen Kollegen gerade in dieser Beziehung bereitwillig entgegenkam. Aber er sah, daß nichts geschehen würde, wenn er nicht zugriff und die Hauptlast (mit Hintansetzung seiner eigenen Arbeiten) auf sich nahm, wofür ihm schließlich von den 20.000 fl. deren 13.000 zur Verfügung gestellt wurden.

Über den jeweiligen Stand der Dinge besprach sich Ficker mit den alten Freunden von Böhmer wie Stälin, Aschbach, Roth von Schreckenstein u. A. Er hätte wohl gewünscht, daß ein autoritativer Mann wie Stälin von Böhmer mitbeauftragt worden wäre, aber dieser hatte die alten Herren mit solchem Anliegen nicht belästigen wollen.

---

[1]) Böhmer hatte auch Legate vermacht, so 5000 fl. an Ficker (die dieser in seinem Testament wieder zu wissenschaftlichen Zwecken bestimmte); dann wurden wertvolle Bilder aufgeteilt, wobei Ficker einen Albrecht Dürer erhielt.



Auch Waitz wurde auf dem Laufenden erhalten, und endlich in der Vorrede von Additamentum III zu den Regesten Ludwigs des Baiern der Öffentlichkeit alles mitgeteilt, was sich sagen ließ [1]).

Im Jänner 1865 hatten sich Arnold und Janssen den Vorschlägen Fickers gegenüber auf Folgendes geeinigt. Janssen übernimmt die Ausgabe von Böhmers Briefwechsel; Arnold die Mainzer Regesten; Ficker erhält als sein Teil die Kaiserurkunden, die Fontes, das Additamentum III, die Regesten Karls IV. und Wenzels. Vertagt wurde die Verfügung über die gesamten Kaiserregesten bis 1313 und die baierischen Regesten; eine Vertagung, mit der Ficker nicht einverstanden war: die Fürsorge über die Kaiserregesten müßte sofort in eine Hand gelegt werden, da deren Instandhaltung kontinuierlich besorgt werden müßte.

Andererseits ging er sofort an die Ausführung dessen, was diese Vereinbarung ihm zugesprochen hatte. Ficker selbst bearbeitete das Additamentum III und übernahm die Ausgabe der von Böhmer gesammelten Kaiserurkunden; Alfons Huber besorgte die Fontes Band IV, worauf er an die Regesten Caroli IV gehen wollte. Die Regesten Wenzels blieben vorläufig zurückgestellt [2]).

Erst zufolge jener Vorrede bekam Ficker in Bezug auf die Kaiserregesten völlig freie Hand [3]), worauf er besonderes Gewicht legte, zumal er mit den beiden Genossen den Verkehr abbrach und auch mit Janssen später nicht wieder aufnahm, das Geschäftliche aber, wie Janssen selbst gefordert hatte, ausschließlich durch die Frankfurter Testamentsexekutoren [4]) betrieb.

---

[1]) Additam. III. p. XVII. Die Vorrede ist datiert 1865 Aug. 26. — Ficker an Stälin 1865 Nov. 11: „In der Vorrede glaube ich dadurch, daß ich von der Bibliothek und dem Geldpunkt nichts Näheres sagte, meinen Kollegen gegenüber mit möglichster Schonung aufgetreten zu sein." Im Frühjahr 1865 war Ficker nochmals in Frankfurt gewesen.

[2]) Sie wurden 1874 M. Pangerl angetragen, einem tüchtigen deutschböhmischen Gelehrten aus Jägers und Sickels Schule, der aber (1875) ablehnte, als er, zum Professor in Prag ernannt, die Geschäftsleitung des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen übernahm. Nach seinem vorzeitigen Tode (1879) dachte man an Emler, der aber auch nicht dazu kam. (Die böhmischen Sachen hätten nur kurz notiert werden sollen.) — Als Regesta imperii XI (außer der Böhmerschen Reihe, aber nach denselben Grundsätzen) sind die Urkunden Kaiser Sigismunds (1410—1437) in zwei Bänden (Innsbruck 1896 f. und 1897—1900) von W. Altmann bearbeitet worden.

[3]) Vgl. über diese Modifikation der Abmachungen die Vorrede zu den Acta imperii selecta p. LXII f.

[4]) Justizrat Dr. Euler und Dr. Adolf v. Harnier.

Janssen, der sich in der ganzen Sache schwach und unselbständig gezeigt hatte [1]), empfand es doch bitter, daß Ficker 1869 bei einer Anwesenheit in Frankfurt ihn nicht aufsuchte. Er gab dieser Empfindung, als Ficker 1870 sich veranlaßt sah, in einer Privatangelegenheit mit ihm zu korrespondieren [2]), Ausdruck. Ficker antwortete: „Und nun erlaube mir, bei dieser ungesuchten Gelegenheit noch eine offene Bemerkung über den Grund, weshalb ich jeden persönlichen Verkehr mit Dir abgebrochen habe, beziehungsweise Deine Aufforderung, in Sachen des Nachlasses Böhmers nur noch durch die Exekutoren mit Dir zu verkehren, befolgt und das weiter auf Einstellung jedes Schreibens und jedes Besuchs ausgedehnt habe. Der ganze Verdruß, den ich von jener Angelegenheit hatte, die ganzen Hindernisse, mit denen ich so reichlich zu kämpfen hatte, gehen wenigstens meiner Ansicht nach zurück, einerseits auf den bösen Willen Arnolds, andererseits auf meine persönlichen freundschaftlichen Beziehungen zu Dir, welche mich, da ich Dich durchweg auf Arnolds Seite fand, hinderten, ihm, beziehungsweise Euch so entgegen zu treten, wie ich es sicher getan haben würde, wenn ich auf Dich so wenig persönliche Rücksicht hätte nehmen dürfen oder wollen, wie auf Arnold. Es war mir daher schließlich erwünscht, daß Du mir in jener Aufforderung den Weg des Abbrechens persönlicher Beziehungen nahe legtest, welche mir eventuell immer wieder hinderlich hätten sein können, in der Sache mit der Rücksichtslosigkeit vorzugehen, welche mir dem sachlichem Interesse zu entsprechen schien. Und ich halte dafür, daß es besser ist, auch ferner daran festzuhalten, da ich noch nicht weiß, wie sich in jener Nachlaßsache schließlich manches gestalten wird. Erst kürzlich ist mir A. mit einer Rücksichtslosigkeit begegnet, welche ich schwerlich hinnehmen werde. Auch an Dich hätte ich längst im Interesse der Bearbeitung des Nachlasses durch die Exekutoren eine Forderung stellen können, vielleicht stellen sollen, habe es aber unterlassen, und unterlasse es, weil ich nach allen früheren Erfahrungen dabei auf Mißdeutungen stoßen dürfte und jeder Aus-

---

[1]) Das bemerkte Stumpf an Ficker 1864 Sept. 26 (aus Frankfurt): „Janssen kennst du hinreichend, er hat guten Willen, ist aber zu unselbständig." Janssen blieb mit Arnold befreundet; auch mit Stumpf, der seiner Frau wegen öfter in Frankfurt sich aufhielt.

[2]) Es handelte sich um eine Angelegenheit der Frau Prof. Kleinschrod in Innsbruck, einer Frankfurterin, mit deren Familienangehörigen Janssen befreundet war.

einandersetzung in dieser Richtung ausweichen möchte. Es wird besser sein, jeden Verkehr zu meiden" [1]).

Dabei blieb es. Böhmer hatte geirrt, als er hoffte, die Drei würden zusammenwirken. Für die Fortführung seiner Arbeiten tat Ficker so viel, daß es eine seiner Lebensaufgaben wurde [2]), während die anderen nur hinderten, gleiche Rechte für sich in Anspruch nahmen, ohne Hand anzulegen. Fickers Vorgehen hat die Folge gerechtfertigt.

Nachdem er das Additamentum III fertiggestellt hatte (während er gleichzeitig die vor 11 oder 12 Jahren in Italien zur Geschichte des Römerzuges Ludwigs des Baiern gesammelten Urkunden herausgab), ging er an die von Böhmer gesammelten Kaiserurkunden. Über deren Edition mußte er sich vorher mit Pertz verständigen, da die Sammlungen ja für die Monumenta Germaniae historica angelegt waren, Eigentum der Monumenta und Privateigentum im Nachlaß Böhmers auch sonst durcheinander lagen.

Ficker hatte sich schon 1865 mit Pertz in Verbindung gesetzt, indem er ihm namentlich alle auf die Scriptores bezüglichen Abschriften Böhmers übersendete, wofür Pertz dankte und die Ernennung Fickers zum Mitglied der Gesellschaft ankündigte [3]). Zu Ostern 1866 fuhr Ficker über Stuttgart, wo er sich mit Stälin besprach, nach Göttingen, wo er zehn Tage verblieb und mit Waitz und Wüstenfeld verkehrte. Von da ging er nach Berlin. Über den dortigen Aufenthalt berichtet er an Stälin: „Zu Berlin blieb ich 14 Tage, länger als ich dachte, da Pertz sich meinen Zwecken viel zugänglicher erwies, als ich erwartete. Wir schlossen einen schriftlichen Vertrag, wonach Böhmers Urkundensammlung nach ihrer Benutzung für die Acta imperii und Regesten ins Eigentum der Gesellschaft übergeht; dagegen darf ich die Urkunden der Gesellschaft für die Regesten be-

[1]) Ficker an Janssen 1870 Juni 16. — Ich bemerke, daß die von Janssen aus dem Böhmerschen Nachlasse acquirierten Bücher nach dem Tode Janssens nach Innsbruck kamen.

[2]) In diesem Zusammenhang erörterte Ficker mit seinem Bruder Ludwig im Dezember 1866 die Absicht, seine Professur niederzulegen und sich ganz dem Böhmerschen Nachlaß zu widmen.

[3]) Pertz an Ficker 1865 Mai 1 (in Erwiderung eines Briefes von Ficker, 1865 Febr. 20). „Unter anderen durch Dr. Böhmers Krankheit und Geschäftsabneigung unterbliebenen Verabredungen ist auch der Beschluß Ihrer Ernennung zum Mitglied unserer Gesellschaft; ich hoffe, Sie gestatten mir, das ohne mein Verschulden Versäumte nachzuholen, sobald die Anordnung unserer Geschäfte mich dazu in Stand gesetzt haben wird."

nützen. Die Veröffentlichung der Zeugen wollte Pertz in keiner Weise zugeben; doch gab er zu, daß ich sie abschreibe und vereinzelt davon Gebrauch machen darf. Ich ging natürlich gleich ans Werk und nützte die Sachen vorläufig fürs Additamentum 1198—1254 und für die Neubearbeitung von 1125—1198 aus. — Pertz scheint mißtrauisch gegen alle Welt; doch sprach er nicht über die weitere Gestaltung der Monumenta und ich suchte mich ihm gegenüber möglichst an meine eigenen Angelegenheiten zu halten. Daß er auf Waitz erzürnt sei, weil er ihn (in) Verdacht hat, die Sachen beim Bundestage betrieben zu haben, was doch nicht der Fall zu sein scheint, wurde mir von anderen erzählt. Was seine Stellung zu Ihnen betrifft, über welche Sie mir sprachen [1], so fiel mir auf, daß, als ich ihm Grüße von Ihnen und Waitz überbrachte, er einfach dafür dankte, aber weiter nie über Sie und Waitz mit mir sprach, wie es mein Aufenthalt bei Ihnen doch nahe gelegt hätte; doch kann es auch Zufall sein. Seine Mißstimmung gegen alle Welt mag dazu beigetragen haben, daß er mich, mit dem er bisher noch fast gar nicht in Berührung kam, mit sichtlicher Zuvorkommenheit behandelte" [2]).

Aus einem Brief, den Pertz im Sommer 1867 an Ficker schrieb, geht hervor, daß Pertz den ersten Teil der Acta imperii „mit verbindlichem Danke" entgegennahm; er überläßt die Aushängebogen von Leges IV zur Benutzung durch Ficker (für die Italienischen „Forschungen") und berichtet über den Fortgang der Monumentenarbeit. Schließlich bemerkt er; „Ich darf jetzt wohl auf die Bestätigung seitens Ihrer Kollegen der von uns bei Ihrer hiesigen Anwesenheit abgeschlossenen Vereinbarung rechnen?", woraus man ersieht, daß es die genannten Kollegen auch in dieser Angelegenheit an Präzision fehlen ließen.

Daß die Ausgabe der kaiserlichen Diplomata in den Monumenta Germaniae historica so lange warten ließ, war schon öfters Gegenstand der Klage gewesen, auch von Seite Fickers im Vorwort zum

---

[1]) Stälin war 1864 Mitglied der Direktion der Mon. Germ. geworden. Er schreibt darüber wiederholt an Ficker, März 14, dann Juni 6: „In die Direktion der Monumenta bin ich sub rosa gesagt contre-coeur auf Pertzens dreimaliges Andringen eingetreten, bis jetzt bin ich noch nicht aktiv gewesen. Indes kommuniziert ein Hauptmitglied der deshalb in Frankfurt bestellten Kommission mit mir und werde ich es an Treiben nicht fehlen lassen." — Referent jener Kommission war Robert v. Mohl (der auch mit Waitz in Fühlung trat).

[2]) Ficker an Stälin 1866 April 24 (nach der Rückkehr nach Innsbruck). Auch an Waitz berichtete Ficker. Waitz antwortete 1866 Juni 6: „Es freut mich, daß Sie mit Pertz zu gutem und gegenseitig nützlichem Einverständnis gekommen."



„Reichsfürstenstand“: „Niemals lebhafter als bei diesen Forschungen habe ich es gefühlt, wie viel davon abhängt, daß die urkundlichen Quellenzeugnisse nicht bloß überhaupt gedruckt sind, sondern daß sie in zusammenhängenden, nach bestimmten Gesichtspunkten geordneten Reihen vorliegen; nur dann, wenn es möglich ist, das nach Zeit, Ort, Aussteller oder anderen Gesichtspunkten Zusammengehörende rasch und ohne Unterbrechung zu überblicken, wird der Forscher auf so manchen wichtigen Umstand aufmerksam werden, welchen ihm die vereinzelten Zeugnisse niemals nahe legen würden.“ Durch die neueren Regestenwerke und Urkundenbücher seien der Forschung die Stützpunkte geboten, für die Beurteilung der staatlichen Verhältnisse in engerem Kreise biete Stälins mustergiltige „Wirtembergische Geschichte“ die reichste Anregung. In örtlicher Abgrenzung leisteten auch die Monumenta boica Dienste. Den Hauptangelpunkt, um welchen sich diese und ähnliche Untersuchungen drehen, bilde aber die Reihe der Kaiserurkunden, von denen durch Huillard-Bréholles die Kaiser Friedrichs II. vorliegen, die früheren aber nicht: „und keine Lücke habe ich schmerzlicher gefühlt, als die eines sie in zeitlicher Folge zusammenfassenden Werkes.“ Hier harre ein wesentliches Bedürfnis der Befriedigung, „ein Bedürfnis, welchem in den wichtigsten Beziehungen unzweifelhaft schon dann genügt wäre und in absehbarer Frist vielleicht nur dann genügt werden könnte, wenn mit vorläufigem Verzichte auf möglichste Vollständigkeit und Richtigkeit die Vereinigung des vereinzelt Vorliegenden als nächster Gesichtspunkt festgehalten würde; könnte doch die vorläufige Lösung das Gelingen einer möglichst abschließenden nur fördern, eine vielleicht zweckdienliche Verzögerung derselben nur rechtfertigen“ [1]).

An diese Dinge hatte auch Böhmer gedacht. Wie der Ausgabe der Scriptores, die sich langsam hinzog, die Fontes rerum Germanicarum an die Seite getreten waren, als eine vorläufige Edition, in bequemerem Format, zu billigem Preis, plante Böhmer 1860 auch eine brauchbare Handausgabe der Kaiserurkunden, worin ihn Ficker bestärkte. Doch Rücksichten auf Pertz, als dieser zu einer Oktavausgabe im Rahmen der Monumenta (neben der Folioausgabe) seine Zustimmung gab, und die andauernde Kränklichkeit Böhmers ließen die Sache nicht zur Ausführung kommen. Ficker nahm sie wieder auf. Darüber schreibt er an Stälin im Herbst 1865: „Ich möchte nun bald den Druck der unedierten Kaiserurkunden beginnen und fühle da das Bedürfnis, wegen einer Reihe zum Teil sehr äußerlicher Punkte Sie um Ihren gütigen Rat anzugehen.

[1]) Reichsfürstenstand I. Vorwort S. XV f.

1. Habe ich früher wohl gedacht, aus den Urkunden 1 oder 2 Fontesbände zu machen, was vielleicht angemessen wäre, wenn es sich um Herausgabe der wichtigsten Kaiserurkunden handelte. Da aber das äußerliche Moment des Ungedrucktseins den Ausschlag gibt, würde doch meiner Ansicht nach die Sammlung in die nach anderem Plane angelegten Fontes nicht passen und besser ganz selbständig gedruckt werden.

2. Im Äußeren möchte ich mich dann im Allgemeinen an die Acta Conradi anschließen, ohne mich gerade genau an sie zu binden. (Format, Typen) [1]).

3. Während eine Entscheidung über den Verlag nicht eilt, möchte ich den Druck hier besorgen lassen, es sei denn, daß sich an einem anderen Orte erheblich billiger drucken lassen würde (Angaben über die Kosten).

4. Aufzunehmen denke ich jedenfalls alle in Böhmers Sammlung vorhandenen Urkunden, welche meines Wissens augenblicklich noch ungedruckt sind, ohne Rücksicht darauf, ob eine anderweitige Veröffentlichung zu erwarten steht; halte ich mich streng daran, so würde die Grenze schwer zu bestimmen sein [2]) ...

5. Die Urkunden, welche Böhmer aus den Papieren der Gesellschaft abschrieb, denke ich einfach abdrucken zu lassen; ich glaube der Sache damit zu dienen, während mir zugleich das formelle Recht nicht abgesprochen werden kann. ...

6. Einige von Böhmer aus seltenen Büchern abgeschriebene Urkunden würde ich jedenfalls aufnehmen. ...

7. Dachte ich früher daran, alle wichtigsten Urkunden (z. B. Privilegia Austriae etc.) aufzunehmen, auch wenn sie sonst genügend zugänglich, so bin ich davon abgekommen; es dürfte sich das besser für eine eigene Sammlung eignen.

8. Ungedruckte Papsturkunden und Rechtssachen, wovon sich aber bei Böhmer wenig findet, denke ich, wie Huillard, nach der Zeitfolge in die Kaiserurkunden einzureihen, nicht etwa als Anhang zu geben [3]).

---

[1]) Druck und Druckeinrichtung dieser Acta Conradi (1859) waren Gegenstand besonderer Sorgfalt von Seiten Böhmers gewesen. Diese dienten nunmehr als Muster; „aber wo mir eine Änderung geeignet erschien, habe ich sie nicht unterlassen“, schreibt Ficker an Mühlbacher 1875 Jan. 12.

[2]) Es befanden sich zirka 40 ungedruckte Urkunden Friedrichs II. und Heinrichs (VII.) darunter (die man eventuell an Huillard mitteilen konnte).

[3]) In dieser Beziehung änderte Ficker alsbald seine Ansicht: er gab die Kaiserurkunden gesondert, alles andere als Anhang.



Ficker schließt mit der Bemerkung, er gehe in diesen Dingen doch ungern ganz auf eigene Hand vor: „und da hat denn vom doppelten Gesichtspunkt der Sachkenntnis wie des persönlichen Interesses, welches Sie an Böhmer und seine Arbeit knüpfte, kein Rat höheren Wert für mich“ [1]).

In dieser Weise werden die Einzelnheiten der Edition festgestellt, die Beschleunigung der Publikation, ohne sich durch Minutien aufhalten zu lassen, der billige Preis: es sei dies — meint Stälin — „eine gesunde Demonstration gegenüber den so langsam erscheinenden und dabei überteuren Monumenta Germaniae.“ Der Verlag wurde von der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung übernommen, die unter einem mit Ficker eng befreundeten Verleger [2]) seitdem zu einer der namhaftesten Firmen in Deutschland sich emporschwang.

Am 4. Jänner 1866 schreibt Ficker neuerdings an Stälin: „Jetzt sende ich zunächst die Probe des Papiers, nämlich das, worauf ich diesen Brief schreibe. Es ist aus einer Tiroler Fabrik, etwas teuer, scheint mir aber sonst ganz entsprechend. Weiter 2 Seiten Druckbogen, noch nicht korrigiert. Bezüglich der Anordnung: die Reihe der Herrscher maßgebend. Danach erhält nun jeder Herrscher auch eine Überschrift; damit Heinrich I. nicht ganz fehle, nahm ich eine von Waitz schon nach Böhmer gedruckte Urkunde wieder auf..... Die Auswahl der aufzunehmenden schon gedruckten Stücke ist fast ganz Stumpf's Werk, dem ich bis 1198 die Verantwortlichkeit großenteils übertragen muß. Auch aus gedruckten, insbesondere italienischen Büchern habe ich nun sehr viel kopiert oder kopieren lassen [3])...

Diese Vorarbeiten kommen natürlich auch den Regesten zu statten, in welche ich schon sehr viele weitere Drucke eintragen konnte. Vollständig nachzutragende Regesten schreibe ich jetzt nicht mehr in die Exemplare Böhmers ein, sondern nach den Erfahrungen, die ich bei Ludwig machte, sogleich druckfertig auf nur auf einer Seite beschriebene Bogen, so daß sie später auseinander geschnitten und geordnet aufgeklebt werden können.“ Er faßte dabei hauptsächlich die Zeit von 1198—1313 ins Auge: „da ich, wenn sich meine Genossen nicht willfähriger zeigen, wozu sich bis jetzt keine

---

[1]) Ficker an Stälin 1865 Okt. 11.

[2]) Anton Schumacher, geb. 1836. Er hatte im Jahre 1859 das Geschäft seines 1852 verstorbenen Vaters übernommen. Vgl. den „Verlagskatalog der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung 1554—1904“ S. XVII.

[3]) Durch Sickel erhielt Ficker von Wien noch 16 Kaiserurkunden aus einem Kopialbuch von Asti; die Abschriften wurden durch Zöglinge des österreichischen Instituts besorgt (1866).

Aussicht zeigt, mich wohl darauf werde beschränken müssen, etwa noch diese beiden Additamenta zu machen"[1]).

„Als Titel ist Acta imperii, wie Böhmer selbst seine Sammlung nannte, wohl beizubehalten, aber wohl mit einem einschränkenden Beiworte, etwa Acta imperii selecta und dann weiter ein deutscher Titel, etwa: Urkunden deutscher Könige und Kaiser mit einem Anhange von Reichssachen. Gesammelt von Joh. Friedrich Böhmer und herausgegeben aus seinem Nachlasse"[2]).

Im Sommer 1866 wurde die erste Abteilung, bis 1272 reichend, in der Stärke von 20 Bogen ausgegeben[3]). Die weiteren Abteilungen erschienen bis 1870 (mit Vorrede vom 20. Februar d. J.). Das ganze Werk wurde „Christoph Friedrich von Stälin, dem Freunde und Mitarbeiter Johann Friedrich Böhmers gewidmet"; es enthält in der ausführlichen Vorrede die Geschichte des Unternehmens und die Rechtfertigung der Ausführung, überdies einen Bericht über den gegenwärtigen Stand der Nachlaßangelegenheit (worüber er Stälins Wohlmeinung eingeholt hatte). Ein mit musterhafter Genauigkeit gearbeitetes „alphabetisches Namenverzeichnis", eine „Übersicht nach Ländern", eine „Übersicht nach der Zeitfolge", eine Übersicht nach den Quellen und nach den Mitteilungen[4]), endlich Berichtigungen und Ergänzungen schließen den Band ab.

Durch die Widmung an Stälin markierte Ficker seine Hochachtung vor dem schwäbischen Gelehrten, mit dessen solidem Wesen er sich bestens verstand[5]). Seit 1863 kehrte er auf seinen Reisen nach

[1]) Er gedachte zunächst 1198—1254 anzufassen, wofür er insbesondere von Wüstenfeld für Otto IV. und Friedrich II. schon manche Beiträge bekommen habe. „Es sind auch schwäbische Zeugen dabei, welche ich Ihnen ausschreiben werde."

[2]) Nämlich ohne daß Ficker seinen Namen nannte!

[3]) Ficker an Stälin 1866 Okt. 17: „Den Preis hatte ich eigentlich auf 3 Taler statt 3 Taler 10 Sgr. setzen wollen; erscheint er Ihnen zu hoch?"

[4]) Auf seine Register tat sich Ficker etwas zu Gute. Er schreibt 1869 Nov. 18 an Stälin: „Vielleicht die halbe Vorrede handelt vom Registermachen. Es scheinen mir in dieser Richtung so viele Fehlgriffe gemacht zu werden, so wenig Übereinstimmung zu herrschen, daß es mir gar nicht überflüssig schien, da eine Reihe Punkte im Anschluß an mein Register und auf Grundlage der gemachten Erfahrungen zu besprechen. Die neueren Register der Monumenta sind in mancher Beziehung ein Rückschritt gegen die alten. Das beste von allen scheint mir doch ziemlich Kauslers Register zu sein, und ich wünschte jetzt, mich in manchen Punkten an dasselbe von vornherein bestimmter gehalten zu haben." ... (G. Waitz fand die Auseinandersetzung Fickers von „erschöpfender Weitläufigkeit", war aber im allgemeinen einverstanden.)

[5]) Vgl. über Christoph Friedrich (von) Stälin den (von seinem Sohne Paul gearbeiteten) Artikel in der Allg. D. Biographie. Stälin war 1805 in Calw ge-

Norddeutschland (da er jährlich seine Mutter zu besuchen pflegte) regelmäßig in Stuttgart zu, wo er die Bibliothek besonders auch an italienischen Werken reich fand (war doch Heyd, der Geschichtschreiber des Levantehandels, an ihr angestellt). Den würtembergischen Forschern hatte sich Ficker durch seine Abhandlung über die Reichshofbeamten (1862) bestens empfohlen, und da der Fortgang seiner italienischen Forschungen die hervorragende Rolle aufdeckte, welche schwäbische Herren und Ministerialen in Italien zur Zeit der Hohenstaufen gespielt hatten, so stellte sich auch ein gesteigertes Interesse an dem Fortgang seiner Arbeiten ein [1]). Nicht nur bei Stälin, sondern auch bei dem Archivar Kausler, einem alten Freunde Böhmers, der als fleißiger Bergsteiger mit Ficker schon in den Alpen zusammengetroffen war (Kausler bearbeitete das „wirtembergische Urkundenbuch"). Als dritter gesellte sich hiezu der als Heraldiker hervorragende Fürst Friedrich Karl von Hohenlohe-Waldenburg [2]), der wohl von seinem Schlosse in Kupferzell nach Stuttgart herüberkam, wenn Ficker da war, ihn auch dringend einlud, auf dem Schlosse einen Besuch zu machen, nachher in Tirol den Verkehr fortsetzte, dabei fleißige Korrespondenz unterhielt. Für das „Hohenlohe'sche Archiv" schrieb Ficker im Jahre 1867, der Aufforderung des Fürsten nachkommend, einen kleinen Aufsatz über Konrad und Gottfried von Hohenlohe als Grafen der Romaniola [3]).

Hier kann noch einer Episode Erwähnung geschehen, die leicht verhängnisvoll hätte werden können. Als sich Ficker zu Ostern 1865 in Stuttgart aufhielt, verabredete er mit Stälins Sohn Paul (dem nachherigen Archivar) einen Ausflug auf den Hohenstaufen. Er fuhr abends nach Göppingen hinaus, um dort zu übernachten, man gab ihm hier ein Zimmer, in dem Gas ausgeströmt war, das explodierte,

---

boren; seit 1826 an der Bibliothek in Stuttgart, seit 1869 deren Direktor. Von seiner „wirtembergischen Geschichte" erschien der wichtige zweite Band im Jahre 1847: „Schwaben und Südfranken. Hohenstaufenzeit 1080—1268."

[1]) Vgl. oben S. 267 f. Im Jahre 1869 schreibt Ficker an Stälin ausführlich über Conrad von Urslingen, seinen Tod, seine Witwe (eine Italienerin), dann über Conrad von Lützelhard (Latinerius). — Als Stälin an dem Itinerar Maximilians I. arbeitete, mußte ihm Schönherr (1863) aus dem Innsbrucker Statthaltereiarchiv Beiträge schicken.

[2]) Geb. 1814, gest. 1884. Vgl. Allg. D. Biographie. (Nachträge.)

[3]) Ficker, Zur Geschichte der Grafen der Romagna, insbesondere der Grafen Konrad und Gottfried von Hohenlohe. Archiv für Hohenlohische Geschichte (1868) II, 349. — An Stälin schreibt Ficker darüber 1867 Jan. 20: „Ich habe einiges Neue aus Tonini Storia di Rimini: Ihnen wird über die italienische Tätigkeit der Brüder Neues nicht aufgestoßen sein?"

als der Kellner das Licht in die Höhe hielt, um nachzusehen; beide wurden zu Boden geschleudert, Gesichtshaut, Haar und Augenbrauen versengt; doch hatte die Sache keine übleren Folgen. Die Besteigung des Hohenstaufen wurde anderen Tags doch vorgenommen [1]).

Schon Böhmer hatte sich in dem Kreise dieser schwäbischen Gelehrten wohl gefühlt. Sie erfüllten ihre Aufgabe in musterhafter Weise, Stälins Wirtembergische Geschichte ist das Vorbild für jede Provinzialgeschichte — dies wurde in Innsbruck den Schülern eingeschärft und die präzise Darstellung in Hubers „Österreichischer Geschichte“ dadurch beeinflußt —; in vieler Beziehung waren die Stuttgarter den Münchenern voran. Das erkannte auch Ficker, der überdies Stuttgart deshalb vorzog, weil er hier ruhiger arbeiten konnte als in München, wo er zu viele Bekannte hatte und Einladungen nicht so leicht auszuweichen war [2]). Als der alte Stälin 1873 mit Tod abgieng, notiert Ficker, daß seit dem Tode Böhmers Niemand ihm als wissenschaftlicher Berater und Freund näher gestanden sei als der eben Geschiedene [3]).

Auch auf das benachbarte Baden erstreckten sich Fickers Verbindungen. Hier war ein Freund von Böhmer, Roth v. Schreckenstein (früher am germanischen Museum in Nürnberg, dann kurze Zeit am fürstlich Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen) Generaldirektor des badischen Staatsarchives geworden; unter ihm diente F. von Weech. Beide unterstützten Fickers Urkundensammlungen, Weech besonders für Ludwig den Baiern, Roth von Schreckenstein, der über die Reichsritterschaft geschrieben hatte, in Bezug auf die Geschichte des schwäbischen Adels der Hohenstaufenzeit [4]).

---

[1]) Paul von Stälin hatte eine Gedichtsammlung. in der sich Hohenstaufenlieder fanden, mitgenommen: allein Ficker sagte: Poesie halte ich meist für verrückte Prosa! Was Herrn v. Stälin in der Erinnerung blieb.

[2]) Das sagt Ficker selbst in einem Brief an Stälin 1868 Mai 9. — Im Jahre 1863 hatte ihn Döllinger eingeladen, wobei Ficker die Bekanntschaft von Gregorovius und Lord Acton machte. Ersterer tut in seinen Tagebüchern davon Erwähnung, letzterer in einem Briefe, den er 1888 an Ficker schrieb.

[3]) Vgl. Forschungen z. Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens IV, S. 603 zu Nr. 217 des Urkundenbandes, wo ihm Stälin den Namen Krathenn in Krutheim emendierte: „Das sollte leider die letzte Mitteilung meines hochverehrten Freundes bleiben; keinem habe ich seit Böhmers Tode so viele Förderung meiner Arbeiten zu danken gehabt als ihm.“

[4]) Als Roth von Schreckenstein 1885 starb, wurde F. v. Weech Generaldirektor. Übrigens hatte Ficker bereits mit dem Vorgänger dieser beiden, dem 1868 verstorbenen Mone, Korrespondenz gepflogen.

Zu Freiburg i. Br. (beziehungsweise am Genfersee, wohin er sich krank begeben hatte) starb 1873 Theodor von Kern, der als fleißiger Mitarbeiter an den deutschen Städtechroniken ein gutes Andenken hinterließ [1]; auch in Innsbruck, obwohl er sich von Fickers politischen Anschauungen entfernt hatte — er gehörte der ältesten Schicht von dessen Schülern an.

Als Ficker an die Kaiserregesten herantrat, suchte er sich einen Mitarbeiter zu gewinnen. In der zweiten Schicht seiner Schüler befand sich ein Mann, dem er die Fähigkeit zutraute, Paul Scheffer-Boichorst.

Dieser hatte nach Vollendung seiner Studien wiederholt mit den mißlichen Vermögensverhältnissen seiner Verwandten Anstand, so daß er schon entschlossen war, die Lehrstelle an einem Gymnasium anzunehmen. Da griff Ficker ein und engagierte ihn für das Regestenwerk; er sollte die frühere Stauferzeit speziell übernehmen, im Übrigen aber das Material für das Werk überhaupt in Evidenz halten und vervollständigen. Scheffer-Boichorst, dessen Buch über den letzten Streit Friedrichs I. mit der Curie (1866) ihn als völlig reifen Gelehrten erwies, nahm jetzt seinen Wohnsitz in München, wo er mit Döllinger, auch mit Giesebrecht und seinen Schülern in Verkehr trat, sonst ein in sich abgeschlossener Mann, der eifersüchtig seine Selbständigkeit wahrte, nur Ficker gegenüber seine Dankbarkeit bekannte. Vielleicht noch Stumpf gegenüber, da er bei diesem das Regestenmachen erlernt hatte, mit dessen weiterer Arbeit auch die seinige Hand in Hand ging [2].

Von K. Fr. Stumpf erschien 1865 das Werk: „Die Reichskanzler vornehmlich des X., XI. und XII. Jahrhunderts, nebst einem Beitrage zu den Regesten und zur Kritik der Kaiserurkunden dieser Zeit." Erster Band. Erste Abteilung: Einleitung, Die Merowinger- und Karolinger-Urkunden. (Was ein Torso blieb) [3]. Zweiter Band.

---

[1]) Sein Kollege, der Germanist E. Martin (später in Prag, jetzt in Straßburg), schrieb ihm einen schönen Nachruf. Auch in Göttingen gedachte man des Todesfalls mit Bedauern. — Dem „Archiv f. Geschichte u. Altertumskunde Tirols" hatte Th. v. Kern für Jahrgang II (1865) einen Aufsatz: „Zur Geschichte der Volksbewegung in Tirol 1525" zugewendet.

[2]) Vgl. Güterbock in der Einleitung zu Scheffer-Boichorsts Ges. Schriften.

[3]) Die überschwängliche Bedeutung, die Stumpf den Reichskanzlern in seiner Einleitung beimaß, fand den Widerspruch von Sickel, der eben damals (1865) die Neubearbeitung der Karolinger-Regesten (bis 840) in die Hand nahm, auch darüber mit Ficker und Arnold wegen Benützung des Böhmerschen Nachlasses in Verkehr trat.

Erste Abteilung: Die Regesten der sächsischen Kaiser. — Es folgten in der zweiten Abteilung die Regesten der fränkischen Kaiser; in der dritten (1868) die Regesten Lothars III., Konrads III., Friedrichs I. und Heinrichs VI. Als dritter Band erschienen abteilungsweise die „Acta imperii inde ab Heinrico I. ad Heinricum VI. usque adhuc inedita", eine Sammlung, die sich mit den Acta imperii selecta von Böhmer-Ficker berührte und auch von Ficker Beiträge erhielt [1]), wie andererseits Stumpfs Regesten von Scheffer-Boichorst.

Auch diese Arbeiten gehören zum „Erbe Böhmers". Stumpf hat dem Meister in der Einleitung zu Band II, 1 einen Nachruf gewidmet. Seine Kaiserregesten stellten, da er nicht bloß seine Nachträge sondern auch die Böhmer'schen Nummern verzeichnete, für die Zeit bis 1198 eine revidierte und vervollständigte Umarbeitung des Böhmer'schen Werkes dar, die sich als brauchbar erwies, im Vereine mit den Acta imperii selecta eine der bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiete der mittelalterlichen Quellenedition, die jene Jahre zu verzeichnen haben [2]).

Im Jahre 1868 endlich erschien (im Verlage von Herder) das von Johannes Janssen gearbeitete Werk: „Johann Friedrich Böhmers's Leben, Briefe und kleinere Schriften". Der Briefwechsel enthielt freilich manche schroffe Urteile über noch lebende Zeit-

[1]) Ficker an Stälin 1868 Mai 9: „Ich mache noch Versuche, Stumpf zu überreden, seine Urkundenpublikation über 1197 auszudehnen und in eine Art Fortsetzung der Acta Böhmers zu verwandeln, für welche mir wirklich ein Bedürfnis vorzuliegen scheint, da ich noch immer neue Urkunden, insbesondere aus Italien erhalte und noch viel mehr erhalten könnte, wenn ich mir Mühe darum geben würde. Ich sagte Stumpf, daß auch Sie das für sehr angemessen hielten, was viel Eindruck auf ihn zu machen schien." . . .

[2]) G. Waitz an Ficker 1866 Sept. 23, indem er den Empfang der ersten Abteilung „Acta" quittiert: „Das ist ja nun doch in jeder Weise eine sehr erfreuliche Publikation, jedem von großem Nutzen, für die künftige Edition der Monumenta selbst eine überaus nützliche Vorarbeit. Die Acta und Stumpf zusammen erleichtern namentlich auch und nicht wenig die Vorarbeiten zur Fortsetzung der Verfassungsgeschichte, an die (d. h. die Vorarbeiten) ich mich jetzt gemacht habe." — Ebenso 1867 Febr. 11: „Die Sammlung der Urkunden wird nun ja gewiß eine sehr nützliche und mit der von Stumpf zusammen für die nächste Zeit das Studium mannigfach erleichtern, und so greift sie auch am wenigsten der Ausgabe der Mon. vor, die wir freilich stets als das letzte Ziel dieser Arbeiten im Auge haben müssen." . . . Auch Dümmler, dem die Acta zugeschickt wurden, lobte dieselben. (1869 Mai 25.) Winkelmann, damals in Dorpat, hatte auf Veranlassung von Waitz einige Urkunden beigesteuert. — Vgl. die Besprechung der Acta imp. sel. durch G. Waitz in den Gött. Gel. Anzeigen 1871 Jan. 3.

genossen, so daß Ficker an der Publikation Anstoß nahm[1]), (die Briefe, die Böhmer an ihn gerichtet, hat er aus diesem Grunde nicht zur Verfügung gestellt, es sind nur die Konzepte Böhmers, so weit sie erhalten waren, aufgenommen). Aber, wie der Herausgeber selbst mit Bewunderung wahrnahm, es steckt in den Briefen Böhmers für die Hodegetik der Geschichte ein wahrer Schatz. Das Werk ist von den Innsbrucker Schülern Fickers seitdem mit Eifer studiert worden.

Es soll neben den Briefen Johannes von Müllers, die Böhmer so hoch stellte, dem Leben des Freiherrn von Stein, das Pertz herausgegeben hat, auch den „Lebensnachrichten" über G. B. Niebuhr dem jungen Historiker ein leuchtendes Beispiel geben, wie sehr Vaterlandsliebe und Geschichtswissenschaft mit einander im Zusammenhang stehen, während es zugleich von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, daß das Leben und Streben dieser Männer noch das ganze Deutschland umfaßte.

Im Jahre 1868 wurde auch der vierte Band der „Fontes rerum Germanicarum" von Alfons Huber fertig gestellt[2]). Ficker hatte aus seinen römischen Abschriften die wichtige Viterbenser Chronik saec. XIII beigesteuert.

Während Janssen jetzt an seine deutsche Geschichte ging, trat Arnold im Jahre 1867 von der Mitarbeit ganz zurück, indem er dem Cornelius Will[3]) die Bearbeitung der von ihm übernommenen Teile des Nachlasses übertrug, (nachdem vier Jahre nichts geschehen war[4]). Will gab zunächst die „Monumenta Blidenstatensia saec. IX,

[1]) Waitz schreibt 1868 Mai 31 an Ficker (nachdem er die Biographie Kopps durch Lütolf gelobt hatte): „Dagegen habe ich in Janssens Böhmer nur noch geblättert: nach dem ersten Eindruck zu urteilen, scheint er zu viel abgedruckt zu haben, auch zu sehr im Text zu wiederholen, was die Briefbände enthalten. — Ich persönlich bin übrigens gewiß der letzte, der Böhmer etwas übel nimmt: man mußte ihn eben ganz nehmen wie er war, auch mit seinen Eigenheiten. Und in einigen Beziehungen erkannte er wohl selbst zuletzt, daß er sich von Vorurteilen hatte beherrschen lassen."

[2]) Er erschien im Verlage von Cotta.

[3]) Will, geb. 1830 in Fulda, hatte in Marburg unter Sybel studiert; 1861 kam er nach Frankfurt als Amanuensis zu Böhmer; dieser charakterisiert (bei Janssen III, 355) Will, „der eine gute Arbeit über die vor-Hildebrandsche Zeit der Kirchengeschichte begonnen hat und im Augenblick mit einer Bearbeitung von Cantù's Weltgeschichte für den deutschen Standpunkt, welche bei Hurter erscheinen soll, sich beschäftigt." — Will ging 1862 an das Germanische Museum in Nürnberg, bis er zuletzt fürstlich Thurn und Taxis'scher Archivrat in Regensburg wurde. Gest. 1905.

[4]) C. Will an Ficker in mehreren Briefen 1867. Arnold hatte dem Will durch Vollmacht vom 1. August 1867 alle ihm aus dem Vertrage, den literarischen Nachlaß Böhmers betreffend, zuständigen Rechte übertragen.

X et XI. Quellen zur Geschichte des Klosters Bleidenstat. Aus dem Nachlasse von J. F. Böhmer, mit Ergänzungen nach Druckwerken und Mitteilungen aus dem codex Blidenstatensis im k. Reichsarchiv zu München" heraus, 1874. Es folgten: „Regesta archiepiscoporum Maguntinensium. Regesten zur Geschichte der Mainzer Erzbischöfe von Bonifatius bis Uriel von Gemmingen 742—1514". Der erste Band, von Bonifatius bis Arnold von Selehofen 742?—1160, erschien 1877, der zweite Band, von Konrad I. bis Heinrich II. 1161—1288, in Lieferungen 1883—1886, beide etwas weitspurig bearbeitet [1]), was die Kosten hoch auflaufen ließ. Daß diese bezahlt werden konnten, war nur dadurch möglich, daß aus Böhmers Hinterlassenschaft noch weitere bedeutende Summen für wissenschaftliche Arbeiten flüssig gemacht wurden.

Diesen weiteren Böhmerfond hat dann auch Ficker für mehrfache Zwecke in Anspruch genommen, so für die Neubearbeitung der Kaiserregesten, für die Ergänzungsbände der Mitteilungen des Instituts, nur daß er sich durchwegs als ein umsichtiger und sparsamer Haushalter erwies [2]), der daher, wenn es notwendig war, über Kredit verfügte.

Vielleicht dürfen wir zum Schlusse dieses Kapitels noch anfügen, daß Ende 1866, als J. E. Kopp gestorben war, G. Waitz daran dachte, Alfons Huber mit der Fortführung seines Werkes zu betrauen, (da die Wedekind'sche Stiftung für diese Fortführung ein Honorar zugesichert hatte [3]).

Huber war nun freilich wegen der Regesten Karls IV. nicht zu entbehren [4]), daher schlug Ficker für die Ausarbeitung von Kopps

---

[1]) Auch diese Werke erschienen im Verlage von Wagner in Innsbruck. Über die Monumenta Blidenstatensia (Bleidenstat in der Diözese Mainz) vgl. N. Archiv der Ges. XXIX S. 704; XXXI S. 196 f.; über die Regesta archiepiscop. Maguntinensium die Anzeige in der Histor. Zeitschrift 54 (1885) S. 154 ff. — C. Will unterhielt mit Ficker wegen dieser Arbeiten (um die Arnold sich nicht weiter kümmerte) einen stetigen Briefwechsel. Schon 1867 bekam Scheffer-Boichorst den Auftrag, auch auf einzelne Mainzer Sachen zu achten. 1868 hielt sich Ficker auf der Durchreise in Regensburg auf. Er gab Ratschläge in Bezug auf die Form der Regesten, ferner die Zeugenschaften der Erzbischöfe, die bei den Mainzer Regesten eine große Rolle spielen u. s. w.

[2]) Als Ed. Winkelmann die Regesten der späteren Staufer zu sehr ausdehnte, was auch die Kosten des Werkes erhöhte, wurde dies von Ficker beanstandet.

[3]) Waitz an Ficker 1866 Dez. 2.

[4]) Es hatte sich auch Höfler hiefür gemeldet, der wenigstens das Prager Material bearbeiten wollte (1865 f.) Aber für solche Genauigkeit und Präzision

5. Buch „Italien zur Zeit Rudolfs von Habsburg“ seinen und Waitzens gemeinsamen Schüler Arnold Busson vor, der in diese Zeit eingearbeitet war, was Waitz sofort akzeptierte[1]).

Arnold Busson habilitierte sich noch in demselben Jahre an der Universität in Innsbruck; sein Buch ist 1871 erschienen, was ihm die Professur der allgemeinen Geschichte eintrug, als Huber nach dem Rücktritt von Glax (1870) die österreichische Geschichte übernahm, und Zeißberg, der bei der Polonisierung der von Joseph II. gegründeten Universität Lemberg nach Innsbruck versetzt worden war, drei Semester später (1872) einem Rufe nach Wien folgte.

---

verlangende Werke war Höfler nicht der Mann, da er mit zunehmendem Alter immer weitschweifiger und flüchtiger wurde.

[1]) Waitz an Ficker 1867 März 8: „Ihr Vorschlag leuchtet mir sehr ein, und Sie werden wissen, wie ich mich gleich mit Dr. Busson in Verbindung setzte und dieser bereitwillig darauf einging.“ — Busson stand bei Waitz in großen Gnaden. 1870 Dez. 14 schreibt dieser an Ficker: „Daß Busson mit seiner Arbeit so weit vorgeschritten, freut mich sehr. Er ist ein frischer, tüchtiger Mensch, und ich wünsche sehr, daß er weiter kommt. Zunächst hat er ja dort den günstigsten Boden, um sich weiter zu entwickeln.“ — Die Luzerner hatten, ehe sie der Wahl Busson's zustimmten, sich vergewissert, ob er wohl auch ein guter Katholik sei.

XV. Kapitel.

Grossdeutsche Politik. Der Auszug gegen die Garibaldiner 1866.

Wir haben gesehen, daß dem Streite Fickers mit Sybel auch politische Motive zu Grunde lagen; es verkörperte sich in den beiden Gelehrten der Gegensatz zwischen der großdeutschen und der kleindeutschen Richtung.

Das deutsche Nationalgefühl äußerte sich seit dem Anfang der Sechziger Jahre in demonstrativen Sänger-, Schützen- und Turnerfesten, an denen die Österreicher teilnahmen. Schon im Jahre 1860 führte David Schönherr als Schützenmeister des Landeshauptschießstandes eine Auslese von tirolischen Schützen nach Köln [1]), wo sie beim deutschen Freischießen gute Resultate erzielten, allen voran Schönherr selbst, der ein ausgezeichneter Schütze war.

Ficker, der eben in Frankfurt bei Böhmer zu Besuch war, begleitete seinen Freund Schönherr bis Köln, von wo er seine Reise nach Münster fortsetzte.

Im Jahre 1862 fand das „erste deutsche Bundesschießen" zu Frankfurt a. M. statt, wo die beiden politischen Richtungen aufeinanderstießen. Ficker war diesmal als Schütze mitgezogen. Als der Darmstädter Advokat Metz eine Rede im kleindeutschen Sinne hielt, antwortete ihm Wildauer, den die Tiroler als Sprecher mitgebracht hatten, mit solchem Erfolge, daß weitere kleindeutsche Redner sich nicht mehr

[1]) Die Fahrt ist beschrieben in der Volks- und Schützenzeitung 1860 Sept. 24.

hervorgetrauten. Hätte Bennigsen gesprochen, so würde ihm Ficker entgegnet haben [1]). In der Schießfertigkeit wetteiferten die Tiroler mit den Schweizern, bis ein Kompromiß dem Ringen ein Ende machte. Es zeigte sich, daß die Schweizer in Bezug auf die Waffe und Schießgewohnheiten sich im Vorteil befanden, worüber Ficker nachträglich einen Artikel in die „Allgemeine Zeitung" schrieb, mit der er zu dieser Zeit sehr verbunden war.

Schon erschien Bismarck als führender Minister Preußens auf der Bildfläche, von allen deutschen Parteien mit dem größten Mißtrauen aufgenommen [2]). Ficker bekämpfte die preußische Politik und ebenso die unter Rechberg nach dem Scheitern der Bundesreform sich vollziehende Annäherung beider Staaten, wodurch Österreich zum Handlanger Bismarcks wurde [3]), mit solcher Heftigkeit, daß die „Schützenzeitung" auf Betreiben des auswärtigen Ministeriums „wegen Aufwiegelung" in einen Preßprozeß verwickelt wurde; dieser hatte nur deshalb für den verantwortlichen Redakteur David Schönherr keine weiteren Folgen, weil die geänderte politische Lage den Vorhersagungen des Zeitungsschreibers schon eher Recht gab [4]).

Zur Zeit der Agitation für den Augustenburger war Ficker, mit dem auch Georg Waitz in dieser Angelegenheit korrespondierte, ganz auf dessen Seite — in einer Front mit Wydenbrugk, Robert von Mohl, Theodor v. Bernhardi, Max v. Gagern, Biegeleben [5]). Die juridische Fakultät in Innsbruck gab wie fast alle in Deutschland ihr

---

[1]) Ficker an seine Mutter aus Frankfurt 1862 Juli 2: „Mit unserem vorzüglich durch Wildauers Rede herbeigeführten politischen Erfolge sind wir womöglich noch besser zufrieden, als mit unserem Schießen. Der Nationalverein hat einen Schlag erlitten, von dem er sich sobald nicht erholen wird; die Frankfurter Gothaer erkennen dies aufs alleroffenste an . . . Ich war darauf gefaßt, Bennigsen antworten zu müssen." . . . (Dieser verzichtete auf das Wort.)

[2]) Vom kleindeutschen Nationalverein (wie aus Rud. v. Bennigsens Briefschaften zu ersehen ist) nicht weniger, als vom großdeutschen Reformverein, an dessen Bestrebungen Ficker teilnahm.

[3]) Ficker selbst darüber in der Schützenzeitung 1870 Juli 25: „Wer das tadelte und voraussah, was sich ungefähr daraus entwickeln würde, der wurde freilich von denen, die damals in Bismarck den großen Retter der Ordnung gegen Demokratie und deutsche Einheitsschwärmereien verehrten, als großdeutscher Gimpel verhöhnt, als schlechter Österreicher verdächtigt."

[4]) Vgl. Volks- und Schützenzeitung 1864 Mai 25. — Im August erfolgte durch die höhere Instanz die Freisprechung des zunächst zu einer Geldstrafe verurteilten Redakteurs.

[5]) Vgl. Boysen, die Wahrheit über Herzog Friedrich. „Deutsche Revue" 1904 S. 170.

Votum zu Gunsten der Ansprüche des Augustenburgers ab [1]); ja Ficker wurde von Halle aus (durch seinen Freund Anschütz) sogar wegen einer hier einschlagenden lehenrechtlichen Frage zu Rate gezogen.

Die Dinge gingen ihren Gang. Ficker besuchte in diesen Jahren fleißig den Landeshauptschießstand, nicht ohne manches Best davonzutragen. Im Jahre 1865 meldet er an Stälin, daß ihm ein Schuß ins Zentrum gelungen sei; auch in den Briefen an seine Mutter ist von solchen Erfolgen die Rede [2]); nur war ihm nicht recht, daß er zufällig immer Geldbeste gewann, während ihm eine andere Schützentrophäe viel willkommener gewesen wäre.

Im Jahre 1866, als Bismarck den Krieg entzündete, trat die Tiroler Landesverteidigung gegen die Italiener unter die Waffen. Da seit den Tagen von Spinges immer auch die Innsbrucker Studenten ihre Kompagnie gestellt hatten, blieb man auch diesmal nicht zurück. Im Mai war alles bereit, der Gymnasialprofessor Daum, der schon 1848 und 1859 ausgerückt war, wurde zum Hauptmann gewählt, die Privatdozenten Leopold Pfaundler (der Physiker) zum Oberleutnant, Ludwig v. Barth (der Chemiker) zum Leutnant, desgleichen der wehrhafte Doktorand der Rechte Eduard v. Anderlan. Als Ficker einige Tage später erklärte, er wolle mitziehen, akklamierte man auch ihn als Leutnant. Rasch vollendete sich die Ausrüstung der Kompagnie, da die Korpsverbände der „Athesia" und der „Rätia" gute Cadres abgaben, Pfaundler als „alter Herr" der „Rätia", der riesenstarke Barth allgemeines Vertrauen genossen: beide einrollierte Schützen des Landeshauptschießstandes, Barth auch ein großer Jäger vor dem Herrn, waren Persönlichkeiten, die mit den Studenten umzugehen verstanden. Das gleiche galt von Ficker, während der Hauptmann Daum vom Gymnasium her als Turner und Schwimmer einen Ruf hatte. Ficker erhielt die Führung eines Zuges, in dem die Mitglieder der katholischen Studentenverbindung „Austria" überwogen; auch einige Gymnasisten aus Vorarlberg hatten sich angeschlossen [3]).

---

[1]) Ficker wurde dabei von Prof. August Geyer mutig unterstützt, während andere Kollegen vorsichtig waren. — Man sammelte für die Schleswig-Holsteiner, die „Schützenzeitung" besprach die Publikationen von Waitz beifällig u. s. w.

[2]) An die Frau Präsidentin Scheffer-Boichorst 1865 Mai 12: „Ich gehe fleißig zum Schießen, und schieſe in diesem Jahr mit ganz besonderem Glück; vor 8 Tagen habe ich wieder ein kleineres Best bekommen, was allerdings mehr Glückssache ist; auf dem letzten großen Schießen habe ich von 9 Hauptschüssen 5 schwarz geschossen, was schon ein sehr günstiges Resultat ist."

[3]) Vgl. für das folgende: „Die Erlebnisse der freiwilligen akademischen Schützenkompagnie im Feldzuge des Jahres 1866, erzählt von einem Mitgliede

Am 17. Juni legte die Kompagnie vor der Universitätskirche das feierliche Gelöbnis ab, wobei wir den Leutnant Ficker zum erstenmale sahen: eine große, damals noch hagere Gestalt mit blondem Bart- und Haupthaar, bei dem die Brille und die geistig angeregten Züge den Gelehrten verrieten. Am nächsten Tage erfolgte unter großer Teilnahme der Bevölkerung der Ausmarsch, der die Kompagnie über Steinach und Brixen nach Bozen, von hier mit der Bahn nach Trient brachte. „In Trient wurden wir von Seiten des Militärs mit Jubel empfangen; die Studentenkompagnie ist sichtlich ein Liebling des Militärs; die Offiziere sind überall so liebenswürdig, wie nur möglich, was freilich für mich persönlich hie und da zur Strapaze wird, da ich mich lieber zu den Studenten setzte, als an den Offizierstisch, wo man eben des Anstandes halber zu viel sprechen muß“ [1]).



Zur Begrüßung der Kompagnie war auch der kommandierende General Frhr. v. Kuhn erschienen. Die Kompagnie wurde der Halbbrigade von Höffern zugeteilt, die in Judikarien stand; am Abende des 24. Juni, des Tages von Custozza, langte man in Alle Sarche am Ufer des Doblinosees an.

Am 25. Juni begannen die eigentlichen „Vergnügungen des Feldzuges“ (von solchen hatte nämlich einer der zurückbleibenden Professoren gesprochen). „Wir brachen von Alle Sarche spät auf, machten in Comano bei dem dort liegenden Kaiserjägerbataillon lange Rast, gerieten in ein Wetter, und kamen bis auf die Haut durchnäßt in Tione an, wo wir nun zunächst

derselben“ (L. Pfaundler). (Mit einem poetischen Anhang von G. Obrist.) Zweite ergänzte Auflage. Innsbruck 1901. — Für die „Volks- und Schützenzeitung“ stutzte Schönherr die von Studenten oder auch von Ficker einlaufenden Briefe zu Korrespondenzen zu.

[1]) Ficker litt damals sehr an seinem alten Übel, einem nervösen Kopfweh, das erst wich, als die Strapazen recht anfingen.

glaubten, einige Tage ausruhen zu können. Statt dessen fanden wir dort den Befehl, sogleich nach Roncone weiter zu rücken und alles überflüssige Gepäck zurückzulassen[1]). Hier angekommen, wurde uns an dem Hügel nördlich von Roncone eine gemähte Wiese zum Lager angewiesen. Wir lagen auf nassem Boden, während ein gelinder Regen uns stätig von oben her einweichte .... Vorgestern wurden dann von uns Baraken gebaut, die gegen den Regen schützen, aber den kalten Nachtwind fast empfindlicher durchfahren lassen, als wenn man ganz im Freien läge; aber wenigstens liegt man auf trockenem Stroh. Ich habe dann auch trotz der Kälte fest geschlafen" ....

Man hatte sich zunächst an die feldmäßige Nahrung (Reissuppe und Fleisch), die morgens 4 Uhr für den ganzen Tag eingenommen werden mußte, zu gewöhnen. „In den Ort dürfen wir nur einzeln auf kurze Zeit gehen; aber auch da gibt es nichts als Reis und Polenta. Im Lager wird übrigens auch Käse zum Verkaufe ausgeboten, von dem ich mich über Tag nähre. Wein und Schnaps bekommt man genug und zu nicht übermäßigen Preisen" [2]).

In Roncone blieb die Kompagnie vom 25. bis 30. Juni, wobei sie einen Teil des Sicherheitsdienstes zu besorgen hatte und einen Angriff der Garibaldiner, deren Stützpunkt Rocca d'Anfo war, erwartete und wünschte, ohne daß es dazu gekommen wäre [3]). Am 30. Juni erhielt die Kompagnie den Befehl, zwei Stunden vorwärts nach Condino zu marschieren. Als dieselbe sich eben anschickte hier nach fünf im Freien zugebrachten Nächten sich behaglich einzurichten, kam der Befehl, sogleich auf den Monte Macao abzurücken zur Bewachung der Gebirgsübergänge; es war ein sehr anstrengender Marsch, steil aufwärts in strömendem Regen; zudem trat die Dunkelheit früher ein, als daß man den Standpunkt, eine Almhütte 6000′ über Meer, am selben Tage hätte erreichen können. Am folgenden Morgen des 1. Juli wurde die Position besetzt.

Ficker berichtete darüber an seine Mutter: „Der Monte Macao ist das äußerste Ende des Gebirgszuges, der Judikarien von der Lom-

---

[1]) Im Lager zu Roncone wurden Gebirgsartillerie, zwei oder drei Kompagnien vom Regiment „Sachsen", die Stadtkompagnie (Innsbruck) und die Studenten konzentriert. Kaiserjäger und die Kompagnien von Wilten und Brixen standen am Dos dei Morti und anderen Punkten der Umgegend, um die rechte Flanke der Aufstellung, die in der Front durch das Fort Lardaro gedeckt war, zu sichern.

[2]) Ficker an Alfons Huber aus Roncone 1866 Juni 28.

[3]) Am 25. Juni hatte bei Caffaro ein Gefecht stattgefunden, infolge dessen sich die Österreicher auf Condino zurückzogen.

bardei trennt; man übersieht dort weithin das Gebirgsland und die italienische Ebene bis Peschiera und Mantua. Die rückwärts gelegenen Pässe hatten die Kompagnien von Brixen, Wilten und Stadt Innsbruck besetzt. Am zweiten Tage zog hinter uns die Brigade [1]) durch, die bestimmt war, dem Feinde in den Rücken zu kommen, während unten Kaiserjäger vorrückten, vor denen sich der Feind über die Grenze bis zur Festung (Rocca d'Anfo) zurückzog [2]). Am dritten Tage hatte ich mit meinem Zuge den Vorposten auf dem äußersten Vorsprunge des Monte Macao gerade über der Grenze bei Caffaro übernommen und hatte hier nun das seltene Schauspiel, von einem etwa 4000 Fuß höheren Standpunkte aus das Gefecht am Idrosee [3]) zwischen den Kaiserjägern einerseits und den von den Kanonenbooten auf dem See unterstützten Garibaldinern stundenlang zu beobachten. Das Feuer halten dieselben ziemlich aus, obwohl sie selbst ungeübt und mit schlechten Gewehren fast nichts treffen und bei jedem Zusammenstoß hunderte von ihnen fallen, während auf unserer Seite die Verluste durchwegs ganz gering sind. Das Bajonnet halten sie aber nicht aus; gegen Abend sahen wir sie sich in die Festung zurückziehen, nachdem es nicht mehr möglich gewesen war, sie zum stürmen zu bringen, trotzdem daß sie 5000 gegen 600 Kaiserjäger waren. Da gegen die Festung Rocca d'Anfo nichts auszurichten war, zogen am Mittwoch Vormittag unsere Truppen auf beiden Seiten wieder zurück; einige Zeit nachher konnten wir dann beobachten, wie die Rothemden in ihre Grenzorte Caffaro und Bagolino wieder einrückten. Die rote Uniform der Garibaldiner macht dieselben geradezu meilenweit sichtbar; wir waren in gerader Linie, wie wir nach dem Zeitunterschiede von Blitz und Knall genau berechnen konnten, eine Meile von den Kämpfenden und konnten ohne Fernrohr jede Abteilung Rothemden genau verfolgen, während wir von unseren Truppen nichts sahen als die Schüsse".

Unterdessen bedingten die Unglücksfälle auf dem nördlichen Kriegsschauplatze bald eine andere Kriegführung [4]). Die Halbbrigade

[1]) Die Halbbrigade Höffern. Vgl. „Die Erlebnisse" S. 27.

[2]) Eine Patrouille der Studentenkompagnie unter Oberleutnant Pfaundler kam dabei, gelegentlich einer Rekognoszierung gegen die piemontesischen Dörfer S. Giacomo und S. Antonio, ins Feuer. — Infolge der Niederlage von Custozza hatte Garibaldi die Offensive eingestellt.

[3]) Es ist das Gefecht vom Monte Suello, wo der Hauptmann R. v. Gredler am 3. Juli sich den Theresienorden verdiente.

[4]) Die Italiener ergriffen mit Übermacht die Offensive, was die Österreicher zur Konzentrierung zwang. — In Val di Ledro kam es zum Rückschlag gegen die Garibaldiner bei Bezecca am 21. Juli. — Vgl. Friedjung II, (1898) 405.

Höffern wurde wieder nach Roncone zurückgezogen. Die Studentenkompagnie und die in der Nähe lagernde Brixener Kompagnie kamen dabei in die Gefahr abgeschnitten zu werden, da die Staffette, welche den Befehl zum Abmarsch bringen sollte, den Weg verfehlt hatte und die Hauptleute auf eigene Verantwortung vorzugehen zögerten. Erst am 6. Juli um 1 Uhr nachts traf der Befehl ein, unverzüglich über das Gebirge mit Vermeidung der Straße nach Roncone sich zurückzuziehen. „Dieser Rückmarsch war wohl das Beschwerlichste, was wir bisher durchzumachen hatten; er dauerte von 2 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittag, meist in strömendem Regen auf sehr beschwerlichen Gebirgswegen, ohne daß wir etwas hatten essen können. als etwa ein Stück Brod, was die einzelnen noch in der Tasche hatten; als wir an die Fahrstraße kamen, requirierten wir einige Wägen für die Maroden und kamen endlich in äußerster Erschöpfung im Hauptquartier zu Roncone wieder an".

Der Brigadekommandant Oberstleutenant von Höffern, belobte die Kompagnie und schickte sie zur Erholung in das eine halbe Stunde rückwärts vom Lager gelegene Dorf Bondo, wo sie, wenn auch nur auf Stroh, doch wieder einmal unter Obdach kam [1]). Ficker selbst wurde beim Pfarrer einquartiert, einem liebenswürdigen und gebildeten Manne, bei dem er wohl aufgehoben war. Die Studenten erholten sich bald wieder und stellten vom 8. Juli an die Vorposten in Val Preguzzo und am Paß Lusciol in Val Gaverdina [2]).

Dabei taten sich Oberleutnant Pfaundler und Leutnant Ficker besonders hervor; nachdem schon jener mit der Besetzung der Talsohle in Val Preguzzo nicht zufrieden auch das Joch Cima del fra besetzt hatte, traf Ficker, der ihn nach einigen Tagen mit 30 Mann vom dritten Zuge ablöste und darauf acht Tage lang von der Malga d'Arnò aus das Tal kommandierte, eine noch zweckmäßigere Einrichtung. „Ich habe — schreibt er an Alfons Huber — dort meine ersten strategischen Versuche gemacht, indem ich, nachdem ich das ganze Tal abgeklettert hatte, eine ganz andere Aufstellung nehmen ließ,

---

1) Die Kompagnie war seit dem 25. Juni durch 11 Nächte nicht unter Dach und Fach gewesen. „Nur ein einzigesmal war es mir in jenen 11 Tagen vergönnt, das Hemd zu wechseln und mich ordentlich zu waschen," meldet Ficker an Schönherr aus Bondo, 8. Juli. Vom Tag vorher ist ein Brief an seine Mutter datiert.

2) Auf den letzteren nicht sehr angenehmen Posten (wo nicht so viel ebener Boden war, daß man ausgestreckt dort liegen konnte) schickte man — schreibt Ficker — mit besonderer Genugtuung diejenigen, die sich während der früheren strapazenreichen Tage als Marode in Condino aufgehalten hatten.

welche nicht allein von dem ablösenden Offizier beibehalten, sondern auch von dem Generalstäbler im Hauptquartier als durchaus angegemessen anerkannt wurde, da die frühere auf der Annahme beruhte, daß jeder Schütze statt der Augen zwei Fernrohre im Kopfe habe und daß nur ein Weg durch das Tal führe, während sich zwei ergaben." Sonst war der Aufenthalt in Val Preguzzo eine angenehme Episode, da das Wetter günstig war, ein Bett schon nicht mehr zu den gewöhnlichen Bedürfnissen des Lebens gezählt wurde, endlich gar Gelegenheit zur Jagd nach einem Bären geboten wurde, der dem Viehstand des Tales viel Schaden zufügte. „Unsern Bären haben wir nicht erwischt; in der vorletzten Nacht rückten die sieben Mann unseres oberen Postens mit gepflanztem Bajonett auf ihn vor, doch enthüllte er sich noch rechtzeitig als ein unschuldiges Schaf; in der letzten Nacht wurde ihm wenigstens eine Ziege wieder abgejagt. Statt der Garibaldiner und Bären haben wir demnach keine Beute heimgebracht als Rauten und Edelweiß" [1]).

Am 18. Juli wurde Ficker durch eine Abteilung Infanterie abgelöst und hatte wieder zu seiner Kompagnie einzurücken. Diese hielt seit dem 14. den Dos dei Morti besetzt, einen Übergangspunkt aus dem Daonetal in das kleine Ronconetal, welches bei der gleichnamigen Ortschaft ins Haupttal mündet. Ehe Ficker am 19. abends hinaufkam, brach ein fürchterliches Gewitter aus, so daß er seine Leute kurz unter dem Lager in einer Alm einquartierte, da sie sonst ganz durchnäßt in einer Höhe von zirka 7000 Fuß unter freiem Himmel hätten schlafen müssen. Am Dos dei Morti (wo außer den Studenten auch Infanterie und Landesschützen kampierten) machte sich die Kälte in der Nacht empfindlich bemerkbar, wogegen es in der holzarmen Höhe wenig Schutz gab [2]).

Die allgemeine Kriegslage brachte dann wieder eine Veränderung mit sich [3]). Am 24. Juli kam plötzlich der Befehl zum Abmarsch, da die ganze Stellung aufgegeben werden sollte.

---

[1]) An Huber 1866 Juli 19 (aus Bondo).

[2]) Ficker übersendete (1867 Jan. 20) an Stälin als Andenken an seinen Feldzug eine Photographie: einen Teil des Studentenlagers auf Dos dei Morti darstellend. „Die zweite Hütte von links war die meinige, kenntlich an den weißen Vorhängen, der eine heruntergelassen, der andere aufgeschlagen, d. h. zwei Exemplare der Gazzetta di Trento, welche, nachts mit Nadeln zusammengesteckt, doch einen ganz wesentlichen Schutz gegen die eisige Schneeluft gaben; die Not macht eben erfinderisch."

[3]) 10.000 Italiener drangen unter General Medici durch Valsugana gegen Trient vor, das um jeden Preis zu halten war. Vgl. Friedjung II, 406.

„Ohne etwas ordentliches gegessen zu haben, rückten wir gegen 11 Uhr vom Dos nach Roncone und weiter über Tione, bis wir gegen Abend an die Brücke alle Arche hier unter Stenico kamen; nur einmal war größere Rast, aber ohne Essen und Trinken, während wir im benachbarten Tione nichts hatten nehmen dürfen. An der Brücke trafen wir auch die ganze Masse Militär und Schützen, die aus Val di Ledro gekommen waren, und die früher eingetroffen gut gelagert und verpflegt waren. Wir bekamen einen ganz steinigen Lagerplatz, außer Brot und Wein, da es allerdings nicht mehr möglich abzukochen, nur Speck, den fast Niemand essen konnte. Um die Freude voll zu machen, regnete es die ganze Nacht, so daß an Schlafen kaum zu denken."

Am andern Tage ging es um 3 Uhr früh weiter in der Richtung von Molveno, angeblich nach Mezzolombardo, mit leerem Magen. Zwischen 8 und 9 Uhr kam dann zuerst die Nachricht, daß man den Weg wieder zurückzumachen hätte (was mit den Waffenstillstandsverhandlungen in Zusammenhang stand). „Die Strapazen dieser Tage waren außerordentlich, die meisten müde zum Umfallen." Die Kompagnie wurde nach Stenico verlegt, wo sie 14 Tage (so lange der Waffenstillstand dauerte) verblieb und bald wieder „ein runderes Aussehen gewann" [1]). Namentlich der Appetit war ein vorzüglicher. „Ich weiß nicht (schreibt Ficker), daß ich jemals so viel zusammengegessen habe; statt meines bescheidenen Stückes Käse esse ich auf die Nacht eine große Schüssel Fleisch mit einer noch viel größeren Schüssel Bigoli oder Maccaroni und weiß dann oft nicht, ob ich genug habe, wenn ich sehe, daß Barth das dreifache verschlingen zu müssen behauptet, um nur einigermaßen nachzuholen, was auf Macao und Dos dei Morti versäumt wurde."

Ficker vertrieb sich, da der Feldzug beendigt schien, die freie Zeit auf seine Weise, worüber er an Schönherr berichtet: „Mir taugt es hier besser, nachdem ich einige friedliche Beschäftigung gefunden habe. Im Komunalarchive habe ich das Original der (anscheinend ältesten) Regola von Stenico von 1472 gefunden und mich ans Abschreiben gemacht auf die Gefahr hin, daß zu Innsbruck schon eine Abschrift existiert. Leider ist die erste Hälfte ganz ruiniert und nicht zu lesen; doch existiert eine vollständige neuere italienische Übersetzung. Vor drei Tagen war ich auch in Tavodo, dem Sitze der großen von Stenico bis Andolo reichenden Gesamtpfarrgemeinde Ba-

---

[1]) Ficker schrieb von hier aus an Schönherr, 1866 Juli 27. — (Der Waffenstillstand war am 25. in Kraft getreten.)

gnale; die Geistlichen schienen zu glauben, ich wolle Wagen oder Muli requirieren und waren sichtlich erfreut, als ich ihnen den friedlichen Zweck meiner Patrouille klar machte; es fand sich im Pfarrarchive wenigstens ein interessantes Stück, das Urbarium ecclesiae parochialis Banalii von 1447, sehr deutlich auf Pergament geschrieben, für die ältere Topographie der Gegend anscheinend von großem Werte, doch zu umfangreich, als daß ich es hätte abschreiben können. Zieht sich unser Aufenthalt noch hin, so werde ich auch in den beiden großen Gesamtpfarren jenseits der Sarca, Lommaso und Plegio, Umschau halten. Auf dem Bezirksamte ist nichts vom Interesse“ [1]).

Man freute sich dabei der „paradiesisch schönen“ Gegend und des gesunden Klimas; man hatte gutes Wasser und keine übermäßige Hitze; die Aufnahme bei der Bevölkerung war eine freundliche. „Das Landvolk ist auch hier, so weit meine Beobachtungen irgend reichen, gut kaiserlich gesinnt und klagt oft bitter über die Signori, die es piemontesisch machen wollen, um es dann noch besser schinden und plagen zu können; ich meine, es brauche nur eine energische Maßregel der Regierung zur Verbesserung der Stellung der Bauern auf Kosten der Signori, um bei Wiederkehr solcher Verhältnisse vielen Gemeinden ruhig die Waffen anvertrauen zu können; aber daran ist freilich nicht zu denken“ [2]).

Während früher General Kuhn die Hauptaufmerksamkeit den von Westen nach Judikarien und Val di Ledro vordringenden Scharen Garibaldi's zugewendet hatte, die an Zahl stark, aber im Übrigen mehr ein Haufe als eine Armee waren, daher sie bei jeder Aktion zahlreiche Gefangene verloren [3]), galt es nunmehr nach Ablauf des Waffenstillstandes den General Medici in der Valsugana ins Auge zu fassen, eine Aufgabe, die Kuhn mit großer Umsicht vorbereitete. Auch die Studentenkompagnie sollte dabei mitwirken.

---

[1]) Näheres berichtet eine Korrespondenz der „Schützenzeitung“ aus Trient, August 19.

[2]) Ficker an Schönherr 1866 Aug. 6 (aus Stenico). — Die Wiener Regierung hatte 1865 Miene gemacht, das „Trentino“ selbständig zu konstituieren, d. h. den Signori das Heft in die Hand zu geben. Nach 1866 war die Haltung der Regierung nicht vernünftiger, vielmehr schwankend, unzuverlässig, die eigenen Anhänger entmutigend. Die loyale „Schützenzeitung“ konstatierte 1870 (Juni 24) „die totale Unfähigkeit der österreichischen Regierung in Welschtirol auf einen grünen Zweig zu kommen.“ Der Artikel spricht davon, daß gewisse Beschränktheiten ministerieller Köpfe sich wie eine Erbsünde fortpflanzten.

[3]) So bei Bezecca über 1100 Mann. Als diese Gefangenen in Innsbruck jenseits der Innbrücke aufgestellt waren, redete ich einen davon an; er antwortete in deutscher Sprache — es war ein deutscher Kommis aus Neapel.

Ficker berichtet darüber seinem Freund Stälin nach Stuttgart: „Als man am 10. August, als der Landsturm zum drittenmal aufgeboten war, hoffte, die Herren in Wien würden es endlich erlauben, die Feinde zum Lande hinauszuwerfen, wurden wir auf die andere Seite nach Trient gezogen und erhielten den Ehrenposten bei der Brigade (Montluisant), welche auf dem kürzesten Wege durch Val Sorda in Val Sugana einzumarschieren hatte, wo alles vorbereitet war, um das von Truppen, Schützen und Landsturm so gut wie eingeschlossene Korps von Medici abzufangen [1]. Aber man geruhte in Wien noch einmal einen 24stündigen Waffenstillstand und damit die Gelegenheit zu entwischen zu gewähren [2]. So trafen wir in der Val Sugana, wo ich bis nach Levico und Borgo kam, zwar keinen Feind mehr, aber wohl den merkwürdigen Anblick einer italienisch redenden Bauernbevölkerung, welche voll Ingrimm gegen Piemontesi und Signori in ihrem Freudentaumel über unseren Einzug keine Grenze kannte und deren Freude nur dadurch einigermaßen getrübt wurde. daß wir ihr nicht gestatten konnten, über die italienisch gesinnten Signori herzufallen. Über die Stimmung in Welschtirol hatten wir uns ganz falsche Begriffe gemacht; wir haben überall bei den Bauern, aber vielfach auch bei den Mittelklassen der Städte eine durchaus antiitalienische Gesinnung gefunden." Nochmals wird der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß man in Wien nicht die Energie haben werde, diese Stimmung zu benutzen. — Damit war der Feldzug zu Ende. Während des letzten langen Waffenstillstandes lag die Kompagnie in Trient. „Als es mir zu langweilig wurde, ging ich auf acht Tage in Urlaub, dann der Kompagnie wieder bis Bozen entgegen. Am 12. September marschierten wir hier (in Innsbruck) wieder ein, nachdem nahezu ein Vierteljahr seit dem Ausmarsch verflossen" [3]).

Das war der Auszug der Innsbrucker Studenten im Jahre 1866, an dem teilgenommen zu haben Ficker Zeit seines Lebens stolz war.

---

[1]) Kuhns Plan ist in seinem Werke über den Gebirgskrieg näher dargelegt. Vgl. Friedjung II, 484. Ficker in der Besprechung von Kuhns Werk lobt die Dispositionen Kuhns, welche einen konzentrischen Angriff bezweckten: „Im Lande ist darüber bei solchen, welche diesen Dingen näher standen, nie ein Zweifel gewesen. Nichts ist da lebhafter bedauert, als daß es nicht zur Ausführung jener Dispositionen kam.... daß es dem Feldherrn, dessen wohldurchdachter Plan jede Bürgschaft fürs Gelingen zu bieten schien, nicht gestattet war, seine glänzende Verteidigung des Landes durch einen letzten gelungenen Schlag zu krönen!"

[2]) General Medici hatte in der Nacht seine letzten Truppen zurückgezogen und die Valsugana geräumt.

[3]) An Stälin 1866 Okt. 17 (aus Innsbruck).

Er hatte auch diesmal für die Ausrüstung pekuniäre Opfer nicht gescheut [1]) und auf die Haltung der Kompagnie den wohltätigsten Einfluß geübt. Seine Gesundheit erschien gekräftigt, die melancholischen Anwandlungen verschwanden gänzlich und das nervöse Kopfweh setzte durch Jahre aus.

Der Eindruck von Fickers Kriegszug war in seiner Heimat, wo man nur unwillig gegen Österreich gekämpft hatte, ein großer [2]); auch bei den Gelehrten, die das Unternehmen für zu gewagt hielten [3]). Andererseits hatte Ficker damit Verbindungen in militärischen Kreisen gewonnen, wie denn General Kuhn schon während des Feldzuges Gelegenheit nahm, Fickern seine Hochachtung zu bezeugen; er nannte ihn auch später ostentativ seinen Freund [4]). Andererseits waren Ficker und sein Kreis voll des Lobes von Kuhn: das Jahr 1866 sei das erste in der Tiroler Kriegsgeschichte, wo die Bevölkerung des Landes selbst der militärischen Leitung vollste Anerkennung zollte [5]). „Man fühlte überall, daß er ein Herz hatte fürs Land und seine besonderen Eigentümlichkeiten, daß es ihm eine Freude war, gerade in diesem Lande zur Wirksamkeit berufen zu sein. Man rechnete ihm vor allem hoch an, daß er die für den Militär nicht immer leichte Aufgabe der richtigen Behandlung und Würdigung der zur Verteidigung des Landes mitberufenen bürgerlichen Kräfte mit so feinem Takte zu lösen wußte —, daß er sichtlich auch da, wo die Leistungen kaum in die Wagschale fallen mochten, doch dem guten Willen die aufmunternste Anerkennung zollte" [6]) . . . .

---

[1]) Zur Ausrüstung der Kompagnie hatten Ficker 100 fl., Stumpf 100 fl., Alfons Huber 25 fl. beigesteuert.

[2]) Die Mutter Fickers war durch seinen Entschluß überrascht und beunruhigt worden. Am 25. Juli meldet sie von den großen Verlusten, die ihren Bekanntenkreis im Kriege getroffen. Ihr Kutscher war zur Landwehr zweiten Aufgebotes eingezogen worden und gelangte bis Prag. — August v. Druffel, der als Unteroffizier ins Feld rückte, kam im September nach Münster, „doch nur auf Urlaub von einigen Tagen, er hat bei der Mainarmee große Strapazen mit durchgemacht und ist sehr mager geworden."

[3]) So Döllinger, Waitz, Stälin, Pertz.

[4]) So als Ficker einen Bruder der Philologen Göbel, der sich an der Beschuhung der Armee beteiligen wollte, an den damaligen Kriegsminister Kuhn empfahl.

[5]) In den Jahren 1796 und 1799 hatten die kaiserlichen Kommandierenden wiederholte Schlappen erlitten (einige leben im Volksmunde als „Steinesel" fort); 1809 war General Chasteler geschlagen und erst von den bäuerlichen Strategen das Richtige getroffen worden.

[6]) Ficker a. a. O.

Auch mit den Teilnehmern am Auszuge verknüpfte seitdem den Professor engere Freundschaft [1]), zumal die gemeinsamen Erinnerungen nach zehn, zwanzig, zuletzt 35 Jahren durch Zusammenkunft und Bankett gefeiert wurden, bei welcher Gelegenheit Ficker, der mit Leib und Seele dabei war, den Kaisertoast zu sprechen pflegte [2]).

Während des Krieges hatte Schönherr (der in Innsbruck als Defensionskommissär wirkte und erst verspätet zum Ausrücken kam) und Alfons Huber (der keine militärische Ader besaß) Fickern durch Briefe und Zeitungssendungen über die Ereignisse auf dem Laufenden erhalten. Es ist bemerkenswert, daß sie die Niederlage der großdeutschen Sache hauptsächlich um Fickers willen bedauerten, der mit solcher Überzeugungstreue und Energie für dieselbe sich eingesetzt hatte. Dem Schönherr lag in erster Linie die Ehre Tirols am Herzen. Er schrieb am 1. August an Ficker: „Wenn es noch einen Trost gibt, so ist es der, daß Tirol an allem Unglück, an aller Schmach, die Österreich erlitt, keine Schuld trägt und für sich rein aus dem Schmutz hervorgeht" [3]).

Diesen Gedanken machte Ficker, der sonst die Sache von seinem weiteren Gesichtspunkt betrachtete, gleichwohl zu dem seinigen, indem er an Stälin schrieb: „Es freut mich ausgezogen zu sein; unsere Studenten habe ich dabei von der vorteilhaftesten Seite kennen gelernt und manches gesehen, was mir sonst immer fremd geblieben wäre; und dazu das seinige beigetragen zu haben, daß wenigstens Tirol mit Ehren und ungeteilt aus dem Kampf hervorgegangen, kann über manches trösten, was die Zeit sonst gebracht, wenn man es auch noch so sehr empfinden mag, daß Deutschland vollends in die Brüche gegangen und die Hoffnung sich vermindert hat, daß je wieder ein gesamtdeutsches Staatswesen erstehen kann" [4]).

Den letzteren Gedanken führte er näher aus in einer Rede, als ihm und den anderen Offizieren der Kompagnie (Ende 1866) Ordens-

---

[1]) Mehrere von diesen rückten in sehr angesehene Stellungen vor. So die Sektionchefs R. v. Hörmann, Ed. v. Anderlan, Hofrat Dr. Pius v. Larcher u. a. Leopold Pfaundler wirkt noch als Universitätsprofessor in Graz, Ludwig v. Barth starb (1890) als solcher in Wien.

[2]) Im Jahre 1891 hob er mit Nachdruck hervor, daß ihm wohl kein Lebensabschnitt größere Freude und Genugtuung bereitet habe, als die Beteiligung am Feldzug des Jahres 1866. Es komme ihm oft wie im Traume vor, wenn er sich in die damalige Zeit versetze.

[3]) Besonders, daß die Bundesgenossen: Hannover u. s. w. im Stich gelassen wurden, empfand Schönherr als schmählich.

[4]) In dem zitierten Briefe.

auszeichnungen verliehen worden waren [1]), was Anlaß zu einem Fackelzug und anderen Ovationen von Seite der Studentenschaft gab.

„Wir können auch darin mit Genugtuung auf unseren Feldzug zurückblicken, weil wir während Deutschland selbst vom Bruderkrieg zerrissen war, an einer durchaus deutschen Aufgabe teilnehmen durften, am Schutze der Grenze Deutschlands gegen Fremde, so traurig es auch sein mochte, daß es Bundesgenossen von Deutschen waren, welchen wir gegenüberstanden. Und da liegt die Frage nahe, haben wir denn überhaupt noch deutsche Aufgaben? Man sagt uns täglich, wir seien aus Deutschland ausgeschlossen; ich bekenne aufrichtig, daß ich das nicht recht verstehe, daß ich auf den Verdacht komme, man möge uns das nur so oft vorsagen, weil man wünscht, daß wir glauben, wir seien aus Deutschland ausgeschlossen. Meint man ein politisches Deutschland, einen gesamtdeutschen Staatsverband, so gibt es eben ein solches Deutschland nicht und nichts einfacher, als daß wir dann auch nicht davon ausgeschlossen sein können. Es ist ja eben die traurige Folge des letzten Krieges, daß das letzte Band, welches politisch Deutschland zusammenschloß, wenn auch noch so unvollkommen, wenigstens seine Sicherheit nach außen verbürgte, daß dieses zersprengt ist, daß es politisch wieder kein Deutchland mehr gibt, wie im Anfange unseres Jahrhunderts. Ob es noch wieder ein politisches Deutschland geben kann, das wollen wir hier nicht erwägen. Aber damit hat ein anderes Deutschland nicht aufgehört zu sein, das Deutschland, welches gegeben ist durch das Gebiet der einen deutschen Sprache und Volkstümlichkeit, durch die Erinnerungen einer gemeinsam durchlebten tausendjährigen Geschichte, vor allem durch die Gemeinsamkeit der geistigen Interessen, aller der gewaltigen Erungenschaften deutscher Wissenschaft und Kunst. Von diesem Deutschland ist Österreich nicht ausgeschlossen und keine Macht der Erde wird es davon ausschließen können, so lange es nicht selbst sich davon ausschließt. Und daß das nicht geschehe, das ist vor allem die deutsche Aufgabe auf die wir hingewiesen sind, nicht blos in unserem deutschen Sonderinteresse, sondern im Interesse des gesamten Reiches, dem wir angehören. Ich will dabei nur das betonen, was uns am nächsten liegt, die Wissenschaft."

Der Redner führt aus, daß, seit die Wissenschaft davon abgekommen ist, sich nur einer Sprache zu bedienen, nur im lateinischen

[1]) Ficker erhielt den Orden der eisernen Krone dritter Klasse, auf Grund dessen er später (1885) in den Adelstand als „Ritter von Feldhaus" erhoben wurde. — Seine Rede ist im Konzept erhalten.

Gewande zu erscheinen, überall die engste Verbindung zwischen Nationalität und Wissenschaft bestehe. „Ich will das Verhältnis nicht näher erörtern; Sie werden es ohnehin verstehen, wenn ich sage, die Wissenschaft ruht jetzt überall auf einer nationalen Grundlage, aber nicht jede Nation hat ihre eigene Wissenschaft; nur bei einzelnen Nationen treffen die mancherlei Vorbedingungen zu, welche ein selbständiges wissenschaftliches Leben ermöglichen [1]. Zu diesen gehört die deutsche; wenn wir von deutscher Wissenschaft sprechen, so berühren wir damit das Gebiet des deutschen Lebens, auf welchem unsere Nation, wenn sie nicht allen anderen voransteht, mindestens jeder andern gleichsteht. Und für Österreich kann überhaupt nur von deutscher Wissenschaft die Rede sein. Seit die engeren Beziehungen zu Italien gelöst sind, gibt es in Österreich keine andere Nation, welche den Beruf und die Mittel zu selbständigem wissenschaftlichen Leben hätte; es kann ein Tscheche oder Pole an Gelehrsamkeit vielleicht jedem Deutschen würdig zur Seite treten, es kann ein in tschechischer oder polnischer Sprache geschriebenes Buch vielleicht den Vergleich mit keinem deutschen zu scheuen haben; und dennoch werden wir von keiner tschechischen oder polnischen Wissenschaft sprechen können; es wird sich doch leicht ergeben, daß wir es in den meisten Fällen nur mit deutscher Wissenschaft in fremdem Gewande zu tun haben."

Der Redner fährt fort: „Wie die Sachen einmal liegen, so ist es nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, für Österreich würde der Ausschluß von der deutschen Wissenschaft gleichbedeutend sein mit dem Ausschlusse von der Wissenschaft überhaupt. Daß das nicht geschehe, daß die Lockerung der politischen Beziehungen nicht auch eine Entfremdung der geistigen Interessen zur Folge habe, dafür zu sorgen ist vor allem Sache der Deutschen in Österreich und wieder vor allem der Hauptträger deutscher Wissenschaft (dahier), der deutsch-österreichischen Universitäten. Bleiben wir uns dessen immer bewußt, denken wir immer daran, daß Lehrer und Lernende nach Kräften zusammenwirken sollen, damit unsere Universität ihrer Aufgabe als Grenzfeste deutscher Wissenschaft im Süden ebenso gewachsen bleibe, als der Aufgabe, durch ihre wackeren Söhne an der Verteidigung der deutschen Landesgrenze teilzunehmen." Die Rede gipfelte in einem Toast auf das Wohl der Universität in ihrer doppelten Eigenschaft als Schirmerin der deutschen Grenze im Kriege, als treue Hüterin

[1] Bei anderen, wo dieselben fehlen, da kann nur von dem Anschlusse an die Bestrebungen einer fremden Nation die Rede sein. (Zusatz Fickers.)

deutscher Wissenschaft im Frieden. — Man sieht, in welchem Sinne Ficker auf die Innsbrucker Studentenschaft, der er sich durch die Kampagne neu verbunden fühlte [1]), einwirkte.

Als der General (nunmehr Feldmarschalleutnant) Kuhn sein „Den Landesverteidigern Tirols“ gewidmetes Werk über den Gebirgskrieg herausgab, schrieb Ficker eine ausführliche und damals sehr bemerkte Besprechung in die „Schützenzeitung“ [2]), wobei er sich auch über die künftigen Aufgaben der tirolischen Landesverteidigung aussprach. Als zufolge des preußischen Sieges das Wehrsystem in Österreich einer völligen Neugestaltung unterzogen werden mußte, von der auch die tirolische Landesverteidigung berührt wurde, holte man von maßgebender Seite wiederholt Fickers Rat ein [3]).

In politischer Beziehung hielt er sich nach dem Kriege an Beust, dem der Wiener Hof die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten anvertraut hatte. Als im Jahre 1868 das dritte deutsche Bundesschießen in Wien abgehalten und mit großdeutschen Reden inauguriert wurde, beteiligte sich auch Ficker, der auf Bitte Schönherrs für diesen Fall sogar die Wahl zum Schützenrat in Innsbruck angenommen hatte. Keine der Publikationen, die Enthüllungen über die Bismarckschen Machenschaften (in Biarritz, mit Govone u. s. w.) brachte, entging seiner Aufmerksamkeit [4]). Auch dem weiteren Vorgehen Preußens sah er mit Mißtrauen entgegen. Als der Krieg von 1870 ausbrach, sprach er wohl die Erwartung aus, daß die deutschen Waffen siegreich sein würden: „Der Angriff des Fremden trifft nicht bloß die Deutschen, die uns in frevelhaftem Bruderkriege gegenüberstanden,

---

[1]) Er betonte dies, als er den Gedanken an einen Rücktritt von der Professur aufgab.

[2]) Vgl. „Volks- und Schützenzeitung“ 1870 Nov. 9 ff. (in mehreren Fortsetzungen). — Ficker fühlte wie für Politik, so auch für Strategie Talent in sich — ein charakteristischer Zug! Kuhns Werk sei von Interesse, zumal für solche, welche anderen Berufskreisen angehörend, damals nur für kurze Zeit dem Waffenhandwerk näher traten: sie erhielten dadurch Einblick in die Operationspläne u. s. w.

[3]) So z. B. über die Frage der Verwendung der Landesschützen außerhalb des tirolischen Gebietes (vgl. hiezu Th. v. Bernhardis Tagebücher Bd. VII, 1866), wo Ficker dafür war, daß man den Landesbrauch respektiren solle.

[4]) Wiederholt verwies er auf das Telegramm Bismarcks an den Grafen Goltz in Paris 1866 Juli 20 (vgl. W. Rogge 3, S. 239), wonach es sich Preußen vor allem um Annexionen handelte u. s. w. Das Telegramm, das während des Krieges abgeleitet und so aufgefangen worden war, wurde im österreichischen Generalstabswerk publiziert. Ficker erzählte: es sei in Wien erst nach einem Studium von 6 Wochen entziffert worden, wie ihm der Entzifferer selbst mitgeteilt habe.

sondern ebenso die, welche uns zur Seite standen"[1]); er wies aber auch auf die Überlastung der Nation durch den Militarismus hin, ohne den die Ergebnisse von 1866 nicht zu halten; eine Überlastung, die trotz der Vorhersagen der Historiker, die der neuen Entwicklung vorgearbeitet hatten[2]), fortdauerte, auch nachdem die Franzosen geschlagen waren.

Seinen Freunden ist ferner in Erinnerung geblieben, daß Ficker schon 1870 die vereinte Gegnerschaft der Franzosen und Russen gegen das neue Reich voraussagte, woran damals sonst noch Niemand gedacht hat[3]). Auch sagte er: in zehn Jahren wird Frankreich sich erholt haben und Österreich wieder Wert erhalten.

Wir werden sehen, daß Ficker diese Ansichten konsequent festhielt und dieselben noch wiederholt zur Geltung brachte.

---

[1]) Vgl. die „Volks- und Schützenzeitung" 1870 Juli 25 ff. (mehrere Nummern). — Eine Episode aus jener Zeit erzählte mir Schönherr: H. Pabst, damals Mitarbeiter der Mon. G. hist., kam aus Italien, um zu den Waffen zu eilen. Er bekannte, als man in der Abendgesellschaft beisammensaß, sich als Preuſe, dem es vor allem um die Herrschaft in Deutschland zu tun sei (das Deutschtum selbst Nebensache); da wäre Ficker aufgesprungen und habe ihm ob dieser Offenherzigkeit die Hand gedrückt.

[2]) Sybel hatte im Nov. 1861 darauf hingewiesen, daß eine Entlastung des preußischen Militärbudgets nur möglich sei, wenn Preußen enger mit dem übrigen Deutschland vereint würde. Vgl. Varrentrapp, biogr. Einleitung zu Sybels Vorträgen S. 109. — Ebenso schrieb Treitschke an Louis Vuillemain 1870 Sept. 4: Ich glaube, ein starkes Deutschland mit wohlgesicherten Grenzen ist die stärkste Bürgschaft für den Völkerfrieden, der sich ersinnen läßt (Hist. Zeitschrift 95 S. 266 f.). Ficker sagte dies auch, nur in Bezug auf ein Großdeutschland.

[3]) Vgl. Bluntschli, Denkwürdigkeiten III, S. 193 f. Bismarck glaubte (1867), daß wegen der Polen an eine Allianz zwischen Russen und Franzosen nicht zu denken sei.

XVI. Kapitel.

Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens.

Während die Publikationen aus dem Nachlaß Böhmers ihren Gang gingen, sehen wir Ficker gleichzeitig seine rechtsgeschichtlichen Studien, wozu ihn die neue Professur anregte, vertiefen. Er war durch Franklin's Publikationen auf den Unterschied des deutschen und des italienischen Rechtsverfahrens aufmerksam geworden; worüber er berichtet [1]: „Eine Reihe von Fällen, auf welche mich andere Untersuchungen geführt hatten, ließ mich nicht bezweifeln, daß mindestens seit dem Beginne der staufischen Periode die deutschen Herrscher und die deutschen Reichsbeamten in Italien regelmäßig in solcher Weise entschieden, daß sie von dorther an die Formen des römisch-kanonischen Prozesses, an das römische Recht als vorzugsweise maßgebende Entscheidungsquelle gewohnt sein mußten. Dieser meines Wissens bisher kaum beachtete Umstand schien mir doch insbesonders auch für die Geschichte der Rezeption der Fremdrechte nicht ohne Bedeutung. Und da mir kurz darauf die Weihnachtsferien 1863 einige freie Zeit gewährten, so entwarf ich lediglich auf Grundlage einiger zunächst für andere Zwecke gesammelter Notizen einen kurzen Aufsatz, bei dem mir nichts ferner lag, als einem meinen sonstigen Arbeiten ziemlich fernliegenden Gegenstand irgend genauer zu erörtern,

---

[1]) Vorrede zu den Forschungen zur Reichs- und Rechtsgesch. Italiens Bd. I, S. VI. Vgl. oben S. 273.

bei dem ich nichts bezweckte, als die Aufmerksamkeit Anderer darauf hinzulenken."

Das ist der Anfang der „Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens," eines der Hauptwerke von Ficker.

Indem er sich für das Bestehen und das Entstehen der eigentümlichen Rechtsverhältnisse Italiens mehr und mehr interessierte, mußte er das langobardische Recht, seine Übung und deren Organe ins Auge fassen, dann das römische Recht in denjenigen Landesteilen, die bis ins 8. Jahrhundert der byzantinischen Herrschaft unterworfen waren, insbesondere in der Romagna, endlich die Rezeption des römischen Rechtes auch in dem Gebiete langobardischen Rechtes, wie eine solche seit dem Wiederaufleben der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem römischen Rechte im 11. und 12. Jahrhundert erfolgte [1]. Es stellte sich heraus, daß das Hofgericht der Großgräfin Mathilde, in dem Romagnolen tätig waren, auf diese Entwicklung wesentlich einwirkte; daß daran die alsbald eintretende kommunale Rechtsentwicklung teilhatte, daß im späteren Verlaufe der kanonisch-römische Prozeß vollends das Übergewicht gewann.

Vorgänger für diese Studien hatte Ficker in S a v i g n y mit seiner „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" und in M e r k e l, dessen „Geschichte des Langobardenrechtes" (Berlin 1850) ins italienische übersetzt worden war, mit Nachträgen des Verfassers (1857). Dann hatte sich Fickers Freund A n s c h ü t z mit dem Langobardischen Rechte befaßt; er veröffentlichte 1855 „Die Lombardakommentare des Ariprand und Albertus" [2]. An ihn, (der jetzt Professor in Halle

[1]) Vgl. jetzt das Werk von Karl Neumeyer, Die gemeinrechtliche Entwicklung des internationalen Privat- und Strafrechts bis Bartolius. Erstes Stück: Die Geltung der Stammesrechte in Italien. (München 1901). Hiezu die Besprechung von Voltelini in den Mitteil. des Instituts XXV S. 499 f.

[2]) Anschütz hatte 1854 Jan. den Joh. Delius in Rom gebeten, einen Lombarda-Kodex (mit Kommentar zu den Titeln der Lombarda) nachzusehen, was Ficker auf sich nahm. Im Jahre 1855 sendete Anschütz sein Buch an Ficker mit der Bitte um Besprechung in einem österreichisch-kritischen Blatte (die nicht zustande kam). Auch wünschte Anschütz, daß die Italiener auf sein Buch aufmerksam gemacht würden. „Bis jetzt ist es nur in Turin bekannt. In Italien wünsche ich es verbreitet zu sehen, um eine gute Grundlage für mein späteres Hauptwerk: Geschichte des Langobardischen Rechts von Rotharis bis ins 16. Jahrhundert zu gewinnen, für welches Werk ich nach Italien muß." (1855 Dez. 25). Im Jahre 1870 publizierte Anschütz: „Summa Legis Langobardorum, Langobard. Rechtsbuch aus dem 12. Jahrhundert." — Anschütz, der unterdeß Ficker in Tirol besucht hatte, bat ihn auch um eine Besprechung dieses Werkes: „es gibt so herzlich wenig Persönlichkeiten, welche langobardische Sachen zu beurteilen verstehen, daß Du die Bitte wohl verzeihst." (1870 Jan. 29.)

war), wendete sich nun Ficker mit Anfragen über die Iudices und die Reichsgerichte in Italien, worauf Anschütz antwortete: „Das einzige, was ich über die Iudices in kaiserlichen Gerichten in Italien weiß, ist das was Merkel, Geschichte des Langobardenrechtes 1. Abt. beigebracht hat. Dort werden die bedeutendsten langobardischen Juristen der älteren Zeit, oder auch noch des 12. und 13. Jahrhunderts als iudices, ev. iudices sacri palatii bezeichnet. (Er fügt für den iudex Bonifilius einige Notizen bei). In Verbindung mit der Eigentümlichkeit der italienischen Gerichte und iudices steht auch die von mir in der Vorrede zum Ariprand, auch von Merkel erwähnte Betonung in den Glossen: der Markgraf habe so und so entschieden. Aufschluß übers Gerichtswesen Italiens vom 9. bis 12. Jahrhundert wird erst der Apparat des Liber Papiensis (Leg. Langob.) geben, der bald in der Mon. Germ. hist. erscheinen wird. Vielleicht hat Schupfer Material“ [1]).

Dieser Schupfer war nun freilich leicht zu erreichen, da er 1864—1866 als Professor der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte in Innsbruck (mit italienischer Vortragssprache) wirkte. Schupfer, der in Göttingen bei Waitz studiert hatte, arbeitete auf dem Gebiete des langobardischen Rechtes [2]); aber viel profitiert scheint Ficker von seinem Freund Schupfer nicht zu haben, obwohl er ihn gerne zitiert; so daß G. Waitz die Bemerkung nicht unterdrücken konnte: er halte von Schupfer keineswegs so viel wie Ficker.

Dann kam Alfred Boretius in Betracht, der für die Monumenta Germaniae historica (als Amanuensis von Bluhme) mit der Ausgabe des Liber legis Langobard. Papiensis dictus (d. i. der in Pavia entstandenen Bearbeitung des Langobardenrechtes) beschäftigt war. An Boretius schrieb Ficker schon im Mai 1866, indem er ihm zugleich verschiedene Mitteilungen machte, doch kam die Korrespondenz wegen des deutschen Krieges erst das Jahr darauf in Gang. Boretius, der sehr temperamentvoll schrieb, meldet an Ficker mit allerlei Seitenhieben auf über die damalige Monumentenwirtschaft über den Fortgang seiner Editionstätigkeit.

---

[1]) Anschütz an Ficker 1864 Jan. 26.

[2]) Francesco Schupfer, Delle istituzioni Langobardiche (Firenze 1853) und seitdem zahlreiche Publikationen; vgl. sein „Manuale di storia del diritto italiano; Le fonti, leggi e scienza“ (2. ed. 1895). — Fickers Bemerkung in den Forschungen I, S. 8 Anm. 2, IV Vorwort S. XVI. Schupfer ging 1866 als Professor nach Padua (wo er Schule machte). Er war der Sohn eines in Venetien dienenden österreichischen Beamten, aber vollständig zum Italiener geworden.

„Seit vier und einem halben Jahre[1]) wird jetzt an den Leges Langobardorum gedruckt und noch ist ein Ende gar nicht abzusehen. Meine eigene Ausgabe ist schon seit einem Jahre fertig, dann kam ein Allerlei auch Spicilegium u. s. w. von Bluhme und dann eine Weile nichts. Endlich kam ein Bogen Vorrede von Bluhme, dann lange wieder nichts, und zum Zeichen, daß nun die Vorrede erst recht liegen bleiben sollte, anderthalb Bogen Index und jetzt schon seit einer Reihe von Monaten nichts. So liegen also die Sachen. Im Februar war Bluhme lebensgefährlich krank, doch erholte er sich so schnell und amüsiert sich seit dem März so vortrefflich, daß er gar nichts arbeitet. Wann Bluhme fertig werden wird, ist gar nicht abzusehen und ich kann ihnen daher durchaus nicht raten, auf meine Vorrede, die vor dem Abschluß Bluhmes nicht gedruckt werden kann, zu warten. Mir selbst ist dadurch die Arbeit an den Langobarden immer widerwärtiger geworden, so sehr, daß ich es gar nicht über mich gewinnen kann, meine zum großen Teile schon lange fertige Vorrede völlig abzuschließen, obwohl ich mir sage, daß, je länger die Sache ruht, sie desto schwieriger wird“. Boretius bemerkt, daß unter diesen Umständen Fickers Beiträge ihm immer noch sehr erwünscht kämen. Er stellt von seiner Vorrede nachfolgende Analyse zur Verfügung, indem er zugleich Fickers Anfragen beantwortet.

„Im ersten Kapitel handle ich von der Gesetzgebung in Italien seit der fränkischen Eroberung. Die Volksrechte der Langobarden und Romanen blieben in Kraft, diejenigen der übrigen im Frankenreich vereinten Stämme fanden Eingang in Italien. Die für das Frankenreich erlassenen Kapitularien hatten auch im Langobardenreich Anspruch auf Geltung, wurden aber zum großen Teil hier kaum verstanden, und es ist schwer, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie solche fränkische Kapitularien wirklich das Leben in Italien beherrschten. Enger an das in Italien geltende Recht schließen sich die für und in Italien erlassenen Kapitularien an und durch sie wird in der Tat das im Langobardenreich geltende Recht weiter entwickelt. Die erlassenen Kapitularien galten prinzipiell für alle in Italien lebenden Nationen, indeß mit Ausnahmen. Es war Sache der das Recht anwendenden Personen, im einzelnen Fall zu entscheiden, welche einzelnen Kapitel Nationalrecht eines Stammes enthielten.

[1]) D. i. seit 1863. Vgl. Alfred Boretius, ein Lebensbild in Briefen 1849—1874. Lehr- und Wanderjahre, herausgeg. von Agathe Boretius geb. Toberenz S. 205 ff. (Boretius geb. 1836 zu Meseritz in Posen, 1860 Mitarbeiter der Mon. Germ. hist., 1864 in Berlin habilitiert, 1868 Professor in Zürich, 1871 Honorarprofessor in Berlin, 1874 ord. Prof. in Halle, als Nachfolger von Aug. Anschütz).

Offizielle Sammlungen gab es bis in das 11. Jahrhundert nicht, Privatpersonen blieb die Verbreitung überlassen, die bei der Sammlung mit großer Willkür, Unkenntnis und nach den verschiedensten Grundsätzen zu Werke gingen [1]). Das dritte Kapitel knüpft an den Schluß des ersten an. Die Zerstreutheit der Kapitularien rief das Bedürfnis nach einem festen Kanon hervor, der den Gebrauch erleichterte und vor weiterem Verlorengehen schützte. Eine solche Kapitulariensammlung ist die von mir (auch Muratori etz.) herausgegebene. Sie fand viel Verbreitung unter dem Namen Capitulare Langobardorum, auch „Capitulare“ schlechtweg. So wird sie zitiert in Kommentarien, Urkunden und dem Brachylogus iuris civilis aus dem Ende des 11. Jahrhunderts. Die Person des Sammlers ist völlig unbekannt, von Widolinus, wie man nach Merkel glauben könnte, rührt sie keineswegs her. Widolinus ist nur der Schreiber einer, keineswegs der ältesten Handschrift. Ein Pavese mag es gewesen sein. Die Zeit der Sammlung läßt sich mit Bestimmtheit zwischen die Jahre 1000 und 1014 angeben. Absicht des Sammlers war die für alle Nationen geltenden, in Italien überhaupt aufgenommenen Kapitularien zu sammeln, so wie er sie selbst erlangen konnte. Er wollte nicht etwa derzeit geltende, sondern auch veraltete, alle seit 774 erlassenen aufnehmen. Lücken sind nur auf die Unvollständigkeit seines Materials zu setzen. Seine Absicht war durchaus die des Ansegis. Er wollte den Text nicht ändern. Plan der Ordnung war: jedem König wurden die vermeintlich von ihm erlassenen Kapitularien zugeschrieben: Karl d. Gr., Pipin, Ludwig d. Fr., Lothar, Wido, Otto I., Otto III. Damit Schluß der Sammlung. Die Gesetze der nachfolgenden von Heinrich II. (I.) an wurden je nach ihrem Erlaß angehängt. Innerhalb der einzelnen Legislationen ließ sich der Sammler namentlich durch die Anordnung bestimmen, die er in seinen Originalen fand [2]). An den Schluß der einzelnen Legislationen scheint er immer zerstreut vorgefundene Stellen, auch Canonesstellen u. s. w. gesetzt zu haben. Bei Karl d. Gr. scheint das Kapitular von 779 als Gerippe gedient zu haben, in das die anderen Kapitel eingeflochten wurden. Die Sammlung ist voll von Irrtümern: die Gesetze werden falschen Autoren zugeschrieben, nicht verstanden, korrupte Lesearten

---

[1]) Im zweiten Kapitel folgt eine genaue Beschreibung der benutzten Handschriften.

[2]) Daraus namentlich läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß er eine Handschrift wie die von Chigi und la Cava gehabt haben muß. Daneben hat vielleicht die innere Verwandtschaft der einzelnen Kapitel bestimmt, zusammengehörige aneinander zu reihen.

aufgenommen, die deutschen Worte namentlich ganz verderbt. Für Echtheit der Kapitularien und Textkritik gibt sie keine sichere Gewähr. Mir ist überhaupt unverständlich, wie sie praktisch brauchbar gewesen sein soll, sie scheint vielmehr eine Gelehrtenarbeit zum Schulgebrauch etwa gewesen zu sein" . . . (Es folgen Mitteilungen über verschiedene Fassungen, Kommentatoren, Juristen). Boretius schließt mit den Worten: „Wenn Sie aus meiner Ausgabe irgend eine wissenschaftliche Ausbeute gewonnen haben, würde mich dies sehr freuen. Ich selbst stehe leider unter dem Gefühle, daß die viele Arbeit, und das viele Kopfzerbrechen, was es mich gekostet hat, den durch die Handschriften überlieferten Wust aufzuklären, äußerst geringen Lohn eingebracht hat" [1]).

Das folgende Jahr (1868) war Boretius bereits Professor in Zürich. Nachdem Ficker ihm den ersten Band der „Forschungen" zugeschickt hatte, schreibt Boretius: „Bis jetzt habe ich mich nur darauf beschränkt, Ihr neuestes Buch zu bewundern wegen der außerordentlich umfassenden Benützung des Quellen- und namentlich Urkundenmaterials. An ein eingehendes Studium werde ich mich nicht vor den Sommerferien machen". Er meldet zugleich, daß seine Monumentenarbeit vollständig gedruckt sei. „Meine Vorrede ist ziemlich lang geworden und ich bin in ihr mehrfach zu anderen Resultaten als die Merkelschen gekommen, mehr als ich immer ausdrücklich hervorheben möchte. Namentlich weiche ich rücksichtlich des Alters der Langobardischen Juristen von Merkel ab". Er bittet Ficker, das Werk zu besprechen; er werde sich mit der gleichen Bitte an Siegel wenden" [2]). „Es gibt so äußerst wenige, die meine Arbeit sich ansehen, noch weniger als die sie zu beurteilen wissen werden, vielleicht sind Sie beide die Einzigen" [3]).

Während vor zwei Jahren sich Ficker in den Stoff mit Mühe eingearbeitet hatte, wie er in seiner Vorrede ausführte [4]), nennt ihn Boretius jetzt schon einen Meister. Ficker schrieb eine Anzeige des „Liber legis Langobardorum" von Boretius in das Archivio

---

[1]) Boretius an Ficker 1867 Juli 10 (aus Berlin). — Vgl. Vorrede zu den „Forschungen" S. XIV. Fickers Urteil über die Ausgabe des L. Papiensis von Boretius vgl. Bd. III, S. 56, n. 4.

[2]) H. Siegel hatte in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 40 (1862) S. 164—176 „die Lombarda-Commentare des Ariprand und Albertus" behandelt.

[3]) Boretius an Ficker 1868 Mai 20 (auf einen Brief Fickers vom 1. Mai Rücksicht nehmend).

[4]) Vgl. Vorrede S. XI f.

giuridico [1]), erfreute den Verfasser auch brieflich durch seine Anerkennung.

Boretius dankt dafür: „Sie beherrschen die Geschichte und Urkunden der einschlagenden Zeit in unvergleichlich höherem Maße als ich und ich hatte, offen gestanden, nicht geringe Sorge, daß Sie mit meiner Arbeit unzufrieden sein würden und mir allerlei Fehler nachweisen. Um so mehr freue ich mich, daß Sie mir zustimmen. Das vorletzte Kapitel über die Langobardischen Juristen habe ich namentlich in Gedanken an Sie geschrieben". . . . Boretius geht auf einige Punkte näher ein, so auf die Heimat der Walcausina, (der glossierten Form des Liber Papiensis) und der expositio (eines Kommentars dazu), worüber man rebus sic stantibus sicher kaum urteilen könne. „Für die expositio finde ich aber doch immer noch Pavia die wahscheinlichste Heimat. Das cartularium [2]), was doch offenbar mit der expositio zusammengehört, deutet auch auf Pavia. Für Verona als Entstehungsort finde ich weder in der expositio noch in der Walcausina einen Anhalt, die letztere reicht auch in der Form des in den zugehörigen Handschriften enthaltenen Kartulars auf die Gegend von Rom, was mir freilich immer auffallend erschienen ist, trotz der von mir hervorgehobenen Möglichkeit einer dortigen Entstehung. Um Merkels Andenken willen würde es mir wirklich leid tun, wenn man die Papienser Rechtsschule fallen lassen müßte und mein Titel auch falsch wäre" [3]).

Ficker ist im 3. Bande der Forschungen diesen Dingen näher nachgegangen, wobei er allerdings darauf bestand, daß in der glossierten oder Walcausischen Rezension des Papienser Rechtsbuches ein Zeugnis für die Tätigkeit der Veroneser Rechtsschule zu suchen sei [4]).

---

[1]) Archivio giuridico, diretto dal prof. Filippo Serafini (Bologna). Jahrgang 1870. Ficker sandte die Rezension deutsch ein, Serafini besorgte selbst die Übersetzung.

[2]) Das Cartularium Langobardicum, eine Sammlung von Formeln und mündlichen Erklärungen, saec. XI. Vgl. Ficker § 459 f.

[3]) „Die Kenntnis des römischen Rechts in der expositio ist zwar bedeutend, aber doch auch nicht zu überschätzen. Von dem wichtigsten Teil des Corpus iuris, den Pandekten, hat man fast gar keinen Gebrauch zu machen gewußt, sich nur an die leichtern Teile gehalten. Ich glaube nicht, daß das römische Recht in der expositio gegen Pavia ins Gewicht fällt. Und von rein römischen Rechtsschulen im 11. Jahrhundert, an deren Einfluß Sie bei der expositio denken, hat man doch gar zu wenig Kunde."

[4]) Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens III, S. 59 f., über Walcausus S. 56 Anm. 1, wo die Annahmen von Merkel und Boretius besprochen worden.

Über dieses Thema diskutierte Ficker weiter mit Boretius, der folgendermaßen antwortete:

„Seit ihrem Erscheinen ist mir meine eigene Monumentenarbeit in vielen Einzelheiten schon ziemlich fremd geworden, ich muß mich erst wieder in dieselbe hineinarbeiten, wenn ich über Vermuthungen interpelliert werde, die sich an die Ausgabe anschließen". (Es fehlt ihm in Zürich an Muße). „Was aber den Liber Papiensis angeht, so bin ich in der Gewinnung meiner Resultate immer bestrebt gewesen, so vorsichtig als möglich zu sein, und habe mich lieber mit einem non liquet oder negativen Resultat begnügt, als daß ich Vielleichtes als Gewißheit ausgegeben hätte. Die früheren Monumentenarbeiten haben mir beständig als abschreckendes Beispiel vorgeschwebt. Was ich aber als gewiß gegeben hatte, davon war ich immer sehr fest überzeugt. Indeß bekenne ich offen, daß meine Kenntnis der italienischen Geschichte und Urkunden sehr mangelhaft ist, und deshalb manches, was mir als gewiß schien, doch als falsch erwiesen werden kann. Ich werde dann der Erste sein, dies anzuerkennen" [1]. Bald darauf übersendete Ficker die ersten sieben Aushängebogen des Bandes. Darüber schreibt Boretius [2]: „Ich habe aus dem Anfange Ihres dritten Bandes reiche Belehrung gewonnen aber auch lebhafte Freude und Befriedigung bei dem Lesen empfunden. Ich muß Ihnen bekennen, daß ich erst durch Ihre Forschungen ein lebendiges Bild und eine klare Vorstellung von Manchem bekommen habe, womit ich mich bei dem 4. Bande der Leges so viel beschäftigen mußte und was mir doch immer ziemlich nebelhaft und schattenhaft war. Die iudices domini regis und sacri palatii mit ihrer Tätigkeit waren für mich eigentlich noch immer starke Fragezeichen, die Wilhelmus, Bonifilius für mich sehr abstrakte Gestalten. Die Bedeutung des ersteren ist mir erst jetzt recht klar geworden und die Juristen für mich Leute geworden, die in Fleisch und Blut gewandelt sind, seitdem ich sie an Ihrer Hand durch Oberitalien begleitet habe". Boretius sieht in Fickers Ergebnissen (3, S. 82 f.) eine Fortführung und Ergänzung seiner Einleitung. Er hält nach den Ausführungen Fickers [3]) für sehr wahrscheinlich, daß Walcausus ein Veroneser war [4]), und ist auch

---

[1]) Boretius an Ficker 1870 Febr. 12; in Beantwortung eines Briefes vom 29. Dez. v. J.

[2]) Aus Hottingen (bei Zürich) 1870 Mai 18. 19.

[3]) Bd. III S. 59 f.

[4]) „Ob sein Schüler die Rezension dort auch verfaßt, ist für mich zwar nicht ausgeschlossen, aber doch immerhin höchst ungewiß. Der Text der Formeln und Glossen weist nicht dorthin." Dagegen Ficker III, S. 56, n. 1.

in Bezug auf die Entstehungszeit der Walcausina [1]) geneigt, Fickern zuzustimmen. „Es ist mir immer wünschenswert erschienen, ich könnte die Zeit etwas jünger annehmen, um dadurch mehr in Einklang mit den Urkunden zu kommen, in denen die jüngere Walcausina vorkommt. Aber das Gesetz Konrads [2]) schien mir zu maßgebend für die Entstehungszeit. Ich habe mich aber aus Ihren Bemerkungen überzeugt, daß die Aufnahme dieses Lehensgesetzes keineswegs als eine Notwendigkeit der damaligen Zeit erscheinen mußte und sehr wohl eine Zeitlang unterblieben sein kann". Hingegen bemerkt Boretius, daß die kleinen Marginalglossen am Rande nicht für die Entstehung der Walcausina nach 1037 geltend gemacht werden dürfen, wovon Ficker in den Nachträgen Notiz nahm [3]).

Aus dem Briefwechsel zwischen Boretius und Ficker [4]) sieht man schon zum Teil, worum es sich handelte. Ficker hatte den Rechtszustand in Italien während des früheren Mittelalters dem Studium unterzogen, indem er nicht von der Theorie, wie sie die Rechtsgelehrten jener Periode und demgemäß auch die Neueren entwickelten, ausging, sondern von der Praxis, wie sie nach Angabe der zahlreich vorhandenen Urkunden in den verschiedenen Teilen Italiens geübt wurde. Er war dann auf die Persönlichkeit des richterlichen Personals übergegangen, das zugleich die Literatur produzierte, auf die Richter der Königsstadt Pavia, auf die von Verona, auf die der Romagna [5]), auf deren Bedeutung unter der Herrschaft der deutschen Kaiser, was ganz neue Gesichtspunkte ergab. Zugleich wurde die Geschichte einzelner Institutionen verfolgt.

---

[1]) Zwischen 1019 und 1037 (Boretius), eventuell 1054 (Ficker).

[2]) Das Lehensgesetz K. Konrads von 1037.

[3]) Vgl. Bd. III, S. 459 zu § 457. Auch den Folgerungen, die Ficker III. S. 71 f. (§ 460) an die Handschrift von Polirone des Papienser Rechtsbuches geknüpft hatte, stimmte Boretius nicht zu.

[4]) Nochmals schrieb Boretius an Ficker 1870 Nov. 26 (in Erwiderung auf einen Brief vom Juli 12), nachdem er die Aushängebogen der ersten Abteilung von Band 3 vollständig erhalten hatte. Die zweite Abteilung mit den Indices und den Nachträgen wurde erst ein Jahr später fertig. — Von dem Inhalt war Boretius sehr befriedigt, aber die Form bemängelte er: „Ihre Bücher und besonders Ihre Forschungen sind recht schwer zu lesen."

[5]) Wobei, wie bei Besprechung des langobardischen Gerichtswesens auf die Rechtsschulen von Pavia und Verona, so für das römische Recht von Ravenna, (Nonantula), Bologna eingegangen wird. — Über Zeit und Ort des Brachylogus iuris civilis handelte Ficker noch besonders (gegen Fitting) in den Sitzungsber. der Wiener Akad. 67 (1871) S. 581 ff. Vgl. Forschungen III, S. 114 und hiezu Nachträge S. 461. Er setzt den Brachylogus nach Ravenna, saec. 11, zweite Hälfte.

Dabei mußte den Gerichtsurkunden nach Form, Inhalt, Zweck die Aufmerksamkeit zugewendet werden, ebenso den Prozeßformeln, zumal den zeitlichen und örtlichen Unterschieden der Fassung. Danach sind fünf Gebiete in Italien zu sondern: Lombardei und Tuscien, Spoleto, Benevent und die langobardischen Fürstentümer Unteritaliens, Romagna und Istrien, der Ducat von Rom. Das Gerichtsverfahren im langobardischen Italien, das in der Romagna waren für sich zu untersuchen. Der Begriff des Bannes[1]), der aus dem fränkischen Recht übernommen zu einer allgemeinen italienischen Institution erwachsen ist, war nach seinen verschiedenen Erscheinungsformen zu verfolgen und zu fixieren: der ältere Königsbann, der Reichsbann (seit saec. XII), der städtische Bann, der sizilische Bann. Ebenso war das Verhältnis zwischen Richter und Urteiler zu beachten, weil der Gegensatz zwischen deutschem und römischem Gerichtswesen dadurch charakterisiert ist, daß das erstere die Aufgabe des Richtens und des Urteilens scheidet: nicht der Richter hat zu entscheiden was im gegebenen Fall Rechtens, das Urteil haben ihm die Beisitzer zu finden, er ist an das gefundene, durch die Mehrzahl der Beisitzer gebilligte Urteil gebunden, darf es nicht ändern, hat es nur zu bestätigen, zu verkünden und auszuführen. Dagegen ist nach der Auffassung des römischen Rechtes der vorsitzende Richter zugleich der Urteiler. Aufgabe der etwaigen Beisitzer ist es lediglich, dem Richter Rat zu erteilen; er mag ihrem Rate in der Regel folgen, ist aber an denselben nicht gebunden; mag materiell der Rat der Beisitzer das Urteil entscheiden, formell ist dasselbe ausschließlich Sache des Richters[2]).

In Italien schloß sich der langobardische Brauch nicht dem deutschen an; dieser ist vielmehr erst im Laufe der fränkischen Periode (wo der fränkische Richter rechtsunkundig sein konnte) eingeführt worden[3]) und dann im 10. und 11. Jahrhundert der herrschende;

---

[1]) Vgl. Bd. 1, Vorwort S. XI.

[2]) Vgl. Forschungen III, S. 178. Das Werk von Bethmann-Hollweg, Der Zivilprozeß des gemeinen Rechtes in geschichtlicher Entwicklung (Bonn 1864 ff.) kam in seinem 5. Bande erst dem 3. Bande Fickers zugute. Vgl. Bd. IV, Vorwort S. VIII f.

[3]) Hiebei führt Ficker III, S. 201 ff., abweichend von allen früheren den Nachweis, daß die sog. scabini nicht deutsche Schöffen sind, sondern Stellvertreter eines höheren Richters, welche beide Funktionen in sich vereinigen. Waitz schreibt ihm darüber 1870 Dez. 28: „Ihre Erörterung über die Scabinen hat mich selbstverständlich sehr interessiert und offenbar ganz neue Gesichtspunkte sind gewonnen. Nur hat jetzt doch wieder die Entlehnung der Sache aus Italien etwas Plausibles, wenn auch so, daß sie bei den Franken einen

seit dem 12. Jahrhundert überwiegen dagegen durchaus die Formen des römisch-kanonischen Prozesses. Ein Resultat, das erst durch eingehende Untersuchung festgestellt wurde, da bis dahin die namhaftesten Forscher in ihren Ansichten differierten. Ficker hat damit Fragen berührt, welche vor ihm nie in Angriff genommen waren, weder von den einheimischen noch von den deutschen Gelehrten [1]), und den Grund gelegt zu zahlreichen Arbeiten der folgenden Generation, sowohl diesseits wie jenseits der Alpen [2]). Er muß als der Schöpfer der Rechtsgeschichte Italiens im Mittelalter bezeichnet werden, wie ein kompetenter Beurteiler, Th. Wüstenfeld, sofort bewundernd anerkannte [3]).

Da es zu jener Zeit noch an einer Urkundensammlung, welche die gefundenen Resultate nachprüfen ließ, mangelte (auch das wichtige Registrum Farfense ist erst seither publiziert worden), so stellte Ficker in einem den Forschungen beigegebenen Urkundenbande Beispiele von jeder Hauptart der Gerichtsurkunden, bis in die früheren Zeiten des 12. Jahrhunderts alle noch ungedruckten, zusammen, um dadurch zu weiteren Arbeiten aus dem Gebiete des Gerichtswesens die Anregung zu geben. Auch seltene Drucke wurden berücksichtigt, ebenso Stücke, die an entlegener Stelle publiziert waren, wie die Abhandlung des Ravennater Rechtsgelehrten Petrus Crassus, in welcher die Rechte Heinrich IV. verteidigt, das Unrecht des Papstes Gregor nachzuweisen gesucht ist (Ravenna 1080 Juni); die Schrift

---

wesentlich anderen Charakter annahm.“ Vgl. hiezu H. Brunner in den Mitt. d. Inst. VIII, S. 179 (Die Herkunft der Schöffen).

[1]) Vgl. Ficker I, Einleitung S. 8 f.

[2]) Vgl. A. Pertile, Storia del diritto Italiano dalla caduta dell'impero Romano alla codificatione. (Indice alfabetico-analitico, Torino 1903, s. v. Ficker). Lob dieses Werkes durch Ficker, Mitteilungen d. Inst. V, 479. — Ferner K. Neumeyer in dem angeführten Werke.

[3]) Wüstenfeld an Ficker 1870 Sept. 28, nachdem er den 3. Teil der „Forschungen“ erhalten hatte: „Aufrichtigsten Dank für die ungemeine Bereicherung meiner Kenntnisse, die ich durchs Studium Ihrer Schrift gewonnen habe; obwohl mir das urkundliche Material schon zum größten Teil bekannt war, hatte ich doch den späteren Kommentaren und Arbeiten der damaligen lombardischen und romanistischen Rechtschulen keine eingehende Aufmerksamkeit gewidmet, und Sie haben durch die sorgsamste Betrachtung aller hieraus irgend zu entwickelnden gegenseitigen Beziehungen und Verhältnisse Resultate von ungemeiner Tragweite und voll der wichtigsten Aufschlüsse über die Genesis der gesamten Rechtszustände und Rechtsarbeiten des XII. saec. gewonnen, die nicht verfehlen werden, eine Revolution im ganzen Bereiche der hier in Betracht kommenden Ansichten herbeizuführen.“

des Petrus Crassus gibt ein Beispiel für die Art der Gelehrsamkeit, die in den Juristenkreisen damals kultiviert wurde [1]).

Es zeigt sich, daß die Organisation des Gerichtswesens in Italien mit den wechselnden politischen Gestaltungen zusammenhängt. Diese werden demnach eingehend berücksichtigt und damit lenkt der Verfasser wieder auf den Boden ein, den er mit dem ersten Bande des Reichsfürstenstandes verlassen und dem er in den „Vorlesungen" sowie in der Streitschrift gegen Sybel Rechnung getragen hat. Ficker konnte nunmehr seine Intuition erproben.

Den Ausgang bildet die Organisation und Abstufung der Gerichtsbarkeit in der fränkischen und in der deutschen Zeit: die Grafschaft, die Markgrafschaft (Tuscien, Verona), das Königsgericht, die Institution der „missi"; alle diese Organisationen wurden bis in die Zeit der Staufer und der kommunalen Erhebung verfolgt. Es kommen die Einrichtungen der Ottonen, der salischen und staufischen Kaiser zur Sprache, namentlich aber werden die Kaiser Friedrichs I. in allen Einzelheiten dargelegt; denn die Zeiten des 12. Jahrhunderts waren ja der Ausgangspunkt dieser Studien. Es handelt sich dabei einerseits um die früheren Jahre Friedrichs, wo Reinald von Dassel, dann Christian von Mainz dem Kaiser zur Seite standen, andererseits um die Zeit nach dem Frieden von Venedig, wo der Kirche gegenüber in gewissen Grenzen nachgegeben, von den italienischen Kommunen aber die Hoheit des Kaisers anerkannt war. Die Sonderstellung, die das Gebiet der römischen Kirche einnahm, wird dargelegt, ebenso die große Umwälzung, nachdem Heinrich VI. in dem von ihm ererbten Normannenreich gestorben war, die aggressive Politik der Päpste gegen die Staufer, auch gegen Otto IV., als er in ihre Bahnen einlenkte. die Zeit Friedrichs II. Die Geschichte dieser Zeit, die hier mit vollendeter Akribie behandelt ist, war zuletzt von O. Abel, dann von Schirrmacher (Fickers Jugendfreund, der in Abels Bahnen weiterschritt) und E. Winkelmann geschrieben worden; letztere tauschten darüber ihre Gedanken aus [2]) und Winkelmann verband sich seitdem mit Ficker zu gemeinsamen Arbeiten. Namentlich alle Ausführungen im Detail, die nachher Winkelmann in den neuen Jahrbüchern der deutschen

---

[1]) Vgl. Ficker, Forschungen III. S. 112 f., IV. S. 106 ff.

[2]) Schirrmacher korrespondierte mit Ficker 1859, dann wieder 1867—1870. Eine Aufstellung Schirrmachers, als ob Friedrich II. noch einmal 1242 in Deutschland gewesen, bekämpft Ficker in der Abhandlung: Über die Datierung einiger Urkunden Kaiser Friedrichs II. Sitzungsber. d. W. Akademie 69 (1871) S. 275 ff. — Mit Winkelmann stand Ficker seit 1867 in Briefwechsel.

Geschichte gab, überließ Ficker gern diesem Genossen, da ihn nur die grundlegende Forschung interessierte.

Da kamen, indem das Reichsgerichtswesen (das mit dem der ordentlichen Richter konkurrierte) in Italien der Untersuchung unterzogen wurde, zunächst die Vorsitzenden im Hofgericht in Betracht: der König selbst, der Pfalzgraf, (der im 9. und 10. Jahrhundert der regelmäßige Stellvertreter des Königs ist), der Kanzler für Italien (im 11. Jahrhundert), die Königin, der Hofvikar, (der unter Friedrich I. in die Stellung des alten Pfalzgrafen eintritt), der Großhofjustitiar, (unter Friedrich II.). Ferner die Vorsitzenden im Reichsgericht (so nennt der Verfasser im Gegensatz zum Hofgericht jede Übung der Reichsgerichtsbarkeit, soweit diese nicht am Hofe selbst durch den König oder seine Stellvertreter gehandhabt wird), die im zweiten Bande zuerst behandelt sind: die Königsboten (missi d. regis), die in verschiedene Klassen zerfallen: Königsboten für den Einzelfall, an deren Stelle in der staufischen Zeit Nuntien und Delegierte fungieren, ständige Königsboten, (durch Verleihung missatischer Befugnisse an Bischöfe und weltliche Große, ferner an rechtskundige missi), ständige Appellationsrichter (seit dem Konstanzer Frieden), neuere Pfalzgrafen (seit saec. XIV), wandernde Königsboten (in Vertretung der königlichen Vollgewalt), Generallegaten und Provinzialbeamte des zwölften Jahrhunderts, wobei die Verhältnisse der Provinzialverwaltung unter Friedrich I. und Heinrich VI. im Allgemeinen, wie für die einzelnen Landschaften Italiens: Piemont, Romagna, Tuscien, Herzogtum Spoleto, Mark Ancona u. s. w. im besonderen dargelegt werden. Hier ist zum erstenmal ein klarer Einblick in das Wesen der Reichsverwaltung Italiens in der früheren Stauferzeit geboten, über die Bedeutung der Reichsburgen und die deutschen Reichsgrafen von S. Miniato, Siena, Arezzo, Chiusi, Volterra und Florenz, über das Herzogtum Spoleto u. s. w. Ficker kommt zu dem Ergebnisse, daß Kaiser Friedrich I. bewußt und nach einem bestimmten Plane vorgehend mit dem alten Feudalstaate habe brechen wollen, daß die Verwandlung des Lehensstaates in den Beamtenstaat das Ziel seiner italienischen Administrativpolitik gewesen sei. Diese Verwandlung erscheint noch im 12. Jahrhundert in allen wesentlichen Punkten durchgeführt. Es folgen wichtige Kapitel, welche in gleich eingehender Weise die italienische Verwaltung unter Kaiser Friedrich II. darstellen; diese wurde wesentlich nach römisch-rechtlichen Bestimmungen geregelt. Durch Delegation und Demandation der vom König erhaltenen Befugnisse vervielfältigen die Generallegaten und die ständigen Provinzialbeamten die Zahl der Reichsadministrationsgewalten, welche

meist direkt unter dem Legaten stehen und von ihm bestellt werden. In den späteren Zeiten Friedrichs II. tritt eine völlige Umgestaltung der Provinzialverwaltung Italiens ein, von dem Gesichtspunkte straffster Zentralisation aus, wofür die Organisation des sizilischen Erbreiches dem Kaiser das Muster bot. Im Jahre 1239 und Anfangs 1240 waren die neuen Verwaltungsformen allgemein durchgeführt. Danach zerfiel Italien nunmehr in zehn Generalvikariate mit bestimmten Amtssprengeln. An der Spitze eines jeden dieser Sprengel stand ein Generalvikar, der die gesamten militärischen, administrativen und richterlichen Befugnisse in seiner Hand vereinigte, unter ihm fungierten die vicarii und capitanei, sodann die Podestaten der einzelnen Städte.

Im dritten Bande werden die Beisitzenden im Gerichte (und zugleich der Unterschied zwischen langobardischer und fränkischer Gerichtsverfassung) [1]) behandelt: die älteren Königsrichter, die städtischen Königsrichter, die Richter der Romagna, das Hofgericht der Markgrafen von Tuscien, die Anfänge ständiger Hofrichter (in der Zeit Heinrich III. bis auf Kaiser Lothar), die Hofrichter der staufischen Zeit (bis auf Friedrich II.), die Großhofrichter (unter Friedrich II.).

In der folgenden Abteilung: „Richter und Urteiler" werden noch behandelt: die städtischen Gerichte, die Lehensgerichte, die Reichsgerichte, das Gericht des Kaisers, endlich der Einfluß des italienischen Gerichtswesens auf Deutschland: es wird darauf hingewiesen, daß dieser gerade in der Zeit ein überwiegender wurde, als der politische Einfluß Deutschlands auf Italien schon sehr geschwächt war [2]). Daß überhaupt die Deutschen mehr von den Italienern, als die Italiener zur Zeit der deutschen Herrschaft von den Deutschen rezipiert haben — was auf die fortgeschrittenere Entwicklung Italiens zurückzuführen ist.

Den Glanzpunkt des zweiten Bandes bildet das Kapitel: „Die Rekuperationen der römischen Kirche", worin die Geschichte der Entstehung des Kirchenstaates gegeben ist. Dabei werden die Privilegien der römischen Kirche seit Pipin und Karl d. Gr., dann Otto I. (962) und Heinrich II. (1020) der kritischen Untersuchung unterzogen und deren Echtheit (vielleicht von Interpolationen abgesehen) dar-

---

[1]) Darauf kommt R. Sohm zu sprechen, der damals seine „Fränkische Reichs- und Gerichtsverfassung" (Bd. 1, 1871) herausgab. Fickers dritter Band, Abt. 1, ist von Sohm in den „Zusätzen und Berichtigungen" berücksichtigt. Fickers Ausführungen hätten ihn zugleich belehrt und erfreut, schreibt er 1871 April 29.

[2]) Vgl. Forschungen I. S. 6 f., III. S. 357 ff.

getan, was Aufsehen erregte [1]). Denn man hatte sich gewöhnt, diese Privilegien als Unterschiebungen der Zeit Gregors VII. zu erklären. Da Ficker seinen Freunden die Aushängebogen zuzusenden pflegte, erhielt sie auch Döllinger, der davon in dem Werke „Der Papst und das Konzil von Janus" diskret Gebrauch machte [2]). Ebenso interessierte sich Sickel für die Sache, da er bei seinen Untersuchungen über die Urkunden der früheren Karolinger sich sehr skeptisch verhalten und z. B. das Pactum oder die Schenkung Kaiser Ludwigs des Frommen vom Jahre 817 als völlig erdichtet angesehen hatte, wogegen die Gründe, die von Marini und Gfrörer für die Echtheit vorgebracht waren, leichter in die Wagschale zu fallen schienen. Als Ficker auf die inneren Kennzeichen der Echtheit hinwies (unbeschadet einiger Zusätze), wollte man anfangs, wie der Verfasser uns bemerkte, daran gar nicht glauben. Und doch ist Fickers Ansicht durchgedrungen und Sickel hat nach Untersuchung des privilegium Ottonianum sogar jene Zusätze als echt hingestellt [3]). Ficker meinte, als seine letzte Arbeit über die „Erbenfolge" Widerspruch erregte: in zehn Jahren werde man ihm da vielleicht ebenso Recht geben. — Döllinger sprach den Wunsch aus, daß Ficker diesen Gegenstand gesondert behandeln möchte, da er in den Forschungen gleichsam versteckt blieb [4]); dies lehnte Ficker ab, (wie er uns sagte, weil es ihm Zeit gekostet hätte), aber er hat seine Schüler auf diese Aufgabe hingewiesen. Auch sonst äußerte er, daß die Untersuchung einzelner Partien noch zu ergiebigen Resultaten führen würde, so z. B. in Bezug auf die Geschichte

[1]) Ficker an den Grafen Leo Thun (1869): man werde sich schwerer damit befreunden können, „daß ich die Echtheit der alten Privilegien der römischen Kirche in viel weiterem Umfange glaube erwiesen zu haben, als dieselbe bisher wenigstens von irgend einem der Forscher angenommen ist, welcher sich nicht von vorn herein die unbedingte Verteidigung zur Aufgabe setzte."

[2]) Vgl. Janus (1869) S. 149 f.

[3]) Th. Sickel, Das Privilegium Otto I. für die römische Kirche v. Jahre 962 (Innsbruck 1883). — Nachdem Ficker von dem Resultate Sickels Kenntnis erhalten, schrieb er an Mühlbacher 1881 Juni 13: „Ist nun das Pactum von 962 wirklich echt? Dann würde freilich diese Frage eine ganz andere Grundlage bekommen. Daß die von mir (Forschungen II, 358) hervorgehobene Stelle Einschiebung in einen älteren Text ist, sei es fälschend, sei es durch die Kanzlei selbst, würde mir auch dann zweifellos bleiben: aber freilich müßte das dann schon zwischen 814 und 962 geschehen sein, was mir bisher unwahrscheinlich war." — Das Jahr zuvor hatte Scheffer-Boichorst, der eben den Inhalt der Pacta analysierte (vgl. Mitt. d. Inst. V. 193 ff.) seine Meinung mit Ficker ausgetauscht, der ihm über den Fortgang von Sickels Forschung Mitteilung machte.

[4]) Vgl. darüber die Äußerungen Fickers zum Grafen Leo Thun, oben S. 304.

des Mathildischen Gutes, die später durch einen Schüler von Scheffer-Boichorst, dem Ficker seine Materialien zur Verfügung stellte, eine sehr tüchtige Sonderbehandlung erfuhr[1]).

An diese Bestrebungen der Päpste, einen großen Teil Italiens zu ihrem Staate zu ziehen, die bis auf die famose „Konstantinische Schenkung" zurückgehen, auf Grund deren Pipin und Karl d. Gr. ihre Pacta mit der römischen Kirche abschlossen, knüpft sich ein guter Teil der Geschichte Italiens. Es muß erklärt werden, warum der Inhalt jener Pacta unter Karl d. Gr. nicht zur Durchführung gelangte, sondern durch konkretere Abmachungen ersetzt wurde; es handelt sich weiter um die Rechte, die aus dem Kaisertum für Karl und seine Nachfolger gegenüber dem Papsttum erwuchsen, um die faktischen Zustände bis auf Gregor VII. zu erklären, worüber auch Döllinger in seinem Werk: Kirchen und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat (1861) einiges bemerkt hatte.

Dann die Ansprüche Gregors VII., die ja auch nicht realisiert wurden, aber durch die Schenkung der Mathilde eine Steigerung erfuhren, die sich im 12. Jahrhundert sehr bemerkbar machte. In dem Kampfe Kaiser Friedrichs I. mit Papst Alexander III. hat auch dieser Punkt eine Rolle gespielt. Die Entscheidung im Frieden von Venedig (1177) ließ manches unklar, den Kaiser im faktischen Besitze.

Innozenz III. nahm die Ansprüche, die auf Grund der alten Pacta erhoben werden konnten, wieder alle auf, ohne sich an die Abmachungen der Zwischenzeit (namentlich des Friedens von Venedig) zu halten[2]). Es erfolgten die „Rekuperationen der römischen Kirche", die auch Spoleto, die Mark Ancona, die ganze Romagna umfaßten, in denen das Reich bisher unbestritten geherrscht hatte[3]). Hierüber wird der Widerstreit des kaiserlichen Standpunktes mit dem (unberechtigten) päpstlichen Anspruche im nächsten Artikel: „Das Reich und die Rekuperationen" verfolgt durch die Zeiten der Gegenkönige

---

[1]) A. Overmann, Gräfin Mathilde von Tuscien. Ihre Besitzungen, Geschichte ihres Gutes von 1115—1130 und ihre Regesten. (Innsbruck 1895.)

[2]) Hier spielt auch das Testament Heinrichs VI. hinein, über das Ficker in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 67 (1871) S. 357 ff. gesondert handelte, da er mit E. Winkelmann nicht ganz übereinstimmte.

[3]) E. Winkelmann schreibt aus Bern 1870 Jan. 8: „Den Abschnitt über die Rekuperationen, den ich schon für „Philipp und Otto" gearbeitet hatte, werde ich nun an Ihrer Hand nochmals umarbeiten müssen." 1875 Jan. 6 (aus Heidelberg): „In der letzten Zeit hatte ich Veranlassung, auf Ihre Ausführungen über die Verhandlungen zwischen Otto IV. und Innozenz III. vor der Kaiserkrönung zurückzukommen, die mich mehr und mehr als die allein mögliche Lösung packen."

Philipp und Otto IV. bis zu Friedrich II., unter dem auch diese Frage in ein ganz neues Stadium trat, dann bis auf Rudolf von Habsburg, der mit Zustimmung der Reichsfürsten alle territorialen Forderungen der Kurie konzedierte [1]). Nur Tuscien, auf das durch Papst Bonifaz VIII. die Ansprüche erneuert wurden, blieb von der Einverleibung in den Kirchenstaat verschont, da König Albrecht widerstrebte und das Papsttum seit dem Sturze Bonifaz VIII. nicht mehr zur alten Kraft kam.

Tatsächlich ist in den genannten zwei Kapiteln, die außerhalb des Zusammenhanges mit den anderen behandelten Materien stehen, die Vorgeschichte des Kirchenstaates in all ihren Phasen mit einer Schärfe dargelegt, die von den schwankenden Angaben der älteren Geschichtschreiber vorteilhaft absticht. Es wurde erwiesen, daß der Kirchenstaat in seinem späteren Umfange viel neueren Ursprunges sei, als man früher angenommen, daß Mittelitalien mit Ausnahme von Rom und seiner nächsten Umgebung noch 1197 zum Kaiserreiche gehört habe. Es zeigt sich die wissenschaftliche Unbefangenheit des Verfassers, da er über die päpstliche Politik dem Reiche gegenüber den Stab bricht [2]), — trotz seiner kirchlichen Richtung.

Auch den „Forschungen“ sind sorgsam gearbeitete Indices, chronologische und sachliche Inhaltsübersichten beigegeben, das ganze Werk wird durch „Schlußbemerkungen“ abgeschlossen, worin der Verfasser über die Art seines Arbeitens und über die Wünsche oder Bemängelungen einzelner Kritiker sich ausspricht [3]). „Damit schließe ich eine Arbeit, welche mich durch acht Jahre vorzugsweise beschäftigt hat“. Er entschuldigt sich wegen der Form, in der er seine Resultate gab: „ich denke, daß wenigstens diejenigen, welche auf das Sachliche von Untersuchungen, wie ich sie vorlege, überhaupt Wert legen, die geringe Sorgfalt, welche ich der Darstellung zuwende,

---

[1]) Vgl. Kaltenbrunner, Der Willebrief für die römische Kirche vom Jahre 1279. Mitt. d. Inst., Ergänzungsband I, S. 376 ff. O. Redlich, Rudolf von Habsburg, S. 391 ff.

[2]) Ficker in dem mehrfach zitierten Briefe an den Grafen Leo Thun (1869): „Daß sich mir gegen die Berechtigung der Ansprüche, auf welche hin die Päpste im 13. Jahrhundert das Reich zum Verzichte auf den größten Teil des Kirchenstaates in seiner späteren Ausdehnung nötigten, die wichtigsten Bedenken ergaben.“ Das werde ihm von jener Seite verübelt werden, die von der Darlegung der Echtheit der Privilegien befriedigt wäre. Siehe oben S. 304 f.

[3]) Eine eingehende Analyse der Forschungen I—III, 1 hatte H. Breslau in den Gött. Gel. Anzeigen 1871 Juni 14 gegeben, worauf Ficker in den Nachträgen Rücksicht nimmt. — Eine verspätete Anzeige von H(enry) S(imonsfeld) in der Hist. Zeitschrift N. F. 54 (1885) S. 184 f.

entschuldigen werden, wenn nur diese es mir ermöglicht, die von mir durchgeführten oder vorbereiteten Untersuchungen auf Gebieten, deren Erforschung sich doch verhältnismäßig Wenige zuwenden, in viel weiterer Ausdehnung zur Veröffentlichung zu bringen, als ich dazu sonst in der Lage sein würde". Sei er sich dieser Mängel der Arbeit wohl bewußt, so glaube er doch sagen zu dürfen, daß ihr genügender sachlicher Wert nicht abgehe, daß es ihm gelungen sei, manche bisher unklare Verhältnisse in viel genügenderer Weise zu entwirren, als er selbst bei den Anfängen der Untersuchungen habe hoffen können, auf manches die Aufmerksamkeit hinzulenken, was bisher kaum beachtet wurde, während es doch in den verschiedensten Richtungen der Beachtung durchaus wert erscheint. „Ich glaube von der Arbeit scheiden zu dürfen mit der Überzeugung, daß die Zeit und die Mühe, welche ich auf sie verwendete, keine verlorene war".

Diese Schlußbemerkungen sind datiert vom 9. November 1871.

Der erste Band enthält die Widmung an Theodor Wüstenfeld, den „Universitätsassessor" in Göttingen, welchen Titel dortselbst die bevorzugten Privatdozenten erhielten; erst später ist Wüstenfeld zum Honorarprofessor ernannt worden [1]).

Theodor Wüstenfeld war eine Autorität auf dem Gebiete der italienischen Geschichte, die im Stillen wirkte. Seine Dissertation über die Anfänge Venedigs ist noch immer geschätzt [2]); indem er die Geschichte der Lagunenstadt weiter verfolgte, kam er auf die dalmatinischen Seestädte und ihre Beziehungen zu Apulien, die unter den Normannenkönigen wie unter den Staufern vertragsmäßig festgestellt wurden [3]), was für jene Zeiten bemerkenswerte Perspektiven eröffnete.

---

[1]) Th. Wüstenfeld, geb. 1822, gest. 1893 Mai 1.

[2]) Wüstenfeld, Venetorum historia ab antiquissimis temporibus usque ad ducum sedem Rivoalto fixam deducta. Göttingen 1846. — Vgl. Mitteil. d. Inst. XXV, 149.

[3]) Er machte Ficker auf die „Monumenta spectantia historiam Slavorum meridionalium" der Agramer Akademie (1868) aufmerksam: „Sehr wertvolle Urkunden über die Geschichte Dalmatiens und der anliegenden Inseln 966—1335, großenteils aus venetianischen Archiven, aber auch aus denen der dalmatinischen Seestädte, zumal von Ragusa". Eine ganze Reihe von Verträgen mit den apulischen Seestädten zur Zeit von Friedrichs II. Minderjährigkeit findet sich in der Sammlung vor. Auch ein Schreiben Friedrichs II. aus Acquapendente 1244 März 13 über Restauration von Seeraub an den procurator curie in Apulia ist darin mitgeteilt. (Wüstenfeld an Ficker 1870 Sept. 28.) Durch K. Jireček, Die Romanen in Dalmatien, Denkschriften der kaiserl. Akad. 1902, sind diese Dinge neuerdings in Erinnerung gebracht. Vgl. Reg. Friderici II, n. 3420.

Wüstenfeld hatte sich die Aufgabe gestellt, einen Kodex des italienischen Munizipalrechtes herauszugeben und darüber außerordentlich viel, auch an entlegenen Orten gesammelt, dabei wertvolle Verbindungen mit italienischen Gelehrten angeknüpft[1]). Er schrieb geschätzte Artikel in deutsche und italienische Fachzeitschriften, die stets beachtet wurden, aber zur Ausarbeitung seiner Materialien ist er nicht gekommen, während er den jungen Gelehrten in Göttingen, die nach Dissertationsstoff suchten oder der italienischen Geschichte des Mittelalters ihre Studien zuwandten, in freigebiger Weise aus seinen Sammlungen spendete; auch an Scheffer-Boichorst, Tourtual, Busson. So kam Ficker mit ihm in Beziehung; auf Tourtuals Intervention hin schickte Wüstenfeld im Jahre 1865 an Ficker Regesten Ottos IV. und Friedrichs II.; mit Ficker seit 1866 persönlich bekannt, leistete er ihm weitere Dienste[2]).

Ficker wollte sich dafür dankbar erweisen. Er schreibt darüber an Stälin: „Ich denke die Forschungen Wüstenfeld zu widmen, der sich um alles was in Deutschland über Italien geschrieben wird, so sehr annimmt". (Wobei er zugleich die Widmung der Acta an Stälin ankündigt)[3]). Und in der Vorrede zu den Forschungen bemerkt er: „Notizen aus ungedrucktem Material verdanke ich insbesondere Wüstenfeld, der sich durch die bereitwilligste Mitteilung derselben, wie durch die Erteilung einer Menge der wertvollsten Aufschlüsse ein ungleich höheres Verdienst um diese Arbeit erworben hat, als ich das durch wenige gelegentliche Hinweise in den Anmerkungen bemerkbar machen konnte[4])." Daneben wird Cereda in Cremona genannt, auf den ihn Wüstenfeld verwiesen hatte und der nun auch an Ficker

[1]) Vgl. Rolando (über die politische Geographie Italiens im Mittelalter) im Archivio stor. Ital. 1880 p. 232: quest'argomento dovrà ricevere una luce grandissima dai Regesti delle città italiane, che il Wüstenfeld sta preparando da tanti anni . . .

[2]) Busson an Ficker 1866 Jan. 16: daß Wüstenfeld emsigst mit Abschreiben von Mitteilungen an Ficker beschäftigt sei. „Er scheint Ihnen wirklich viel mitgeteilt zu haben; einen zuvorkommenderen Herrn wie Wüstenfeld gibt es kaum, denn nach allen Seiten gibt er mit der größten Bereitwilligkeit Mitteilungen ähnlichen Volumens. Tourtual, Scheffer, meine Wenigkeit haben ihm alle mehr oder weniger derartige Mitteilungen zu danken. Leider ist dies aber auch der einzige Weg, auf dem er etwas in die Öffentlichkeit bringt." . . . . Wüstenfelds nachgelassene Papiere sind im „Verzeichnis der Handschriften im preußischen Staate" I. Hannover 3. Göttingen (Berlin 1894) angeführt. Seine Bibliothek kam (unter Vermittlung Fickers) nach Innsbruck.

[3]) Ficker an Stälin 1868 Jan. 5.

[4]) Forschungen I, Vorrede S. XIII.

Abschriften ungedruckter Urkunden vermittelte [1]). Überhaupt wurde Ficker durch Wüstenfeld in den Kreis der italienischen Bibliothekare und Archivare (soweit er sie nicht schon 1853/54 kennen gelernt hatte) eingeführt [2]).

Nachdem Ficker bereits früher „zur Geschichte des Langobardenbundes" unter Friedrich I. geschrieben [3]), wünschte er das Material über die Unterhandlungen Friedrichs II. mit den Langobarden zusammenzubringen; darüber enthielt der Liber Poteris, das große, 1255 geschriebene Kopialbuch der Stadt Brescia, Material, das Odorici in seinen Storie Bresciane (1853) keineswegs erschöpft hatte. In dieser Angelegenheit schrieb Wüstenfeld für Ficker an Odorici nach Parma, wo dieser die National-Bibliothek verwaltete und wo ihn Ficker später selbst kennen lernte [4]). Auch erklärte sich Wüstenfeld bereit, bei seiner nächsten Reise nach Italien (von Oktober 1870 an) in Brescia zuzukehren und selbst die betreffenden Stücke abzuschreiben. „Ich werde übrigens jedenfalls auf meiner Reise alles was ich von ganz ungedruckten oder bisher nur zitierten Urkunden der Kaiser, Vikare, Markgrafen und missi noch finde sofort wörtlich abschreiben, und wenn ich einen Ort verlasse, an Sie oder Stumpf direkt zuschicken, da die Zustände doch überall so unruhig sind, daß man keine bestimmte Garantie hat, nach 2 Jahren mit Sack und Pack nach Haus zu kommen". Er fährt dann fort: „Da ich aus Ihrer Italienischen Rechtsgeschichte wahrnehme, welche bedeutenden Resultate Sie aus der Vergleichung der an sich höchst langweiligen sterotypen Formulare gewonnen haben, werde ich fortan bei den Kopien für Sie und Stumpf auch alle Formulare wörtlich aufnehmen, welche das einzige waren, was ich der Zeitersparnis wegen wegließ, die, wie Sie ja aus Erfahrung wissen, in italienischen Archiven besonders viel wert ist". Dagegen wird mir die Abschrift der unendlich langen Statuten, die in großer Zahl ungedruckt oder nur in seltenen Ausgaben vorhanden sind, ganz unmöglich sein; ich kann hiebei und bei allen Abschriften, die ich in meinem eigenen Interesse mache, nur Auszüge in der Ihnen bekannten Art, bei den ausführlichen Statuten saec. XIV nur der vorzugsweise interessanten Materien nehmen" (z. B. in Brescia, Cremona, Savona, dann in Lucca und Siena).

---

[1]) Vgl. Forschungen IV, Vorwort S. XV.

[2]) Ein ausführlicher (schwer leserlicher) Brief Wüstenfelds 1870 Sept. 28 gibt darüber nähere Meldung.

[3]) Sitzungsber. der Wiener Akademie (1868) Bd. LX S. 297 ff.

[4]) Forschungen IV, Vorwort S. XV. Später hat auch F. Schupfer den Odorici für Ficker in Anspruch genommen.

Wüstenfeld gedenkt sich längere Zeit in Lucca aufzuhalten; „ist das Register auch verloren, so werden sich nach den Zitaten von Tommasi und Bonghi doch sehr viele Urkunden aus ehemaligen Klosterarchiven und Notariatsprotokollen finden lassen, die hier einigermaßen ergänzend wirken können". Die Hauptsache bleibe für ihn das Archiv von Siena, das er bis 1335 hin möglichst erschöpfend zu durchforschen beabsichtige. Dieses Jahr bleibe er jedenfalls in Oberitalien [1]). Indem er noch einiges über seltenere Bücher mitteilt, erkennt er an, daß Fickers Arbeit ihn selbst auf manche aufmerksam gemacht habe, die er noch nicht kannte.

Durch Wüstenfelds Beispiel und Zuspruch wurde Ficker veranlaßt, zu Ostern 1871 selbst nach Italien zu fahren, um in Archiven und Bibliotheken seine Materialien zu vervollständigen; und auch in den folgenden Jahren war er regelmäßig zu demselben Zweck auf einige Wochen in Italien.

In Mailand traf er mit Wüstenfeld zusammen, der ihn mit seinem Rathe unterstützte [2]). Er reiste dann nach Brescia, wo Pietro da Ponte ihm an die Hand ging, während Wüstenfeld die Abschrift einer Urkunde in Cremona besorgte; weiter nach Parma, wo er durch Odorici und Barbieri zuvorkommende Unterstützung fand, von da nach Ravenna und Imola; rückkehrend verweilte er in Bologna, wo er auf der unter Frati's Leitung stehenden Munizipalbibliothek arbeitete und mit seinem ehemaligen Hörer in Innsbruck, dem Professor Serafini „ältere freundschaftliche Beziehungen erneuerte" [3]), dann nach Padua, wo sein „früherer Kollege und werter Freund" Francesco Schupfer ihn beherbergte und ihm förderlich war. Drei Tage nahm noch Verona in Anspruch, wo Conte Giuliari, der Bibliothekar des Kapitels, ihm Gefälligkeiten erwies. Mit einem reichen Schatze von Urkunden kehrte Ficker aus Italien zurück [4]).

---

[1]) Da Stumpf geäußert hatte, er wollte wohl eine längere Reise nach Italien machen, um alle, auch die gedruckten, Kaiserdiplome noch einmal nach den Originalen herauszugeben, so lädt ihn Wüstenfeld ein, mit ihm nach Verona zu fahren, um sich die Urkunden des veronesischen Kapitels anzusehen.

[2]) Forschungen IV, Vorwort S. XIV. Für das folgende auch Bd. III, Schlußbemerkungen S. 538.

[3]) Ficker hatte dem Serafini seine bevorstehende Reise angekündigt und besonders um Empfehlungen nach Ravenna ersucht, die Serafini seinem „verehrten Lehrer und Professor" sofort zur Verfügung stellte. Brief Serafinis (deutsch) 1871 März 25.

[4]) Scheffer-Boichorst schreibt ihm 1871 April 19: „Zu den reichen Funden, die Sie aus Italien gebracht, meine Gratulation. Ich freue mich des mir zu-

Im nächsten Jahr (1872) arbeitete er vorzüglich in Florenz und Siena, während die Charwoche dazu benützt wurde, die umbrischen Provinzialarchive zu besuchen: Perugia, Assisi, Foligno. „Wie ich mir auf der Fahrt nach Siena die Zeit genommen hatte, die alte Reichsburg zu S. Miniato zu besuchen, so stieg ich auch hier nach getaner Arbeit, noch ehe ich in S. Francesco war, vor allem hinauf zur Rocca d'Assisi, dem einstigen Sitz Herzog Konrads von Urslingen".

In Florenz fühlte sich Ficker dem Nachfolger Bonainis, Cesare Guasti, verpflichtet, wenn er mit ihm auch weniger in Berührung kam als mit dem Archivar Cesare Paoli. Dieser befreundete sich in intimer Weise mit Ficker, was später den „Mitteilungen des Institutes" [1]), wie andererseits dem palaeographisch-diplomatischen Handbuch Paoli's zu Gute kam, für dessen deutsche Übersetzung Ficker seinen Innsbrucker Verleger interessierte.

Für das Florentiner Archiv, das Bonaini gemäß den Ratschlägen Böhmers eingerichtet hatte [2]), war Ficker voll des Lobes. Auch für die anderen toscanischen Archive. In Siena, wo er unerwarteter Weise besonders viel zu arbeiten fand, schloß er mit Luciano Banchi Freundschaft [3]). Da ihm dieser seine Statuti Senesi wid-

---

kommenden Teils, namentlich auch des großen Privilegs für Ravenna, das ich nach Ihrem und Rubeis' etwas knappem Auszuge bearbeitet hatte." Vgl. Forschungen IV n. 130: Privileg Friedrichs I. für Ravenna 1162 Juni 16.

[1]) C. Paoli arbeitete an den „Mitteilungen" mit und besorgte im Archivio storico Italiano deren Besprechung. Ficker an Mühlbacher 1880 Jan. 16: „Dazu wäre Cesare Paoli zu Florenz wahrscheinlich der geeignetste; er versteht vollkommen deutsch und auch sachlich von Diplomatik und dergleichen so viel als irgend ein anderer Italiener." Er erhielt auch die neubearbeiteten Regesten zu Geschenk: „Abgesehen davon, daß er mir ein lieber Freund ist, ist es bei ihm gewiß gut angebracht." (Ficker an Mühlbacher 1883 April 28.)

[2]) S. oben S. 175 f. Nach Böhmers Tode ließ Bonaini dessen Anweisungen drucken: Opuscoli di G. F. Böhmer circa all'ordinare gli archivi e specialmente gli archivi di Firenze (1865). Er schickte mehrere Exemplare an Ficker, der damit Stälin, Kausler, Roth von Schreckenstein beteilte. Den Anstoß zur Publikation hatte Ficker gegeben, der gelegentlich der Ausgabe der Urkunden zum Römerzug Ludwigs des Baiern Böhmers gutes Gedenken an Bonaini und die Florentinereinrichtungen hervorgehoben hatte: „secondo attestò ultimamente un suo prediletto discepolo, il professore Ficker d'Innsbruck", sagt Bonaini im Vorwort S. VI.

[3]) Vgl. Ricordo di Luciano Banchi (Siena 1888). Banchi, geb. 1837 in Radicofani, war seit 1867 Vorstand des Staatsarchivs in Siena. Er starb 1887. — Das erwähnte Werk Banchis hat den Titel: Statuti Senesi scritti in volgare ne' Secoli XIII e XIV e pubblicati secondo i testi del R. Archivio di Stato per cura di Luciano Banchi. Vol. II. Statuto della Gabella di Siena. Statuto della

mete, dankte Ficker durch die Dedication des Urkundenbandes seiner Forschungen.

Auf einer dritten Reise (1873) verweilte Ficker durch 14 Tage in Lucca, wo der Vorsteher des Archivs Salvatore Bongi eben in mustergiltiger Weise ein „Inventario del R. Archivio di Stato in Lucca" veröffentlicht hatte. Giovanni Sforza, damals ein junger Archivbeamter, wurde dem Ficker an die Seite gegeben, da die gewöhnlichen Archivstunden der Arbeitskraft des Professors nicht genügten, sondern Überstunden bewilligt werden mußten, überdies auch die Sonntage benützt wurden. Sforza förderte nicht nur auf dem Staatsarchive Fickers Arbeiten „mit unermüdlichem Eifer", sondern geleitete ihn auch in das „sehr wohl gehaltene" erzbischöfliche Archiv, kopierte ihm später noch einiges aus dem Kapitelarchive.

Darauf wurde in zwölftägigem Aufenthalt das Staatsarchiv in Pisa (Vorsteher L. Tanfani) für die vorschwebenden Zwecke in erschöpfender Weise ausgebeutet [1]), ebenso das schon von 1854 her bekannte Archiv Roncioni. Am Palmsonntag war der unermüdliche Forscher zu demselben Zwecke in der Certosa di Calci; hier schrieb er für Stumpf die Urkunde des Gegenkönigs Konrad von 1097 (Stumpf Acta Nr. 325) aus dem von Stumpf das Jahr vorher vergeblich gesuchten jetzt glücklich gefundenen Originale ab; wofür sich Stumpf sofort bedankte und zugleich meldete: „die Urkunde, die Du vorgestern abgeschrieben, ist bereits heute abends in Reindruck abgezogen worden. Auch ein Triumph der Dampfepoche" [2]), den Ficker im Vorwort zu Forschungen Band 4 nicht zu erwähnen vergißt.

Ficker war von dem Ergebnis dieser Reisen vollauf befriedigt. Er brachte für seinen Urkundenband über 200 Dokumente zusammen, die in seiner Darstellung noch nicht verwertet waren, sie vielmehr ergänzten, daher die Edition mit Hinweis auf die betreffenden Paragraphen und mit Angabe der Änderung in den Resultaten versehen wurde.

Società del Padule d'Orgia. Statuto dell'arte della Lana di Radicondoli. Statuto dell'arte de'Chiavari, dell'arte de'Cuoiai e Calzolari di Siena. (Bologna 1871). Die Widmung an Ficker ist datiert vom 21. Dez. 1870. (Der erste Band der Statuti war 1863 von F. L. Polidori veröffentlicht. Das Werk ist ein Teil der Collezione di opere inedite o rare de'primi tre secoli della lingua, pubblicata per cura della R. Commissione dei Testi di Lingua delle provincie dell'Emilia.)

[1]) Vgl. „Il regio Archivio di Stato di Pisa nel Giugno del 1865" und Bonaini, Discorso per l'inaugurazione del R. Archivio di Stato in Pisa (1865). Hiezu Fickers Bemerkungen: Forschungen IV, S. XXI.

[2]) Stumpf an Ficker 1873 April 8. Vgl. Forschungen IV, Vorwort S. XXI.

Der Band erschien 1874 (Vorrede vom 20. Februar dieses Jahres), wie die Textbände mit reichlichen Indices versehen, damit auf diese Weise die Art der Publikation ausgeglichen würde. Im Vorwort ist der Beziehungen zu den italienischen Gelehrten in Freundschaft und ihrer Leistungen mit Anerkennung gedacht, wie auch fernerhin Ficker durch nichts mehr in Harnisch gebracht werden konnte als wenn deutsche Gelehrte über das historische Studium der Italiener sich abträglich äußerten, oder wenn Einzelne gegen die Zuvorkommenheit, mit der man ihnen begegnete, sich undankbar erwiesen. Als im Jahre 1873 auf der Weltaussellung in Wien auch die toskanischen Archive vertreten waren [1]), schrieb Ficker darüber einen lesenswerten Artikel in die internationale Ausstellungszeitung (Beilage der Neuen Freien Presse, Nr. 3209 und 3210, auch separat abgedruckt, Innsbruck 1873), worin er die mustergiltigen Archiveinrichtungen Bonaini's den Deutschen zur Nachahmung empfiehlt, nicht ohne ironische Anspielungen auf die „geheimen" Archivare in seiner Heimat, (die dort wohl verstanden wurden). Alfred von Reumont spendete Fickers Ausführungen Beifall [2]). Auch Th. Sickel lobte wenige Jahre später die Archivare in Italien (und Frankreich) wegen ihrer Kenntnis namentlich der Diplomatik [3]); seitdem das Institut für österreichische Geschichtsforschung zugleich als Schule für künftige Archivare eingerichtet wurde, haben jene von Ficker empfohlenen italienischen Vorbilder wesentlich eingewirkt; desgleichen bei der Reorganisation der staatlichen Archive in Wien und Innsbruck, aber auch privater Archive [4]), vielleicht selbst in Preußen [5]).

---

[1]) Vgl. „Gli Archivi di Stato Toscani alla esposizione universale di Vienna." (Firenze 1872.)

[2]) Reumont an Ficker 1873 Aug. 24: „Ihre günstige Beurteilung der das Lob in reichem Maße verdienenden Florentiner Archivverwaltung hat mich sehr erfreut und wird so Guasti wie den übrigen sehr angenehm gewesen sein." (Guasti bedankte sich in herzlicher Weise bei Ficker.)

[3]) Vgl. Sickel in den Mitteilungen des Instituts II, 328.

[4]) 1873 Sept. 20 erbittet sich M. Pangerl in einem Briefe an Ficker „ein oder zwei Exemplare Ihres auch als selbständiges Schriftchen erschienenen Berichtes über ‚die Ausstellung der toscanischen Archive zu Wien, 1873'. Ich habe dasselbe durch Prof. Sickel kennen gelernt, mit welchem ich vor zwei Tagen jene Ausstellung besucht habe, und natürlich mit größtem Interesse wiederholt gelesen." Pangerl war 1866—1875 Adjunkt am Fürstl. Schwarzenbergischen Zentralarchive in Wien; es waren auch fürstliche Archivalien auf der Weltausstellung ausgestellt worden, die Pangerl der Beachtung Fickers empfahl.

[5]) Max Duncker, 1873 noch Direktor der preußischen Staatsarchive, erbat sich durch Stumpf ein Exemplar der Schrift Fickers über die toscanischen

Andererseits ist in Italien das Gefühl der Hochachtung für Ficker nicht minder lebendig geblieben, seine Autorität ist dort eine festbegründete [1]), wenn schon nicht so populäre wie etwa die von Mommsen und Gregorovius oder auch Alfred von Reumont; dazu sind seine Werke nicht genug ins Volk gedrungen; aber die gelehrten Italiener wisssen wohl was sie an Ficker besaßen und verstehen die verschiedene persönliche Art der genannten Männer vortrefflich zu charakterisieren. In den Nachrufen der berühmten Archivare und Diplomatiker, die mit Ficker bekannt waren, und von denen die älteren schon alle tod sind, ist immer auch der Name Fickers in ehrenvoller Weise genannt; nicht minder gedenkt seiner jeder bibliographische Rückblück auf das, was in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiete der italienischen Geschichte geleistet worden ist [2]).

Archive. (Stumpf an Ficker aus Berlin 1873 Okt. 15.) Dunckers Nachfolger, Sybel, hielt sich an andere Muster. Vgl. Sybel, Vorträge und Abhandlungen (1897) S. 378 f. H. Baumgarten über französische und deutsche Archivverwaltung, Hist. und pol. Aufsätze S. 429 ff. Gute Aufschlüsse über die Wirksamkeit der Archivdirektoren M. Duncker und H. v. Sybel erhält man aus H. Trost „Erinnerungen aus der preußischen Archivverwaltung". In den „Grenzboten" 1904, III S. 323 ff.

[1]) Vgl. Rolando, Geografia politica e corografia dell' Italia imperiale nei secoli IX e X. Archivio stor. ital. 1880 (s. IV, tomo V), wo die Ital. „Forschungen" Fickers gerühmt werden: che sono quasi una completa storia d'Italia nell'epoca communale, fondata sulle carte e sui diplomi che l'Autore raccolse nell'ultimo volume dell'opera; studio degno della più grande ammirazione per l'esattezza delle indagini, ma cui nuoce forse la poca chiarezza del disegno, poichè è cagione per cui riesca assai faticoso il servirsene.

[2]) Vgl. L. Zdekauer im Bullet. Senese VIII (1901): Saggio d'una bibliografia storica Senese moderna (1854—1900), worin L. Banchi gewürdigt wird, S. 364: „È degno di nota, che Banchi fosse legato da un vincolo d'amicizia e di stima personale con Giulio Ficker, allora fra i tedeschi il più profondo conoscitore delle instituzioni medioevali nostre. Costui appunto intorno all'anno 1870 andava esplorando gli archivi d'Italia per le sue celebri Ricerche sulla constituzione politica ed il diritto italiano nel medio evo. L'archivio senese si aprì come d'incanto al dotto straniero, e si può dire che nessun documento relativo ai rapporti diretti di Siena coll'Impero, gli rimase ignoto. Pareva che gli grandi opere di Huillard-Bréholles e del Saint Priest (Histoire de la conquête de Naples par Charles d'Anjou. Paris 1847) avessero dato fondo ai materiali senesi, almeno per il tredicesimo secolo, ma appunto per quel periodo così importante, l'Archivio si palesò come una miniera inesauribile. In una parola: se nell'opera fondamentale del Ficker, e specialmente nel volume dei documenti, che uscì nel 1874, Siena ha potuto avere un posto degno della sua importanza storica, e se d'allora in poi i rapporti di questa città coll'Impero hanno potuto essere dilucidati sempre maggiormente, ciò si deve alla iniziativa

Und die wenigen, die ihn noch persönlich kannten, wie Giovanni Sforza, jetzt Sovrintendente des königlichen Archives in Turin, sprechen mit Bewunderung von der Ausdauer, mit der er seine archivalischen Arbeiten betrieb. Um 9 Uhr früh, wenn möglich früher, erzählte mir Sforza, kam Ficker in Lucca aufs Archiv und saß bis Mittag über seinen Abschriften, dann pranzo, darauf wieder Arbeit über die offizielle Schlußstunde hinaus bis Abends [1]). Nur eines verübelten ihm die Italiener, daß er nämlich ihren Gemäldegalerien sehr geringe Aufmerksamkeit zuwandte, vielmehr nach getaner Arbeit auf den Wällen saß oder spazierte [2]), der schönen Gegend das Auge zugewandt oder den alten Reichsburgen der Stauferzeit. Für das lebhafte italienische Volkstum hatte er ein gutes Verständnis, freute sich auch, als einmal in einer Stadt, wo er eine wichtige Urkunde gefunden hatte, der Bürgermeister mit einigen Beiräthen sich bedanken kam. Auf der nächsten Station fand Ficker ein Schreiben vor: sie könnten die Urkunde nicht entziffern, ob er nicht so gut sein wollte, ihnen eine Abschrift zu schicken [3]).

Hatte Ficker in den ersten Jahren zu Ostern in den italienischen Archiven mit ihren Steinfließen ordentlich gefroren, in Folge dessen es nicht ohne Schnupfen abging, so gewöhnte er sich nachgerade daran, gebrauchte eine passende Bekleidung und fand schließlich, daß diese Reisen ihm gesundheitlich wohlbekämen; allerdings um nicht Langeweile zu haben, mußte er arbeiten [4]). Er ging also auch 1874 und die folgenden Jahre nach Italien, wo er nicht nur für sich, sondern auch für seine Freunde Urkunden abschrieb: für Durig z. B. in Verona auf die Geschichte von Trient bezügliches, für Huber in Man-

---

ed alla valida cooperazione di queste due uomini, ugualmente inspirati ai più intenti della scienza storica moderna."

[1]) Aus Siena 1872 März 26 schreibt Ficker an seine Mutter: Ich habe zu Siena Tag für Tag von 9 Uhr bis 4 Uhr auf dem Archive gearbeitet und mir dann noch Sachen zum Arbeiten mit nach Hause genommen.

[2]) So schreibt er 1873 April 8 an seine Mutter: „Lucca ist eine stille, aber sehr schön gelegene Stadt mit außerordentlich angenehmen Spaziergängen."

[3]) Nach Erzählung Schönherrs.

[4]) So schon 1873 April 23 an seine Mutter, indem er seine Rückkehr aus Florenz anzeigt: „Ich habe mich immer durchaus wohl befunden und habe das Gefühl, daß eine solche Reise mir ähnliche Dienste tut, wie das Herumlaufen im Herbste; ich habe dabei allerdings keine körperliche Anstrengung, aber bei dem wochenlangen ganz mechanischen Abschreiben ruht sich der Kopf aus, da dieser dabei gar nicht angestrengt wird, während ich ohne eine solche mechanische Beschäftigung auch zum Aufenthalte in fremden Städten nicht die Geduld haben würde."

tua aus der Zeit Karls IV. herstammendes Material [1]), für E. Winkelmann Urkunden aus der Zeit Philipps, Otto IV., Friedrichs II., für Val de Lièvre endlich langobardische Rechtsdokumente, wie denn Ficker einmal daran dachte, dem Urkundenband der „Forschungen" einen anderen, der Privaturkunden enthalten sollte, an die Seite zu setzen [2]). Was Reichssachen betraf, kam den „Acta imperii inedita" zu Gute.

Zu Ostern 1874 war Ficker in Florenz, Arezzo, Cortona, Siena; er sei mit seiner wissenschaftlichen Ausbeute zufrieden, er habe mehr zurückgebracht als in einem andern Jahr, schreibt er an seine Mutter nach der Heimkehr [3]). Im Herbst dieses Jahres fuhr er nach Mailand, Genua, Savona, Mantua. Genua, das er 1847 nur ganz flüchtig gesehen hatte, imponierte ihm jetzt mit seiner herrlichen Lage und seiner südlichen Vegetation außerordentlich. Auch mit der archivalischen Ausbeute war er zufrieden. „Ich fuhr dann nach Savona, auf dessen Stadtarchiv ich es in dieser Gegend ganz besonders abgesehen hatte. Anfangs traf ich auf Schwierigkeiten, da die Eröffnung der neuen Eisenbahn nach Turin unmittelbar bevorstand, und man so viel zu tun hatte, daß man es für unmöglich erklärte, mir in dieser Zeit das Archiv zu eröffnen. Schließlich trug doch auch hier die italienische Zuvorkommenheit den Sieg davon und ich erhielt alles, was ich wünschte. Auf der Rückreise fuhr ich nach Turin, wo ich noch nie gewesen war und das doch auch recht sehenswert ist. Das Archiv war geschlossen, so daß ich mich nicht länger aufhielt, zumal ich ohnehin auf längere Zeit nach Turin zu gehen denke; doch erhielt ich ohne weiteres Erlaubnis zur Benützung der königlichen Privatbibliothek, wo ich einige Sachen abzuschreiben hatte und mancherlei anderes fand." Dann reiste er nach Mantua, das dieses-

---

[1]) Vgl. Huber, Regesten Karls IV., Vorwort S. X.

[2]) Vgl. Forschungen IV, Vorwort S. XXII. Auch an A. v. Reumont schreibt Ficker 1873 Aug. 28: „Freilich habe ich nun von meiner letzten Reise noch eine Menge rechtsgeschichtlich interessanter Urkunden heimgebracht, die ich nicht mehr in diesen Band aufnehme. Ich denke mit der Zeit wohl noch einen Band Urkunden folgen zu lassen."

[3]) An die Mutter 1874 April 20. An Schönherr sandte er „todmüde vom Urkundenabschreiben" am 2. April aus Cortona eine Nachricht: „ich bin seit gestern hier und fahre übermorgen nach Siena." Zu Arezzo schrieb er im Kathedralarchive für Dümmler Urkunden aus dem 10. Jahrhundert ab, die dieser in den Forschungen z. d. Gesch. XV. (1875) S. 363 ff. publizierte. Ebenso verdankte Dümmler die Abschrift einer Urkunde der Könige Berengar und Adalbert (vom Jahre 951 oder 952) aus dem Archiv Bichi-Borghesi in Siena Fickers Vermittlung.

mal das Hauptziel der Reise war. Er blieb dort 2 Wochen. „Die Stadt ist außerordentlich langweilig, aber das Archiv sehr reich und ich kann es in ungehindertster Weise benützen. Habe ich Ostern in Italien gefroren, so habe ich jetzt um so mehr geschwitzt, da der Herbst hier in diesem Jahre ungewöhnlich heiß ist, um Mittag noch immer 20 Grad und mehr und in der Nacht wenig Abkühlung. Doch leide ich weniger von der Hitze im Freien, als von der Schwüle in den Archiven; um die Hitze abzuhalten, hält man dort im Sommer alles geschlossen, auch des Nachts wird nichts aufgemacht und so ist die Luft dort überaus unangenehm [1].“

Er entrann, wie er nach der Heimkehr schreibt, ganz wohl und gesund der Fieberluft von Mantua, bezüglich deren er sich übrigens vorher vergewissert hatte, daß sie in der jetzigen Jahreszeit nicht mehr gefährlich sei. „Aber mit seinen Seen und Sümpfen auf allen Seiten ist es doch ein recht unheimliches und dabei sehr langweiliges Nest, so daß ich froh war, es verlassen zu können. Der Reichtum des Archives mußte eben für alles andere entschädigen [2].“

In das Jahr 1874 fällt auch eine Gefälligkeit, die Ficker seinem Freunde Schönherr erwies. Schönherr beschäftigte sich damals eifrig mit der Geschichte der Stadt Innsbruck, unter lebhafter Anteilnahme Fickers. Dieser forschte in Pisa dem Baumeister des schiefen Turmes nach, den ältere Werke als einen Guilielmus „von Innsbruck“ bezeichneten, was sich jetzt als eine mißverstandene Lesung der Inschrift am Pisaner Bauwunder herausstellte [3].

Des weiteren bemühte sich Schönherr die ältesten Abbildungen von Innsbruck zu Stande zu bringen. Hier machte ihn Ficker darauf aufmerksam, daß eine solche sich im Palazzo vecchio zu Florenz befinde, wo 1565 der Herzog von Toscana seiner Gemahlin (einer Tochter Kaiser Ferdinands I.) zu Liebe Ansichten von Städten Tirols und Österreichs an die Wand al fresco hatte malen lassen. Es gelang dem Prof. Ficker bei seiner Anwesenheit in Florenz zu Ostern 1874 einen Photographen zu ermitteln, welcher gegen Entschädigung von 100 Franken die ziemlich schwierige Photographierung des Bildes übernahm. Ficker schenkte je ein Exemplar der auf seine Kosten zu Stande gekommenen Abbildung an Schönherr und an das Ferdi-

---

[1]) An seine Mutter aus Mantua 1874 Oktober 2.

[2]) An die Mutter 1874 Okt. 11 (aus Innsbruck).

[3]) Vgl. Schönherr, Ges. Schriften I, S. 456 Anm. 2. Es war die Sigel oips statt mit o(mn)ip(oten)s mit o(en)ip(on)s aufgelöst worden.

nandeum; davon ist in Schönherr's Aufsatze über „Die vier ältesten Ansichten von Innsbruck [1]" des Näheren Erwähnung getan.

Schließlich mag noch eines Begebnisses hier gedacht werden. Während Ficker (1874) in Siena sich aufhielt, traf dort Adolf Pichler ein, der jetzt Professor der Mineralogie und Geologie an der Innsbrucker Universität war. Auch er benützte die seit 1867 eröffnete Bahnverbindung, um sich während der Ferien in Italien näher umzusehen und das Gesehene literarisch zu verwerten. Aus einem seiner Aufsätze [2]) entnehmen wir was Pichler über das Archiv in Siena erfuhr, das in den weiten Räumen des Palastes Piccolomini untergebracht ist, droben im höchsten Stockwerke wo man das berühmte Schlachtfeld von Monteaperto (1260) überblickt. „Eine der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete, Professor Ficker, welcher hier Urkunden kopierte, wußte mir die Ordnung und Zugänglichkeit der Anstalt mit der wärmsten Anerkennung zu preisen." Pichler lobt den mächtigen Munizipalgeist der Städte, die herrlichen Familienarchive, deren Besitzer eine Ehre darin finden, wenn fremde Forscher sie benützen; endlich die gesellige Freiheit, die in Italien herrscht, „über welche derjenige staunt, der aus Ländern kommt, wo man den Umgang nach den Sternen und Borten des Halskragens, nach der Gliederung des Stammbaumes einrichtet." Das war ganz im Sinne Fickers geschrieben.

---

[1]) Vgl. Schönherr, Ges. Schriften I, S. 128.

[2]) Vgl. Ad. Pichler, Allerlei aus Italien. (Ges. Werke X, 1906) S. 18 f.

XVII. Kapitel.

Die Erklärung Döllingers. Die Münchener Historische Kommission. Die Monumenta Germaniae historica.

Wenn nun auch Ficker bei den Tirolern „im Süden des deutschen Vaterlandes" (wie er selbst sagt) eine zweite Heimat gefunden hatte, so darf man dabei nie vergessen, daß er gleichwohl immer Westfale blieb und den Impulsen, die von dort ausgingen, namentlich so lange seine Mutter lebte, ununterbrochen Rechnung trug, durch seine jährliche Reise nach Münster und durch die Lektüre der Münster'schen Lokalblätter, die er sich regelmäßig zuschicken ließ, auch über die dortigen Verhältnisse sich auf dem Laufenden erhielt.

Als Döllinger am 29. März 1871 seine berühmte Erklärung gegen das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit veröffentlichte, begründete er seine ablehnende Haltung: er wolle auf einer Konferenz dartun, „daß eine lange Reihe von Mißverständnissen, entstellter, verstümmelter oder erdichteter Zeugnisse vorliegt, welche zusammen mit der Verschweigung gewichtiger Tatsachen und entgegengesetzter Zeugnisse ein der wirklichen Überlieferung völlig unähnliches Bild entwirft" — was mit Bezug auf einen Hirtenbrief des Erzbischofs von München-Freising bemerkt wird.

Wo es sich um geschichtliche Beweisführung handle, erklärte Döllinger weiter, unterwerfe er sich gerne dem Urteil der angesehensten Historiker der deutschen Nation und katholischen Bekenntnisses: „Männer wie Ficker, Reumont, Höfler, Arneth, Kampschulte,

Cornelius, Lorenz, Wegele, Aschbach mögen ihrerseits urteilen, ob meine Beweisführung kritisch und historisch richtig sei oder nicht."

Damit war den kurialen Machenschaften, die von Döllinger und seinen Freunden während des vatikanischen Konzils stetig aufgedeckt worden waren, der Fehdehandschuh hingeworfen, zumal den Vertretern derselben unter den Historikern, die dabei ziemlich kläglich wegkamen. Zugleich ging die Bewegung durch die gelehrten Kreise, die in Döllinger sich selbst getroffen fühlten. Es wurden allseits Zustimmungsadressen an Döllinger gerichtet; die angesehensten österreichischen Kanonisten, wie Maassen und Schulte, erklärten sich für Döllinger, wobei namentlich die Haltung von Maassen Eindruck machte. Während bei Schulte der Ehrgeiz eine Rolle spielte, war Maassen als ein überaus kirchlich gesinnter Mann bekannt, der überdies in den letzten Jahren geradezu als der Führer der katholischen Bestrebungen in Österreich aufgetreten war. Desgleichen unterschrieben Adressen an Döllinger unter anderen Höfler und Aschbach, die als vorzugsweise katholische Historiker galten.

In Innsbruck war 1870 auch davon die Rede gewesen; es wäre nur auf Ficker angekommen, daß eine solche Adresse verwirklicht worden wäre. Ficker aber hielt sich zurück. In Westfalen fand die Bewegung keinen Anklang. Die Frau Präsidentin Scheffer-Boichorst, die im Winter krank darniedergelegen war und sich nur langsam erholte, schrieb an ihren Sohn[1]: „In meiner schweren Krankheit hat es mich vielfach beunruhigt und schmerzlich berührt, daß Döllinger in seiner traurigen Erklärung nebst Cornelius und Schulte auch Deinen Namen genannt hat. Wie Lui[2]) meint, folgt daraus nicht, daß Du in kirchlicher Hinsicht auf Döllingers Seite stehst, und ich will ihm das auch glauben. Offen muß ich Dir aber sagen, daß es mir den tiefsten Kummer bereiten würde, wenn auch nur Dein Name in diesem unseligen Treiben weiter genannt würde. Ich bitte Dich daher inständigst, was Du tun kannst zu tun, daß dies nicht geschieht; ich würde es schwer ertragen können und vor Scham vergehen."

Ficker beruhigte die Mutter, indem er ihr schrieb: könne er sich nicht gegen seine Überzeugung äußern, so sei er andererseits fest entschlossen, mit jeder Äußerung zurückzuhalten, so lange es

[1]) Der Brief ist datiert 1871 April 22.
[2]) Ludwig Ficker.



möglich sei, und daß er hoffe, das durchführen zu können[1]). An seinen Bruder schrieb er erläuternd: „Niemand kann von mir verlangen, daß ich eine Erklärung unterschreibe, auch wenn ich mit ihr einverstanden bin. Wüßte ich, daß Mutter es so wünscht, so würde ich, falls es überhaupt zu einer Adresse kommt, ganz bereit sein, die Unterschrift zu verweigern. Aber dabei ist nun folgendes zu bedenken. Unterschreibe ich, so tue ich einfach das, was ziemlich ausnahmslos alle getan haben oder tun werden, die mit mir in ähnlicher Stellung sind; niemandem wird das nach dem Vorgehen von Aschbach, Höfler, Maassen u. s. w. auffallen, es wird voraussichtlich nirgends davon die Rede sein. Unterschreibe ich als der Einzige nicht, so ist das, wie die Verhältnisse einmal liegen, ein im höchsten Grade auffallender Schritt, der zweifellos zu weiteren Erörterungen führen würde. Daß unsere liberalen Blätter und Korrespondenten, die mich nicht leiden können, das verwerten würden, wie sie nur könnten, würde mir ganz gleichgültig sein. Aber was ich nicht stillschweigend würde hinnehmen können, würde die Art und Weise sein, wie man von klerikaler Seite den Schritt zweifellos würde ausbeuten wollen."

Dieser Brief an den Bruder ist nicht vollendet, also in der Form verändert abgesandt, das Fragment aber von Ficker aufbewahrt worden. Es gibt seine Gesinnung zu erkennen, gegenüber Döllinger, seinen klerikalen Gegnern, der liberalen Agitation[2]). Tatsächlich ist von Seite der Innsbrucker Professoren keine Adresse an Döllinger abgegangen. Man stand allgemein auch im Freundeskreise Fickers auf Seite Döllingers, die „Schützenzeitung" hatte von Anfang an für ihn Partei ergriffen, aber die Regierung, von anderen Sorgen in Anspruch genommen, hielt sich neutral, worauf auch die liberale Presse nach und nach abflaute, zumal ihr die positiven Ziele der Bewegung weniger sympathisch waren, die Negation allein aber zu keinem Resultate führt. Mit Döllinger selbst blieb Ficker nach wie vor in freundschaftlicher Beziehung, während seine ehemaligen Schüler Druffel

[1]) Der Brief an die Mutter liegt in der Korrespondenz nicht vor. Der Inhalt wird in dem Briefe an den Bruder rekapituliert. Dieser ist vom 30. April 1871 datiert.

[2]) Der Berichterstatter hatte (1872) bei einer Arbeit auch den „Janus" benützt. Ficker billigte das, der „Janus" enthalte manches, habe aber einigemale auch übers Ziel hinausgeschossen. Döllinger sei hie und da zu hitzig. — Ficker erwähnte, daß Waitz die Innsbrucker Historiker für am „Janus" beteiligt gehalten habe, als er von einer Mitarbeiterschaft Hubers hörte (es war der Philosoph Johannes Huber). Seine „Forschungen" seien allerdings zum Teil wörtlich benützt, z. B. über die Mathildische Erbschaft. — Hergenröthers Anti-Janus sei ein schwaches Buch.

und Stieve, die in München seßhaft geworden waren, mit Cornelius, Berchtold und anderen an der altkatholischen Bewegung lebhaften Anteil nahmen. Auch Scheffer-Boichorst wurde davon berührt, doch politisch und religiös seiner ganzen Natur nach kühl veranlagt, mehr nach der negativen Seite hin.

Zu Innsbruck spielte in diese Fragen immer auch die den Jesuiten anvertraute theologische Fakultät hinein. Diese war mehr und mehr in Flor gekommen, auf Kosten der Münchener und der Bonner Hochschule [1]) (nur das Mainzer Seminar unter dem Bischof Freiherrn von Ketteler konkurrierte erfolgreich mit ihr). Dies wurde geltend gemacht, als infolge der Angriffe Döllingers und seiner Partei nunmehr auch die Liberalen wieder gegen die Jesuiten Front machten. Unter den Innsbrucker Professoren kam eine Agitation zu Stande, wonach diese sich weigerten, für das Jahr 1872/73, wo die theologische Fakultät an die Reihe kam, einen Jesuiten zum Rektor zu wählen, mit Rücksicht darauf, daß dieser die Universität im Landtag zu vertreten habe.

Darauf verordnete das Ministerium, wie Ficker bemerkte, „mit Nichtachtung eines noch bestehenden Gesetzes" (dem gemäß die Fakultäten nach der Reihe den Rektor zu stellen hatten), den Rektor nicht aus der Jesuitenfakultät zu wählen. So kamen die Juristen an die Reihe. Diese waren in Verlegenheit, da ihre Fakultät durch Wegberufung ihrer tüchtigsten Mitglieder eben sehr reduziert war [2]), und boten das Rektorat Fickern an. Ficker lehnte ab; er wollte sich die Last, die er schon einmal getragen, nicht nochmals aufbürden lassen, noch weniger aber unter solchen Verhältnissen. Es wurde darauf eines der jüngeren erst kürzlich berufenen Mitglieder der Fakultät gewählt, ohne daß die Jesuiten übrigens dagegen die Rechtsfrage geltend gemacht hätten.

Aber im Landtage gab es darob ein Spektakel, da die klerikale Majorität den so gewählten Rektor nicht zulassen wollte. In dieser Beziehung gab Ficker dem Landtag Unrecht, da derselbe nicht das geringste Recht hätte, den bestätigten Rektor, der keine Wahlstimme, sondern Virilstimme hat, vom Landtage auszuschließen; „die ganze Komödie war denn auch von der Landtagsmajorität ganz anderer

---

[1]) Die Innsbrucker theologische Fakultät erreichte einen Höchststand ihrer Frequenz (251 Studierende) im Wintersemester 1871/72. Die Gesamtfrequenz der Universität betrug damals 612 Studierende.

[2]) Prof. Harum war in das Unterrichtsministerium berufen worden, Geyer nach München, Pfaff stand auf dem Sprunge, gleichfalls nach Wien zu gehen, Bidermann, der Rektor 1869/70, folgte einem Rufe nach Graz.



Zwecke wegen in Szene gesetzt, die leicht zu durchschauen waren", schreibt Ficker an seine Mutter. „Von dem Protest gegen den Landtag habe ich mich denn auch ebensowenig ausgeschlossen, wie irgend ein anderer, nachdem die Majorität unserer Fakultät sich auf meine und einiger Anderen Forderung herbeiließ, die Schärfe der Form zu mildern" [1]).

Den Jesuiten selbst scheint das Vorgehen des Landtages sehr unangenehm gewesen zu sein, da dadurch weiterer Agitation von liberaler Seite Vorschub geleistet wurde. Die Sache kam auch im Reichsrat zur Sprache: der Kontrakt, durch den Graf Leo Thun seiner Zeit den Jesuiten die Fakultät überantwortet hatte, wurde angegriffen. Die Regierung gab dieser Agitation nach, indem sie zwei Professoren in die theologische Fakultät setzte, die nicht der Gesellschaft Jesu angehörten.

Man ersieht aus dem Gesagten, daß Ficker Wert darauf legte, bei verschiedenen Gelegenheiten die Selbständigkeit seiner Meinung zu wahren. Niemand wird seine Gründe in Zweifel ziehen können, aber daß dieselben auch zu Mißverständnissen Anlaß gaben, ist begreiflich. Seitdem zu den drei früheren Fakultäten im Jahre 1869 noch die medizinische hingekommen war, hatte der Lehrkörper der Universität ein ganz anderes Aussehen erhalten. Er setzte sich zusammen nicht nur durch Berufungen aus Wien und Prag, sondern auch aus München und Heidelberg. Zudem hatte die Polonisierung von Lemberg auch von da nicht immer willkommene Elemente nach Innsbruck gebracht, die hier nunmehr mit den anderen sich konglomerierten und verschiedene Konventikel bildeten, was dann auch auf die Studentenschaft zurückwirkte.

Das Ministerium für Kultus und Unterricht hatte im Kabinet Auersperg-Lasser (seit 1871) Herr v. Stremayr inne, einst das jüngste Mitglied des deutschen Reichsparlaments in der Paulskirche, jetzt durch die Ralliierung der deutschösterreichischen Verfassungspartei emporgekommen. Nach längerer Vernachlässigung der Unterrichtsverwaltung erhielt diese wieder frischen Impuls, freilich nicht ohne daß das Bureau des Ministers seine Aufgabe sich in viel zu doktrinärer Weise fixiert hätte. Es trat eine Reaktion gegen die Amtsführung des Grafen Leo Thun ein, nicht nur seiner kirchlichen Richtung gegenüber sondern auch gegen die Männer, die unter Thun etwas gegolten hatten. Selbst Vinzenz von Ehrhart, der jetzt das Referat über die Univer-

[1]) Ficker an seine Mutter 1872 Nov. 16.



sitätsangelegenheiten führte[1]), war von dieser Neuerungssucht, die mit einem Schlage alles besser zu machen gedachte, ergriffen, so daß ihm Ficker einmal stark seine Meinung sagte[2]). Die jungen Ministerialbeamten, welche der Weisheit voll amtliche Publikationen veranstalteten, sprachen von Fickers Wirksamkeit gar nicht und von seinen Leuten in skeptischen Ausdrücken[3]). Dafür zitierten sie neben Schopenhauer fleißig den Sybel, woraus man ersieht, nach welchem Maßstabe sie ihr Urteil einrichteten.

So lange man diesen Schrullen gegenüber an den Minister appellieren konnte, ging gleichwohl alles gut. Dumreicher's leichtfertige Publikation wurde desavouiert; Stremayr erwies sich persönlich als verständigem Rate zugänglich[4]) und von Wertschätzung gegen Ficker erfüllt, dessen Zusendungen er stets in freundlicher Weise quittierte.

Auch bei den Wiener wissenschaftlichen Notabilitäten erfreute sich Ficker eines gesteigerten Ansehens. Im Jahre 1872 wurde Alfons Huber zum wirklichen Mitglied der Akademie gewählt — „so daß ich — schrieb Ficker seiner Mutter — jetzt schon in der Akademie einen früheren Schüler zum Kollegen habe“ [5]). Überdies wurde Stumpf zum korrespondierenden Mitglied, dann noch zwei Innsbrucker Professoren gewählt. Ficker hatte ursprünglich die Absicht gehabt, dieses Jahr nicht zu den Wahlen nach Wien zu gehen, da er ungern seine Arbeiten im Stich ließ, die Reise doch sehr anstrengend und der Aufenthalt ermüdend war. Auch hatte er geglaubt es werde auf seine Stimme nicht ankommen. „Da man wußte, daß ich nur ungern gekommen war, so haben zur Belohnung meine Parteigenossen meine Kandidaten besonders eifrig unterstützt.“

Als in demselben Jahre G. Philipps mit Tod abging, wurde im Februar 1873 von der juristischen Fakultät in Wien für die Professur der deutschen Rechtsgeschichte einstimmig Ficker in Vorschlag gebracht; und kurz darauf ließ ihm der Minister schreiben, daß er

---

[1]) Vinzenz von Erhart, ein Sohn des „Protomedicus“ Joh. Nep. v. Erhart; seine Gedichte und Lebensbeschreibung hat Ignaz Zingerle 1885 herausgegeben. — Er starb 1873 erst fünfzigjährig.

[2]) Es handelte sich um eine Lehrkanzel der Philologie, die das Ministerium einer von auswärts empfohlenen Lehrkraft anvertraute, während in Innsbruck ein geeigneter Extraordinarius vorhanden war.

[3]) Vgl. Armand Frhr. v. Dumreicher, Die Verwaltung der Universitäten seit dem letzten politischen Systemwechsel in Österreich (1873).

[4]) Ficker 1872 Juni 15 (aus Wien) an seine Mutter: „Der jetzige Minister, den ich noch nicht kannte, hat mir außerordentlich gefallen und ging bereitwilligst auf meine Wünsche ein.“

[5]) Ficker war wirkliches Mitglied der Akademie seit 1866.

bereit sei ihm die Stelle zu geben, wenn Ficker sie wünsche. Dieser antwortete ablehnend. Darauf ließ ihm der Minister wieder schreiben, daß er Fickers Gründe vollkommen billige und es ihm selbst nicht angenehm sein würde, wenn den kleineren Universitäten alle besseren Kräfte entzogen würden. In einem Briefe an seine Mutter spricht sich Ficker deutlicher aus: „Da ich schon früher nach Wien hätte kommen können, so hatte ich mir die Sache schon vorher genügend überlegt und war über meinen Entschluß nicht im Zweifel. Selbst finanziell würde ich bei dem Tausche kaum viel gewonnen haben; würde ich mir in Wien nicht bezüglich der Wohnung u. s. w. ungewohnte Einschränkung auferlegen, so würden die Mehrkosten des Aufenthaltes dort auch gewiß den Mehrbetrag des Einkommens aufzehren. Entscheidend ist mir vor allem, daß ich in Wien keine Zeit zum freien Arbeiten gefunden haben würde; in der Beziehung würde ich nirgends eine so günstige Stellung wieder erhalten können, wie hier. Ich lege viel mehr Gewicht auf meine Tätigkeit als Forscher, wie als Professor; in Wien aber müßte ich ganz in den Professor aufgehen. Und weiter würde der Tausch meiner Gesundheit schwerlich zuträglich sein können“ [1]).

Wenn Ficker hier seine Tätigkeit als Forscher über die als Professor erhebt, so darf man nicht glauben, daß er in seiner Lehrtätigkeit erlahmt wäre. Allerdings das berufsmäßige Seminarhalten überließ er den Kollegen Huber und Zeißberg, später Busson (nachdem 1871 ein „Historisches Seminar“ begründet worden war; Ficker meinte, er habe sich eine solche offizielle Institution immer vom Leibe gehalten). Daneben wirkte Stumpf in seiner lebhaften Art anregend. Aber das Schwergewicht des historischen Studiums in Innsbruck lag nach wie vor in dem Kolleg, das Ficker innerhalb der philosophischen Fakultät abhielt: „Anleitung zur historischen Kritik“, wie es genannt wurde, zwei Stunden der Woche.

Wir haben aus dem Herbst 1870 ein Schreiben vor uns, worin sich Ficker selbst über seine Lehrtätigkeit ausspricht. Engelbert Mühlbacher hatte aus dem Stift S. Florian, in dem er sich befand, an Ficker geschrieben: daß er die Innsbrucker Universität zu beziehen gedenke, um für die Arbeiten die er plante (über Arnold von Brescia und seine Zeit) sich zu schulen [2]). Ficker antwortete ihm freundlich: „Schon über ein Jahrzent bei meinen Privatarbeiten fast ausschließlich mit rechtsgeschichtlichen Stoffen beschäftigt, seit meinem

[1]) Ficker an seine Mutter 1873 März 3.
[2]) Mühlbacher an Ficker 1870 Oktober 22.

Übertritt in die juristische Fakultät vor 7 Jahren auch keine Vorlesungen über allgemeine Geschichte mehr haltend, ist mir der Überblick über diese und manche frühere Einzelnkenntnis gar sehr abhanden gekommen. Meine zunächst für Historiker bestimmten Vorträge habe ich seitdem auf die Anleitung zur historischen Kritik beschränkt, mich auch da wesentlich an die abstrakte Methode haltend, während die Obsorge für die praktischen Arbeiten mein Kollege Huber übernommen hatte, da es mir immer schwerer wurde, mich auf Gebieten der Geschichte noch genügend zurechtzufinden, welche nicht zufällig meinen eigenen Arbeiten näher lagen." Ficker meint, daß unter diesen Umständen über die Quellen und Geschichte der Zeit Arnolds wahrscheinlich er mehr von Mühlbacher würde lernen können, als dieser von ihm. Er rät schon im Wintersemester herzukommen, wo Ficker Verfassungsgeschichte und Quellengeschichte der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte vortrug. „Ebenso beginne ich mit der historischen Kritik jetzt ab ovo: doch setze ich sie gewöhnlich durch mehrere Jahre fort, nur darauf sehend, daß auch den Neueintretenden alles möglichst verständlich ist."

Hatte Ficker um diese Zeit einmal geklagt, daß viele nur des Brotes willen Geschichte studierten und nicht so eifrig wären wie einst Durig, Huber und Wallnöfer, so rüttelten sich die angehenden Historiker jetzt auf; zu Ende 1872 wurde der akademische Historikerklub gegründet, den Ficker freigebig unterstützte; in ihm fand eine neue Schicht seiner Schüler ihren Halt [1]. Besonders tat sich Mühlbacher hervor, sowohl durch seine impetuose Arbeitskraft wie durch seine Persönlichkeit; als der Historikerklub sich 1874 photographieren ließ, sieht man Mühlbacher im Mittelpunkt der Gruppe. Das Bild wurde auch Fickern überreicht, der dadurch sehr erfreut war [2]. Da der Historikerklub die Decennalfeiern seiner Begründung beging, so bilden mehrere seiner Berichte eine gute Quelle für den Fortgang der historischen Studien in Innsbruck [3].

---

[1]) Im Jahre 1870 hatten Franz v. Wieser und Jos. Hirn ihre Studien vollendet; 1869 kam der Berichterstatter auf die Universität, 1870 Georg Dum, 1872 E. Mühlbacher, 1873 E. v. Ottenthal, 1876 Oswald Redlich (Dum aus dem Salzburgischen, Mühlbacher ein Oberösterreicher, die übrigen Tiroler.)

[2]) Ficker an Mühlbacher (in Wien) 1874 Dez. 8: Der historische Klub erfreute mich in diesen Tagen durch eine im Sommer aufgenommene Gesamtphotographie, die mir auch an Sie eine werte Erinnerung sein wird.

[3]) Vgl. besonders die „Festschrift des akademischen Historikerklubs in Innsbruck zur Erinnerung an die vor vierzig Jahren begonnene Lehrtätigkeit Fickers an der Leopold Franzens-Universität und an das zwanzigjährige Stif-

Nachdem Mühlbacher im Sommer 1874 seine Studien in Innsbruck vollendet hatte, bedankte er sich bei Ficker für die erfahrene Förderung. Ficker antwortete: „So dankbar ich gerade Ihnen für die gute Meinung bin, die Sie bezüglich meiner von hier mitgenommen haben, so fühle ich mich doch auch durch den Ausdruck derselben beschämt. Niemand fühlt lebhafter als ich selbst, wie viel mehr ich für meine Zuhörer und meine nächsten Berufspflichten tun könnte, und ich denke, daß das auch die Zuhörer nicht unbeachtet lassen. Aber ich denke, daß doch auch sie das vielleicht damit zu entschuldigen wissen, daß der Grund bei mir nicht in Faulheit oder Lässigkeit überhaupt liegt, sondern nur darin, daß ich wohl mehr Zeit als ich sollte, für Arbeiten in Anspruch nehme, die zu meinem Lehrberuf wenigstens in keiner näheren Beziehung stehen“ [1]).

Und ebenso als Mühlbacher ihn bat, die Widmung seiner Arbeit über die streitige Papstwahl des Jahres 1130 annehmen zu wollen, erwidert Ficker, daß er zwar seinerseits auf eine Anerkennung von Mühlbachers Seite ganz besonderen Wert lege, daß er andererseits aber doch auch solche Lobsprüche beschämend empfinde: „da ich selbst zu wohl weiß, wie weit meine Tätigkeit als Lehrer hinter dem zurückblieb, was ich leisten möchte und vielfach auch wohl leisten könnte“ [2]).

Aus dieser Periode stammen die Arbeit von Franz von Wieser über die Bannung Philipps von Schwaben [3]) und zwei Dissertationen über Markwart von Anweiler (von P. Prinz, einem Katholiken aus Emden, und Joh. Meyer) [4]), da dieses Thema damals wiederholt gestellt wurde. (Andere Themate waren: Die Konkordate des sizilischen Königreiches unter den Normannenherrschern; das staatsrechtliche Verhältnis Böhmens zu Deutschland bis 1212; Salzburg und seine Suffraganbistümer) [5]).

---

tungsfest des Klubs“ (Innsbruck 1893). Darin findet sich auch eine Würdigung Fickers als Lehrer, sowie ein Verzeichnis seiner Schriften und Werke (von O. Redlich).

[1]) Ficker an Mühlbacher 1874 Nov. 3.

[2]) Ficker an Mühlbacher 1874 Dez. 12.

[3]) Brünner Programm 1872, vgl. darüber Scheffer-Boichorst und E. Winkelmann bei Scheffer-Boichorst, Ges. Schriften 2, 327. 330.

[4]) Vgl. Loserth, Gesch. des späteren Mittelalters S. 25.

[5]) Auf Anregung Bussons (der zeitweilig auch die alte Geschichte zu vertreten hatte) bearbeitete Georg Dum „Entstehung und Entwicklung des spartanischen Ephorats“ und die „spartanischen Königslisten“ — nach Fickerscher Methode die Darstellung von Max Duncker kritisierend. Diese Schriften erschienen 1878 im Druck. (Der Verfasser starb bald darauf).

Da Innsbruck mit Geschichtsprofessoren hinlänglich versehen war, andererseits die Unterrichtsverwaltung eine Ausgestaltung des Lehrkörpers durch Professoren der Geographie und der alten Geschichte anstrebte, wurde bei dem Besuch der auswärtigen Universitäten, zu dem das Ministerium in anerkennenswerter Weise Stipendien gewährte, auf diese künftige Verwendung Rücksicht genommen. Noch immer hatte Göttingen den Ruf, daß man dort etwas tüchtiges lernen könne. Daneben standen Berlin (wo Mommsen für römische Geschichte nicht zu umgehen war), Leipzig (wo die künftigen Geographen bei Peschel hörten), auch das näher gelegene München. Wien erlangte erhöhte Anziehungskraft erst, seit Th. Sickel im Jahre 1874 die Reorganisation des Instituts für österreichische Geschichte durchgeführt hatte. Von da an gingen Fickers Schüler zu ihrer weiteren Ausbildung nach Wien ans „Institut"; mit E. Mühlbacher beginnt ihre Reihe.

Da die Unterrichtsverwaltung auch innerhalb der juridischen Fakultät die seminaristische Wirksamkeit begünstigte, eröffnete Ficker mit erprobtem Pflichteifer Übungen auf dem Gebiete der rechtshistorischen Forschung, so sehr ihn der Zeitverlust schmerzte. Hatte er früher, als sich das Bedürfnis nach einer Lehrkraft für deutsche Rechtsgeschichte in italienischer Sprache ergab, Anton Val de Lièvre herangezogen, der wesentlich mit von Ficker gesammelten Materialien die langobardischen Rechtsinstitute „Launegild und Wadia" bearbeitete, so entzog er jetzt den Bozener Otto von Zallinger der Philologie und führte ihn in das Studium der Rechtsgeschichte ein; Anton Nissl sollte sich dem kanonischen Recht widmen und sich gleichfalls die Fertigkeit des italienischen Vortrages aneignen. Setzte Nissl zunächst seine Fachstudien in Straßburg (bei Sohm) und in Berlin fort, so wurde er um seine Zunge geläufig zu machen, auf ein Semester zu Serafini nach Pisa geschickt. Wenn nur der Zillertaler die schöne Sprache feiner hätte gebrauchen können! Bei Val de Lièvre hatte das keine Schwierigkeit. Da sein Vater als Beamter auch in Trient gedient hatte, war Val de Lièvre dort durch das italienische Untergymnasium gegangen, worauf er die oberen Klassen in Innsbruck absolviert hatte. Aus dieser bilinguen Schicht ließen sich Professoren heranziehen, welche einerseits dem Bedürfnis nach italienischen Vorträgen für die Anfänger aus Welschtirol u. s. w. genügten, andererseits doch im Lehrkörper nicht als landfremdes Element dastanden. Für solche Feinheiten der Unterrichtspolitik hatte Ficker das richtige Verständnis, während nach ihm Fakultät und Ministerium sich in Irrwege verrannten.

Doch wir dürfen über den österreichischen und Innsbrucker Verhältnissen nicht den Zusammenhang mit den reichsdeutschen und allgemein nationalen aus dem Auge verlieren; auch da hat Ficker seine Eigenart erwiesen.

Am 6. Oktober 1870 wurde Ficker von der Münchener historischen Kommission zum Mitgliede gewählt, worauf seine Freunde, insbesondere Cornelius, schon seit einem Dezennium hinarbeiteten, obwohl Ficker ihnen gesagt hatte, daß er mit Herrn von Sybel nicht auf einer Bank sitzen wolle. Als jetzt Cornelius ihm die Wahl mitteilte [1]), ersuchte er diesen sofort die Sache unter der Hand rückgängig zu machen, da er auf eine offizielle Anzeige nur mit einer unbedingten Ablehnung werde antworten können. Abgesehen von Sybel griff er auch auf die seinerzeitige Fernhaltung Böhmers zurück (worauf Cornelius entgegnete, daß, wo Freunde Böhmers wie Stälin, Döllinger, Pertz sitzen, die Pietät gegen Böhmer nicht hindern dürfe, Platz zu nehmen).

„Ihre Wahl — schrieb Cornelius — hat eine sachliche und eine persönliche Seite. Sie sind gewählt worden, weil Ihre Verdienste für deutsche Geschichte der Art sind, daß Ihnen kein anderer Kandidat vorgezogen werden durfte. Das ist in der Kommission von mehreren Seiten mit Nachdruck hervorgehoben, und ist allgemein anerkannt worden. Andererseits ist Ihre Wahl gewissermaßen eine Sache zwischen mir und Sybel. Ich habe früher — ich glaube 1862 [2]) — den Antrag gestellt, und mußte damals weichen, weil Sybels Freunde opponierten. Jetzt ist Sybel gewichen — nach meiner Ansicht aus Rücksicht gegen seine Freunde, und um Weizsäcker durchzubringen. Denn es war bekannt, daß, wenn Sie nicht gewählt würden, überhaupt keine Wahl möglich war ..... Es war mir bei Ihnen, wie früher bei Döllingers Wahl [3]), darum zu tun, den Teil Deutschlands, dem ich angehöre, und die geistige Atmosphäre, in der ich lebe, zur kräftigen Vertretung zu bringen. Ich denke, das ist auch im Sinne Böhmers gehandelt."

Es komme auch in Betracht, daß Ficker ein Angehöriger Österreichs sei und daß gerade in dem gegenwärtigen Augenblick es

---

[1]) Cornelius an Ficker 1870 Okt. 7. Außer Ficker wurden noch Liliencron und Weizsäcker gewählt. „Nach Abrede hatte Arneth den ordnungsmäßigen Antrag auf Ihre Wahl gestellt."

[2]) Vielmehr 1863; vgl. Ranke an Sybel 1863 Okt. 7 (aus München). Werke 53|54 S. 421 f.

[3]) Vgl. den zitierten Brief Rankes an Sybel. Sybel erklärte sich 1863 gegen die Wahl Döllingers.



doppelt darauf ankomme, die Erinnerung an Österreich nicht sinken zu lassen[1]).

Ficker lies sich weder durch diese Zurede von Cornelius, noch durch die von Stälin bewegen, indeß Giesebrecht, der Sekretär der Kommission, sich an deren Beschlüsse hielt und die Bestätigung der Wahl durch den König erwirkte. Davon machte er dann die offizielle Mitteilung an Ficker[2]).

Ficker antwortete sofort: „Je höher ich die mir gewordene Auszeichnung zu schätzen weiß, um so lebhafter muß ich es bedauern, daß Verhältnisse, deren Beseitigung nicht bei mir steht, mich nötigen, auf die Annahme derselben verzichten zu müssen. Nach den Statuten der Kommission fällt das Hauptgewicht derselben in die einen persönlichen Verkehr der Mitglieder bedingenden jährlichen Plenarversammlungen. Zu meinem Bedauern sind aber meine persönlichen Beziehungen zu einem Mitgliede der Kommission so gestaltet, daß sie es mir durchaus unstatthaft machen, mit demselben in persönlichen Verkehr zu treten. So bleibt mir nichts übrig, als auf die Annahme einer Stellung, durch welche ich mich zu solchem Verkehr verpflichten würde, zu verzichten“ [3]).

Von diesem Entschlusse ließ sich Ficker nicht abbringen, obwohl nunmehr auch Waitz in ihn drang und der Vorsitzende der Kommission, Ranke, selbst intervenierte. Innerhalb der Kommission hatten sich manche Gegensätze abgeschliffen, so daß z. B. Döllinger mit Ranke und Sybel in freundschaftlicher Weise verkehrte (Döllinger erbot sich Ficker gegenüber zwischen ihm und Sybel zu vermitteln, bekam aber von Ficker zur Antwort, daß er keinen Wert darauf lege), während andere Mitglieder allerdings weniger gut zu einander standen: Cornelius zu Sybel[4]), Dümmler zu Pertz. Aber es war ein modus vivendi gegeben, auf den man sich berufen konnte. Die Ablehnung Fickers machte einen um so peinlicheren Eindruck, weil die Ernennung durch den König Ludwig II. bereits vollzogen war.

Waitz schrieb ihm[5]): „es ist richtig, daß als früher von Ihrer Wahl zum Mitglied der Kommission die Rede war, Ihr Verhältnis zu

---

[1]) Der Brief von Cornelius ist datiert 1870 Okt. 13.

[2]) Giesebrecht namens der hist. Kommission an Ficker 1870 Dez. 6.

[3]) Ficker an Giesebrecht 1870 Dez. 7 (nach dem Konzept.)

[4]) Später fand eine persönliche Annäherung statt, wie man aus Johann Friedrichs Gedenkrede auf Cornelius ersieht.

[5]) Waitz an Ficker 1870 Dez. 14. (Waitz hatte im Herbste die Absicht gehabt, mit Stälin nach Innsbruck zu Ficker zu kommen, um über die Sache zu reden, was nicht ausgeführt zu haben er jetzt doppelt bedauert.)

Sybel manchem Mitglied Bedenken machte; sie fürchteten, Sybel könne dadurch verletzt, zum Nichtbesuchen der Sitzungen veranlaßt werden. Daß Sie Anstoß nehmen könnten die Wahl anzunehmen, hat damals so wenig wie jetzt irgend einer geäußert, ich darf wohl sagen gedacht [1]). Als es sich diesmal um neue Wahlen handelte, und die Ihre von vielen gewünscht, von einigen als Bedingung ihrer Zustimmung zu Wahlen überhaupt hingestellt ward [2]), sprach ich mit Sybel; er sagte nach kurzem Bedenken: die Sache sei ihm nicht angenehm, aber er wolle kein Hindernis sein, wenn er erwarten dürfe, daß ein persönlich äußerlich kollegiales Verhältnis von Ihrer Seite beobachtet werde; das glaubte Arneth und ich (mit Cornelius war hierüber wohl nicht so speziell die Rede) als selbstverständlich ansehen zu dürfen; jener übernahm bei Ihrer nächsten Anwesenheit in Wien mit Ihnen darüber zu sprechen. Ich erwartete nicht, daß Sybel für Sie stimmen würde, er tat es nachher in der Sitzung, motivirte es mit der Anerkennung Ihrer großen wissenschaftlichen Verdienste, dem Wunsche, der die Kommission diesmal vielleicht mehr als je erfüllte, einträchtig ihre Arbeiten zu fördern. Es ist das, so viel ich bemerkt habe, von allen Seiten Sybel zur Ehre gerechnet." Waitz meint, Sybel sei von Ficker zuletzt und aufs persönlichste angegriffen worden (in der Vorrede zu den italienischen Forschungen) [3]). „Aufrichtig gesagt, ich glaube, daß Sie beide zu viel getan, daß aber, wenn Sybel bereit ist zur Verständigung, Sie nicht wohl tun, dieselbe von der Hand zu weisen. Daß dieselbe übrigens mit Worten ausgesprochen würde, habe ich nicht angenommen und nicht für nötig erachtet. Auch ein persönlicher Verkehr wird durch die Verhältnisse der Kommission nicht geboten." Man könne sich wissenschaftlich anerkennen und zusammenarbeiten, ohne aber gesellig mit einander zu verkehren.

---

[1]) Ficker antwortete darauf, daß man bei ihm nicht als selbstverständlich annehmen durfte, was man bei Sybel bezweifelte. — Waitz mußte dies anerkennen.

[2]) Waitz kommt darauf am Schlusse des Briefes nochmals zurück: daß die Kommission „auf Sie als Vertreter eines bestimmten wissenschaftlichen Standpunkts, als Österreicher großen Wert legt."

[3]) Ficker wies namentlich auf S. 71 der Sybelschen Kontroversschrift hin. Waitz legte diesem Angriff keine größere Bedeutung bei als einem Zeitungsartikel. „Wenn Sie Sybel kennten, würden Sie auch manches wohl anders ansehen: ich möchte es nur Übermut nennen, wodurch er seine Gegner leicht besonders verletzt." Ficker wies diese milde Deutung zurück. — In dem Briefe an Stälin 1870 Okt. 30 sagt er: „Nachdem ich 6 Jahre gewartet habe, ob man mir eine andere Art der Erledigung ermöglichen würde, habe ich meinerseits in der Vorrede zum 1. Bande meiner Forschungen die Sache zu einem mir ge-

Unterdessen hatte Giesebrecht an Ranke den Sachverhalt mitgeteilt [1]), was diesen veranlaßte auch seinerseits an Ficker zu schreiben. Darin wird zunächst eine diesem sympathische Anschauung entwickelt (wie denn Ranke nicht nur der preußische Historiograph, sondern auch der Freund König Friedrich Wilhelm's IV. war, der 1848 ähnliche Gedanken äußerte:)

„Für die allgemeine deutsche Geschichte gestiftet, sucht die historische Kommission schon in ihrer Zusammensetzung möglichst das gesamte Deutschland in seinen vornehmsten Besonderheiten zu vereinigen; sie fühlt sich durch die heutige Gestalt des deutschen Gemeinwesens nicht auf dessen Grenzen beschränkt. Hauptsächlich liegt ihr daran, das deutsch-österreichische Element, das in der Gesamtheit der Nation ein so höchst wesentliches Moment bildet, noch stärker als bisher, in ihrem Schoße repräsentirt zu sehen."

Diese Worte waren, wie gesagt, ad captandam benevolentiam gut gewählt. Ranke fährt nun aber fort: „Ich brauche Ihnen nicht zu verschweigen, daß Sie mit einem namhaften preußischen Gelehrten [2]) konkurrierten. Eines der Motive, das für Sie entschied, war eben das angegebene." Lebhafte Aufforderung, daß Ficker seine Bedenken fallen lassen möge [3]).

Darauf antwortete Ficker „dem Meister auf dem Gebiete meiner Wissenschaft" mit einer ausführlichen Darlegung [4]).

„Die große Ehre, welche mir durch jene Wahl zu Teil wurde, habe ich keinen Augenblick unterschätzt. Gar wohl weiß ich auch, daß Andere dieser Auszeichnung an und für sich würdiger gewesen wären, daß der Wunsch, die Kommission noch durch ein Mitglied aus Österreich zu verstärken, da ausschlaggebend war; ein Gesichts-

---

nügenden Abschlusse gebracht, aber ohne meine Schuld zu einem Abschluß, der doch wohl jeden späteren persönlichen Verkehr ausschließt. Wie Sybel für mich stimmen konnte, begreife ich nicht." ...

[1]) Giesebrecht an Ranke 1870 Dez. 19, als er ihm zum Geburtstage gratulierte. Näheres erfahren wir durch Friduhelm von Ranke, der in der „Deutschen Revue" 1904, wo er „40 ungedruckte Briefe Leopold v. Ranke's" publizierte, S. 222 f. auch den Ranke-Ficker'schen Briefwechsel berührt, ohne übrigens die Pointen desselben richtig zu erfassen.

[2]) Wohl E. Dümmler, der 1872 als ordentliches Mitglied in die Kommission eintrat. — Die Erwähnung dieser Konkurrenz hielt Ficker für „täppisch". (Im Böhmer'schen Freundeskreise war man gewohnt, auch Ranke zu kritisieren.)

[3]) Der Brief Ranke's (Diktat mit eigenhändiger Fertigung) ist 1870 Dez. 28 geschrieben.

[4]) Der Brief ist datiert 1871 Jan. 3 (Konzept). Vgl. Friduhelm v. Ranke a. a. O.

punkt, dessen Bedeutung ich in keiner Weise verkenne, dem gegenüber ich, wenn mir das irgend statthaft schiene, gewiß meine Bedenken fallen lassen müßte. Und nicht minder hoch weiß ich die Ehre anzuschlagen, daß Sie als Präsident der Kommission mich noch persönlich darum ersuchen. — Aber es gibt meines Erachtens persönliche Verhältnisse, denen gegenüber jede andere Erwägung schweigen muß. in welchen sich insbesondere Jemand nichts vergeben darf, der sich, wie ich, seit dem Beginne seiner Laufbahn vorwiegend auf sich selbst angewiesen sah, dem der Rückhalt fehlte, welchen Anderen der Zusammenhang mit der Genossenschaft einer Schule oder Partei gewährte. Herr v. Sybel hat nicht allein öffentlich die Ehrlichkeit meiner wissenschaftlichen Überzeugung verdächtigt, sondern er hat das getan auf Behauptungen hin, die einfach unwahr waren, die demnach nicht einmal subjektiv eine solche Verdächtigung rechtfertigen konnten. Er hat weiterhin nicht allein selbst nicht das Geringste getan, um ein so unerhörtes Benehmen entweder zu rechtfertigen oder irgendwie wieder gut zu machen, sondern ist umgekehrt, so weit ich das beurteilen kann, nach Kräften bemüht gewesen, meine eigene Rechtfertigung in ihrer Wirksamkeit zu behindern. Diesem Benehmen gegenüber glaube ich nicht blos das Recht zu haben, jeden Verkehr mit v. Sybel abzulehnen, sondern die Achtung vor mir selbst scheint mir das zur unverbrüchlichen Pflicht zu machen. Es liegt da ein Verhältnis vor, das ich nicht herbeiführte, zu dessen Beseitigung ich natürlich nichts weiter tun konnte, das ich aber auch nicht ignorieren kann, dessen Konsequenzen ich mich auch da unterwerfen muß, wo mir das, wie im gegebenen Falle, besonders unangenehm ist.

Für die Kommission würde übrigens ohnehin mein Zutritt kaum eine Förderung haben bringen können. So weit es sich um Rücksichten auf Österreich handelte, wird dieselbe abgeschwächt durch den Umstand, daß ich wenigstens durch Geburt Norddeutscher bin [1]). Zum Zusammenwirken mit Anderen bin ich überhaupt wenig geeignet. Durch letzte Willensbestimmungen meines verewigten Gönners Böhmer sind mir zudem Verpflichtungen auferlegt, welche es mir unmöglich machen würden, mich an den Arbeiten der Kommission lebhafter zu beteiligen. Wo ich dieselbe fördern kann ohne größeren Zeitaufwand, wird das bei dem lebhaften Interesse, welches mir dieselben einflößen, sicher immer auch ohnehin geschehen, wie das wenigstens in untergeordneten Einzelfällen schon bisher geschehen ist."

---

[1]) Das ist mit Beziehung auf den „namhaften preußischen Gelehrten" gesagt (wie ich aus einer Äußerung Fickers weiß).

Zum Schlusse erklärte sich Ficker bereit, um der Kommission in der Öffentlichkeit keine Verlegenheit zu bereiten, den Verlauf der Sache geheimzuhalten, sie etwa in der Weise formell zu ordnen, „daß der Sekretär in Beantwortung meines Ablehnungs-Schreibens mir schriebe, daß mein Ablehnungsgrund nur die Jahresversammlung treffe, daß man aber Gründe habe, die Annahme auch dann zu wünschen, wenn ich die Jahresversammlungen aus dem angegebenen Grunde nicht glaube besuchen zu dürfen. Ich würde dann antworten, daß ich erklären müße, die Jahres-Versammlungen nie besuchen zu wollen, aber keinen Grund zur Ablehnung habe, wenn man die Mitgliedschaft damit vereinbar halte. Da das ganze Gewicht auf die Versammlung fällt, so wäre damit meine Mitgliedschaft ein bloßes Scheinverhältnis; ich würde es auch nicht gewagt haben, einen solchen Vorschlag, der mir durchaus widerstrebt, zu machen, wollte ich nicht wenigstens meinen guten Willen zeigen, behufs Beseitigung der mehr formellen bedenklichen Seite meiner Ablehnung alles zu tun, was mir statthaft scheint."

In dieser Weise schrieb Ficker auch an Waitz und Giesebrecht, so daß schließlich über die diskrete Art, mit der Ficker vorging, allgemeine Befriedigung herrschte. Waitz erwiderte ihm freundlich auf „die ausführliche Auseinandersetzung, die ich als Beweis von Vertrauen dankbarst empfange" [1]), um so mehr, als Ficker zugleich einen Beitrag für die „Forschungen zur deutschen Geschichte" übersandte [2]), also faktisch erwies, daß er die Unternehmungen der Histoischen Kommission wo möglich fördern wolle, wie er in Aussicht gestellt hatte; Waitz nahm den Aufsatz sofort ins nächste Heft auf, obwohl er mit Fickers Ausführungen nicht durchwegs übereinstimmte [3]). — Ranke und Giesebrecht akkomodierten sich Fickers Vorschlage [4]), so daß weder das Publikum noch wie es scheint König Ludwig II. von dem was vorgefallen etwas erfuhren; nur das Ministerium wurde verständigt. Mit Giesebrecht blieb Ficker in gutem Einvernehmen, während er andererseits nie bedauerte, daß er seine Unabhängigkeit der Historischen Kommission gegenüber gewahrt hatte; er fand, daß

---

[1]) Waitz an Ficker 1870 Dez. 28.

[2]) Über das Verfahren gegen Heinrich den Löwen nach dem Berichte der Gelnhäuser Urkunde. Forschungen z. d. Gesch. XXI (1871) S. 301 ff.

[3]) Waitz a. a. O. Er brachte seine Bedenken in einer Anmerkung S. 318 zum Ausdruck.

[4]) Vgl. Rankes Brief an Giesebrecht 1871 Jan. 8. Sämtliche Werke 53/54 S. 496. Giesebrecht an Ficker 1871 Jan. 6. Ficker hatte ihm das Konzept seines Briefes an Ranke mitgeteilt.

in allen derartigen Vereinigungen zu viel persönliche Politik getrieben würde [1]).

Bald kam eine andere Gelegenheit, wo Ficker seine Eigenart nicht minder zur Geltung brachte. Die Reorganisation der Monumenta Germaniae historica trat in ihr entscheidendes Stadium.

Der alte Pertz hatte in seinen letzten Jahren als Mitarbeiter Arndt und Weiland, beide Schüler von Waitz, während ein dritter, Pabst, der 1870 in den Krieg gezogen [2]), bei Vionville gefallen war. Für ihn wurde Scheffer-Boichorst berufen (1872), der auf Fickers Rat annahm. Aber auch seinen Sohn Karl hatte Pertz als Mitarbeiter aufgenommen, so daß es den Anschein gewann, als ob er diesem die Direktion der Monumenta vererben würde. K. Pertz wurde vom Vater überall vorgeschoben, auch speziell den Innsbrucker Gelehrten empfohlen [3]), zeigte sich aber keiner der gestellten Aufgaben gewachsen, vielmehr erregte seine Ausgabe der Merovinger Urkunden als erster Band der „Diplomata" allseits Entrüstung, der Sickel und Stumpf sofort Ausdruck gaben. Nur der alte Pertz nahm davon nicht Notiz. Als er im Juli 1873 in Amras bei Innsbruck Sommerfrische hielt, besuchte er Ficker und erhielt dessen Gegenbesuch, während er an Stumpf, der in Frankfurt, beziehungsweise Rödelheim und auf Reisen abwesend war, ein freundliches Schreiben richtete.

Unterdessen hatte das Bundeskanzleramt sich mit der Monumentenangelegenheit beschäftigt. Der Staatsminister Delbrück, der seinerzeit mit Waitz in Rankes Seminar gesessen, richtete sofort sein Augenmerk auf diesen [4]), zugleich sollte die preußische Spitze auch in wissenschaftlichen Dingen zum Ausdruck gebracht werden.

Die österreichische Regierung, die im Juni 1872 ihre Beiträge für die Monumenta eingestellt hatte, ließ sich durch Ficker und Sickel

[1]) So Ficker an Mühlbacher 1885 Jan. 3. Er ärgerte sich damals über folgenden Vorfall: „Giesebrecht teilte mir ganz anstandslos mit, daß er Scheffer für den tüchtigsten und geeignetsten Bewerber um eine Professur zu München halte; daß aber leider von ihm nicht die Rede sein könne, weil er Wegele angegriffen habe; daß er dabei Recht gehabt, ändere nichts an der Sache; mit Wegele müsse man in der Kommission zusammen sein, müsse Rücksichten auf ihn nehmen, er werde sich gleich beleidigt fühlen etc., und das wurde mir in naivster Weise als selbstverständlich vorgetragen."

[2]) S. oben S. 396 Anmerkung 1.

[3]) Karl Pertz reiste 1872 Nov. durch Innsbruck nach Italien, nachdem er sich von Ficker Empfehlungsbriefe erbeten hatte. Er meldete auch seine in Verona, Brescia, Bergamo, Mailand, Pavia, Parma erzielten Ergebnisse in Briefen an Ficker.

[4]) Vgl. Sybel in dem Nachruf auf Waitz. Vorträge und Abhandlungen S. 313 (wo durch einen lapsus vorzeitig von Pertz' Tode die Rede ist).

bewegen, mit dem auswärtigen Amte in Berlin Unterhandlungen zu pflegen; bei diesem nämlich, glaubte man, würden die staatsmännischen Gesichtspunkte maßgebend sein, während Delbrück auch diese Angelegenheit wie ein Bureaukrat in schwungloser Weise behandelte und die Sache ganz zu verfahren drohte[1]).

Man hatte den alten schon nicht mehr recht zurechnungsfähigen Pertz vermocht, die Direktion der Monumenta, ohne auf die anderen Mitglieder der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde (zu denen auch Ficker gehörte) Rücksicht zu nehmen, zu Handen der Berliner Akademie niederzulegen. Der Bundesrat erklärte im Juli 1873, daß die bisher gewährte Subvention nur unter der Bedingung in Kraft erhalten werde, daß der Berliner Akademie die wissenschaftliche Leitung des Unternehmens unbedingt und in ihrem ganzen Umfange übertragen werde.

Dagegen erhob sich denn doch ein starker Widerspruch. Im April (1873) war Stumpf in Göttingen, um mit Waitz Rücksprache zu pflegen. Er schrieb darüber an Ficker: „Waitz ist mit den maßgebenden Kreisen in Berlin so gut wie zerworfen, denn er will wie wir alle, daß die Monumenta keineswegs der Berliner Akademie zugewiesen würden, sondern daß die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" (freilich reformiert) fortbestehen soll. Ob dies den „Berlinern" gegenüber durchzuführen sei, weiß er ebenso wenig wie ich"[2]).

Nun hatte die Berliner Akademie zwar eine Kommission, bestehend aus Droysen, Duncker, Haupt (wozu dann noch der eben nach Berlin berufene Nitzsch kam) eingesetzt, aber dabei zeigte sich nur ganz deutlich, daß man über die nötigen Kräfte, die Monumenta weiterzuführen, gar nicht verfüge. So kam man, unter der Einwirkung von Waitz, zu dem Entschlusse, die Entscheidung einer Versammlung von kompetenten Gelehrten zu überantworten, die für den 13. Oktober von der Akademie nach Berlin eingeladen wurden. Die Einladung erging auch an drei österreichische Gelehrte: Ficker, Sickel und Stumpf[3]).

Ficker war sehr ungehalten über die Art, mit der Pertz vorgegangen, dann die Berliner die Sache behandelt hatten. Stumpf des-

---

[1]) Es handelte sich um die Einstellung der Beiträge in das Budget von Cisleithanien. Es wäre aber auch möglich, meinte Ficker, daß die betreffende Summe durch Privatleute aufgebracht würde.

[2]) Stumpf an Ficker 1873 Mai.

[3]) Die übrigen Teilnehmer waren: Droysen, Duncker, Nitzsch, Bluhme, Justizrat Euler, Grotefend (Archivar in Hannover), Dümmler, Wattenbach, Waitz.

gleichen, doch ließ er sich im September, als er mit Waitz und Wattenbach in Nürnberg zusammentraf, bewegen, die Einladung anzunehmen. Sickel sagte zu, zumal die Verhandlungen der beiden Regierungen unterdeß zu einem günstigen Ergebnisse geführt hatten. Ficker allein weigerte sich zu kommen.

Als ihn der Minister Stremayr ersuchte, er möchte an der Berliner Versammlung teilnehmen, damit bei den Verhandlungen der österreichische Standpunkt gewahrt und entsprechend zur Geltung gebracht werde[1]), da antwortete Ficker mit einer ausführlichen Darlegung.

„Die Übertragung der Monumenta Germaniae historica an die Berliner Akademie war zweifellos ein jeder rechtlichen Grundlage entbehrender Willkürakt. Insbesondere ist das seit einem halben Jahrhundert für die Fortführung des Unternehmens mit großen Kosten gesammelte Material formell Eigentum der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, über das der seitherige Direktor nicht eigenmächtig, ohne auch nur die Zustimmung der Mitdirektoren einzuholen verfügen konnte; und wollte man gegen die Befugnisse der allerdings nur zum Schein bestehenden Gesellschaft Einwendung erheben, so würden auf jenes Material begründete Ansprüche gewiß nur die früheren deutschen Bundesregierungen haben. aus deren Beiträgen die Kosten bestritten sind. Da nun weiter die Berliner Akademie, unbeschadet der größten Hochachtung vor den Leistungen ihrer Mitglieder auf anderen Gebieten, unter ihren Mitgliedern außer dem bisherigen Direktor des Unternehmens kaum ein einziges zählt, welches auf dem hier in Frage stehenden Gebiete als besonders berufen erscheinen könnte, so wird das rein politische Motiv des ganzen Vorgehens kaum zu verkennen sein. Man möchte auch auf diesem Gebiete Preußen, beziehungsweise, falls aus der königlichen Akademie zu Berlin mit der Zeit eine kaiserliche werden sollte, das neue deutsche Reich mit dem historischen und nationalen Gesamtdeutschland identifizieren, möchte es auch hier verdecken, daß die Gründung des neuen deutschen Reiches zugleich eine Teilung Deutschlands war, möchte die Anschauung fördern, daß Berlin nicht blos die politische Hauptstadt des neuen Reiches, sondern überhaupt der einzige Zentralpunkt alles deutschen Lebens, seine Akademie die allein berechtigte Vertreterin deutscher Wissenschaft sei. Das tritt natürlich um so deutlicher hervor, wenn man zwar die Ehre der Leitung des ganzen Unternehmens für sich behält, aber gnädigst gestattet, daß auch deutschöster-

---

[1]) Stremayr an Ficker 1873 Sept. 18.

reichische Gelehrte sich im Dienste der Berliner Akademie an dem Unternehmen durch Arbeit beteiligen.

So lebhaft ich nun jederzeit gewünscht hätte, daß das Unternehmen ein gesamtdeutsches, insbesondere auch Österreich umfassendes geblieben wäre, so könnte ich persönlich mich doch nie dazu entschließen, für diesen Zweck die jetzt tatsächlich geschaffene Grundlage anzuerkennen, welche mir einerseits eine rechtswidrige zu sein scheint, andererseits den gesamtdeutschen Charakter des Unternehmens beseitigt hat und österreichischen Gelehrten eine wenigstens meinem Gefühle widerstrebende Stellung zuweist. Ich könnte mich insbesondere auch nicht dazu entschließen aus Gründen der Pietät gegen verstorbene, mir einst sehr nahe stehende Gelehrte, welche die größten Verdienste um das Unternehmen hatten, nie und nimmer aber in die jetzt in Aussicht stehende Gestaltung desselben gewilligt haben würden.

Die genannten Gründe könnten mich natürlich nicht abhalten, nach Berlin zu gehen, soferne die Frage nach der Verbindung des Unternehmens mit der Berliner Akademie noch als offen zu behandeln wäre; ich würde dann eben suchen, meine Ansicht zur Geltung zu bringen. Davon ist nicht mehr die Rede. Die Hauptsache hat man eigenmächtig erledigt, wie das formell schon daraus hervorgeht, daß die Berliner Akademie uns eingeladen hat, nicht nur über die Hauptfrage zu entscheiden, sondern um die von ihr für die Monumenta eingesetzte Kommission mit ihrem Rate zu unterstützen.

Unter diesen Verhältnissen würde ich von meinem Standpunkte aus eine Einladung überhaupt nur annehmen können unter der ausdrücklichen Verwahrung, daß die Annahme in keiner Weise eine Anerkenntnis in sich schließe, daß die Berliner Akademie zu irgend welchen Verfügungen über die Monumenta berechtigt sei. Es wäre sehr möglich, daß man mir schon darauf erwidern würde, daß dann mein Kommen überhaupt keinen Zweck mehr habe.

Ist das nicht der Fall und gehe ich in Folge dessen nach Berlin, so würde ich dort meine weitere Teilnahme an den Beratungen und am Unternehmen selbst von der Annahme des Antrages abhängig machen müssen, daß das Unternehmen als ein gesamtdeutsches von der jetzigen politischen Gestaltung Deutschlands unabhängiges erscheine, daß demnach die einseitige Verbindung mit der Berliner Akademie gelöst und das Unternehmen einer ganz selbständigen Kommission deutscher Gelehrter, in der auch Österreich entsprechend vertreten, übertragen werde; oder aber, wenn man die meiner Ansicht nach überflüssige Einflußnahme von Akademien beibehalten wolle,

den anderen deutschen Akademien insbesondere denen von Wien und München derselbe Einfluß eingeräumt werde, wie der Berliner.

Es wäre möglich, daß die einladende Berliner Akademie einen solchen Antrag gar nicht zur Abstimmung zulassen würde. Darauf würde ich kein Gewicht legen, wenn die Mehrzahl der Eingeladenen, ohne welche das Unternehmen gar nicht weiter zu führen ist, mir zustimmen würde. Noch vor wenigen Monaten glaubte ich darauf rechnen zu dürfen. Jetzt weiß ich aus den mir vorliegenden genauen Nachrichten aufs bestimmteste, daß ein solcher Antrag nicht die geringste Aussicht auf Annahme hat. Überhaupt unterstützt werden würde er voraussichtlich nur von den beiden anderen Eingeladenen aus Österreich und einem von auswärts.

Von seiner Annahme die fernere Teilnahme abhängig machen würde aber außer mir wohl nur Prof. Stumpf. Alle anderen Eingeladenen, auch Prof. Sickel, soviel ich weiß, sind bereit, die Verbindung des Unternehmens mit der Berliner Akademie als eine nicht mehr zu ändernde Tatsache hinzunehmen.

Daraufhin würde dann Prof. Stumpf und mir nichts übrig bleiben, als jede weitere Verbindung mit dem Unternehmen abzubrechen. Einen solchen Bruch wünschte ich durch mein Fernbleiben zu vermeiden. Ich könnte mich allerdings nicht entschließen, an der Begründung eines Zustandes der meinen rechtlichen und politischen Überzeugungen widerspricht, mitzuwirken. Aber ich wollte mir durch mein Fernbleiben die Hand freihalten, mich später ohne mir etwas vergeben zu müssen, wenigstens mittelbar an dem Unternehmen beteiligen zu können, falls das im Interesse der Wissenschaft oder auch im Interesse Österreichs liegen sollte."

Ficker schließt seine Auseinandersetzung indem er versichert, sie hätte lediglich den Zweck, zu zeigen, daß die Ablehnung jener Einladung wenigstens vom subjektiven Standpunkte aus der genügenden Begründung nicht entbehre [1]). Worauf der Minister für die ausführliche und eingehende Begründung Fickers seinen besten Dank aussprach und bemerkte, daß er unter den dargestellten Verhältnissen auf seinem Wunsche selbstverständlich nicht weiter bestehen wolle [2]).

Auf der Berliner Versammlung war daher Österreich nur durch Sickel und Stumpf vertreten (der letztere war von Fickers end-

---

[1]) Fickers Schreiben an den Minister ist datiert 1873 Sept. 28.

[2]) Stremayr an Ficker 1873 Okt. 6.



giltigem Entschluß erst in Kenntnis gekommen, als er seine Teilnahme schon zugesagt hatte).

In der ersten Sitzung wurde ein „Vorläufiger Entwurf" von Statuten mitgeteilt, gegen den Stumpf sofort Einsprache erhob und die weitere Teilnahme an den Beratungen ablehnte, wenn nicht einige prinzipielle Kardinalpunkte auf alle Fälle gesichert würden: d. h. vor allem die möglichste Selbständigkeit der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" beziehungweise der Zentraldirektion auf Grundlage der Rechtskontinuität mit der alten Gesellschaft und mit Vermeidung jedes politischen Hintergrundes, der allgemeine nationale Charakter der Institution bewahrt bliebe. — Es stellte sich übrigens heraus, daß ausnahmslos alle Berufenen im großen Ganzen in der Opposition waren. Nach Schluß der Sitzung wurde bei Waitz eine Beratung abgehalten, an der Sickel, Grotefend, Dümmler, Giesebrecht und Stumpf teilnahmen, und in der unter Wahrung obiger prinzipieller Hauptpunkte die Statuten wesentlich umgestaltet wurden. Man einigte sich noch dahin, daß betreffs der Wahl der 9 (die Zentraldirektion ferner zu bildenden) Mitglieder: 3 von der Berliner Akademie, 2 von der Wiener und 1 von der Münchner Akademie zu wählen sein würden — (als nachher der Vorsitz an Berlin gebunden wurde, verzichtete die Akademie dafür auf das 3. Mitglied, während München ein 2. zugestanden wurde [1]). Auf dieser Grundlage wurde eine Einigung erzielt.

Die Usurpation der Berliner Akademie wurde nach Möglichkeit rückgängig gemacht, die Rechtskontinuität gewahrt, die noch lebenden Mitglieder der alten Zentraldirektion (Pertz, Bluhme, Justizrat Euler) als solche weiter anerkannt [2]). Aber allerdings die Direktion für die Herausgabe der Monumenta blieb, wenn auch sonst unabhängig, mit der Berliner Akademie verknüpft, worüber Ficker keineswegs erbaut war, während er sonst in einem Briefe an Stumpf sein Einverständnis mit dem Erreichten erklärte. Da Waitz, der künftige Direktor der Monumenta, auch ihm der geeignete Mann erschien,

---

[1]) Auf diese Parität hatte die Wiener Akademie Wert gelegt (1874).

[2]) Waitz an Ficker 1875 Mai 6. „Die Berliner Akademie hat vor der Wiener in der Tat nichts voraus, als daß der jährliche Bericht ans Reichskanzleramt und die österreichische Regierung durch sie hindurchgeht." Man vgl. im allgemeinen die Darlegung von Waitz im „Neuen Archiv der Gesellschaft f. ältere d. Geschichtsk." I, S. 1—12: „Die Bildung der neuen Zentraldirektion der Mon. Germaniae." Ferner Harnack, Gesch. der preußischen Akademie der Wissenschaften (1900), I, 2 S. 995 f. Mommsens akademische Festrede am 18. März 1880, wieder abgedruckt in „Reden und Aufsätze" (1905) S. 95.

Ficker mit diesem in freundschaftlicher Beziehung stand, konnte man hoffen, daß ein Zusammenwirken sich ergeben werde. Stumpf erklärte (im Einvernehmen mit Ficker) seine Bereitschaft in die neue Zentraldirektion einzutreten.

Sobald auch die Einzelheiten geregelt, fand die Konstituierung der neuen Zentraldirektion in den Tagen vom 7. bis 11. April 1875 in Berlin statt. Nachdem Mommsen als neugewählter Sekretär der preußischen Akademie (an Stelle des verstorbenen Haupt) die Versammlung begrüßt hatte, wurde G. Waitz zum Vorsitzenden gewählt[1]. Als Erwählte der Wiener Akademie waren Sickel und Stumpf zugezogen; als solche der Münchner Akademie Giesebrecht und C. Hegel. Da Bluhme gestorben war, wurde an seiner Stelle Wattenbach (seit Herbst 1873 Professor in Berlin) gewählt, außerdem die Direktion durch Dümmler in Halle und K. W. Nitzsch (Berlin) verstärkt[2]. Die bisherigen Mitarbeiter Arndt, Weiland, Scheffer-Boichorst gingen in die akademische Wirksamkeit über, während Waitz mit einigen Schülern, die er aus Göttingen mitbrachte, die Scriptores in die Hand nahm. Die Abteilung der Diplomata wurde unter die Leitung von Sickel gestellt, die Epistolae übernahm Wattenbach, die Antiquitates Dümmler. Für die Abteilung der Leges hatte Waitz von Anfang (schon 1873) an Ficker ausersehen. Er schrieb ihm nach jener konstituierenden Versammlung: „Wenn etwas uns das erstemal und diesmal wieder gefehlt hat, so war es Ihre Gegenwart und fördernde Teilnahme. Ich komme aber nicht auf die Umstände zurück, die Sie von einer, daß ich so sage, formalen[3] Teilnahme abhält. Ich denke und hoffe, daß sie einer sachlichen Hilfe und Mitwirkung nicht im Wege stehen können. Was sich da wie von selbst darbietet, was Jeder gewissermaßen von Ihnen erwartet, das kein Anderer so machen kann und wahrscheinlich überhaupt machen wird, das ist die nötige neue Bearbeitung der Reichsgesetze (= Leges II). Daß Keiner den Stoff wie Sie beherrscht, daß die Arbeit, mit dem was Sie sonst beschäftigt, eigentlich zusammenfällt, brauche ich nicht auszuführen.“ Waitz bemerkt schließlich: „daß außer den Diplomata noch ein wichtiger Teil des Unternehmens in Österreich

---

[1]) Mommsen und Waitz waren von der Berliner Akademie gewählt.

[2]) Da aus der alten Direktion Pertz und Euler übernommen wurden, zählte die Zentraldirektion nunmehr im ganzen 11 Mitglieder.

[3]) Wenn ich das Wort recht entziffere, was bei Waitzens Schrift bekanntlich nicht leicht.

bearbeitet wird, kann auch mir in jeder Beziehung als wünschenswert erscheinen [1]).“

Aber Ficker lehnte ab, wie den Eintritt in die Zentraldirektion, so auch eine derartige Mitwirkung an den Leges; er wollte auf die Selbständigkeit der Arbeit nicht verzichten. Er glaubte, daß Scheffer-Boichorst der geeignete Mann für die Leges sei, der sich aber auch nicht bereit finden ließ, hierauf dachte Waitz an Franklin, schließlich kam man auf Weiland, der annahm und der sich dann der Beihilfe Fickers in ausgiebigem Maße zu erfreuen hatte [2]).

Aber auch sonst stellte sich zwischen Ficker und Waitz schließlich eine ersprießliche Zusammenarbeit her. Ficker kam 1877 nach Berlin, um den Vertrag, den er mit Pertz wegen der Benützung der Sammlungen der „Gesellschaft“ geschlossen hatte, zu erneuern, dafür seine Urkundenabschriften den Monumenta zur Verfügung zu stellen. Das führte dann zur Herausgabe der „Acta imperii inedita“, die von Ed. Winkelmann unter den Auspizien der Monumenta nach dem Muster der Acta imperii selecta unternommen wurde [3]) und wofür Ficker das beträchtliche von ihm gesammelte Material hergab, so daß sein Name seit 1879 in den Berichten über den Fortgang der Monumenta Germaniae historica ehrende Erwähnung fand.

Das in solcher Weise dokumentierte Einvernehmen von Ficker mit Waitz ist ein wichtiges Moment in der deutschen Gelehrten-Geschichte des 19. Jahrhunderts. Diese geht aus von mannigfacher Zersplitterung in konfessioneller und in politischer Beziehung, deren Ausläufer wir in diesem Buche wiederholt zu kennzeichnen hatten. Auch bei der Neukonstituierung der Monumenta war es nicht ohne Friktionen abgegangen.

Daneben wurden doch auch wieder die gemeinsamen Ziele ins Auge gefaßt, so wenn Döllinger sich Ranke näherte, so jetzt als Böhmers Nachfolger mit G. Waitz Hand in Hand ging, der Westfale mit dem Schleswig-Holsteiner, beides Männer von scharfgeprägter Eigenart. Ficker pflegte von Waitz zu sagen: „Seine politische Haltung kann man begreifen, wenn man sich erinnert, daß er Schleswig-

---

[1]) Waitz an Ficker 1875 April 23 (aus Göttingen).

[2]) Wie aus Weilands Korrespondenz mit Ficker zu ersehen.

[3]) Acta imperii inedita saeculi XIII. Urkunden und Briefe zur Geschichte des Kaiserreichs und des Königreichs Sizilien in den Jahren 1198 bis 1273. Herausgeg. von Ed. Winkelmann. Mit Unterstützung der Gesellschaft f. ältere d. Geschichtskunde. Innsbruck 1880. — Ein zweiter Band (1885) enthält Dokumente aus den Jahren 1200—1400.

Holsteiner und Lutheraner ist" — womit er sich selbst gekennzeichnet hat, da er „Westfale und Katholik" war.

Sie waren Angehörige desselben niedersächsischen Stammes, fußten beide fest im heimischen Boden, waren 1864, als die Schleswig-Holsteinische Frage alle Welt bewegte, in politischer Beziehung Verbündete gewesen. Über die Ereignisse des Jahres 1866 hatte Waitz getrauert [1]; die Damen seines Hauses sympathisierten noch nach Jahren mit dem gestürzten Königshause und mit den Österreichern, während bei ihm selbst eine resignierte Stimmung die Oberhand gewann. Zur Zeit des Konfliktes von Ficker mit Sybel hatte er sein Gerechtigkeitsgefühl erwiesen, wie einst, als er die Wedekind'sche Preisstiftung Böhmern zuwandte.

So ist es gekommen, daß Ficker, als er die Neubearbeitung der Böhmer'schen Regesten (spätere Stauferzeit) edierte, selbe „in größter Hochachtung" G. Waitz widmete, eine Ehrung, die dieser hoch aufnahm. Indem er Fickern „den allerherzlichsten Dank" sagte, schreibt er: „Wird es mir immer eine sehr werte Erinnerung sein, das Werk so von Ihnen empfangen zu haben, so freut mich zugleich die Anknüpfung an den trefflichen Böhmer, den ich von den Anfängen meiner Studien an immer gleich hoch geschätzt habe, wenn ich auch wußte, daß er sich mit manchem in meiner Tätigkeit nicht sympathisch fühlte; doch blieb er immer freundlich, und gerne lasse ich jetzt seine Büste, die ich aus Pertz' Nachlaß empfing, auf mich herabblicken." Was aber die Wedekindsche Stiftung angeht, so sei deren Verleihung an Böhmer nur ein Gebot strenger Gerechtigkeit gewesen, „und wenn er es freundlich aufnahm, so gebührt mir doch dafür kaum Dank [2]. Jedenfalls hat Ihre freundliche Gesinnung das beste hinzugetan [3]."

Daß die beiden Männer im heimischen Boden wurzelten, ist von mir nicht ohne Absicht betont. Denn so sympathisch sich Ficker in dieser Hinsicht zu Waitz hingezogen fühlte, so unsympathisch war ihm hingegen Mommsen, ein Schleswig-Holsteiner, der den heimischen Boden unter sich verloren hatte, und dafür chauvinistische Politik trieb. So oft Mommsen darin entgleiste, sei es zu Berlin im Parlament [4], sei es in Italien mit einer Tischrede oder dergleichen, ver-

---

[1]) Waitz an Ficker 1866 Nov. 23 äußerte sich wenig hoffnungsvoll über die Zukunft. „Man muß sich mehr und mehr der Vergangenheit zuwenden, wenn man allgemeine deutsche Gesichtspunkte verfolgen will."

[2]) Vgl. auch Frensdorff im Artikel „Waitz" der Allg. D. Biographie.

[3]) Waitz an Ficker 1881 Febr. 27.

[4]) Vergl. die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses 1877 November 11. Mommsen erklärte den Anforderungen des Zentrums gegenüber,

fehlte Ficker nie darüber eine Bemerkung zu machen, namentlich dem Berichterstatter gegenüber, der von Mommsens Vorträgen begeistert aus Berlin zurückgekehrt war.

Die Verbindung mit der Zentraldirektion der Monumenta wurde für Innsbruck durch Stumpf aufrechterhalten, der bis an seinen Tod (1882) einer der Delegierten der Wiener Akademie blieb, für welche Stellung er vorzüglich paßte. Stumpf's ritterliches Wesen war ganz geeignet, Gegensätze zu vermitteln. Auch mit Mommsen stand er gut. Wie sich überhaupt erwies. daß der unbefangene Verkehr in der Zentraldirektion, der jährlich statthatte, manche Annäherung zu Stande brachte. Mommsen, der sonst gegen die „Junker- und Pfaffenbrut" bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit geiferte, versagte dem gelehrten aber streng klerikalen Maaßen, der nach Stumpf in die Zentraldirektion eintrat, keineswegs seine Anerkennung.

Zu jener Zeit wurde deutsche Geschichte in der Stauferzeit in Berlin bereits wesentlich nach Fickerschen Gesichtspunkten vorgetragen, nämlich durch K. W. Nitzsch, einen dritten Schleswig-Holsteiner, dessen Arbeiten über Städteentwicklung und Wirtschaftsverhältnisse in Deutschland hinwieder Ficker sehr schätzte, auch gegen Angriffe in Schutz nahm[1]). Im Jahre 1876 kam ein Schüler von Nitzsch, M. Baltzer, nach Innsbruck, um ein Jahr auch bei Ficker zu hören.

Wir erwähnen zum Schlusse dieses Kapitels, daß Ficker im Jahre 1875 durch seine Regierung in außerordentlicher Weise geehrt wurde. Der Kaiser verlieh ihm „in Anerkennung seiner ausgezeichneten wissenschaftlichen Leistungen und seiner Verdienste um das akademische Lehramt" mit allerhöchster Entschließung vom 24. Jänner d. J. den Titel und Charakter eines Hofrates.

---

das sei eben das Symbol des Ultramontanismus, daß unter dem Schatten dieses giftigen Baumes die Talente so selten wachsen. „Wenn ich an mein Spezialfach denke, so weiß ich keinen namhaften Gelehrten, der Ihrer Richtung angehörte." Windthorst entgegnete: „Wir haben katholische Historiker, welche dem Professor Mommsen vollkommen ebenbürtig sind (Widerspruch links: „Namen!"). Ich nenne die Herren Ficker und Janssen." Der Minister Falk erklärte, daß er einen Mann, der der Zentrumspartei im Abgeordnetenhaus angehört, nicht anstellen könnte. Janssens Geschichte des deutschen Volkes sei ein mit außerordentlicher Gelehrsamkeit gestütztes Produkt der Tendenz. Über Ficker sagte der Minister nichts. Als man aber jenen von Berlin aus anließ, er möchte gegen Windthorst Widerspruch erheben, lehnte Ficker dies ab mit der Bemerkung: die Herren hätten ihn ja seinerzeit auch nicht gegen den Vorwurf des Ultramontanismus verteidigt, als die Anhänger Sybels für opportun erachteten, diesen Vorwurf gegen ihn zu erheben.

[1]) So gegen C. Hegel.

Es war dies eine um so größere Auszeichnung, als bis dahin der Hofratstitel nur den Koryphäen der Wiener Hochschule zuerkannt worden war.

Als die Nachricht nach Innsbruck kam, war Ficker Gegenstand vieler und herzlicher Ovationen[1]; auch von Seite der Studentenschaft.

Am 31. Jänner veranstaltete der Seniorenkonvent der Innsbrucker akademischen Korps Athesia, Gothia und Rätia eine feierliche Auffahrt, um dem verehrten Lehrer seine Glückwünsche darzubringen.

Am 2. Februar aber bewegte sich ein großartiger Fackelzug der Studierenden über den Burggraben und die Mariatheresienstraße nach Wilten, wo Ficker wohnte. Den Zug eröffnete die Musikkapelle des in Innsbruck stationierten Infanterie-Regimentes Maroicic, welche der Korpskommandant Graf Thun zu dieser Feier bewilligt hatte. Gegen 180 Studierende nahmen Teil, voran die akademische Fahne. Hinter derselben folgte das Komitee des Fackelzuges, dann der „Historikerklub", die deutschen Obskuranten, so nannte man die nicht farbentragenden Studenten, die akademische Verbindung „Austria", die italienischen Obskuranten, die Schweizersektion, der Philologenklub, die „Vorarlbergia", der „wissenschaftliche Abend."

Auf die Ansprache, die der Studierende Emil von Ottenthal als Vertreter des Historikerklubs an den Gefeierten hielt, antwortete Ficker, daß es vorzüglich die hiesige Studentenschaft war, die ihn bestimmte, der Innsbrucker Universität treu zu bleiben, wobei er deren Fleiß, sowie ihre Dankbarkeit den Professoren gegenüber hervorhob; er habe ihre trefflichen Eigenschaften namentlich auch im Felde, wo er Freud und Leid mit den Studenten zu teilen Gelegenheit hatte, kennen gelernt. (Der Redner hatte den Dank der Studentenschaft dafür zum Ausdruck gebracht, daß Ficker wiederholt ehrenvolle Berufungen abgelehnt hatte). Die Studenten sangen nach der Ansprache das Gaudeamus, dann wurde noch von einem Sänger-Chore ein Ständchen gebracht, worauf der große Zug wieder zur Universität zurückkehrte, nicht ohne daß noch lange von den näheren Umständen des Ereignisses die Rede gewesen wäre: daß die Korpsstudenten gesondert ihre Aufwartung machten, weil sie sich der Allgemeinheit nicht einfügen wollten, und wie in der kleinen Stadt dann nicht genug Wagen aufzutreiben waren, um alle Teilnehmer in sich zu fassen[2].

Sehr erfreut war Ficker, daß seine Mutter diese Ehrung noch

---

[1]) Unter Anderen gratulierte der junge Herzog von Braganza, der damals in Innsbruck studierte (sein Hofmeister war ein Graf Schmising-Kerssenbrock).

[2]) Die Innsbrucker Zeitungen vom 1. und 3. Februar 1875 enthalten ausführliche Berichte.



erlebte [1]), wie er denn Wert darauf legte, daß solche Dinge in Westfalen ihr Echo fanden.

Als er dann beim Kaiser sich bedanken ging und Majestät gnädigst bemerkte, daß Innsbruck eine Universität sei, wo man noch etwas studiere, war die Befriedigung vollkommen und Ficker wiederholte, wenn er seinen Freunden davon erzählte, mit Nachdruck jene Worte.

---

[1]) Die Frau Präsidentin gratulierte ihrem Sohne, indem sie ihm schrieb: „eine solche Anerkennung hat doch etwas ermunterndes —, wenn Du sie auch wahrlich durch Deinen großen Fleiß und Dein reges Interesse für die Wissenschaft wohl verdient hast; doch wird beides nicht immer anerkannt und belohnt. Eben eine solch große Freude muß es Dir auch gemacht haben, die Anhänglichkeit der Studierenden, welche sie bei dieser Gelegenheit gezeigt haben, auch wahrzunehmen und ich bin Dir sehr dankbar, daß Du mir die Tiroler Blätter hast zukommen lassen, worin ihr Aufzug und ihre Teilnahme beschrieben war; so etwas tut dem Herzen denn doch wohl und erfreut es."

XVIII. Kapitel.

Beiträge zur Urkundenlehre.

Für Ficker waren die „Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens“ gleichsam ein weiter ausgeführter Exkurs zum „Reichsfürstenstand“ gewesen. Indem er jetzt zu diesem zurückkehrte, ergab sich ein weiterer Exkurs: die „Beiträge zur Urkundenlehre“ [1]).

Er hatte sich die Intervenienten in sein Handexemplar der Böhmer'schen Regesten eingetragen, dann sie in das durchschossene Exemplar von Stumpfs Regesten überschreiben lassen (1872). Ende 1874 meldet er an E. Mühlbacher, der damals schon in Wien und von Ficker für die Regesten der Karolinger engagiert war: „Ich bin mit einem Aufsatz über die Intervenienten beschäftigt und verdanke bereits Sickel gütige Mitteilungen.“ Mühlbacher möge aber doch noch gelegentlich bei Sickel anfragen, ob außer dem, was er in den Acta Karolinorum und Breßlau für Konrad II. erwähne, in der älteren oder neueren Literatur über diesen Gegenstand irgendwo näher gehandelt werde. „Mir ist nichts bekannt, da mir die diplomatische Literatur überhaupt sehr fremd geworden ist“ [2]).

Mühlbacher mißverstand die Frage, als wenn es darauf ankäme zu erfahren, ob außer Breßlau nichts für Konrad II. vorhanden sei, wärend es sich doch um die Intervenienten handelte. Doch war Ficker, wie er Anfangs 1875 meldet, schon selbst mit seinem Gegenstand weiter gekommen. „Die Untersuchung über die Anwesenheit

---

[1]) So faßt Ficker selbst die Sache auf in der Vorrede zur „Erbenfolge“ Bd. 1 S. VIII.

[2]) Ficker an Mühlbacher 1874 Dez. 12.

der Intervenienten bei der beurkundeten Tatsache führte mich überhaupt auf Actum und Datum und es schienen sich mir da einige bisher nicht beachtete Haltpunkte zu ergeben. So habe ich mich auch daran gegeben, das über Actum und Datum zusammenzustellen, was mir jetzt auffiel oder früher aufgefallen war. Ich kann natürlich die Sache nicht allseitig erörtern. Aber ich denke doch, daß ich manchen Fingerzeig geben kann, der eine weitere gründliche Erörterung erleichtern wird. Wissen Sie mich zufällig auf einschlagendes aufmerksam zu machen, so werde ich sehr dankbar dafür sein. Meine Ansicht hat sich so festgestellt: Die Absicht war regelmäßig darauf gerichtet, durch Ort und Tag denselben Zeitpunkt und zwar den der Vollziehung der Urkunde anzugeben. Aber daneben wurden teils absichtlich, teils unabsichtlich auch andere Momente geltend, nämlich Zeit der beurkundeten Tatsache, des königlichen Befehls zur Fertigung des Konzepts, der Reinschrift, so daß zuweilen Zeit und Ort, zuweilen nur der Ort durch eins dieser Momente bestimmt wurde. Ich bin danach überzeugt, daß es noch viel mehr echte, obwohl dem Itinerar widersprechende Datierungen gibt, als schon jetzt an unverdächtigen Originalen nachgewiesen sind, und daß insbesondere Stumpf viel zu viel Versehen in den Daten angenommen hat"[1]).

Ficker hatte schon in dem von ihm bearbeiteten Additamentum zu den Regesten Ludwigs des Baiern (1865) auf die Inkongruenzen von Itinerar und Urkundendatierung dieses Herrschers aufmerksam gemacht, ebenso in der Abhandlung über einige Urkunden Kaiser Friedrichs II. (1872)[2]). Jetzt verfolgte er auch diesen Gegenstand weiter, indem er immer umfangreicheres Material heranzog. Auch Mühlbacher sandte ihm Mitteilungen. Ficker schreibt ihm darauf: „Besten Dank für Ihre Notiz über Acta, Peracta und Data[3]); die betreffenden Urkunden für St. Florian sind auch sonst für meine Zwecke von Interesse. Erwünscht sind mir insbesondere alle Fälle, wo Tag und Ort entschieden nicht zu einander stimmen. Weiter alles, was Aufklärung über die Bedeutung des Worts Datum geben kann. Ursprünglich bezieht es sich doch wohl zweifellos auf die Übergabe der Urkunde an die Partei. Aber liegt dieser Begriff auch noch da unter, wenn es, wie schon früh in päpstlichen Urkunden, später auch in kaiserlichen heißt: Scriptum per manum N. Notarii — Datum per

---

[1]) Ficker an Mühlbacher 1875 Jan. 2.

[2]) Vgl. für das folgende im allgemeinen R. Rosenmund, Die Fortschritte der Diplomatik seit Mabillon, vornehmlich in Deutschland-Österreich. (Historische Bibliothek IV.) München und Leipzig 1897 S. 79 f.

[3]) Vgl. Beiträge zur Urkundenlehre I, S. 71.

manum N. protonotarii? Oder liegt da vielleicht nur der abgeleitete Begriff der Datierung in unserm Sinn unter, der Hinzufügung der Orts- und Tagesangabe, wie sie wohl ursprünglich zuletzt unmittelbar bei der Übergabe an die Partei erfolgte und womit dann noch eine Durchsicht der ganzen Urkunde verbunden sein mochte? Ich bin weiter in diese Dinge hineingeraten, als mir mit Rücksicht auf andere Gegenstände lieb ist, während ich andererseits mich doch viel zu wenig mit Diplomatik beschäftigt habe, um irgend etwas Erschöpfenderes liefern zu können"[1]).

Einige Wochen später: „Meine Arbeiten über Datum und Actum haben mich ziemlich weit geführt. Das Konzept ist nahezu fertig. Die Unsicherheit des urkundlichen Itinerars scheint sich noch viel ärger herauszustellen, als ich dachte. Dem Unterschied von Actum und Datum möchte ich dabei kaum das Hauptgewicht beimessen; mehr dem Unterschied zwischen Reinschrift und Datierung, indem man häufig in jene schon den Ort, nicht aber auch den Tag eingetragen zu haben scheint. Über einzelne meiner Ergebnisse stehen Stumpf die Haare zu Berge; ich gehe in meinen Ketzereien so weit, daß ich z. B. annehme, eine Urkunde Otto's I. konnte bei seinem Tode in Reinschrift vorliegen, dann aber anstandslos in der Kanzlei Otto's II. rekognosziert und datiert werden"[2]).

Stumpfs Entsetzen war um so begreiflicher, als er nach Böhmers Vorgang jede Urkunde, deren Daten nicht ganz korrekt waren, für unecht erklärte und in seinen Regesten mit einem Stern notierte. Jetzt wurde umgekehrt jede solche Urkunde individuell behandelt, ihre Unregelmäßigkeiten wurden erklärt, danach auch in besonders schwierigen Fällen die Echtheit trotz der formellen Mängel festgestellt. Böhmers und Stumpfs Kriterien konnten darauf hin nicht länger als maßgebend anerkannt werden. Auch anderes kam in Frage: als Ficker zu Ostern 1875 in München weilte, sah er zwei Originale von Urkunden ein, „in welchen offenbar nicht blos Invokation und Titel, sondern auch Arenga und Promulgation mit anderer Tinte offenbar im voraus gefertigt wurden." So vertiefte sich die Arbeit immer mehr. Ende März (1875) schien sie dem Verfasser im Konzept fertig: „Umgearbeitet werden es etwa 12 bis 15 Bogen werden. Aber das Material liegt noch sehr wüst durcheinander und ich finde die größten Schwierigkeiten bei allen Versuchen, es einigermaßen übersichtlich zu ordnen"[3]).

[1]) Ficker an Mühlbacher 1875 Jan. 12.
[2]) Ficker an Mühlbacher 1875 März 2.
[3]) Ficker an Mühlbacher 1875 März 25.

Man ersieht, wie der Verfasser baldmöglichst zum Abschluß kommen will, dann daß er in seiner grundstürzenden Tendenz sich befestigt. Er schreibt an Mühlbacher, der ihn um Rat fragte: „Was die Urkunde 895 Febr. 17 betrifft, so gestehe ich, daß ich gegen alle Unregelmäßigkeiten, als Fehler des Monogramms, Widersprüche der Datierung etc. als Zeichen der Unechtheit große Bedenken habe, so lange gegen den graphischen Bestand der Urkunde auch bei sorgfältiger Prüfung durch Sachkundige nichts einzuwenden ist. Ich habe mehrere ganz zweifellose Beispiele, daß unter Actum ein Ort genannt ist, der einer ein, auch zwei Jahre vor der Beurkundung geschehenen Handlung entspricht, also mit dem Jahre der Beurkundung nichts zu tun hat. Auch hier scheint mir die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Handlung 894 zu Piacenza, die Beurkundung 895 in Deutschland erfolgte. Wohin der Tag gehört, läßt sich schwer bestimmen, wenn er, wie hier, auch 894 zu Piacenza passen könnte. Natürlich deute ich damit nur eine Möglichkeit an, wie sie andere Beispiele nahe legen. Auch wenn die Annahme besser begründet, würde sich die Urkunde doch in Regesten nur zu 895 einreihen lassen. Doch würde ich in solchen Fällen, wenigstens wenn die Sache ziemlich klar liegt, unter 894 Piacenza auf die spätere Urkunde, deren Handlung möglicher Weise hierher fallen dürfe, verweisen. Vergleichen Sie z. B. Stumpf n. 798, das er jetzt nach Einsicht des Originals für zweifellos echt erklärt; das Actum bezieht sich zweifellos auf 980 September, vgl. St. 774“ [1]). Diese Fälle sind in den „Beiträgen“ besprochen und von Mühlbacher dementsprechend das Regest der Urkunde Arnolfs eingereiht [2]), im Gegensatz zu der mehrfach schwankenden Haltung, die Dümmler diesem Tatbestande gegenüber eingenommen hatte.

In dieser Weise werden zwischen Ficker und Mühlbacher noch andere Unregelmäßigkeiten in Karolingerurkunden verhandelt [3]). Auch

[1]) Ficker an Mühlbacher 1875 April 10. (Die beiden Urkunden betreffen Schenkungen für das Kloster Memleben.)

[2]) Vgl. Mühlbacher, Regesten der Karolinger² n. 1905 (1854): 895 Febr. 17, mit Verweis unter Placentia ad a. 894. — Ficker, Beiträge zur Urkundenlehre I, 193, 208. Ebenda S. 198 ist über St. 798 gehandelt.

[3]) So die Urkunden Zwentibolds von 898 Mai 13; vgl. Mühlbacher, Reg.² n. 1975. 1976 mit den Beiträgen zur Urkundenlehre 1, 193. — „Actum Aquisgrani bezieht sich gewiß auf die Verhandlung; aber die Urkunden werden erst zu Mastricht gefertigt und darauf scheint sich doch auch der Tag zu beziehen.“ Ficker an Mühlbacher 1875 April 23. Auch die Urkunde Arnulfs in Wilmans Kaiserurkunden 261 (Mühlbacher² 1877) kommt zur Sprache. „892 war Ludwig

mit Sickel wird die Sache (gelegentlich der Akademiesitzung im Mai 1875) besprochen und z. B. seinem Vorschlage, das Handlungsprotokoll als „Akt“ zu bezeichnen, nachgekommen — „wenn es mir auch etwas schwer wurde, mich an den Ausdruck zu gewöhnen“ [1]). Sickels Untersuchungen der Churer Urkunden erregen Fickers lebhaftestes Interesse, besonders die von Stumpf unter N. 516 verzeichnete sowie eine inhaltlich und in den ersten Zeilen auch dem Wortlaut nach damit übereinstimmende 516a) [2]): sie ist im Namen und unter dem Siegel Kaiser Otto's I. ausgestellt, echt aber merkwürdig konzipiert: sie führt den Kaiser bald selbstredend ein, bald spricht sie von ihm in dritter Person; sie erwähnt am Eingang den Bischof Hartbert von Chur, am Ende aber seinen Nachfolger als lebend. Über die Beziehung von Nr. 516a zu Nr. 516 äußerte Ficker, als er die erste Nachricht bekam: „Jedenfalls ist es (516a) eine Vorlage für St. 516 und die teilweise Einführung des Kaisers in dritter Person bestätigt wohl, daß über die Gerichtsverhandlungen am Hofe Akten geführt wurden; für spätere Beurkundungen von Rechtssprüchen ist gar nicht zu zweifeln, daß sie nach Akten gemacht wurden. Läge das Stück in unbeglaubigter Abschrift vor, so würde ich es für eine vorläufige Kanzleiaufzeichnung halten, nach der dann St. 516 auszuarbeiten war. Aber wie kommt das Stück zum Siegel und ins Churer Archiv?“ Ficker war begierig Sickels Ansicht kennen zu lernen [3]).

Es finden sich im Briefwechsel mit Mühlbacher auch sonst bemerkenswerte Äußerungen. Ficker war zu diesen diplomatischen Studien auf seine Weise gekommen, ohne Diplomatiker von Fach zu sein, wie er mit Nachdruck betonte, sowohl Stumpf gegenüber als gegenüber Sickel und seiner Schule [4]).

---

ja nicht geboren. Ist sein Signum wirklich von derselben Hand, so kann ich mir fast nur denken, daß eine Urkunde Arnulfs noch nachträglich in der Kanzlei Ludwigs ausgefertigt wurde.“ An Mühlbacher 1875 Nov. 28. Vgl. Beiträge zur Urkundenlehre 1, 284. 309.

[1]) Ficker an Mühlbacher 1875 Juli 11.

[2]) Sickel hatte das Original von St. 516 aus dem Kloster St. Paul in Kärnten, 516[a] aus dem Germanischen Museum sich zusenden lassen. Er hielt darüber der Wiener Akademie 1875 Dez. 9 einen Vortrag, der mit der Reproduktion der Urkunden in den Sitzungsber. 85 (1877) S. 400 f. („Beiträge zur Diplomatik“ VI) zu erweiterter Veröffentlichung kam. Vgl. Sickel, Kaiserurkunden in der Schweiz S. 27 f. und S. 40. Ficker, Beiträge I, S. 9, 354 f. (und die Nachträge hiezu).

[3]) Ficker an Mühlbacher 1875 Dez. 5. — Im Übrigen ist Sickels Abhandlung S. 432 ff. zu vergleichen.

[4]) Es kamen (außer Mühlbacher) noch Rieger, Bayer, Foltz in Betracht, die wiederholt Auskünfte erteilten.

Er schreibt zu Neujahr 1876 an Mühlbacher: „Nun noch einige Fragen, auf welche ich bei meinen Arbeiten gestoßen, ohne in dem mir bekannten Material genügende Antwort zu finden, während möglicherweise jeder Schüler Sickels davon unterrichet ist. 1. Kommt es nach der Karolingerzeit noch vor, daß die Rekognitionsformel eigenhändig vom Rekognoszenten geschrieben ist? Ich habe kein Original gesehen, bei dem mir das der Fall zu sein scheint. 2. Ist wenigstens beim Recognitionszeichen im 10. Jahrhundert noch anzunehmen, daß etwas davon vom Rekognoszenten eigenhändig gemacht wurde? 3. Bis wann läßt sich der eigenhängige königliche Vollziehungsstrich noch nachweisen? Ich weiß von Schum, daß er unter Lothar III. noch vorkomme; ob aber auch unter Konrad III. und Friedrich I.? Diese Frage ist für mich die wichtigste, da ich glaube, daß durchs Aufhören der eigenhändigen Vollziehung durch den König sehr durchgreifende Änderungen des ganzen Beurkundungsgeschäftes herbeigeführt wurden [1]). Ich habe in den Originalen, die ich einsah, zu wenig darauf geachtet [2]). In der Korroborationsformel wird in der Zeit Friedrichs I. das manu propria nicht mehr erwähnt. Ich meine aber auch an Originalen des 11. Jahrhunderts, welche das manu propria durchwegs hat, mehrfach wahrgenommen zu haben, daß das Signum so schön und gleichmäßig gezeichnet ist, daß der König schwerlich hineingepfuscht haben dürfte“ [3]).

Er schließt mit den Worten: Ich selbst habe mir vorgenommen, meine Vorarbeiten nicht mehr weiter auszudehnen, da ich sonst gar nicht zum Abschluß komme. Die endgiltige Entscheidung würden doch durchweg nur die Diplomatiker von Fach geben können. Mir genügt es, auf eine Reihe von Dingen aufmerksam gemacht zu haben,

---

[1]) Vgl. Beiträge zur Urkundenlehre II, § 224—229.

[2]) Beiträge I, 68 ist von der Einsicht der Münchener Originale die Rede. Ficker war 1876 im Oktober in München (gleichzeitig mit Sickel). Er schreibt: „Ich habe hier bereits 500 Kaiserurkunden angesehen und hoffe bis 1250 alles ansehen zu können.“ (An Mühlbacher, Okt. 11.) Auch die Innsbrucker Originale wurden verglichen, ebenso die Wiener, wobei Mühlbacher mithalf, auch weitere Notizen schickte, so über Sigismund.

[3]) Darüber gab Foltz als Mitarbeiter der „Diplomata“ Aufschlüsse: daß der Vollziehungsstrich schon unter den ersten Sachsen nicht immer eigenhändig war u. s. w. Daraufhin fragte Ficker weiter an: 1. Ob das Schlußprotokoll von derselben oder anderer Hand, wie der Text. 2. Ob die ganze Datierungszeile von anderer Hand oder Tinte, wie Signum und Rec. 3. Ob Tag und Ort später zugefügt. 4. Ob nur der Tag später zugefügt, der Ort aber der gesamten Datierungszeile gleichzeitig eingetragen. Diese Fälle haben zweifellos besonders zu Verschiebungen des Itinerar geführt.

die meines Wissens bisher unbeachtet blieben; sind meine Erklärungen unhaltbar, so ist meine Mühe nicht umsonst, wenn Andere zu besseren Erklärungsversuchen veranlaßt werden" [1]).

Manche Schwierigkeiten machte ihm die Terminologie; er hielt sich möglichst an Sickel: „aber z. B. die Ausdrücke unechtes und echtes Original, welche Sickel an und für sich wohl mit Recht bemängelt, glaube ich nicht entbehren zu können. Vor geschlossener Untersuchung haben wir immer nur ein angebliches Original, das sich nun durch die Untersuchung als echt oder unecht darstellt. Was gibt es nun aber für einen kürzeren Ausdruck für „unechtes Original einer Urkunde", d. h. für eine Kopie, der man ohne irgendwelche Fälschung des Textes die äußeren Merkmale eines Originals gegeben hat. Ich meine dafür den Ausdruck „rescribierte Urkunde" gefunden zu haben und würde ihn anwenden, wenn ich wüßte, daß er keinen Anstoß erregte. Oder wissen Sie einen besseren Ausdruck"? Mühlbacher möge gelegentlich bei Sickel oder einem der jüngeren Diplomatiker in Wien danach fragen [2]).

Er motiviert sein Vorgehen: „Ich denke nicht daran, durch mein Buch feststellend auf die Terminologie einzuwirken, dazu bin ich zu wenig Fachmann. Das würde vor allem Aufgabe einer Urkundenlehre sein, die von berufener Seite, etwa von Sickel oder einem seiner Schüler ausginge [3]). Aber ich möchte einmal ohne guten Grund nicht von einem in der Schule bereits üblich gewordenen Sprachgebrauch abweichen. Ich möchte anderseits, wo ein fester Gebrauch noch nicht vorhanden ist, nicht einem unpassenden durch mein Buch den Weg bahnen. Ich suche nicht gerade deutsche Ausdrücke, ziehe sie höchstens vor, wo sie gleich gute Dienste tun oder wechsle ab. Man sollte allerdings suchen, sich neben dem fremden Wort auch über einen deutschen Ausdruck zu einigen. Im allgemeinen aber hat das Fremdwort doch viel für sich. Einmal wegen des internationalen

---

[1]) Ficker an Mühlbacher 1876 Jan. 1. Die spätere Anfrage an Foltz (durch Mühlbacher) Juli 24.

[2]) Ficker an Mühlbacher 1876 Jan. 26.

[3]) Vgl. H. Breßlau, Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien (Leipzig 1889), wo S. 37 Fickers Beiträge zur Urkundenlehre gewürdigt werden. — An die Bearbeitung eines solchen Handbuchs hatte auch Mühlbacher gedacht. Ficker schreibt ihm 1880 Nov. 29: „Den Gedanken an ein Handbuch der Diplomatik sollten Sie im Auge behalten; ich meine, es sollte insbesondere so eingerichtet sein, daß jeder Historiker, der nicht Diplomatiker von Fach ist, darin das findet, was ihm für geschichtliche Forschung überhaupt zu wissen nötig ist."

Charakters der Wissenschaft. Mehr möchte ich einen andern Punkt betonen. Spreche ich von Erzählung oder Verfügung, so kann das auch in einem diplomatischen Werk Anlaß zu Mißverständnissen geben; sage ich Narration oder Disposition, so weiß man sicher, daß ich den betreffenden Teil des Urkundentextes meine, man sieht, daß ich die Terminologie der betreffenden Wissenschaft im Auge habe." Er antwortet lebhaft auf einige Bemerkungen der Wiener, hält an seiner Terminologie fest oder modifiziert sie [1]).

Eben veröffentlichte Stumpf seine Arbeit über die Würzburger Immunitäten, worin noch an den alten Theorien festgehalten wird. „In meiner Einleitung muß ich auch gegen seinen, mir haarsträubend erscheinenden und jetzt nochmals wiederholten Satz polemisieren, daß die Fälscher absichtlich Protokolle aus mehreren echten Vorlagen kombiniert hätten, um keinen Verdacht zu erregen! Das kommt mir doch vor, als wenn man behauptete, die Falschmünzer ahmten absichtlich ihre Vorlagen nicht zu genau nach"! [2]).

Im Mai 1876 begann der Druck der „Beiträge". Mühlbacher bekam die Aushängebogen zugeschickt und auf eine Anfrage hin folgende Weisung: „Den Wiener Bekannten gegenüber haben Sie kein Geheimnis aus den Bogen zu machen; auch gegen etwaige vorgreifende Benutzung, sei es verwertend, sei es berichtigend oder widerlegend, habe ich nichts einzuwenden. Nur da, wo ich etwa zu erwarten hätte, daß man weniger der Sache, als der eigenen Meinung zu Liebe etwa Gewicht darauf legen könnte, meinen Annahmen wo möglich noch früher, als sie allgemein zugänglich sind, entgegenzutreten und gegen sie einzunehmen, würde ich keinen Beruf fühlen, das durch die Zugänglichmachung der Aushängebogen zu fördern; ich habe in dieser Beziehung schon kleine Erfahrungen gemacht [3]). Aber bei denen, welche sich zu Wien für solche Dinge interessieren, habe ich da wohl keine Voreingenommenheit zu erwarten." Wenn im Laufe der Arbeit Versehen oder wichtige Ergänzungen auffielen, so werde es ihm lieb sein, wenn Mühlbacher ihn darauf aufmerksam machte [4]).

Der Druck ging langsamer vorwärts als die Weiterarbeit, so daß Ficker sich entschloß, das Ganze in zwei Bänden zu veröffentlichen. Er hatte wohl daran gedacht, die Arbeit Sickel zu dedizieren, doch

---

[1]) Ficker an Mühlbacher 1876 Febr. 14.

[2]) Ficker an Mühlbacher 1876 März 12.

[3]) So mit den Vorlesungen über das deutsche Kaiserreich. Vgl. oben S. 318, Anm. 3. Nach dieser Äußerung könnte man fast schließen, daß Ficker von der verfrühten Kenntnisnahme seiner Kontroversschrift durch Sybel unterrichtet war.

[4]) Ficker an Mühlbacher 1876 Juni 19.

hielt ihn die Rücksicht auf Stumpf davon ab. Im November (1876) wurde der erste Band ausgegeben.

Das Werk hat auf dem Gebiete der Urkundenlehre eine Revolution hervorgerufen; auf ihm und Sickels Arbeiten beruhen die diplomatischen Studien der Folgezeit. Aber der Verfasser schreibt, während der zweite Band gedruckt wurde: „Ausstellungen werde ich bei keiner Arbeit bereitwilliger hinnehmen, als gerade bei dieser. Ich bin ganz ermüdet von der Arbeit und sehne mich danach, davon loszukommen und der lieben Diplomatik Lebewohl zu sagen; es fehlen mir da zu viele Vorkenntnisse, während genug Andere da sind, die das, was sich von meinen Versuchen erproben sollte, weiter zu verwerten wissen werden. Daß sich vieles erproben wird, davon bin ich überzeugt, wenn es mir auch nicht gelungen sein sollte, meine Gründe so vorzulegen, daß sie auch andere gleich überzeugen“ [1]).

Rosenmund urteilt: „Der Eindruck dieses Werkes auf die mittelalterliche kritische Geschichtsforschung war ein mächtiger und allerdings und aus ganz natürlichen Gründen dies zuerst negativer Richtung. Die Form, in welcher Ficker sein geniales Werk den Lesern bot, diese Wiedergabe seiner an Verschlungenheit nicht zu überbietenden Untersuchungen in ihrer ganzen krausen Ursprünglichkeit führte es nämlich herbei, daß die Leser mehr die Hauptresultate für sich allein in ihrem Inhalt als im Zusammenhang mit ihrer Begründung oder mit den sie einschränkenden zerstreuten Nebenbemerkungen in sich aufnahmen“ [2]) . . . . .

Den positiven Gehalt des Werkes erfaßten sofort Sickel und Mühlbacher, die bereits darauf vorbereitet waren. Jener nahm bei seinen Untersuchungen der Ottonenurkunden, zuerst denen der Schweiz, die von Ficker entwickelten Gesichtspunkte wahr [3]); Mühlbacher be-

---

[1]) Ficker an Mühlbacher 1877 Febr. 13. — Die Vollendung des 2. Bandes zog sich bis in den Herbst hinein; Aug. 13: „Ich bin bei der Reinschrift meines alphabetischen Registers, einer höchst unangenehmen Arbeit, bei der mich nur tröstet, daß ich nach ihrer Vollendung die ganze Urkundenlehre wieder vom Halse habe.“

[2]) Rosenmund, Die Fortschritte der Diplomatik seit Mabillon S. 89.

[3]) Man vgl. „Beiträge zur Diplomatik VI“ und „Über Kaiserurkunden in der Schweiz“ (beide 1877). Ficker wieder machte von diesen Arbeiten in seinen Nachträgen Gebrauch; insbesondere die Untersuchungen über die Jahreszahlen in der ersteren Abhandlung schienen ihm sehr wichtig. „Neben Schreibfehlern hatte ich Unkenntnis und persönliche Willkür nicht in Rechnung gebracht; daß sie sehr zu berücksichtigen sind, gebe ich bereitwillig zu; aber ich glaubte doch nachträglich begründen zu müssen, weshalb die Ergebnisse Sickels nun keineswegs für die an die Jahresziffern anschließenden Widersprüche überhaupt

arbeitete danach die Regesten der Karolinger [1]). Die österreichische Wissenschaft feierte einen Triumph, indem von ihr aus durch Stumpf, Sickel, Ficker, H. Brunner, Mühlbacher eine historisch so wichtige Disziplin, wie die Diplomatik ihre zeitgemäße Regeneration erfuhr [2]). Zugleich rechtfertigte sich dadurch, wie Ficker dem Minister Stremayr schrieb, als er ihm sein Buch übersandte, die neue Einrichtung, die Sickel dem Institut für österreichische Geschichte in Wien gegeben, und woran Ficker von Anfang an den lebhaftesten Anteil genommen hatte.

Als im Jahre 1869 Albert Jäger die Direktion des Instituts für österreichische Geschichtsforschung niedergelegt hatte, erhoben sich gegen die Nachfolge Sickels doch einige Bedenken. Sickel war Palaeograph und Diplomatiker von Ruf, er hatte aber als Protestant unter Leo Thun nicht einmal die Venia für raisonnierende Geschichtskollegien erhalten, überdies mit österreichischer Geschichte als solcher,

---

jede aus dem Gange der Beurkundung abgeleitete Erklärung ausschließen." (Ficker an Mühlbacher 1877 Juli 27.) Gegen einzelne Ausführungen Fickers handelt Sickels Aufsatz: „Neuausfertigung oder Appennis?" Ein Kommentar zu zwei Königsurkunden für Herford (saec. X). Mitteilungen des Inst. I, 229 ff. Darüber Ficker an Mühlbacher 1880 April 13: „Sickels Aufsatz hat mich natürlich zunächst bezüglich des Einzelfalles durchaus überzeugt; und dann bleibt allerdings für die bedenkliche Annahme der Neuausfertigung erst unter einem anderen Herrscher so wenig, daß mir die Sache überaus zweifelhaft wird, obwohl doch einzelne Fälle noch genauerer Prüfung und anderweitiger Erklärung bedürfen. Hingegen habe ich für den einfacheren Fall späterer Neuausfertigung in der Kanzlei desselben Herrschers nicht allein in späterer Zeit eine Menge weiterer Belege gefunden, sondern ich denke, daß die Annahme auch für die frühere Zeit festzuhalten sein wird." Vgl. dann wieder Sickel, Mitteil. II, 319.

[1]) E. Mühlbacher, Die Datierung der Urkunden Lothar I. (Sitzungsber. der Wiener Akademie 1877) und desselben: Die Urkunden Karls III. (ebenda 1879) sind unter Anwendung der von Ficker entwickelten Gesichtspunkte behandelt. Ficker bezeugte dies ausdrücklich, als Mühlbacher 1879 in Prag für die historischen Hilfswissenschaften in den Vorschlag kam. Die Besprechung der zweiten Abhandlung durch Ottenthal in den Mitteil. des Instit. I, 142 f. entwickelt Sickelsche Gesichtspunkte.

[2]) Dies wurde namentlich auch in Italien anerkannt, wo Cesare Paoli das Werk Fickers studierte und propagierte: io mi sono messo a leggere ed a studiare con molta attenzione quest'opera, che sarà per me e per la mia scuola d'una grande utilità, schreibt er an Ficker 1878 Febr. 26. Er erbittet sich nur Aufschluß über einige ihm neue technischen Ausdrücke: „debbo confessarle ingenuamente che non mi sono fatto un'idea chiara e precisa delle cose contenute nel § 39, e segnatamente, che cosa sia la Handlung e in che differisca dalla bezeugte Tatsache e dalla Beurkundung." — Daß Fickers „Beiträge" auch in Frankreich gewürdigt wurden, ersieht man aus A. Giry, Manuel de Diplomatique (1894).

für deren Pflege das Institut gegründet war, sich nicht beschäftigt wie etwa Büdinger, dem man aus konfessionellen Gründen gleichwohl die Dozentur verweigert hatte. Eine historische Schule aber nur auf die Hilfswissenschaften zu begründen, erschien als mindestens ungewöhnlich, Vielen sogar als bedenklich. Schon Albert Jäger hatte erklärt, eine solche Einrichtung des Instituts sei wohl gut um Archivare und Bibliothekare, nicht aber um Historiker zu erziehen [1]. Derselben Ansicht war auch Ottokar Lorenz, der als Professor der österreichischen Geschichte für die Leitung des Instituts zunächst in Betracht gekommen wäre, wenn die Fahrigkeit und Disziplinlosigkeit seines Wesens ihn nicht ausgeschlossen hätte. O. Lorenz hat noch später gegen die Richtung, die Sickel dem Institut gab, Opposition gemacht, namentlich als schon Schüler Sickels sich für „Hilfswissenschaften" habilitierten; er bemerkte, „daß die Lehrtätigkeit von einseitig auf die Hilfswissenschaften dressierten jungen Leuten für die Universitäten kein Segen sein wird". Er exemplifiziert das aus seinen Erfahrungen bei den Prüfungen, woraus er die Überzeugung schöpfte, „daß wenn diese jungen Leute, welche vortreffliche Archivare oder Bibliothekare abgeben mögen, auf eine Habilitation für Hilfswissenschaften hin an die Universitäten gezogen werden, wir eine Generation von Professoren bekommen, welche eine traurige Rolle spielen werden" [2] . . . . .

Ficker verkannte nicht, daß diese Einwände manches Richtige in sich enthielten, er war aber gleichwohl schon 1869 auf dem Ministerium für Sickel eingetreten; er hegte die Ansicht, daß eine strenge methodische Schulung für die phantasiereichen Österreicher vor allem von Nutzen und daß Sickel dafür der richtige Mann sei [3].

Indem aber Sickel die Direktion des Institutes überkam, erhielt dasselbe tatsächlich die Richtung, daß die Hilfswissenschaften dominierten. Auch das hielt Ficker für gerechtfertigt, weil der Fortgang

---

[1]) Vgl. E. v. Ottenthal, Das k. k. Institut für österreichische Geschichtsforschung 1854—1904, S. 24.

[2]) O. Lorenz an Ficker 1877 Dez. 12.

[3]) Sickel an Ficker 1869 Juli 21: „Dank Ihrer Verwendung wird die Institutsangelegenheit nach meinen Wünschen erledigt werden, wie mir Glaser und Heider (die maßgebenden Beamten des Ministeriums) versicherten. Von Reformen wird erst die Rede sein, wenn mir die Leitung übertragen sein wird. Daß auch Sie um ein Gutachten gebeten werden, werde ich dann vorschlagen. Von Lorenz scheint gar nicht die Rede gewesen zu sein." Am Anfang des Monats hatte es noch geheißen: „da es sich um ein Institut für österreichische Geschichte handle, könne man doch nicht gut den Professor für österreichische Geschichte, Lorenz, umgehen." (Sickel an Ficker 8. Juli.)



der Wissenschaft durch solche Einseitigkeiten bedingt sei. Habe die Schule von G. Waitz einseitig die Kritik der Scriptores geübt, so werde ihre Tätigkeit dadurch ergänzt, daß die Schule Sickels mit aller Energie die Erforschung der Urkunden in die Hand nehme.

Als die Neukonstituirung der Monumenta Germaniae historica erfolgte, galt es schon als selbstverständlich, daß Sickel die Leitung der Diplomata übernahm; er hatte in dieser Beziehung seit Jahren als der kommende Mann gegolten [1]), auch durch seine Schule die nötigen Hilfskräfte herangezogen, wie Ficker mit lebhafter Genugtuung hervorhob. Zwar spotteten die Berliner über die Umständlichkeiten der neuen Diplomatenschule, aber man konnte ihnen den Spott zurückgeben. Als sie nämlich daran gingen, Kaiserurkunden in photographischen Abbildungen herauszugeben, teilten sich Sybel, jetzt Direktor der preußischen Staatsarchive, und Sickel folgendermaßen in die Aufgabe: während Sybel das Geld herbeischaffte, besorgte Sickel mit den von ihm erlesenen Kräften die Auswahl der Stücke und die Arbeit.

Diesem Unternehmen stand Ficker als kühler Beobachter gegenüber, während andere, wie Scheffer-Boichorst, die Beteiligung ablehnten; es wurde mancherlei Kritik geübt, zumal auch von den Archivbeamten, die nachher im preußischen Abgeordnetenhause ihr Echo fand [2]). Sybel nannte unter den von ihm wegen der Ersprießlichkeit des Unternehmens befragten Autoritäten auch Ficker, was wohl nicht richtig war; als Ficker die Publikation von Berlin aus offiziell zugesandt erhielt, dankte er dafür der preußischen Archivverwaltung (nicht Herrn v. Sybel) [3]). Jedenfalls erhellte, daß die „Beiträge zur Urkundenlehre“ in Berlin die verdiente Beachtung ge-

---

[1]) Als im Jahre 1866 Busson dem Professor Waitz sagte, er wolle noch auf drei Semester nach Berlin, um namentlich auch Jaffé zu hören, riet ihm Waitz, ein Semester nach Wien zu gehen Sickels wegen. (Busson an Ficker 1866 Febr. 1). Seit Scheffer-Boichorst bei den Monumenten in Berlin war, stand Sickel als Leiter der Diplomata in sicherer Aussicht.

[2]) Der Abgeordnete Aug. Reichensperger interpellierte, Sybel antwortete als Regierungskommissär, 1880 Jan. 8. Vgl. Sickels Ausführungen in den Mitt. d. Inst. II. 310 ff. H. Trost in den „Grenzboten“ 1904. III, S. 328 f. Scheffer spottete in dem Artikel „Barbarossas Grab“ (1879) über das Unternehmen. Vgl. Ges. Schriften II, 154. Die erste Lieferung der Kaiserurkunden in Abbildungen erschien 1880: sie enthielt 31 Diplome aus den Jahren 760—941 mit Sickels Kommentar. Im allgemeinen vgl. Breßlau, Urkundenlehre I, S. 39.

[3]) Sickel erkundigte sich, nachdem die erste Lieferung erschienen war, um Fickers Urteil.

funden hatten [1]) und daß man auf Fickers Wohlmeinung auch in diesem speziellen Falle Gewicht legte, wo die Volksvertreter wissen wollten, wozu sie das viele Geld hergaben.

Für die Ausgabe der „Diplomata“ wurde Fickers Werk von Sickels Arbeitsgenossen (unter denen sich E. v. Ottenthal befand) fleißig studiert und angewendet. Sickel hatte, als der erste Band erschienen war, „seine vollste Zustimmung in der Hauptsache, Abweichen im Einzelnen“ vermeldet; jedes Stück der Ottonen werde daraufhin geprüft werden [2]). Als dann ein Aushängebogen des zweiten Bandes nach dem andern anlangte, schreibt Sickel: „Nochmaligen Dank für Ihre so groß angelegte, so fleißig durchgeführte, so anregende Urkundenlehre. Wie viel habe ich da für meine Arbeit an den Monumenta Germaniae gelernt. Wie sehr sehe ich mich als Lehrer der Diplomatik gefördert. Leider ist des Neuen in dem Buch so viel, daß ich beim besten Willen dasselbe nicht gleich in mein Heft hineinzuarbeiten vermag. Indem ich gerade den Kursus neu beginne, empfinde ich dies schmerzlich: aber vor allem habe ich noch nicht alles prüfen und in mich aufnehmen können“ [3]).

Besonders erfreut war Sickel, daß Ficker in den Schlußbemerkungen zum zweiten Bande nunmehr auch öffentlich die Neueinrichtung des Instituts für österreichische Geschichtsforschung hervorhob und die von den österreichischen Unterrichtsbehörden dabei bewiesene Einsicht lobte [4]) — wodurch sich nun aber Ottokar Lorenz getroffen fühlte, der in einem langen Schreiben, aus dem oben einiges mitgeteilt ist, seinen Standpunkt wahrte, übrigens versicherte, daß auch er die Beiträge mit größtem Interesse studiert habe.

Was O. Lorenz über die Einseitigkeit der jungen Diplomatiker gesagt hatte, wurde Gegenstand des Gedankenaustausches zwischen Ficker und Mühlbacher, als dieser sich anschickte, seine Habilitation in Innsbruck zu bewerkstelligen.

„Auf eines möchte ich bei dieser Gelegenheit hinweisen. Ich glaube, Sie sollten hier bei den Vorlesungen nicht zu sehr ins Einzelne gehen. Es handelt sich hier doch in erster Reihe nicht darum,

---

[1]) Waitz schrieb an Ficker 1878 Mai 30: „Ich benutze die Gelegenheit, um für den 2. Band der Urkundenlehre bestens zu danken. Ich bewundere die Fülle der Arbeit, die darauf verwendet ist, und eigne mir von den Resultaten an, was ich verwerten kann. Es wird ja immer schwieriger, alle Gebiete unserer Wissenschaft zu beherrschen.“ . . .

[2]) Sickel an Ficker 1877 März 1.

[3]) Sickel an Ficker 1877 Okt. 18.

[4]) Beiträge zur Urkundenlehre II, S. 475.

Diplomatiker von Fach zu bilden, wie im Institut, sondern angehende Historiker mit dem bekannt zu machen, was für jeden Historiker zu wissen wünschenswert ist. Fassen Sie die Sache so gründlich an, wie es im Institute nötig sein dürfte, so schrecken Sie unter hiesigen Verhältnissen ab und die Mehrzahl wird weniger Nutzen haben, als von mehr übersichtlicher Behandlung. Sind dann einige, welche weiter gehen wollen, so können Sie für solche immerhin ergänzende Vorträge halten oder in einzelnen Semestern zunächst für sie lesen. Aber bei den Vorbereitungen für zunächst zu haltende Vorlesungen möchte ich ein Vorgehen ins Auge fassen, welches in nicht zu vielen Stunden übersichtliche Kenntnis des ganzen Gebietes zu vermitteln sucht. Ich will meine Ansicht keineswegs als maßgebend hinstellen; aber wahrscheinlich dürften Sie mir selbst zustimmen, während es doch wieder nahe läge, daß Sie zunächst zu sehr den Maßstab des Instituts auch an die hiesige Aufgabe anlegten" [1]).

Wiederholt kommt Ficker auf den Vorwurf der Einseitigkeit zurück, den man der Sickel'schen Schule mache. Er weist diesen Vorwurf als ungerechtfertigt zurück: „Sickel's Schule als solche ist zunächst eine diplomatische und da findet der Begriff der Einseitigkeit wohl überhaupt keine Anwendung". Anders stelle sich die Sache, wenn man die Ausbildung für Geschichtsforschung im Allgemeinen ins Auge fasse: „was mir jetzt und in Wien angemessen erscheint, muß es deshalb nicht immer und überall sein" [2]).

Ein anderer Übelstand für Wien bestand darin, daß Sickel von seinen dortigen Kollegen nicht genügend unterstützt wurde: neben den Hilfswissenschaften hätten die allgemeine und die österreichische Geschichte ebenso tüchtige Vertreter haben müssen. Aber Büdinger, der an die Stelle von Aschbach getreten war, betrieb alte und Universalgeschichte nach einem etwas abstrusen System; Zeißberg war unendlich fleißig, aber doch auch pedantisch und höheren Schwunges ermangelnd; O. Lorenz endlich polemisierte lieber gegen die Urkundenforscher und übte negative Kritik, statt daß er Schulmeisterei getrieben hätte. So kam es zu keinem rechten Zusammenwirken. Hingegen der Innsbrucker Nachwuchs, der im Laufe der Siebenziger Jahre an das Institut kam, hatte bei Ficker Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte gehört, die Anleitung zur historischen Kritik genossen, daneben Hubers etwas trockene aber durchwegs solide Vorlesungen über Österreichische Geschichte nachgeschrieben

---

[1]) Ficker an Mühlbacher 1876 Juli.

[2]) Ficker an Mühlbacher 1877 März 30.

(ein gutes Heft) und darüber hinaus bei Busson die Göttinger Methode kennen gelernt, vielleicht auch Gelegenheit gehabt, Stumpf's diplomatische oder palaeographische Übungen zu besuchen. So daß die Innsbrucker im Institut merklich hervortraten, auch was von Höfler und Tomek in Prag oder von Johann Baptist Weiss und Krones in Graz kam, durch die bessere Vorbildung überflügelten.

Wenn hier von Stumpf's Übungen in dieser Weise gesprochen wird, so hängt das damit zusammen, daß Stumpf durch anhaltendes Kränkeln seiner Frau, die das Innsbrucker Klima nicht vertrug, seinem Beruf mehr und mehr entrückt wurde, so daß er die Absicht aussprach, sich ganz zurückzuziehen, diese aber dann doch nicht ausführte. Aus solchem Grunde wurde es in Innsbruck gerne gesehen, daß Mühlbacher sich daselbst (Frühjahr 1878) als Privatdozent niederließ, dadurch ein Ersatz für die aussetzende Lehrtätigkeit von Stumpf geschaffen wurde [1]).

Stumpf war mit der neuen Richtung, die in der Diplomatik zur Geltung gekommen war, wenig zufrieden. Jede Publikation Sickels oder eines seiner Schüler reizte ihn [2]); er wies auf die kritischen Überschwänglichkeiten hin, die von einigen der Jüngeren mit großer Selbstbefriedigung vorgetragen wurden; was sei da für die Ausgabe der Diplomata zu erwarten? Jetzt kam Fickers Werk, das seine diplomatische Theorie in den Winkel stellte, wenngleich es seiner Tätigkeit in den Schlußbemerkungen mit Anerkennung gedachte.

Doch seine Tage waren gezählt. Am 12. Jänner 1882 wurde Stumpf nach kurzer Krankheit dahingerafft, im 53. Jahre seines Lebens.

Die kleineren Kaiserregesten, die er nach Böhmer herausgegeben, haben seinen Namen erhalten, trotz allem was die schärfer zusehende Forschung, auch Ficker, an Flüchtigkeitsfehlern in der Inhaltsangabe u. s. w. zu konstatieren vermochte.

Ficker, der seinem Freunde ein strenger Mentor gewesen und zuletzt noch seine Lässigkeit als Lehrer getadelt hatte, war doch durch den Todesfall auf das tiefste ergriffen.

Trotz der vielen anderen Arbeiten, die ihm oblagen, entsprach er dem Wunsche der Witwe, indem er das Werk Stumpf's, soweit

---

[1]) Als Mühlbacher 1881 Extraordinarius in Wien wurde, kam Kaltenbrunner in gleicher Eigenschaft nach Innsbruck, überdies hatte sich 1880 hier auch E. v. Ottenthal habilitiert.

[2]) Vgl. Sickels Polemik gegen Stumpf, Sitzungsber. 1877 S. 441.



es möglich, abschloß[1]) und in einer beigefügten Biographie die Lebensarbeit seines Freundes, der gleich ihm ein Schüler Böhmers gewesen, würdigte: den erstaunlichen Eifer, mit dem derselbe für die von ihm behandelten Jahrhunderte das von Böhmer gesammelte Material ergänzte, kein Opfer an Zeit und Mühe scheute, um aus den entferntesten Schlupfwinkeln der Literatur und Archive die Königsurkunden aufzustöbern und ihre vollständigen Texte zu beschaffen. Es wird hervorgehoben, wie Stumpf noch zuletzt, wenige Monate vor seinem Tode, in St. Gallen ein kolossales Material an Urkunden in ganz unverhältnismäßig kurzer Zeit bewältigt habe. Was er in dieser Hinsicht zusammengebracht, sei eine Leistung, wie sie wohl nur selten einem lediglich auf die eigenen Kräfte angewiesenen Privaten gelungen sein dürfte. Dieses Resultat eines hingebenden Eifers und einer eisernen Ausdauer bilde für Jeden, der nach Stumpf sich mit den Königsurkunden beschäftigen will, die feste Grundlage[2]). „Stumpf's Hauptwerk, wie es nach der einen Seite hin gleichsam den Abschluß und die konsequenteste Durchführung der früher herrschenden, besonders von Böhmer vertretenen Auffassung bildet, ist nach der andern Seite hin der wichtigste Ausgangspunkt und die Grundlage für neuere Arbeiten geworden, die anderen Gesichtspunkten folgen". Ficker hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß seine eigene spätere Arbeit auf diesem Felde ganz wesentlich auf der seines Kollegen beruhe, ja nicht möglich gewesen wäre ohne diese Grundlage, daß da, wo er die Annahmen Stumpf's vielfach bekämpft, dieser selbst ihm die Waffen bereit gelegt habe[3]).

Stumpf war zwanzig Jahre Professor in Innsbruck gewesen und hatte an allen Schicksalen der Innsbrucker Schule lebhaften Anteil genommen. Als Persönlichkeit war er liebenswürdig, leichtlebiger als sein westfälischer Freund, dessen Vorwürfe er sich gefallen ließ, ohne daß seine Anhänglichkeit dadurch erschüttert worden wäre; was diesen immer wieder versöhnte. „Es freut mich — schrieb Ficker

---

[1]) Das ausstehende Schlußheft des zweiten Bandes der „Reichskanzler" mit Einleitung und Inhaltsverzeichnissen, ist von Ficker in höchst mühevoller Arbeit aus Stumpfs Nachlaß hergestellt worden (1883). Ficker schreibt an Mühlbacher 1882 Nov. 14: „Ich habe sehr viel Zeit mit Stumpf verloren, und habe keine Befriedigung von der Arbeit; jeder Institutszögling hätte das besser gemacht; aber die Sachen lagen eben so, daß es zu nichts gekommen wäre, wenn ich selbst nicht mich dazu verstand."

[2]) Vgl. auch Sickel im N. Archiv der Ges. für ältere d. Geschichtsk. 1, (1876) 435. — Im übrigen Rosenmund S. 48—57.

[3]) Vgl. auch Bussons Nekrolog auf Stumpf in der Allg. Zeitung B. 1882 März 29, wofür Ficker die kritischen Gesichtspunkte angegeben hatte.

an Mühlbacher —, daß meine letzten Erinnerungen an ihn die ungetrübter alter Freundschaft sind" [1]).

Stumpf's Bibliothek ging in Folge der Intervention Fickers bei der Witwe [2]) in den Besitz der Innsbrucker Universitätsbibliothek über.

---

[1]) Ficker an Mühlbacher 1882 Jan. 16.

[2]) Frau Prof. Stumpf-Brentano verlegte ihren Wohnsitz nach dem Tode des Gatten wieder nach Frankfurt a. M. Als die Tochter im Jahre 1885 heiratete, prieß bei der Hochzeit Johannes Janssen in einem schwungvollen Gedichte die Freundschaft, die ihn mit Stumpf verknüpft hatte. Vgl. L. Pastor, Janssen S. 28 f. Der Sohn Stumpfs sollte die in Innsbruck deponierte Bibliothek gegen Ersatz der für Fortsetzungen u. s. w. aufgelaufenen Kosten wieder zurückerhalten, wenn er etwa historischen Studien sich zuwenden würde. Da dies nicht der Fall war, cedierte Frau v. Stumpf-Brentano im Jahre 1898 endgiltig das Depot an die Universitätsbibliothek. Die ganze Aktion ging durch die Hände von Ficker, dem die Witwe, die das Andenken ihres Mannes dauernd erhalten wollte, das vollste Vertrauen entgegenbrachte. „Ich habe Ihre Genauigkeit und Pünktlichkeit auch da, wo es sich nur um die Erfüllung eines von mir geäußerten Wunsches handelte, zu genau kennen gelernt" — schreibt sie (1884 Jan.), als Ficker's Ritterlichkeit hinsichtlich dieser Angelegenheiten neuerdings von ihr in Anspruch genommen ward.

XIX. Kapitel.

Die Neubearbeitung der Böhmer'schen Regesten.

Die Beiträge zur Urkundenlehre waren hinwieder nur ein Präludium für die Neubearbeitung der Böhmer'schen Regesten.

Ficker hatte erkannt, daß eine solche Neubearbeitung notwendig sei, daß man namentlich für die spätere Stauferzeit mit bloßen Additamenten nicht durchkomme, seit das Material sich in solchem Maße vermehrt hatte. Dafür lag die Historia diplomatica Friderici II von Huillard-Bréholles (Paris 1852 f.) und die daran anschließende Historia diplomatica Siciliae 1250—1266 von Bartolomeo Capasso (Napoli 1874) vor; es kamen nunmehr die Acta imperii inedita, zunächst saec. XIII hinzu [1]), wodurch sowohl der in den Regesten zu gebenden Übersicht, wie den von Winkelmann übernommenen Jahrbüchern Friedrichs II. vorgearbeitet wurde. Die Regesten für diesen Zeitraum neu zu gestalten, übernahm Ficker selbst, da er unter seinen Schülern keinen geeigneten Bearbeiter vorfand. Die frühere Stauferzeit lag seit 1867 in den Händen von Scheffer-Boichorst, der viel neues Material aus entlegenen Druckschriften zusammenbrachte, aber dann doch immer von der Arbeit abgezogen wurde, indem er auf Allotria verfiel, wie die Herstellung der Paderborner Annalen. Dann sollte er sich in der Sickel'schen Technik zurechtfinden, was seiner frühfertigen und in sich abgeschlossenen Persönlichkeit widerstrebte. Da schrieb er lieber Rezensionen, in denen er sich geben

---

[1]) Siehe oben S. 449. Vgl. das Referat von Busson in den Mitt. d. Inst. II, S. 345 f.



konnte, wie er war, auch die Freunde nicht schonend: Tourtual, Busson, Riezler, überdies gegen Waitz, Giesebrecht, Winkelmann die Stacheln hervorkehrend. Sein Eintritt unter die Mitarbeiter der Monumenta unterbrach die Regestentätigkeit von neuem. Aus dieser Stellung kam er, ohne habilitiert gewesen zu sein, in das Lehramt, erst nach Gießen, dann nach Straßburg, was neue Aufgaben stellte. Im engsten Anschluß an die Forschungen von Ficker machte er für diese Schule, so daß der Lehrer bald rühmte: die besten Dissertationen über die mittelalterliche Kaisergeschichte gingen aus dem Seminar von Scheffer-Boichorst hervor [1]. Aber die Regesten rückten nicht vorwärts, so oft auch deren Vollendung von Scheffer für die nächste Zeit in Aussicht gestellt war [2].

Ficker hatte daran gedacht, zum Anschluß an die früheren Staufer des Scheffer-Boichorst zunächst die fränkischen Kaiser bearbeiten zu lassen. Ferner schien ihm die spätere Karolingerzeit wichtig, da Sickel nur die frühere behandelt hatte; besonders (was Dümmler durchaus billigte) wegen der italienischen Verhältnisse, die seit 962 mit den deutschen zusammenflossen; an die späteren Karolinger (einschließlich Konrad) sollte unmittelbar die Zeit der sächsischen Herrscher sich anschließen. Für diese Arbeit hatte Ficker den Dr. Mühlbacher ausersehen. Er schrieb darüber nach Wien, wo Mühlbacher seine Studien fortsetzte:

„Es würde sich darum handeln, ob Sie etwa die Neubearbeitung eines Teiles der Böhmer'schen Regesten übernehmen wollten, zunächst die Karolinger, während ich Ihnen dann weiter, wenn Sie es wünschen, die beiden Abteilungen der sächsischen und der fränkischen Kaiser vorbehalten könnte. Ich machte Ihnen schon früher darüber einmal eine Andeutung ..... Ich hatte damals Bedenken, ob ich mich auf die Inangriffnahme weiterer Abteilungen einlassen solle. Diese Bedenken sind jetzt durchs rasche Vorschreiten der Abteilung Hubers [3]) und die Aussicht auf baldige Vollendung der Abteilung Scheffers

---

[1]) Scheffer an Ficker 1877 Jan. 2: „Übrigens finde ich es sehr schwer, geeignete Themata auszuwählen. Wenn Sie mir einige lohnende Stoffe bezeichnen könnten, so würde ich Ihnen vielen Dank wissen." Er dankte, daß Ficker die Acta imperii sel. fürs Seminar geschenkt habe und hätte auch den „Reichsfürstenstand" und die Ital. „Forschungen" am liebsten (durch Fickers Vermittlung beim Verleger) umsonst bekommen.

[2]) Darüber kam die Korrespondenz zwischen Scheffer und Ficker zeitweilig ins Stocken. Vgl. im übrigen F. Güterbock, Aus Scheffer-Boichorsts Leben. (Historische Studien Bd. 42, Berlin 1903.)

[3]) Die Regesten Karls IV. (Regesta imperii VIII) erschienen in 5 Lieferungen 1874—1877. Sie sind Ficker gewidmet.

(1125—97) behoben. In vieler Beziehung würde ich die nun übrig bleibende Hauptmasse am liebsten in Ihren Händen sehen. Vielleicht würde Ihnen auch eine solche Beschäftigung zusagen". Es wird auseinandergesetzt, wie es mit dem Honorar gehalten würde. Auf welchen Zeitraum sich dies verteilt, „würde dann wesentlich durch Ihre Arbeitskraft, die mir allerdings bedeutend scheint, bedingt sein" [1]).

Als Mühlbacher einige Einwendungen machte, ob er geeignet sei, antwortete ihm Ficker: „Was Sie von mangelnden Vorkenntnissen schreiben, fällt für mich gar nicht ins Gewicht. Ich würde nicht zögern, auch wenn Ihnen alle speziellen Vorkenntnisse abgingen. Ich lege das ganze Gewicht darauf, daß Sie, wie ich überzeugt bin, genügend Umsicht und kritischen Scharfblick besitzen, um die Erfahrungen, welche Sie bei der Arbeit machen, auch für die Arbeit selbst verwerten zu können. Bei keiner anderen Arbeit als gerade bei Regesten lernt man das, was für die Arbeit nötig ist, so sehr durch die Arbeit selbst. Sie werden anfangs zweifellos einige Mißgriffe machen; aber Regesten sind ja nicht in einem Tage gemacht; und die Fortsetzung der Arbeit wird Sie von selbst auf die Erkenntnis und Besserung führen. Als Böhmer seine Regesten machte, hatte er kaum die oberflächlichsten chronologischen und diplomatischen Vorkenntnisse. Seine Arbeit ist denn freilich auch vielfach mangelhaft genug und man wird von Ihnen natürlich eine bessere Arbeit verlangen. Aber wie sehr ist Ihnen das auch erleichtert nicht nur dadurch, daß Ihnen Böhmers Werk selbst vorliegt, sondern durch das, was durch Sickel, Stumpf, Dümmler u. a. seitdem geleistet ist. Und zudem ist ja von vorneherein eine Genauigkeit, wie etwa bei Sickel, für Ihre Arbeit nicht der Zweck. Mit einem vorläufigen Versuche, von dem Sie schreiben, könnte ich mich daher auch nur bedingt einverstanden erklären. Denken Sie etwa eine kleine Partie probeweise zu bearbeiten, so wäre das meiner Ansicht nach Zeitverlust. Bei solchen Arbeiten soll man immer den ganzen Umfang im Auge halten; und in Fällen, wo es sich um vereinzelte Stücke oder Material, das Ihnen nicht immer zur Hand ist, handelt, würde es sich gewiß empfehlen, wenn Sie auch schon sogleich an die sächsische oder fränkische Abteilung dächten. Verstehen Sie aber unter Versuch eine vorläufige Inangriffnahme der Arbeit, um sich selbst zu überzeugen, in wie weit Sie sich ihr gewachsen fühlen, um sich dann erst nach einiger Zeit endgiltig zu entscheiden, so habe ich nichts dagegen. Nur dürfen Sie dann

[1]) Ficker an Mühlbacher 1874 Nov. 13.

nicht vergessen, daß Ihnen anfangs manches Schwierigkeiten machen wird, was Ihnen später leicht von der Hand geht"[1]). — Es folgen Instruktionen, welche bei der Arbeit (zu der Mühlbacher sich bereit erklärt hatte) zu beachten wären; auch eine methologische Ausführung: „Ein Hauptpunkt ist natürlich, wie weit man in der kritischen Beurteilung des Materials zu gehen hat. Das endgiltige Urteil wird sich vielfach nur durch Einsicht des Originals oder der sonstigen letzten Quelle gewinnen lassen. Theoretisch bin ich auch durchaus einverstanden mit der von Sickel aufgestellten und an einer größeren Partie durchgeführten Forderung, daß eine derartige kritische Sichtung mit dem Sammeln des Materials zu verbinden sei. Aber es würde mir durchaus verfehlt erscheinen, wenn man sich dadurch nun von Bearbeitungen abhalten ließe, bei welchen von vornherein auf Erfüllung jener Forderung verzichtet wird; das Bessere würde da der Feind des Guten sein; für unsere Lebenszeit würden wir da nicht mehr zu einer vervollständigten Gesamtübersicht des Stoffes in der Weise Böhmers gelangen. Eine Teilung der Arbeit scheint mir da durchaus nötig. Die Diplomatiker sollen auf dem von Sickel gewiesenen Wege weiterarbeiten; aber da das nur langsam geschehen kann, soll das vorläufige Arbeiten, welche bei weniger hoch gestellten Forderungen den nächsten Bedürfnissen rascher entsprechen können, nicht aufhalten. Für diese ist meiner Ansicht nach die Forderung dahin zu stellen: 1. Möglichst vollständige Sammlung des Materials. 2. Kritische Sichtung desselben, soweit sich dieselbe bei bloßer Benutzung gedruckter Hilfsmittel durchführen läßt. Wo die Ergebnisse der diplomatisch-kritischen Forschung schon vorliegen, wird man sich darauf berufen. Wo nicht, wird der Bearbeiter so weit gehen, als ihm die Drucke ein Urteil gestatten, und wo diese für ein endgiltiges Urteil nicht ausreichen, dasselbe dem Diplomatiker anheimstellen. Meinen und Böhmers Ansichten werden Sie durchaus entsprechen, wenn Sie sich immer gegenwärtig halten, daß es vor allem darauf ankommt, das der Forschung nötige Hilfsmittel möglichst bald zu schaffen; nicht möglichst gut, sondern so gut, wie der augenblickliche Stand der Vorarbeiten das gestattet"[2]) . . . . .

Für das einzelne wird Erörterung von Fall zu Fall in Aussicht gestellt, aber die ganze Epistel, die über 10 Seiten Briefoktav füllt und von deren Ausarbeitung Ficker in einem Schreiben an seine Mutter

---

[1]) Ficker an Mühlbacher 1874 Nov. 20.

[2]) In demselben Briefe.

Erwähnung tut[1]), ist voll guter Leitsätze, die denn auch von Mühlbacher getreulich befolgt worden sind.

Sofort wurde Sickel ins Einvernehmen gezogen, um dessen Rat und Unterstützung zu sichern. Sickel zeigte sich erfreut, daß Fickers Wahl auf Mühlbacher gefallen: „allerdings verlasse ich mich dabei mehr auf Ihr Urteil als aufs meine. Sie kennen ihn, seine Befähigung und seinen Eifer seit Jahren; ich hatte noch nicht die Zeit, ihn näher kennen zu lernen, kann bisher nur sagen, daß er einen guten Eindruck auf mich macht"[2]). Er empfahl, zunächst mit der Periode 876—911 zu beginnen.

Darauf schreibt Ficker an Mühlbacher: „So sehr ich das wünsche, so ist es mir doch zweifelhaft, ob die Ausgabe der Karolingerurkunden in den Monumenten so rasch erfolgen wird, als Sickel hofft, zumal die Partie nach 840, auf welche es hier besonders ankommt. Aber ich werde mich da ganz der Ansicht Sickels fügen. Von anderem abgesehen, weil ich doch sehr großes Gewicht darauf lege, daß eine Arbeit, zu deren Unterstützung er doch mehr tun kann, als ein Anderer, in voller Übereinstimmung mit seinen Ansichten und Wünschen unternommen werde"[3]).

Das sind die Präliminarien zu den Regesten der Karolinger und zu der Ausgabe ihrer Urkunden in den Monumenta Germaniae — zur Lebensarbeit unseres Mühlbacher.

Sickel meinte, es dürfte besser sein, wenn Mühlbacher mit dem Beginn der Arbeit noch ein halbes Jahr warte, da er sich bis dahin die wesentlichen diplomatischen Vorkenntnisse angeeignet haben würde. Darüber äußert sich Ficker: „Meinerseits steht dem nichts im Wege. Sollten Sie trotzdem schon jetzt ernstlicher arbeiten wollen, so ließe sich beides vielleicht so vereinigen, daß Sie sich zunächst mit den Scriptoren der zuerst zu bearbeitenden Partie beschäftigten. Doch überlasse ich es natürlich ganz Ihnen, wie Sie in solchen Dingen vorgehen wollen"[4]).

---

[1]) Ficker an die Frau Präsident Scheffer-Boichorst 1874 Dez. 4: In der letzten Zeit verursachten mir die Arbeiten Böhmers sehr viele Schreibereien; für die noch nicht vergebenen Arbeiten habe ich eine recht geeignete Persönlichkeit gefunden, einen Stiftsherrn von St. Florian, der früher hier studierte und doktorierte, nun aber in Wien ist, so daß mich die schriftlichen Anweisungen an ihn sehr viel Zeit kosteten.

[2]) Sickel an Ficker 1874 Dez. 2.

[3]) Ficker an Mühlbacher 1874 Dez. 4. — Als Sickel für die Diplomata-Ausgabe die sächsischen Kaiser voranstellte, wurde schließlich im Einvernehmen mit ihm die ganze Karolingerzeit in die Regesten einbezogen.

[4]) Ficker an Mühlbacher 1874 Dez. 8.

Nachdem die Sache einmal im Gang war, hielt Ficker an Dr. Mühlbacher unverbrüchlich fest, obwohl diesem mancherlei Fährlichkeiten zustießen: als er in Innsbruck die Lehramtsprüfung ablegen wollte, wies der ihm mißgünstige Professor der Philosophie [1]) seine pädagogische Ausarbeitung zurück; als seine Dissertation erschien, füllte ein protestantischer Kirchenhistoriker die Göttinger Gelehrten Anzeigen mit einer scharfen (übrigens auf falschen Voraussetzungen beruhenden) Kritik; dazu kamen Geldkalamitäten. In allen diesen Fällen beruhigte Ficker den Mühlbacher in großherziger Weise; er scherzte über den mißgünstigen Philosophen, erklärte von Zöpffel's Rezension nicht viel zu halten, gewährte auf die angefangene Regestenarbeit hin einen Vorschuß — wie einst wiederholt an Scheffer-Boichorst, nur hier mit Aussicht auf sicheren Erfolg.

Bereits saß Ficker selbst an den Regesten der späteren Staufer, worüber er im Frühjahr 1878 an Mühlbacher meldet: „Ich habe im Winter Philipp und Otto 1198—1208, dann Friedrich II. 1220—1250 vorläufig druckfertig gemacht; freilich wird noch viel nachzuarbeiten sein und für die Lücke warte ich auf Winkelmanns Darstellung. Die Einreihung der Masse undatierter Briefe machte die größte Schwierigkeit, während ich doch sah, daß sie sich nicht vermeiden läßt, da diese Briefe für die Zeit Friedrichs ziemlich die Hauptquelle sind" [2]). Er kündigt an, daß er nach Paris zu gehen beabsichtige, um das, was (der im Jahre 1871 verstorbene) Huillard für einen Supplementband gesammelt, zu benutzen, wofür er sich bei Sickel, der die Pariser Gelehrten näher kannte, Rat und eventuell eine Empfehlung an Delisle erbat [3]).

Die Reise ging zu Ostern (1878) vor sich und hatte den gewünschten Erfolg. Ficker fand manches Interessante in Huillards Nachlaß; nachdem er noch einiges für Winkelmann besorgt hatte, kehrte er sehr befriedigt von dem Umgang mit den Pariser Gelehrten nach Innsbruck zurück. Im August kam Winkelmann auf einer Reise nach Italien hier durch, wobei für die Ausgabe der Acta imperii inedita die entscheidenden Verabredungen getroffen wurden. „Ich habe ihm mein Material zur Verfügung gestellt und interessiere mich

[1]) Barach-Rappaport.

[2]) Ficker an Mühlbacher 1878 März 29.

[3]) Da Ficker in der französischen Sprache keine Geläufigkeit besaß, wies ihn Sickel auf Madame Delisle und Madame Monod hin, die des Deutschen mächtig seien. Ebenso auf Ulysse Robert, Gaston Paris, Jules Roy. Er solle auch nicht versäumen, Rozière aufzusuchen. „Grüßen Sie mir alle diese trefflichen und ernsthaften Männer." (Sickel an Ficker 1878 März 3.)

sehr dafür, daß die Sammlung möglichst vollständig wird", schreibt Ficker an Mühlbacher, der sofort für die Abschrift einiger Urkunden im Wiener Staatsarchiv in Kontribution gesetzt wird [1]).

Bereits trat eine andere Angelegenheit in den Vordergrund. Der schon seit längerer Zeit erwogene Plan, „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung" herauszugeben, sollte verwirklicht werden, und Foltz, der zum Redakteur bestimmt war, wendete sich an Ficker, um seiner Mitwirkung sich zu versichern und namentlich schon für das erste Heft einen Beitrag aus seiner Hand zu erbitten. Indem Ficker zusagte, eröffnete er eine Serie „Neue Beiträge zur Urkundenlehre", die nach und nach in den „Mitteilungen" erschienen und neu aufgetauchte Probleme besprachen: „Zeugen und Datierung" — „Ungenauigkeiten bei Angabe der Zeugen" — „Das Aufkommen des Titels Romanorum rex" [2]).

War die Mitarbeiterschaft an der Zeitschrift des Instituts, die den Bedürfnissen des Studienkreises um Sickel und Ficker entgegenkam, zunächst dem Dr. Foltz zugesichert worden, so änderte sich die Sachlage, als Foltz, noch ehe das erste Heft ausgegeben war, in den Bergen verunglückte. Denn nun wäre das Unternehmen gleich im Keime erstickt, wenn nicht in jenem Kreise ein tüchtiger Redakteur zu finden war, der in die Lücke eintreten konnte und wollte. „Wir alle halten nur Mühlbacher für geeignet", schrieb Sickel an Ficker. „Tatsächlich steht es so, daß das ganze nun schon so weit gediehene Unternehmen für jetzt mit Mühlbacher steht und fällt." Er bat Ficker um die Zustimmung, daß Mühlbacher neben der Regestenarbeit, zu der er sich verpflichtet hatte, auch die Redaktion der Mitteilungen übernehme [3]).

Mühlbacher war Privatdozent der Innsbrucker Universität [4]), als welcher er im Sommer Vorlesungen hielt, während er im Winter zu Wien an den Regesten arbeitete. Diese Arbeit mußte, wenn Mühlbacher die Redaktion übernahm, eine Zögerung erfahren. Gleichwohl glaubte Ficker, der das persönliche Interesse stets dem sachlichen unterordnete, dem Mühlbacher zur Fortführung der Redaktion, die

[1]) Ficker an Mühlbacher 1878 Sept. 17.

[2]) Mitteil. d. Inst. f. österr. Geschichtsforschung I, 19 f. II, 179 f. (mit Berichtigung II, 503). VI, 225 f.

[3]) Sickel an Ficker 1879 Okt. 28.

[4]) Mühlbacher hatte sich in Innsbruck habilitiert, weil in Wien die Schüler Sickels den Vorzug besaßen. Auch an München war gedacht worden, da dessen Bibliothek der Regestenarbeit sehr zu gute gekommen wäre — hier standen aber, wie schon Scheffer-Boichorst erfahren hatte, die „Giesebrechtler" im Wege.

er nach dem plötzlichen Tode von Foltz provisorisch übernommen hatte, zureden zu sollen: „Es wird das auch gewiß Niemand so gut machen wie Sie, und läßt sich kein anderer geeigneter Redakteur finden, so könnte darüber das junge Unternehmen zu Grunde gehen. Beim Interesse, das ich an der Zeitschrift nehme, könnte ich von dieser Seite nur wünschen, daß Sie sich dazu verständen" [1]. Er geht dann gleich in die Besprechung der Geschäfte des Redakteurs ein; es wird erörtert, wer als Mitarbeiter heranzuziehen (zunächst die ehemaligen Institutsmitglieder, denen sich die den gleichen Studien Zugewandten bald anschließen werden); auch seine Beziehungen zu italienischen Gelehrten macht Ficker dem Unternehmen dienstbar [2], dem er die Pflege der italienischen Geschichte, soweit sie zur Reichsgeschichte in Beziehung steht, ernstlich empfiehlt. Ebenso sei den einschlägigen Forschungen der Franzosen die Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er vergißt endlich nicht die Frage nach der Honorierung der Mitarbeiter, noch auch die Höhe dieser Honorierung (die für einzelne Persönlichkeiten eine erhöhte sein müßte) [3]: für seine Person verzichte er auf jegliches Honorar (was dann tatsächlich so gehalten wurde). Auch käme es darauf an, daß die Zeitschrift von der Regierung genügend unterstützt werde. Es sei ihm der Gedanke aufgestiegen, darüber an den Minister v. Stremayr zu schreiben, doch wolle er einer Aktion Sickels nicht vorgreifen. Auf diese werde das meiste ankommen [4]. Auch wäre es ihm als das angemessenste erschienen, wenn Sickel für die Zeitschrift (deren Redakteure öfterem Wechsel unterliegen konnten) seinen Namen hergegeben hätte. In Wien wurde beschlossen, Mühlbacher als Redakteur, die Lehrer am Institut als Mitwirkende zu nennen. Als Ficker den ersten Artikel an Mühlbacher einschickte, schrieb er: „Ich habe den Aufsatz lieber

---

[1]) Ficker an Mühlbacher 1879 Okt. 28. Mühlbacher müsse sich vorbehalten, die Redaktion auch von Innsbruck aus führen zu dürfen, damit seine venia legendi nicht erlösche.

[2]) Nachdem das Archivio storico Italiano angekündigt hatte, daß unter den Auspizien von Sickel und Ficker die „Mitteilungen des Instituts" erscheinen würden, wandte sich B. Capasso sofort an Ficker, um den Tausch mit der Neapolitanischen Zeitschrift einzuleiten (1880 Mai 20: „la nuova pubblicazione del chiarissimo prof. Sickel e da V. S.")

[3]) Ein wirkliches Mitglied der kaiserlichen Akademie in Wien, dem die Sitzungsberichte offen standen, sollte nach dem von der Akademie gezahlten Honorar bedacht werden (man wollte auf Familienväter ohne Vermögen u. s. w. Rücksicht nehmen).

[4]) So schrieb Ficker an Mühlbacher schon während des Provisoriums 1879 Okt. 10.

gleich gemacht, weil ich nicht weiß, ob ich, wenn ich einmal wieder bei den Regesten bin, so leicht zu einer Pause komme. Aber wenigstens auf kleine Beiträge wird man nötigenfalls bei jedem Heft meinerseits rechnen dürfen" [1]). Wie denn schon das erste Heft einige derartige Notizen Fickers veröffentlichte [2]).

Unter diesen Auspizien traten die „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung" im Jahre 1880 in die Öffentlichkeit; sie haben sich unter der kraftvollen Leitung Mühlbachers, dem Fickers Rat nie versagt blieb, zu einer der angesehensten historischen Zeitschriften Deutschlands entwickelt.

Jener Artikel, der oben erwähnt ist, behandelte „Die gesetzliche Todesstrafe für Ketzerei" [3]), von dem der Verfasser bemerkte: „Ich denke, daß mein Aufsatz ganz beachtenswerte Resultate ergeben hat, und geeignet sein dürfte, der Zeitschrift auch die Beachtung der Rechtshistoriker bestimmter zuzuwenden." Dann, nachdem er den „Ketzeraufsatz" nochmals umgearbeitet hatte: „Es hat wohl auch sein gutes, daß ich vieles nicht weiter verfolgen konnte, da sonst leicht ein Buch daraus geworden sein würde" [4]) — ein Ausspruch, der für Ficker bezeichnend ist.

Unterdessen war die Regestenarbeit so vorgerückt, daß Ficker im Oktober 1879 an Sickel und Mühlbacher den 40. Druckbogen übersenden konnte. Im Frühjahr hatte er noch eine Reise nach Marseille unternommen, da ihm bekannt geworden war, Arndt habe aus einer Marseiller Handschrift eine einzelne, besonders wichtige Verordnung Friedrichs II. abgeschrieben, ohne doch die Handschrift vollständig ausgenutzt zu haben. Ficker berichtet: „Vom Vorsteher des Archivs, Louis Blancard, in der denkbar liebenswürdigsten Weise aufgenommen und aufs bereitwilligste bei meinen Arbeiten unterstützt, ließ mich die Ausbeute meinen Entschluß in keiner Weise

---

[1]) Ficker an Mühlbacher 1879 Okt. 27.

[2]) Instruktion für Archivare aus dem 14. Jahrhundert. Mitteilungen I, 121 f. Verordnung gegen Mißbräuche an der Universität zu Neapel von 1339. Ebendort 123 f.

[3]) Mitteil. d. Inst. I, S. 177 f., vgl. 430 f., ferner Fickers Besprechung von Julien Havet, L'hérésie et le bras séculier au moyen âge jusqu'au treizième siècle, Mitteil. II, 470 f.

[4]) Ficker an Mühlbacher 1879 Nov. 19. — Die Schrift Fickers interessierte in der Tat sofort die Kanonisten (die ja an der Verbrennung von Ketzern zunächst beteiligt sind). R. Dove erbat sich zwei Separatabdrücke, einen für sich, den anderen für die neugegründete Gesellschaft für Kirchenrechtswissenschaft in Göttingen. (Dove an Ficker 1880 Dez. 17.)

bereuen“ [1]). Er brachte für die „Acta imperii“ interessantes Material mit, während sich andererseits vieles ergab, was Ficker für die von ihm noch immer beabsichtigte Veröffentlichung von Urkunden zur italienischen Geschichte zurückhielt, oder bei dem er sich mit Auszügen für die Abteilungen der Päpste und Reichssachen seiner Regesten begnügte [2]).

Auf diese Reise beziehen sich zwei Notizen im ersten Hefte der Mitteilungen, die schon erwähnt sind. Sie sind dem Cartularium Neapolitanum entnommen, das königliche Verordnungen des 13. und 14. Jahrhunderts enthielt und für die Geschichte Friedrichs II. und Manfreds reiche Ausbeute darbot, die Winkelmann freudig in Empfang nahm. Anderes für die Diplomatik oder die Kenntnis der Gesetzgebung im sizilischen Königreiche hatte Ficker nebenbei kopiert, was der Zeitschrift Mühlbachers zu Gute kam.

Da Ficker auf der Rückreise von Marseille her die Riviera berührte, nahm er die Gelegenheit wahr, das Archiv des Städtchens Albenga zu durchforschen, worüber er dem Leserkreise der „Mitteilungen“ Nachricht gab [3]). In Genua wurde eine Reihe von Stücken kopiert, die er bei früherer Gelegenheit nur notiert hatte.

Auf Manches kam er im Laufe der Regestenarbeit in den „Mitteilungen“ zu sprechen, weil er das Werk nicht überlasten wollte, wenn der Hinweis auf einen vorher publizierten Excurs genügte. So schrieb er, da er die Märsche Friedrichs II. näher verfolgte, über „Die Alpenstraßen per Canales und per Montem Crucis“ [4]), worin nicht nur der Historiker, sondern auch der erfahrene Alpinist gegenüber den blos theoretischen Skribenten zum Worte kam. Ein anderer Beitrag betraf „Früheste Erwähnungen Friedrichs des Streit-

---

[1]) Ficker an Mühlbacher 1879 Mai 18 (aus Genua): „Mit meiner Ausbeute in Marseille bin ich sehr zufrieden. Wie ich schon Sickel schrieb, scheinen mir mehrere Stücke besonders wichtig, um den Geschäftsgang der sizilischen Kanzlei kennen zu lernen, von dem sich der anderer Kanzleien kaum sehr viel unterschieden haben wird. Auch unbekannte Diplome Friedrichs I. und II. haben sich noch gefunden.“ ... Vgl. Acta imp. inedita n. 988—1007.

[2]) Ficker in der Vorrede zu den Regesten V, Seite L.

[3]) Mitteilungen des Instituts I, 431 f. Ficker an Mühlbacher in dem früher zitierten Briefe (aus Genua): „Auf dem Wege hieher habe ich nur 2 Tage in Albenga gearbeitet, einem höchst interessanten kleinen Nest mit 1015 wohlgeordneten Pergamenturkunden; die Diplome Otto IV. und Friedrich II., die ich dort vermutete, fanden sich allerdings nicht, da sie im vorigen Jahrhundert nach Wien gebracht sein sollen; aber ich wurde durch viele Stücke von Reichsbeamten Friedrichs II. entschädigt.“ ...

[4]) Mitteilungen I, 298 f.

baren" [1]), in dem auch über die Stellung Walthers von der Vogelweide zum Hof der Herzoge von Österreich (als Erzieher des jungen Friedrich?) die Rede ist, was in Innsbruck interessieren mußte, seit Ignaz Zingerle für die tirolische Herkunft Walthers von der Vogelweide mit Feuereifer eintrat, bis das schöne Denkmal Walthers (von H. Natters Meisterhand) den großen Platz zu Bozen schmückte: einer Agitation, der Ficker dem Freunde zulieb mit Wohlwollen, wenn auch ein wenig ironisch gegenüberstand [2]). — Der junge Herzog Friedrich, gleichalterig mit dem Kaisersohne Heinrich (VII.), hielt sich eine Zeitlang am Hofe zu Köln auf, wo Erzbischof Engelbert, der Heilige, dessen Leben Ficker beschrieben, als Reichsverweser waltete. Die Freundschaft der Knabenzeit würde erklären, daß Herzog Friedrich 1235 dem jungen Könige treu blieb, als dieser mit seinem Vater zerfiel. Bekanntlich hängt dies mit den Schwierigkeiten zusammen, daß der kaiserliche Oberherr von seinem sizilischen Erblande aus das Reich regierte. Er hatte sich der Treue des Sohnes durch allerlei Mittel zu versichern gesucht, worüber Ficker in einem anderen Aufsatze handelt: „Das Schreiben König Heinrichs (VII.) an den Papst vom 10. April 1233" [3]). Kaiser Friedrich II. stützte sein Regiment dem Sohne gegenüber auf die Fürsten und den Papst. — Und da Ficker durch diese Erörterungen auch der rheinischen Geschichte wieder näher gekommen war, schrieb er noch einen Artikel „Zur Grundsteinlegung des Domes zu Köln" [4]), worin darauf hingewiesen wurde, daß König Wilhelm von Holland an der am 15. August 1248 erfolgten Grundsteinlegung keineswegs beteiligt gewesen sei (was 1880 in der Urkunde, die man in den Knauf der Kreuzblume des vollendeten Domes einfügte, behauptet worden war).

In dieselbe Zeit führt der Aufsatz „Über eine irreleitende Datierung aus der Zeit der Mongolengefahr [5]), worin es sich um die Vorkehrungen handelt, die 1241 im Reiche gegen die Mongolen ge-

---

[1]) Mitteilungen I, 303 f.

[2]) Ficker erörterte die vorgebrachten Argumente in einem kleinen Artikel „Zur Waltherfrage", den der „Bote f. Tirol u. Vorarlberg" 1875 S. 169 brachte, und den Ign. Zingerle wiederholt abdrucken ließ. — An Mühlbacher schreibt Ficker, nachdem er verschiedene kleinere Mitteilungen eingesendet hatte (1880 Febr. 17): „Den Beitrag 3: erste Erwähnungen Friedrichs des Streitbaren, möchte ich weniger gern zurückgestellt sehen, da in demselben ein Knochen für die Waltherschwindler abfällt, auf den dieselben bereits warten." Das geht auf Ign. Zingerle und ist mit freundlicher Ironie gemeint.

[3]) Mitteilungen I, 606 f.

[4]) Mitteilungen II, 111 f.

[5]) Mitteilungen II, 103 f.

troffen wurden, als der Erzbischof von Mainz Reichsverweser war und jene Gefahr auf einem Fürstentage in Merseburg zur Sprache kam; damit werden die Kriegsvorschriften, die in einer Innsbrucker Handschrift [1]) unmittelbar auf ein Schreiben des Kaisers vom 20. Juni folgen, in Zusammenhang gebracht.

Aus „Geldrischen Urkunden im Hausarchive in München“ [2]) werden verschiedene Daten des 13. Jahrhundert rektifiziert; im Anschlusse an die Vollendung des Stumpf'schen Werkes „Notariatsakte über Handlungen Kaiser Heinrichs VI.“ besprochen [3]).

Außer der Reihe steht ein interessantes Stück, das Ficker 1876 in Neapel abgeschrieben hatte: „Ausstattung einer apulischen Braut im zwölften Jahrhunderte“ [4]), dessen technische Ausdrücke zu erklären der Geograph Franz von Wieser und der Romanist Adolf Mussafia herangezogen wurden. — Auf das Gebiet der spanischen Diplomatik führte die genauere Prüfung des den König Alfons betreffenden Abschnittes in Schirrmacher's „Geschichte Kastiliens im 12. und 13. Jahrhundert.“ Der Aufsatz „Abwesende Zeugen kastilischer Königsurkunden“ [5]) weist nach, daß verschiedene nichtspanische Große, die in den Urkunden als Zeugen genannt sind, gleichzeitig auswärts weilen, was Schirrmacher nicht beachtet hatte. Dazwischen kam die eingehende Abhandlung über „Fürstliche Willebriefe und Mitbesiegelungen“ [6]), die einer weniger zutreffenden Behandlung desselben Themas durch K. Lamprecht (in den Forschungen zur deutschen Geschichte) ihre Entstehung verdankt: „das Material wird ziemlich vollständig sein; die Anordnung wünschte ich vielfach anders, konnte mich aber doch nicht entschließen, den größten Teil des Aufsatzes noch einmal umzuschreiben“ — urteilt der Verfasser in einem Briefe an Mühlbacher [7]).

Da die Zahl der kleinen Regesten-Nebenarbeiten sich häufte schlug Ficker der Redaktion vor, eine Anzahl derselben zusammenzufassen unter dem Titel: „Erörterungen zur Reichsgeschichte des 13. Jahrhunderts“, die durch mehrere Hefte laufen könnten. Es ließe sich in den Regesten bequem verweisen: vgl. Erörterung III u. s. w.

---

[1]) Vgl. Böhmer bei Janssen II, 244 (Böhmer untersuchte diese Handschrift im Jahre 1836). Reg. imp. V n. 3210.

[2]) Mitteilungen III, 304 f.

[3]) Mitteilungen V, 313 f.

[4]) Mitteilungen II, 455 f.

[5]) Mitteilungen III, 436 f. Vgl. ebenda VII, 165 die Notiz „Zum Kanzleramte“.

[6]) Mitteilungen III, 1—62.

[7]) Ficker an Mühlbacher 1881 August 6. (Vgl. oben S. 260 und 273.)

Die erste dieser Erörterungen handelt „Zur Vermittlung der deutschen Fürsten zwischen Papst und Kaiser 1240“ [1]) — mit dem „höchst beachtenswerten Ergebnisse, daß die Schreiben, durch welche viele deutsche Fürsten im Frühjahre 1240 den Papst zur Herstellung des Friedens mit dem Kaiser aufforderten und zu diesem Zweck den Deutschordensmeister Konrad bei ihm beglaubigten, zum großen Teil in Anwesenheit K. Konrads ausgestellt sind.“

Auch die beiden folgenden Erörterungen beziehen sich auf die Geschichte K. Konrads; II. „Die Provinzialkonzilien zu Mainz 1239 und 1243“ [2]), III. „Die angeblichen Heerfahrten König Konrads 1251“ [3]). Es folgte Erörterung IV. „Manfreds zweite Heirat und der Anonymus von Trani“ [4]), worüber Ficker schreibt: „Diese dürfte das meiste Interesse erregen, da danach die nie bezweifelte Echtheit des Anonymus wohl nicht mehr aufrecht zu erhalten sein wird“ [5]). V. „König Manfreds Söhne“ [6]), worin die Schicksale der letzten Nachkommen Kaiser Friedrichs II. besprochen werden. Die Erörterung VI. „Konradins Vermählung“ [7]) bot einige Schwierigkeiten dar, wie der Verfasser an Mühlbacher berichtet: „es handelt sich schon um die vierte Ausarbeitung, da ich sah, daß es dabei mehr auf die Bereinigung gewisser Vorfragen, als auf die Beurteilung des Einzelfalls ankam. Ich hoffte jenes im Aufsatz selbst abmachen zu können. Aber die Vorstudien dehnten sich immer weiter aus; bei der dritten Ausarbeitung sah ich bald, daß es nicht möglich sei, alles in diesen Rahmen unterzubringen“. Er berühre jetzt die Vorfragen nur so weit, als der Einzelfall das nötig macht. „Das übrige denke ich zu einem Aufsatz über fürstliche Eheschließungen im 13. Jahrhundert zu verwenden, der für die Geschichte des Eheschließungsrechtes überhaupt von Interesse sein dürfte, da ich auf Sachen gekommen, welche weder Sohm noch seine Gegner genügend beachtet haben. Es wird der Arbeit nicht schaden, wenn ich mit der Veröffentlichung noch einige Zeit warte.“ Im folgenden Jahre würde der

---

[1]) Mitteilungen III, 337 ff.

[2]) Mitteilungen III, 347 ff.

[3]) Ebenda III, 350 ff. Ficker an Mühlbacher 1882 Jan. 1: „Soeben habe ich die Aufsätze über Konrad vollendet.“

[4]) Ebenda III, 358 ff.

[5]) Ficker an Mühlbacher 1882 Jan. 16. — B. Capasso schrieb an Ficker 1882 Mai 30: „L'esame dell'autenticità dell'Anonimo di Trani è un argomento che interessa moltissimo i cultori della nostra storia.“ Er bittet um die Erlaubnis, den Aufsatz für das Archivio della Società Napolitana di Storia patria übersetzen zu dürfen.

[6]) Mitteilungen IV, 5 ff.

[7]) Ebenda IV, 5 ff.

Aufsatz zu Diensten stehen. „Aber er könnte leicht so ausgedehnt werden, daß er zu viel Raum beanspruchte, und ich könnte ihn dann auch, ohne das vorzuziehen, der Akademie geben“ [1]). Man weiß, daß aus diesem Exkurs ein umfangreiches Werk hervorging, dem weitere „Untersuchungen zur Rechtsgeschichte“ folgten [2]).

Die Erörterung VII behandelt den „Verzicht Königs Alfons auf das Kaiserreich“ [3]), worin die Darstellungen von Busson und Schirrmacher berichtigt werden. Über Schirrmacher's Geschichte Castiliens wird ungünstig geurteilt, obwohl sie wegen des entlegenen Materials der deutschen Forschung sehr nützlich sein konnte; anstatt dessen habe Schirrmacher alles in Verwirrung gebracht. „Ich bin hier“ — schreibt Ficker aus München — „vor allem daran, die englischen und spanischen Sachen für Richard und Alfons zu erledigen und werde dann den Aufsatz über des Alfons Verzicht aufs Reich noch hier oder gleich nach meiner Rückkehr schreiben.“ Er sehe, — heißt es später — daß er mit bloßen Notizen aus den spanischen Werken nicht ausreichen würde, sondern den Alfons überhaupt hier arbeiten müsse [4]). — Indem Winkelmann die Übersendung dieser Aufsätze quittiert, bringt er zum Ausdruck, daß dieselben ihm immer höchst belehrend und anregend seien; nur befürchte er, daß die scharfen Bemerkungen über Schirrmacher an dieser Stelle nicht die wünschenswerte Verbreitung fänden [5]).

Damit endet die zweite Serie der „Erörterungen“. Die dritte beginnt mit einem Exkurse zu den Jahrbüchern der deutschen Geschichte, die Winkelmann für diese Zeiten schrieb, nicht ohne wegen einzelner Punkte mit Scheffer-Boichorst, einem grimmen Kritiker, in Konflikt zu geraten. Der Exkurs ist dadurch veranlaßt, daß Ficker in München ein sehr interessantes dahin gehöriges Stück gefunden hatte: VIII. „Die päpstlichen Schreiben gegen Kaiser Otto IV. von 1210 und 1211“ [6]). Ferner IX. „Der Einfall Reinalds von Spoleto in den Kirchenstaat 1228“ [7]), eine Revision gewisser Ausführungen in den Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens, insoweit

---

[1]) Ficker an Mühlbacher 1882 April 29. Vgl. „Untersuchungen zur Erbenfolge der ostgermanischen Rechte“ I, Vorrede S. VIII f.

[2]) Vgl. Voltelini unten in Kap. 21.

[3]) Mitteilungen IV, 25 ff.

[4]) Ficker an Mühlbacher 1881 Nov. 18 und Dez. 18.

[5]) Winkelmann an Ficker 1882 Dez. 9.

[6]) Mitteilungen IV, 337 ff. Hiezu Ficker an Mühlbacher 1883 Jan. 10.

[7]) Ebenda IV, 351 ff.

reichlicheres Quellenmaterial vorlag, auch topographisch von Interesse [1]); für die Beurteilung des Verhältnisses Kaiser Friedrichs II. zu den Päpsten von grundlegender Bedeutung.

Die Reihe der Erörterungen schließt X. „Die Ernennung Erzbischof Konrads von Köln zum päpstlichen Legaten 1249“ [2]), wo wie Ficker bemerkt, alles so konfus, daß er mit Regestenanmerkungen nicht durchkam.

Außer den erwähnten Aufsätzen und Erörterungen erschien in den „Mitteilungen“ noch die topographische Untersuchung über „Konradins Marsch nach dem Palatinischen Felde“ [3]) — eine Perle in ihrer Art. Der Verfasser geht in auch methodisch beachtenswerter Weise aus von der Römerstraße, der Via Valeria, die dies Gelände durchzieht, berücksichtigt die mittelalterlichen Verkehrs- und Marschverhältnisse, die Abzweigungen von der Heerstraße, die Kastelle der Gegend, die Berge und ihre Benennung. Konradin verließ auf seinem Vormarsche von Rom her, da Karl von Anjou bei Scurcola ihn erwartete, die Hauptstraße und bog das Tal der Mura hinauf in der Richtung über Pietrasecca, Uppa, Castelvecchio ein, um bei Torano das Tal des Flusses Salto zu erreichen. Von hier aus den Salto aufwärts marschierend, kam man zur Brücke über einen Gießbach, der am Fuße der Bergkuppe, auf der Alba [4]) lag, dem Salto zufloß. Hier „ad pontem prope Albam“ entbrannte die Schlacht, die für Konradin verhängnisvoll werden sollte.

Die Örtlichkeit, wo vorher Konradin sein Lager hatte, wird bestimmt „inter Sculculae et Carchii (var. Taucii) montes“, was Ficker mit dem auf den neueren Karten vorkommenden M. Carce zusammenstellte. Karl von Anjou aber erreichte den Feind „de pratis Ovinuli

---

[1]) Darüber korrespondierte Ficker mit Winkelmann. Dieser antwortete 1882 Dez. 12: Wegen der Örtlichkeiten bei Reinalds Einfall 1228 kann ich keine Auskunft geben, da ich für diese Gegenden keine Spezialkarte habe . . .

[2]) Mitteilungen IV, 397 ff. Hiezu Ficker an Mühlbacher 1883 Febr. 19.

[3]) Mitteilungen II, 513 ff.

[4]) Alba Fucens, beigenannt von dem lacus Fucinus, als latinische Kolonie nach Unterwerfung des Aequerlandes im Jahre 304 v. Ch. begründet. Als Soldatenbezeichnung findet man auch „Albanus Aeq(uiculis)“ angegeben. Vgl. „Der römische Limes in Österreich“ I. 143 f. Sonst waren die Aequiculi der Rest der Aequer, die autonome Gemeindeverfassung (neben den Kolonien Carsioli und Alba) besaßen. Die Landschaft der Aequicoli heißt im „Registrum Farfense“ (dessen Ausgabe noch nicht vorlag) entweder Cicolanum, Cecolanum, Ciculanum (heute Cicolano) oder „in Eciculis“. In den Schlachtberichten Karls von Anjou 1268 (mit französischer Aussprache) Siculi oder Cicli (was Ficker nicht erkannte).

secus lacum Fucini et villam Avaceni (Avezzano) .... procedens," wo Ficker das Ovinulum mit dem heutigen Ovindoli glich — in ebenso vorsichtiger wie überzeugender Weise. Dazu zeichnete Ficker eine Karte, welche die ganze Gegend anschaulich darstellt, die Wege und die Höhenverhältnisse genau berücksichtigend, wie es eben nur ein Hochtourist, der mit den genauesten Karten umzugehen versteht, tun kann[1]). „Die Untersuchung — schreibt der Verfasser allzu bescheiden an Mühlbacher[2]) — dreht sich durchaus um topographisches Detail, von dem ich bezweifle, ob es für andere auch nur annähernd dasselbe Interesse hat wie für mich. Die Arbeit hat lediglich kriegsgeschichtliches Interesse." Aber dieses in vollem Maße; sie kann für topographische Untersuchungen überhaupt als musterhaft gelten.

Gleichwohl erhob sich gegen die Darlegung Fickers ein Gegner in der Person eines Militärschriftstellers, des Generals a. D. Georg Köhler, der sich die Schlacht bei Alba (oder Scurcola oder Tagliacozzo) anders zurechtgelegt hatte, auf Grund dessen er weder den M. Carce noch Ovindoli gelten lassen wollte. Er schickte eine Entgegnung ein, worin er sich starke Blößen gab, indem er z. B. in einer nachträglich zugefügten Note den Matteo Spinelli di Giovenazzo als vertrauenswürdige Quelle benützte, auch davon nicht abging, als Ficker ihn durch die Redaktion aufmerksam machen ließ[3]). Ferner hatte sich Ficker das bezügliche Blatt der italienischen Spezialkarte verschafft und sich überzeugt, daß Köhler den König Karl mit seinem ganzen Heer auf Steigen hin und her ziehen lasse, die für einen einfachen Fußgänger nicht unbedenklich sein dürften; was er der Darlegung des Generals entgegensetzte[4]). Er glaubte die Gelegenheit

---

[1]) Diese Karte, mit der er sich 14 Tage abplagte, ist nach F. v. Wiesers Urteil vollkommen gelungen. Er hatte sich die italienische Generalstabskarte kommen lassen, auch ältere Karten benützt. An Mühlbacher schrieb Ficker 1880 Nov. 17: „Die Zeichnung der Karte, bei der es sich wesentlich nur um Vermittlung der Kenntnis der Lage der Orte, nicht um genauere Ausführung des Terrains handelt, hoffe ich in Auffrischung alter Fertigkeit wohl selbst machen zu können." ...

[2]) Ficker an Mühlbacher 1881 Jan. 21.

[3]) Ficker an Mühlbacher 1883 Juni 5: „Recht arge Mißgriffe des Gegners wären ja an und für sich ganz erwünscht. Aber es scheint mir doch ritterlich zu sein, wenn Sie Köhler mitteilten, daß Matteo Spinelli (di Giovenazzo), um den es sich in seiner Note handelt, jetzt allgemein als Fälschung anerkannt sei und ob er deshalb nicht lieber auf die Zufügung der Note verzichten wolle."

[4]) Die Entgegnung Köhlers und die Replik Fickers in den „Mitteilungen" IV, 552 ff.

wahrnehmen zu sollen, „einmal auf die allgemeine Frage einzugehen, inwieweit denn bei solchen Dingen gerade nur dem Militär ein Urteil zustehe." Es sei nicht der Köhler im besonderen, sondern der Köhler im Allgemeinen ins Auge zu fassen [1]).

Der General gab nicht nach, sondern publizierte noch einen Vortrag „Zur Schlacht von Tagliacozzo", den er in der historischen Sektion der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur zu Breslau gehalten hatte; mit verschiedenen Anwürfen gegen den „Innsbrucker Historiker" und die Redaktion der Mitteilungen, worauf Antwort und Aufklärung nicht ausblieb [2]), auch das Stillleben des Breslauer Vereins und das Vorgehen des Vorstandes (E. Reimann) von Mühlbacher in gelungener Weise persifliert wurde.

Dafür erhielt der General Sukkurs durch einen Rezensenten im „Literarischen Zentralblatt", der sich die Sache allerdings sehr leicht gemacht hatte — wie eben Rezensionen öfter zu entstehen pflegen. Ficker erwiederte; es ergab sich, daß ein sonst gut angeschriebener Historiker, Otto von Heinemann in Wolfenbüttel, jene leichtfertige Rezension geliefert hatte. Er behielt im Zentralblatt das letzte Wort, ausweichend und prätentiös [3]).

Das stellte Ficker in einem weiteren Aufsatz „Zur Charakteristik literarischer Kritik" [4]) fest — um durch nähere Beleuchtung des Falles das seinige beizutragen zur Beseitigung eines Unfuges, der den literarischen Verhältnissen Deutschlands gewiß nicht zur Ehre gereiche [5]).

---

[1]) Ficker an Mühlbacher 1883 Juni 27 und 30.

[2]) Vgl. Mitteilungen V, 349 f.: In Sachen der Redaktion und J. Fickers gegen G. Köhler.

[3]) Vgl. Literarisches Zentralblatt 1885 Nr. 3 und 5.

[4]) Mitteilungen VI, 375—384. Ficker an Mühlbacher 1885 Jan. 6: „v. H. ist mit beispielloser Unvorsichtigkeit vorgegangen. Ich kann nachweisen, daß er die Rezension geschrieben, ohne auch nur zu wissen, worauf die ganze Kontroverse hinauslief. Eine ganze lange Stelle hat er fast wörtlich nach Reimann in Köhlers Vorrede abgeschrieben, inkl. der Dummheit, Bernhardi habe erwiesen, daß Matteo ein Fälscher sei, während er doch der Gefälschte ist u. s. w."

[5]) Die weitere Polemik gegen Köhler besorgte Busson, der die Schlacht bei Alba in der Deutschen Zeitschrift f. Gesch. IV, 275 ff. behandelte, und M. Baltzer, der das einschlägige Werk von Delpech, La tactique au XIII siècle und Köhlers größere Arbeit über die Entwicklung des Kriegswesens rezensierte. Vgl. Mitteil. d. Inst. VII, 489 f. Histor. Zeitschrift 57, 458 f. Winkelmann, Deutsche Literaturzeitung 1884 April 26, und Mitteil. d. Inst. VII, 652 f. (über Ovinulum). Sackur in der Hist. Zeitschrift 1895 (75) S. 93 f., 1896 (76) S. 383 (über Eciculi = Cicolano). Endlich Hampe, Geschichte Konradins von Hohenstaufen (1894) S. 277 ff.

Diese „Köhlerei", wie sie Ficker schließlich nannte, ist um so bemerkenswerter, als er sich sonst aus Kritiken nichts machte. Seine Freunde waren über den Eifer, mit dem Ficker ins Zeug ging, um so mehr erfreut, als sein körperliches Befinden durch längere Zeit Besorgnisse eingeflößt hatte. Aber der Gedanke, daß die „Mitteilungen" ihm unbeschränkten Raum gewährten, veranlaßte ihn einmal ein Exempel zu statuieren. Ebenso wies er einen unbesonnenen Angriff von Max Handloike zurück in einer Rezension von dessen Schrift über die lombardischen Städte [1]), worin der alte Streit mit Sybel wieder aufgewärmt war, als ob durch denselben Fickers Urteil getrübt worden wäre. Ficker hatte seinen Standpunkt scharf genug präzisiert; er wünschte aber nicht, daß man immer wieder darauf zurückkomme. G. Waitz suchte auch diesmal zu begütigen [2]).

So viel über Fickers Beteiligung an den ersten Bänden der „Mitteilungen". Er hat auch später in keine andere Zeitschrift geschrieben. Vielmehr gab er den Anstoß, als eine überschüssige Fülle von Material zusammenkam, namentlich auch seitens der Mitarbeiter an den „Diplomata" und den Regesten, daß Ergänzungsbände ausgegeben würden. Indem er auf jenes einst von Böhmer geplante Unternehmen hinwies [3]), vermochte er die Testamentsexekutoren in Frankfurt a. M. für diese Ergänzungsbände aus den Böhmer'schen Fonds eine bestimmte Summe zu gewähren, deren Verwaltung er auf sich nahm.

Unterdessen wurden auch die Regesten der späteren Stauferzeit in überraschend schneller Folge [4]) der Öffentlichkeit übergeben: Lie-

---

[1]) Mitteilungen V, 479 f. Vgl. M. Handloike, Die lombardischen Städte unter der Herrschaft der Bischöfe und die Entstehung der Kommunen (Berlin 1883), S. 89.

[2]) Handloike (Hilfsarbeiter bei Ranke) starb bald darauf. Dies nahm Waitz zum Anlaß, an Ficker zu schreiben: „Er war ein fleißiger, dem Wesen nach anspruchsloser, bescheidener junger Mann. Wie er zu dem so verkehrten Ausfall gegen Sie gekommen, ist mir kaum begreiflich ... Dies nur, damit Sie ihm nicht ein zu ungünstiges Andenken bewahren." ... (Waitz an Ficker 1885 März 29.) Es war der letzte Brief, den Waitz (gest. 1886 Mai 24) an Ficker gerichtet hat.

[3]) Vgl. das Vorwort zu Ergänzungsband I (1885). Oben S. 378.

[4]) E. Winkelmann an Ficker 1878 Jan. 9: Ich bin allerdings sehr von dem raschen Fortschreiten Ihrer Regesten überrascht und fühle schmerzlich, wie sehr ich an Arbeitskraft hinter Ihnen zurückstehe. Ich könnte einfach aus physischen Gründen ähnliches gar nicht unternehmen. Trotz alledem scheint es mir fast unmöglich, daß Sie in 6 Wochen, wie Sie denken, Friedrich 1234 bis 1250 absolvieren: da kommt gerade die Menge undatierter Stücke aus Petrus de Vineis etc., die doch eingereiht sein sollen, was vielfach nicht ohne beson-

ferung 1. im Jahre 1879, 2. im Jahre 1881, 3. im Jahre 1882. Die beiden ersten Lieferungen (Otto IV, Philipp, Friedrich II. enthaltend) bildeten (da das ganze Werk nicht in einem Bande zu bewältigen war) die Abteilung I, die mit „Vorbemerkungen zur neuen Ausgabe" ausgestattet wurde (datiert vom November 1880) [1]).

In diesen Vorbemerkungen setzt sich Ficker mit den Anschauungen Böhmers über Kaiser Friedrich II. auseinander [2]), in einer Weise, die für die Geschichte der Historiographie von epochemachender Bedeutung ist.

Böhmer war von den Anschauungen der Romantiker und namentlich des von ihm hochverehrten Josef von Görres ausgegangen, als ob in den Kämpfen zwischen Kaisertum und Papsttum immer die Kirche im Rechte gewesen sei. In Folge dessen war die Darstellung Kaiser Friedrichs II. sehr einseitig ausgefallen, umsomehr als Böhmer es nie über sich brachte, „sine ira et studio" zu schreiben, sondern immer lebhaft die Partei ergriff, die er im Rechte glaubte. Die wissenschaftliche Überzeugung war bei ihm zugleich Herzenssache.

Ficker bemerkt, daß er in Folge der großen Autorität, die Böhmer auf ihn ausübte, zunächst sich ganz seiner Leitung anvertraut hatte, bis er bei seinen italienischen Forschungen mehr und mehr zu Abweichungen sich veranlaßt sah (während in der Beurteilung der deutschen Angelegenheiten solche sich als weniger notwendig erwiesen). Auch sei ihm ein Aufsatz, den O. Lorenz im Jahre 1864 in der Historischen Zeitschrift über Friedrich II. veröffentlichte [3]), von jeher beachtenswert erschienen, weil er auf eine richtige Fragestellung hinlenkte [4]), wenn er auch im Einzelnen nicht das Richtige traf.

---

dere Untersuchungen möglich sein dürfte. Aber Sie wollen dann auch sogleich 1198—1250 edieren und das scheint mir doch nicht rätlich. Gerade weil Ihre Regesten für viele Jahre wieder dienen, dürfte es sich empfehlen, mit der Publikation 1 bis 2 Jahre zu warten, um dann bei den einzelnen Stücken auch die Ausgabe, die ich inzwischen besorgen werde, zitieren zu können." . . .

[1]) Vgl. das Referat über Abt. I von E. Winkelmann in der Hist. Zeitschrift 46, S. 489 f. Die dritte Lieferung (Heinrich VII., Konrad IV., Manfred, Conradin, Heinrich Raspe, Wilhelm, Richard, Alfons, Die Kaiserinnen und Königinnen) ist ebenda 51 S. 104 f. von L. Quidde besprochen.

[2]) Regesta imperii V, 1, S. XI—XXXIII.

[3]) Der Aufsatz ist (aus Hist. Zeitschrift Bd. 11) von O. Lorenz 1877 in seine Gesammelten Aufsätze aufgenommen.

[4]) O. Lorenz bemerkte: „Wenn auch zugestanden werden müßte, daß Friedrich II. keineswegs ein Muster eines sogenannten ehrlichen Dutzendpolitikers gewesen sei, wenn man etwa auch manche nicht unabsichtlich eingeschlagene Nebenwege, viele zweideutige Handlungen und endlich eine Reihe

Ficker entwickelt den Standpunkt Friedrichs II. Dieser strebte danach in seinem sizilischen Erbreich, das allein ihn persönlich interessierte, die alte Autorität der Krone, wie sie unter den Normannischen Königen bestanden hatte, wiederherzustellen, namentlich die Gerechtsame, die nach den mit den Päpsten geschlossenen Konkordaten der Krone gegenüber den Bischöfen zustanden (Gerechtsame, die später als Monarchia Sicula weiter geblüht haben). Diese Konkordate hatte Innozenz III. während des großen Wirrwarrs nach 1198 im Einvernehmen mit der Kaiserin Konstanze kassiert. Friedrich II. nahm sie wieder in Anspruch, da damals überhaupt kein Rechtszustand existiert habe — so oft die Päpste dagegen eine Einwendung im Interesse der „Freiheit der Kirche" wagten [1]), wurde Friedrich erregt, wie nie, wenn es sich um eine deutsche Angelegenheit handelte; in Deutschland gab er der Kurie überall nach, indem er die seit Heinrichs VI. Tode erwachsenen Zustände als rechtlich begründet anerkannte. Ebenso in Reichs-Italien. Er erklärte sich nicht gegen die Rekuperationen; in Oberitalien, wo die Kommunen die Reichsgewalt einfach ignorierten, zeigte er sich lässig bis zu dem Momente, wo er persönlich beleidigt worden war, sie seine Anhänger mit Krieg überzogen und mit seinem rebellischen Sohne ein Bündnis schlossen.

Da trat Friedrich dann allerdings scharf auf und griff durch. Als die Kurie die Sache der Lombarden zu der ihrigen machte, erwiderte er die Feindseligkeiten. Erst von da an (seit 1235) stellte sich der Kaiser umfassendere Ziele, hat er eine ähnliche Ordnung der staatlichen Zustände wie in Sizilien auch in Oberitalien und nach seinem Bruche mit dem Papste in ganz Italien durchzuführen, ein einheitliches Staatswesen auf der Halbinsel zu organisieren versucht.

Gerade die Herstellung einer kräftigen Staatsgewalt nördlich wie südlich vom Kirchenstaate glaubte aber die päpstliche Kurie nicht dulden, zur Verhütung dieses Zweckes Friedrichs jedes Mittel an-

---

von Überhebungen, auch wohl sehr menschlichen Täuschungen und von tiefen persönlichen Schatten des Charakters entdecken würde, so leuchtet doch ein, daß damit nicht das mindeste über die Gerechtigkeit seiner Sache und über die Frage gesagt wäre, ob er überhaupt anders vom Standpunkte der sittlichen Forderungen des Staatslebens hätte handeln können und sollen."

[1]) Vgl. E. Winkelmann, Bischof Harduin von Cefalù und sein Prozeß. Eine Episode aus dem Leben Kaiser Friedrichs II. Ergänzungsband 1 der „Mitteilungen" S. 298 ff.



wenden zu dürfen. Ficker betont, daß beim Ausbruch des entscheidenden Kampfes zwischen Kaiser und Papst nicht Friedrich, sondern Papst Gregor IX. der Angreifer gewesen sei. „Er ist es gewesen, der den Kampf zuerst auf das Gebiet der materiellen Machtmittel übertrug, in der Lombardie als der eigentliche Kriegsherr erscheint, indem sein Legat sich an die Spitze der feindlichen Heere stellt, der sich den Seestädten (Venedig und Genua) zu bewaffneter Hilfe für einen Angriff auf das Königreich (Sizilien) verpflichtet, überall Aufstände gegen den Kaiser veranlaßt und fördert. Dann erst hat auch der Kaiser die Besitzungen des Herrschers des Kirchenstaates, seines Rivalen bei der weltlichen Herrschaft über Italien, angegriffen und in seine Gewalt gebracht." Und als dann Gregor IX. fast hundertjährig starb (1241) und Innozenz IV. an seine Stelle trat (1243), war es wieder die Kirche, welche die Waffenruhe brach, und zwar nicht wegen religiöser Fragen, sondern wegen der Herrschaft über Italien. Denn Friedrich wäre zu den größten Opfern auf kirchlichem Gebiete bereit gewesen, wenn man nur dem nicht zu nahe trat, was er als Recht und Ehre des Reiches bezeichnete, wenn man die Unterwerfung der Lombarden nicht hinderte.

Besonders interessant ist, was Ficker über die Aussichten des Kaisers in seinem Kampfe gegen die Kirche sagt. Während man denselben bisher von Anfang an als aussichtslos betrachtet hatte, weil Friedrichs Ansichten und Ziele keinen Halt in den Anschauungen seiner Zeitgenossen gefunden hätten [1]), betonte Ficker, daß der Kaiser sich auf weltverbreitete, mit den eigenen zusammenfallende Bestrebungen stützen konnte. Der Abfall vom Kirchenglauben hatte in dieser Zeit nicht bloß im südlichen Frankreich, wo ja die Albigenser viele Jahre den zahlreichen Kreuzheeren und der Macht Frankreichs widerstanden, sondern auch in anderen Ländern, vorzüglich in Oberitalien, eine außerordentliche Ausdehnung erlangt. Die gesteigerten Ansprüche der Kirche, besonders die privilegierte Stellung des Klerus, die Befreiung desselben von allen Steuern und Lasten, das Überwuchern der geistlichen Gerichtsbarkeit, die Einmischung der Kirche in die städtische Gesetzgebung, haben vor allem im Bürgertum kirchenfeindlichen Anschauungen eine große Verbreitung verschafft. In den

[1]) So O. Lorenz a. a. O. Nach diesem hätte Friedrich II. unterliegen müssen, weil „nicht der Caesarismus, sondern die innere Entfaltung der Völker allein jenes Maß zu setzen imstande ist, welches den Staat und die Gesellschaft aus den Fesseln einer kirchlichen Bevormundung befreien kann, wie sie das Zeitalter Innozenz IV bezeichnet."



meisten italienischen Städten wütete der Kampf zwischen der kirchlichen und bürgerlichen Gewalt und wenn die Geistlichkeit mit Bann und Interdikt vorging, so antworteten die Kommunen auch ihrerseits mit empfindlichen Strafen. Gerade die häufige Anwendung der kirchlichen Zwangsmittel mußte die Leute dagegen abstumpfen. Wenn in Pisa dreißig Jahre lang kein Gottesdienst gehalten wurde, so wuchs eine ganze Generation heran, welche religiöse Übungen nicht kannte, und ein vollständiger religiöser Indifferentismus war die notwendige Folge davon.

Wie Ficker hervorhebt, hat Friedrich diese Tendenzen während des ersten größeren Teiles seiner Regierung nicht blos nicht gefördert, sondern der Kirche zu ihrer Bekämpfung den weltlichen Arm geliehen. Erst spät ist Friedrich der kirchenfeindlichen Richtung näher getreten und hat dann auch an ihr einen kräftigen Halt gefunden. Denn es sei ganz falsch, daß (wie O. Lorenz sich ausdrückte) „das Gottesgericht des Erfolges gegen ihn gesprochen hat", daß er in seiner letzten Lebenszeit „verlassen" gewesen sei oder gar sich selbst als besiegt erkannt habe. „Ging Friedrich" — bemerkt Ficker — „nicht als Sieger aus dem Leben, so war er doch auch sicher nicht der Besiegte. Das Ergebnis des langen Ringens war doch nur, daß, wenn der Kaiser schwer darauf rechnen durfte, aller widerstrebenden Kräfte in Italien genügend Herr zu werden, das damals für die Kirche noch ungleich weniger in Aussicht stand. Das Mißlingen vor Parma (1248), die Niederlage Enzio's (1249) bezeichnen allerdings einen ganz wesentlichen Rückgang der kaiserlichen Sache. Dafür aber zeigt gerade das letzte Regierungsjahr eine Reihe der wichtigsten Erfolge. Nach dem Wiedergewinn von Ravenna brachte das Jahr 1250 die entschiedenste Wendung der Dinge in der Mark Ancona, welche dann auf das Herzogtum (Spoleto) und die Romagna zurückwirkte, so daß dem Kaiser Mittelitalien nie vollständiger gehorcht zu haben scheint, als gerade zur Zeit seines Todes, während im sizilischen Königreiche selbst die Versuche der Kirche, die dortige Stellung des Kaisers zu erschüttern, ohnehin schon mißlungen und aufgegeben waren. In Oberitalien erkämpft Pallavicini einen so entscheidenden Sieg über die Parmenser, daß dadurch reichlich eingebracht erscheint, was das Ansehen der kaiserlichen Waffen durch die früheren Unglücksfälle eingebüßt hatte, daß selbst in Städten, welche wie Piacenza bisher die festesten Stützpunkte der päpstlichen Partei waren, ein Umschwung zu Gunsten des Kaisers beginnt".

Weder Friedrichs Ableben, noch der vier Jahre später eintretende Tod Konrad's IV., der durchaus in die Fußstapfen des Vaters ge-

treten war, vermochten den Sieg der Kirche herbeizuführen; auch Manfred zeigt sich ihr bedeutend überlegen. Nur mit Hilfe Karls von Anjou und gegen Preisgebung der Herrschaft über einen Teil Italiens vermochte der Papst die Staufer zu besiegen; erst die Schlacht bei Benevent (1266) führte die Wendung herbei. Und selbst jetzt noch keine endgiltige; wenn die Schlacht bei Alba (1268) von Konradin gewonnen worden wäre, so hätte sich das System Kaiser Friedrichs behauptet.

Eine Beobachtung, die der Verfasser dabei macht, gibt ihm Anlaß zu einer interessanten methodologischen Ausführung. Daß die Schlacht bei Alba schließlich für Konradin verloren ging, war das Werk eines Zufalles; so daß man sagen müsse, durch einen Zufall sei der Gang der Weltgeschichte auf Jahrhunderte hinaus bestimmt worden. Der Verfasser selbst ist erstaunt über das Ergebnis [1]: „aber so wiederholt ich diese Dinge erwogen, so allseitig ich mir die damaligen Verhältnisse zu vergegenwärtigen suchte, so kann ich keine andere Ansicht gewinnen, als daß das wenigstens hier der Fall war; daß die gegen die Kirche oder wenigstens gegen ihre Machtstellung in weltlichen Dingen gerichteten Bestrebungen des Kaisers durch die ganze Richtung der Zeit und die damit zusammenhängende Sachlage mehr begünstigt waren, als das jemals vorher und lange nachher der Fall war; daß kein Grund vorliegt zu bezweifeln, ein an und für sich nichts weniger als unwahrscheinlicher Sieg Manfreds oder Konradins werde da in entgegengesetzter Richtung ebenso entscheidend gewirkt haben, wie der des Gegners". Und der Verfasser fährt fort: „Es war ja aber nicht hier allein, wo aller menschlichen Einsicht nach ein einziger Schlachtag, ein vorzeitiger Todesfall auf Jahrhunderte hin für die Geschichte ganzer Völker entscheidend geworden ist, sich deutlich zeigt, wie das Leben der Völker keinem anderen Gesetze unterliegt, wie das des einzelnen Menschen, wie auch da das Unberechenbare die gegründetsten Erwartungen zu täuschen, eine anscheinend nicht mehr hintanzuhaltende Entwicklung zu durchkreuzen

[1] „Daß die für die Weiterentwicklung der Geschicke der Menschheit entscheidenden Fragen durch den so unberechenbaren, oft von den geringfügigsten Umständen abhängigen Ausfall eines Schlachttages, wenn nicht für immer, doch für lange Zeit sollten zur Entscheidung gebracht sein; daß das im richtigen Augenblick erfolgende Eingreifen einer Reserve bei Alba genügt haben sollte, nicht bloß das anscheinend schon entschiedene Geschick des Tages zu wenden, sondern das Rad der Weltgeschichte in andere Bahnen zu leiten."

und in durchaus entgegengesetzte Bahnen zu leiten vermag" [1]). — Worüber die Geschichtsphilosophen nunmehr nachdenken können [2]).

Der Fortschritt Böhmer gegenüber lag darin, daß nicht nur Friedrich II., sondern daß auch die Kurie kritisiert wurde; wofür Ficker in überaus feiner und leidenschaftsloser Weise die maßgebenden Gesichtspunkte ermittelt — ich sehe aus der neueren Literatur, daß man ihnen allgemein zugestimmt hat (diejenigen immer ausgenommen, welche den Päpsten aus Superstition unter allen Umständen Recht geben).

Ficker selbst hat auf diese Studie, wo er das Ergebnis in großen Zügen entwickelte, Wert gelegt und alle seine Bekannten und Freunde damit beschenkt, auch O. Lorenz, der darüber um so mehr erfreut war, als seiner Zeit die „kirchlich Gesinnten" seinen Aufsatz über Kaiser Friedrich II. sehr übel genommen hatten [3]).

---

[1]) So S. XXXIII. Der Gang der menschlichen Dinge werde doch wieder und wieder zu dem Bekenntnisse nötigen, „daß die Wege der Vorsehung eben unerforschlich, die Gesetze sittlicher Weltordnung unergründliche seien, daß der Annahme eines stetigen Fortschreitens der Menschheit zu besserem oder dem, was der einzelne dafür zu halten geneigt ist, der Verlauf der Ereignisse sich oft in keiner Weise zu fügen scheint." — Mir fällt dabei ein, daß Fallmerayer bei Erwägung der Geschichte Ludwigs IX., des Heiligen, von Frankreich, zu folgendem Resultate kam (vgl. dessen Tagebuch 1831 Dez. 26, auf der Reise in Ägypten): „Wenn etwas in der Welt beweisen kann, daß Sittenreinheit, Frömmigkeit und löblichste, beste und gerechteste Absicht in den Handlungen auf den Beistand der Gottheit nicht rechnen darf, wenn nicht auch zugleich Geschicklichkeit, Glück und überhaupt entschiedenes Übergewicht moralischer oder auch physischer Kraft zur Seite stehen, so ist es gewiß das beispiellose Unglück Ludwigs IX. bei seinem Feldzuge gegen die Feinde Jesu Christi und seiner heiligen Religion in Egypten. Manifestum est, res mortalium deos non curare."

[2]) Mein Freund Prof. Marty findet die vorsichtige Darlegung Fickers vortrefflich. Vermöge der Kausalforschung komme man hier nicht weiter und die teleologische Weltanschauung würde, wenn sie (nach Belieben!) den „Finger Gottes" in die Debatte ziehe, einfach lächerlich.

[3]) Ficker kündigte dem O. Lorenz die Arbeit 1881 Febr. 26 an, Lorenz dankte März 17: „Wie Sie leicht denken können, bin ich auf die von Ihnen angekündigte Einleitung in nicht geringem Grade gespannt. Daß Sie meiner kleinen Abhandlung gedenken, die ich in den Gesammelten Aufsätzen 1877 eben nur von gröberen Fehlern reinigen konnte, ist ohnehin viel mehr, als verdient ist. Was Sie auch immer darüber sagen mögen, seien Sie überzeugt, daß ich es nicht anders als mit dem Dank aufnehmen werde, der einer so intensiven und vorzüglichen Sachkenntnis, wie die Ihrige ist, von keinem besonnenen Menschen wohl versagt werden könnte." (Lorenz bekam übrigens nicht nur die Vorbemerkungen, sondern den ganzen Regestenband zum Geschenke — „da ich dessen Aufsatz über Friedrich II. stark benützt habe," wie Ficker an Mühlbacher schreibt, Febr. 27.)

Die Ausgabe der folgenden Lieferungen der Regesten verzögerte sich, da Ficker aus denselben heraus in andere Arbeiten geraten war, die ihn ganz in Anspruch nahmen. Niemand bedauerte diese Verzögerung mehr als Eduard Winkelmann, der jenes Hilfsmittel (Regesten der Päpste, Legaten, Reichssachen) für den zweiten Band seiner Jahrbücher Friedrichs II. dringend benötigte. Da machte ihm (1889) Ficker den Antrag, das gesammelte Regestenmaterial selbst zu übernehmen und lieferungsweise herauszugeben. Winkelmann, obwohl in seiner Gesundheit ebenso schwankend wie damals Ficker, übernahm die Aufgabe und führte sie, abgesehen von den Registern, (1894) zu Ende[1]), kurz bevor ihn von seinen Leiden der Tod erlöste (1896).

Dadurch wurde auch E. Winkelmann in den Kreis der Mitarbeiter der „Mitteilungen" gezogen[2]), ebenso wie Scheffer-Boichorst, der eine Reihe kleinerer Forschungen daselbst niederlegte[3]). Neben Ficker die vornehmlichsten Autoritäten der Stauferzeit.

Unterdessen hatte E. Mühlbacher einen Band Regesten der Karolingerzeit (Regesta imperii I) vollendet (1880—1889) und (im Einvernehmen mit Ficker) Th. Sickel gewidmet: ein Werk von dem binnen wenigen Jahren eine zweite Auflage nötig wurde. Die Regesten der Zeit von 1273—1313 (Regesta imperii VI) hatte zunächst (1880) Otto von Zallinger, der Rechtshistoriker, übernommen, dann aber, als er in Innsbruck Professor geworden, an O. Redlich abgegeben, der 1898 die Regesten Rudolfs von Habsburg vollendete[4]). Die Regesten der sächsischen Kaiser (Regesta imperii II) übernahm E. v. Ottenthal, von dem 1893 ein erstes Heft der Öffentlichkeit übergeben wurde.

---

[1]) Die Schlußlieferung mit den Registern, bearbeitet von F. Wilhelm, erschien 1901. — Unter Fickers Direktion hatte sich Winkelmann bereitwillig gestellt; nur die von Janssen erklärte er zu perhorreszieren.

[2]) Ficker an Mühlbacher 1884 Juli 20: er würde es nicht ungern sehen, wenn Winkelmann sich weiter an der Zeitschrift beteiligte; „er wird draußen doch auffallend zurückgesetzt gegen Leute, denen er zweifellos überlegen ist; es scheint ihm die Protektion von Waitz zu fehlen, weniger wohl, weil dieser etwas gegen ihn hätte, als weil ihm andere näher stehen."

[3]) Jetzt in Scheffer-Boichorsts Ges. Schriften I (1903) und II (1905) wiederholt. Ficker an Mühlbacher 1888 Juni 24: „Scheffers Nebenarbeiten werden sich in der nächsten Zeit wohl vorzugsweise an die Regesten anschließen; und solche dürfte er wohl auch weiterhin den Mitteilungen zuwenden."

[4]) Redlichs auf die Regestenarbeit basiertes Werk: „Rudolf von Habsburg. Das Deutsche Reich nach dem Untergang des alten Kaisertums" erschien 1903: „dem Andenken Julius Fickers gewidmet."

So marschierte bereits eine jüngere Generation auf gebundener Marschroute den Führern folgend, wodurch nicht nur die Ausführung des Böhmer'schen Testamentes für die deutsche Wissenschaft, sondern auch der Fortbestand einer gediegenen historischen Schule für Österreich gesichert erschien.



XX. Kapitel.

Das „Noricum". Das Statthalterei-Archiv. Bergtouren. Der Rücktritt vom Lehramte.

Aus dem „Judenstübele" in der goldenen Sonne, das einst der Mittelpunkt der Innsbrucker Schöngeister gewesen und in das Ficker eingetreten war, ist das „Noricum" hervorgegangen. Als nämlich die alten Herrn, die das „Judenstübele" emporgebracht hatten, wie Schuler, Hr. v. Kern u. A. das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschten, vielmehr einige Zeit früher, wo jene schon nicht mehr so fleißig die Kneipe besuchten, war Ficker mit seinem Kreis an einen anderen Ort übersiedelt, nämlich in das Gasthaus des Herrn Norz[1], nach dessen Namen die Gesellschaft die Benennung (statt Norcicum) „das Noricum" schöpfte. Dieser Name wurde beibehalten auch als man um das Jahr 1860 herum das Gasthaus des Herrn Norz wegen irgend eines Anlasses, der nicht mehr genauer festzustellen ist, verlies und dafür das Gasthaus zum „Breinößl" (in der Mitte der Neustadt, jetzt Mariatheresienstraße) bezog; der Breinößl blieb nun durch ein Menschenalter — bis 1890 — der Sitz des „Noricums", das Ficker und seine Freunde in sich begriff und täglich um ihn als seinen

---

[1]) Beim jetzigen Gasthaus „zur Post".

Mittelpunkt sich versammelte[1]). Ficker selbst hatte das Bedürfnis, nachdem er von 4 Uhr nachmittags an wieder gearbeitet, Abends von 8—10½ Uhr den Kopf ausruhen zu lassen und zwar in Gesellschaft — oft ohne daß er viel an der Unterhaltung sich beteiligte. Aber er gewährte hier Audienz und man konnte ihm Mitteilungen machen (ohne ihn zu stören), wenn es sich nicht gerade um arcana imperii handelte.

Da stellte sich also Durig, Huber und Schönherr ein, der Germanist Ignaz Zingerle, der Philologe Johann Müller, K. Fr. Stumpf (dessen Verlobung mit „Vaterlandsbier" gefeiert wurde). Auch Druffel nahm während seiner Studienzeit öfter teil. Es kamen in den Sechziger Jahren hinzu Busson, dann die Gefährten vom Auszug des Jahres 1866, Pfaundler, Anderlan, Pius von Larcher; ferner Ludwig von Hörmann — „Amanu- ensis und Poët dazu", wie ihn Ficker einmal launig nach Hans Sachs'scher Manier begrüßte, da er dichtete und die Dichterin Angelika von Hörmann, eine Tochter des Professors Geiger, als Gattin heimführte. Der Amanuensis Ludwig von Hörmann wurde später (1882) Direktor der Innsbrucker Universitäts-Bibliothek (nicht ohne Fickers Zutun) und Frau Angelika, die an Sonntagen den Symposien beiwohnte[2]), wurde von dem Professor in galanter Weise mit Zigaretten beschenkt, auch der Fortschritt ihrer dichterischen Tätigkeit mit Interesse verfolgt[3]). Mehrfach wechselte die Gesellschaft, da durch Berufungen der Lehrkörper sich änderte; hatten in der früheren Zeit die Lehrer des Gymnasiums teilgenommen, so fühlten sich solche später, als der gelehrte Nimbus um das Noricum sich verdichtete, weniger angezogen, so daß nur Durig diese Gattung vertrat[4]). In den Siebziger Jahren kam der neuernannte Philologe Anton Zingerle, ein Bruder des Germanisten, hinzu; in den Achtziger Jahren Hans Semper, der Kunsthistoriker (Schwager Sickels). Öfter nahm auch der geschätzte Verleger, Herr

[1]) Vom „Noricum" nahm sogar Baedecker Notiz, indem er durchreisenden Gelehrten diesen geselligen Mittelpunkt empfahl.

[2]) An Sonntagen ging man nicht zum Breinößl, da dieser überfüllt war, sondern ins „Deutsche Kaffeehaus".

[3]) Als Frau Angelika in den Neunzigerjahren einen der Meister des Maximiliansdenkmales in Innsbruck, den Gilg Sesselschreiber, zum Gegenstand einer epischen Dichtung gewählt hatte, mahnte Ficker als „Meister Gilg" jede Ostern oder zum Weihnachtsgruß in Prosa und in Versen zur Ausführung.

[4]) Das schloß nicht aus, daß der Einfluß des Noricums auch auf die Gymnasialkreise sich erstreckte, da diese ja von dem Aufschwung der Universität berührt wurden. Der Geschichtsunterricht und die literarische Produktion an den Gymnasien profitierten davon merklich.

Anton Schumacher, Teil; als Unternehmer des offiziellen „Boten für Tirol und Vorarlberg“ und der beliebten „Innsbrucker Nachrichten“, überdies als ein angesehener Municipale, der im Gemeinderate saß, konnte er über die in der Bürgerschaft waltenden Strömungen, auch über die Art berichten, wie der jeweilige Statthalter sein Organ bedient sehen wollte — ob mit Rücksicht auf Wissenschaft und Literatur oder ohne solche.

Frischen Antrieb empfing die Gesellschaft, wenn eine auswärtige Zelebrität sich einfand. Im Jahre 1863 kam W. Lübke, der Kunsthistoriker, daher; wie einst (1819) dem jungen Böhmer das Mausoleum des Kaisers Max in der Hofkirche imponiert hatte [1]), so wurde Lübke besonders durch die „eisernen Männer“ gefesselt, welche dasselbe umgeben. Er wollte wissen, ob seine Vermutung, daß zwei dieser Statuen von dem berühmten Nürnberger Erzgießer Peter Vischer herrührten, richtig sei. Der Beweis ließ sich nur durch archivalische Forschung erbringen, denn die bisherigen Darstellungen gaben keinen Aufschluß oder verwickelten sich gar in Widersprüche. Schönherr, den die Sache höchlich interessierte, verbiß sich immer mehr in diesen Gegenstand; als er eines Tages erzählte, er habe die Bücher, die er wieder ohne Resultat zu Rate gezogen, zornig in die Ecke geworfen, da sagte ihm Ficker lächelnd: Jetzt sind Sie auf dem rechten Wege.

Schönherr stellte eine eindringliche Forschung im Innsbrucker Statthaltereiarchiv an, wonach er durch eine Reihe von Zeugnissen den Indizienbeweis erbrachte, daß der Nürnberger Meister wirklich die beiden Statuen modelliert und gegossen habe. Schönherr fand aber auch das urkundliche Material für die Geschichte des ganzen Denkmals vor — und hatte zugleich das (wegen der ungenügenden Räumlichkeiten schlecht geordnete) Archiv gründlich kennen gelernt.

Das war der Anlaß, daß — wie Schönherr selbst sagt — „ein schlichter Schützenmeister das profane Pulver mit dem ehrwürdigen Staube von Urkunden vertauschte.“ Schönherr hatte keine reguläre Ausbildung genossen, er war in der Jugend Theologe gewesen, hatte dann das Polytechnikum in Wien bezogen, seit 1848 in Innsbruck die Schützenzeitung redigiert, daneben juridische Vorlesungen, auch ein Kolleg bei Ficker gehört. Aber hineingewachsen ist er in die

---

[1]) Vgl. oben Seite 143. Böhmer hielt 1820—1821 im Frankfurter Museum Vorträge über die Werke Peter Vischers und das Grabmal des Kaisers Max in Innsbruck. — In Rom hatte er auch den Tiroler Maler Josef Koch kennen gelernt, worüber Ficker einmal im Namen Schönherrs bei Böhmer anfragen mußte.

historischen Studien, indem er das Noricum besuchte und hier den Gesprächen Fickers mit seinen Freunden und Schülern zuhorchte.

Schönherr beteiligte sich mit Eifer an dem „Archiv für Geschichte und Altertumskunde Tirols", unter dessen Herausgebern er genannt wird; namentlich die Aufsätze, in denen er das reiche Kunstleben, das vom 15. bis ins 17. Jahrhundert in Tirol herrschte, nach allen Seiten hin illustrierte [1]), fanden den Beifall der Kenner, voran den von Lübke, so daß Schönherr auf Grund dieser Arbeiten im Jahre 1866 von der Universität Tübingen die philosophische Doktorwürde erlangte.

Aber Schönherr, dessen Schützenzeitung durch das Auftreten der verschiedenen Parteiorgane beeinträchtigt wurde, strebte nach einer festen Stellung. Da das Statthaltereiarchiv der Registratur gegenüber vernachlässigt war, entstand im Kreise der Innsbrucker Historiker der Gedanke, durch eine eigene Eingabe bei der Regierung eine bessere Verwaltung der historisch wertvollen Bestandteile des Archives zu befürworten und als die geeignete Person hiefür Schönherr zu empfehlen. Die Seele dieser Aktion war Ficker, wenn er auch wie gewöhnlich mit seiner Person nicht hervortrat. Aber er selbst hat die Eingabe verfaßt [2]), die von Stumpf, Ficker, Huber, Durig unterzeichnet an die Statthalterei, von dieser befürwortet ans Ministerium ging, wo die Sache im günstigen Sinne erledigt wurde.

Das waren die bescheidenen Anfänge zu der Archivreorganisation, die dann in den Siebziger Jahren unter Beihilfe einsichtiger Statthalter und dem nie versagenden Ratschlag Fickers durchgeführt wurde [3]). Da das Innsbrucker Archiv unter Kaiser Max eine zentrale Bedeutung hatte und auch bis in die Zeiten des 30jährigen Krieges hinein wichtige Berichte hier zusammenliefen, stellten sich alsbald Forscher aus Deutschland, Österreich und der Schweiz ein, um die historischen Zeugnisse zu beheben [4]). Diese wissenschaftlichen Arbeiter fanden

---

[1]) Vgl. David v. Schönherrs Gesammelte Schriften. I. Band: Kunsthistorisches. II. Band: Geschichte und Kulturgeschichte. (Innsbruck 1900 f.)

[2]) Sie ist veröffentlicht von M. Mayr „Zum 40jährigen Bestande des Innsbrucker k. k. Statthalterei-Archivs" in den Forschungen und Mitteilungen zur Gesch. Tirols und Vorarlbergs III. (1906) S. 250 f. Über die ganze Aktion unterrichtet näher ein Brief Schönherrs an Ficker 1866 März 10.

[3]) Man ersieht aus Redlichs Schönherr-Biographie, wie unansehnlich zunächst die Stellung des Archivverwalters war. Erst 1875 erhielt Schönherr den Titel eines Archivars, während er noch 1874 in einem Briefe an Ficker klagt, daß es mit der Systemisierung der Archivstellen nicht vorwärts gehe.

[4]) In der Zeit von 1872—1882 zählte das Innsbrucker Statthalterei-Archiv über 500 Besucher; später steigerte sich noch die Zahl.

Abends ihre Ansprache im Noricum — so die Maximiliansforscher Viktor von Kraus und H. Ulmann, die Herren von der Münchner Historischen Kommission, die Schweizer, die für die eidgenössischen Abschiede sammelten, die Offiziere des Kriegsarchives, welche die Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen bearbeiteten, der Geschichtschreiber des dreißigjährigen Krieges Anton Gindely (der sich gleich einige Kisten nach Prag mitnahm, natürlich gegen seinerzeitige Rückstellung) [1]. Es entwickelte sich also ein lebhaftes und anregendes Treiben auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft, unabhängig von der Arbeitsepoche Fickers und doch, wie wir sehen, ohne sein Zutun nicht denkbar. Man lernte so eine Reihe von bedeutenden Forschern kennen [2]) und die freie Diskussion auf der Kneipe und auf Spaziergängen förderte manchen nachhaltenden Gedanken zu Tage.

Einen besonderen Schatz des Archivs bildeten die alten Tirolischen Raitbücher aus der Zeit der Görzer Dynastie, die schon Kopp benützt hatte und deren intensivere Ausnützung durch Durig und Huber angebahnt worden war. Busson dachte daran, diese Quelle für die Numismatik und die Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters auszubeuten, woran er durch seinen vorzeitigen Tod verhindert wurde [3].

Doch wir kehren ins Noricum zurück. Als nach dem Kriege 1866 der Gedanke Wurzel faßte, das Deutschtum in Südtirol zu stärken und sich namentlich der inmitten des wälschen Gebietes gelegenen deutschen Berggemeinden anzunehmen, bildete sich unter der Führung von Ignaz Zingerle und Christian Schneller im Einverständnisse mit dem Altmeister Ludwig Steub ein Schulverein, für den sofort auch Ficker seine westfälischen Freunde und Bekannten interessierte, so daß eine ansehnliche Summe einlief [4]; nicht weniger spendete Ficker, als in der Zeit der Schulreform überall für Unterrichtsgegenstände und arme Kinder gesammelt wurde, auch hier in aller Stille, so daß man es nur gelegentlich erfuhr. In jeder Beziehung hatten seine Freunde Förderung nicht blos ihrer wissenschaftlichen Unternehmungen zu erwarten.

---

[1]) Gleichzeitig bearbeitete Jos. Hirn (der sich an Alb. Jäger angeschlossen hatte) die Geschichte Erzherzog Ferdinands und der Philippine Welser (1885 f.), ein Thema, das schon vor 30 Jahren zur Sprache gekommen war. Vgl. oben S. 208 f.

[2]) Darunter Mommsen, Waitz, Sickel, G. v. Wyß u. s. w.

[3]) Seitdem hat L. Schönach aus diesen Raitbüchern wichtige Notizen publiziert.

[4]) Vgl. L. Steub, „Die deutschen Schulen in Wälschtirol" in der Allgem. Zeitung 1872 Jan. 26 (Kl. Schriften III, S. 276): „Professor Ficker schaffte aus Westfalen 240 fl. herbei."

Zur Zeit seiner Vollkraft, da er die bedeutendsten Werke schuf, war Ficker ein eifriger Hochtourist. Sein Lieblingsgebiet war dabei das hintere Stubaital, wo er das Jägerhäuschen von Ranalt, (in dem eine kleine Wirtschaft getrieben wurde), zum Ausgangspunkt seiner Touren nahm. Das Stubaital führt in seiner Wurzel auf die ausgedehnten Eisberge, über die man nach dem Ötztal, dem Passeirertal, auch nach Gschnitz, Ridnaun und Pflersch übersteigen kann. Näheres wurde erst in den Sechziger Jahren erkundet, als L. v. Barth und Leopold Pfaundler die Stubaier Gebirgsgruppe hypsometrisch und orographisch aufnahmen (1865), während Dr. v. Ruthner, damals der hervorragendste Alpinist, 1867 die hinteren Routen begieng. Ihm folgte 1868 Ficker, indem er am 10. September dieses Jahres über den Sulzau- und Üblentalferner nach Passeier überstieg, sich auch sogleich die systematische Erforschung jener Eiswüstenübergänge zum Ziel setzte [1]). Das nächste Jahr (1869) bestieg er im Juli den Wilden Freiger (10851' hoch); im September führte er den Übergang nach Ridnaun und die Besteigung des westlichen Feuersteins aus — es ist der 10286' hohe Knotenpunkt der Täler Stubai, Pflersch, Ridnaun. Im Jahre 1870 gelang ihm der Übergang von Stubai nach Pflersch übers Pflerscher Joch — der erste touristische Übergang. In den nächsten drei Jahren folgten weitere Touren: so fand er 1872 den Übergang nach Ridnaun über die Rote Grat-Scharte. In demselben Jahre ist der Übergang aus dem Längental übers Lauterer Seejoch nach Gschnitz von Ficker zum erstenmal touristisch begangen. Worüber die Schützenzeitung immer den ersten Bericht brachte, während Ficker selbst in der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins diese bahnbrechenden Touren ausführlich beschrieben hat [2]) und seitdem die alpine Litteratur seinen Namen ehrenvoll verzeichnet. Die Alpenvereinshütten im genannten Gebiete — allen

---

[1]) Es muß dabei beachtet werden, daß jene unwirtlichen Gegenden ganz ungenügend in den Karten verzeichnet waren, so daß Ficker diese mehrfach korrigierte. „Noch in späteren Jahren erzählte er mit jugendlichem Feuer von jenen langen und ruhmvollen Gletscherwanderungen, die er auf dem Gebiete des Üblentalferners mit zäher Ausdauer durchführte, bis es ihm gelang, einen direkten und nahezu geradlinigen Übergang aus dem Längental in Stubai nach Schneeberg im hintersten Passeier aufzufinden.“ (F. v. Wieser in der Ferd.-Zeitschrift 1903.)

[2]) Zeitschrift des D. (später d. und österr.) Alpenvereins Bd. I (1869/70), II (1871), III (1872), V (1874). Vgl. auch das Werk: „Stubai, Tal und Gebirge, Land und Leute.“ Herausgegeben durch die Gesellschaft von Freunden des Stubaitales (Leipzig 1891): es enthält Mitteilungen von und über Ficker. — Ed. Richter, Die Erschließung der Ostalpen (1892 f.).

voran die Dresdener Hütte (1875) — sind gemäß den Ratschlägen von Ficker errichtet worden. Er schrieb damals auch in Amthor's „Alpenfreund“ [1]) und unterstützte Amthor bei der Abfassung seines Fremdenführers. Den Ausflug bis zur Dresdener Hütte hat er noch in den Neunziger Jahren gemacht; auch sonst, wenn irgend eine neue Hüte errichtet oder ein neuer Alpenweg angelegt wurde, gieng Ficker gleich darauf aus, sich durch persönliche Anschauung zu überzeugen, wobei seine mobileren Freunde eingeladen wurden die Partie mitzumachen — er selbst hielt sich in beständiger Übung, da das Bergsteigen seinem schweren Körper wohl bekam. Ungern ließ er von den Hochtouren ab, als er dem fünfzigsten Lebensjahre sich näherte — ein Trost, daß L. Pfaundler ebenso nachlassen mußte. — Mit den alten Führern, wie mit den Wirten und Wirtinnen verband ihn wahre Freundschaft — er war in diesen Kreisen ein überaus angesehener Mann. In den Alpenhütten jenes Lieblingsgebietes hing oder steckte vielmehr seine Photographie an den Wänden — unter den Bildern der Schutzheiligen, die da besonders verehrt werden. Er selbst gewann durch den Umgang mit der damals von der Außenwelt noch wenig berührten Bevölkerung jene intime Kenntnis des Volkslebens, ohne die er seine „Erbenfolge“ nicht hätte schreiben können [2]).

Unter solchen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, daß Ficker, wenn er im Noricum saß, öfter von Alpinisten angesprochen wurde, die eben nach seinen Anleitungen eine Tour gemacht hatten und dafür ihren Dank aussprechen wollten — wofür Ficker immer empfänglich war.

Man ersieht, für welche manigfaltigen Interessen das „Noricum“ den Brennpunkt abgab. Bald war die lokale Politik im Vordergrunde, wobei es auf die Haltung dieses Kreises gar sehr ankam [3]); oder es war unter den Literaten eine Streitigkeit ausgebrochen, in der das jeweilige Ver-

---

[1]) So 1872 über „ein Fernerabenteuer in Stubai.“

[2]) Johann Stüdl in Prag, der um die Erschließung der Ostalpen für den Touristenverkehr hochverdiente Alpinist, erlebte 1867 in Neustift noch ein Haberfeldtreiben gegen ein Mädchen, das einen Buben genarrt hatte, ohne ihm treu zu bleiben (mit Schießen, Schreien, Absingen von Spottliedern). Stüdl bemerkt mir, daß die Dresdener zunächst von ihm zum Bau einer Unterkunftshütte angeregt worden seien, daraufhin seien sie mit Ficker in Verbindung getreten.

[3]) Man unterstützte z. B. Wildauers Kandidatur für den Reichsrat, nachdem dieser sich verpflichtet, in allen Universitätsangelegenheiten mit Ficker Fühlung zu behalten. Im übrigen war Wildauer dem Noricum nicht näher angeschlossen.

halten der „Zotteltanne“ [1]) Interesse erregte. Oder es war eine Angelegenheit des Ferdinandeums, z. B. als Schönherr dortselbst den „patriotischen“ und den „Defregger Saal“ einrichtete. Oder es betraf die Restaurierung eines der alten Edelsitze des Landes: Velthurns, im 16. und 17. Jahrhundert ein Sommersitz der Bischöfe von Brixen; Schloß Runkelstein, dessen Restaurierung der Kaiser bestritt; der alten Fürstenburg in Meran, deren Erhaltung Schönherr dem dortigen Gemeinderate abtrotzte; Landeshauptschloß Tirol, für dessen Instandsetzung wieder Schönherr der hauptsächlichste Vertrauensmann der der maßgebenden Kreise war [2]). Wenn für eine dieser Unternehmungen Geld von Nöthen war, steuerten die Mitglieder des Noricums bei, natürlich in besonders splendider Weise unser Ficker. Immer blieb so die Unterhaltung auf der Höhe eines würdigen Gegenstandes, außer wenn etwa Busson, der eine scharfe Zunge besaß, irgend einen der anwesenden oder abwesenden Kollegen frozzelte, oder wenn Herr von Anderlan als aktiver Militär [3]) uns mit „Lagerwitzen“ ergötzte.

Wer einmal Mitglied des Noricums gewesen, kam wieder, wenn er auch durch sein Lebensschicksal in andere Gegenden verschlagen war, so daß es an Unterhaltung nie gebrach [4]), die auswärtigen Mitglieder blieben getreue Korrespondenten. Man hörte, was auf wissenschaftlichem Gebiete in Berlin vorging, was die Wiener planten, was in München los war. Wir fühlten uns wie in einer „Hauptstadt“.

---

[1]) Den Übernamen: „Zotteltanne der nördlichen Kalkalpen“ hatte Adolf Pichler durch Greuter (mit freundschaftlicher Ironie, denn sie standen persönlich gut miteinander) erhalten. Er wurde in den Siebzigerjahren auch im Noricum angewendet. Aus Pichlers memoirenartigen Aufzeichnungen ersieht man, wie er dafür gegen Schönherr, Ignaz Zingerle, Busson loszog.

[2]) Schönherr war ein besonderer Verehrer des Erzherzogs Johann, dessen Witwe, die Gräfin von Meran, er jährlich auf Schloß Schönna besuchte. Dieses und das Zustandekommen des Ehebundes zwischen dem Erzherzog und der Postmeisterstochter von Aussee hat Schönherr anmutig in seiner Abhandlung über Schloß Schönna beschrieben.

[3]) Anderlan war nach 1866 (durch Fickers Vermittlung) Hauptmann einer Landesschützenkompagnie und in der Folge Referent für das tirolische Landesverteidigungswesen geworden, als welcher er in den Memoiren des Generals Mollinary (II, 202) rühmlich genannt ist.

[4]) Als 1897 zu Ehren des in den Ruhestand getretenen Schönherr ein Bankett stattfand, schilderte Prof. Joh. Müller das Noricum in launigen Knittelversen: Schönherr als den ersten der kam, F. v. Wieser als den letzten u. s. w. Schönherrs Mäßigkeit wurde hervorgehoben, denn er trank immer nur ein Viertel Wein.

Zu Sylvester spendierte der Breinößlwirt seinen Stammgästen einen Punsch [1]).

In politischer Beziehung gehörten die Mitglieder des Noricums der liberalen Partei an, deren gemäßigten aber festgesinnten Flügel sie bildeten [2]). Als die Schulgesetze, die sich an den Namen des Ministers Hasner knüpfen, durchgeführt wurden, stellten sich (auf Ersuchen des Statthalters Freiherrn v. Lasser) Durig und Ignaz Zingerle zur Verfügung, indem sie Schulinspektorate übernahmen. Durig trat überdies noch an die Spitze des neuorganisierten Pädagogiums, während Huber den Vorsitz bei den Lehrerprüfungen führte, (bis er durch den Doktrinarismus der Reform, die auf die speziellen Bedürfnisse des Landes zu wenig Rücksicht nahm, abgeschreckt, die Stelle wieder niederlegte).

Ebenso nahmen Huber und Ignaz Zingerle an den von Professor Harum, einem sehr ehrenwerten Kollegen, begründeten „konstitutionellen Verein“ teil, solange nicht der allerabstrakteste Liberalismus die Oberhand gewann.

Ficker blieb für sich, schon weil er für solche Allotria keine Zeit übrig hatte (wie er auch beim Alpenverein nie eine Charge annahm) [3]). Schönherr unterstützte die Regierung, auch er ein Mann des gemäßigten auf die Landesart Rücksicht nehmenden Fortschritts.

Diese Verhältnisse änderten sich im Laufe der Siebziger Jahre. Es trat das neue „Deutschtum“ hervor, das nicht gegen die Garibaldiner zu Felde gezogen war, dagegen Bismarcks Erfolge bewunderte [4]). Auch der Liberalismus erhielt aus der Fremde Verstärkung und rieb

---

[1]) Zu Sylvester 1876 schrieb Schönherr an Ficker, der in München sich befand: „Heute abends gibt der Wirt den üblichen Punsch, bei dem Sie leider fehlen und damit die Seele der Gesellschaft. Gebler wird dabei sein.“ (Gemeint ist v. Gebler, der Galileiforscher.)

[2]) Die klerikalen Mitglieder hatte das Noricum in den Sechzigerjahren abgestoßen und keine mehr aufgenommen.

[3]) Es stand ihm nur fest, daß das konsequenzlose Regieren bald in klerikalem, bald in liberalem Sinn schädlich für die Entwicklung unserer staatlichen Verhältnisse sei. Stramm regieren nach der einen oder anderen Richtung wäre ihm ersprießlicher erschienen.

[4]) Diese Richtung vertrat zuerst Prof. August Geyer, der darob von der Schützenzeitung scharf angegriffen wurde. — Als 1871 März 3 eine Friedens- und Siegesfeier (mit nicht ganz deutlichem Programm) abgehalten wurde, schrieb Busson darüber einen Artikel in den „Tiroler Boten“: Die Deutschen in Österreich sollten nicht wie die Italianissimi oder gerade damals die Tschechen nach auswärts gravitieren, sondern sich an ihre Dynastie halten. (Man vgl. hiezu Beust's Memoiren II, 33 ff.) — Das war die Ursache der Animosität gegen Busson. (Vgl. Ad. Pichler, „Aus Tagebuchblättern“ S. 104.)

sich am Noricum, wo Ficker den „Kulturkampf“ scharf kritisierte und dabei an Busson einen Sekundanten fand.

Diese Gegensätze spitzten sich zu, so daß es im Jahre 1876 aus geringfügigem Anlaß[1]) zu einem Professorenstreit kam, der für die Innsbrucker Universität nicht minder verderblich wurde, wie etwas mehr als ein Dezennium vorher der Streit zwischen F. Ritschl und O. Jahn für Bonn.

Ficker intervenierte zu Gunsten Bussons beim Minister Stremayr. u. zw. mit Erfolg, aber ein Jahr nachher wurde er selbst angegriffen. Er beantragte in der juristischen Fakultät, den Privatdozenten und bisherigen Supplenten für die italienischen Hörer der Deutschen Rechtsgeschichte, Anton Val de Lièvre, beim Ministerium als Ordinarius dieses Faches in Vorschlag zu bringen.

Val de Lièvre hatte seine Studien über die langobardischen Rechtsinstitute „Launegild und Vadia“ auf Zureden Fickers, der ihm reichliches Material verschaffte, immer mehr vertieft. In Folge dessen seine Beförderung, die anderen allerdings für geringere Leistungen zu Teil geworden war, sich verzögerte, aber nach Vollendung der ganzen Arbeit und bei gesteigerter Lehrverpflichtung die Ernennung zum Ordinarius rechtfertigte[2]).

---

[1]) Als nämlich dem Korps „Athesia“, dem Busson während seiner Studienzeit angehört hatte, die behördliche Auflösung bevorstand, ließ sich Busson das sogen. Kneipinventar durch legale Schenkung abtreten, um zu verhüten, daß Sachen, an die sich auch für ihn werte Erinnerungen knüpften, zum Trödler wanderten. — Das fanden von den Professoren die einen ganz unverfänglich, andere weniger passend. Die Gegner (Barach-Rappaport und Kompagnie) verlangten eine Disziplinaruntersuchung und schrieben nebenher allerlei Zeitungsartikel. — Barach-Rappaport, ein polnischer Jude, Philosoph aus Lott's Schule, dann habilitiert in Wien und nach Umständen zu allem brauchbar. Im Jahre 1859 wurde er vom Minister Bach beauftragt, ein Büchlein über die Notwendigkeit der Restauration in Frankreich zu schreiben. Vgl. Z. K. Lecher „Bei Bach's Rücktritt“ in der „Presse“ 1893 Nov. 21. — In Innsbruck, wohin er 1871 aus Lemberg kam, gebärdete er sich als „Liberaler“; als er 1885 starb, schrieb ihm sein Freund, der Chirurgie-Professor Ed. Albert (Tscheche), einen Nekrolog in die „N. Fr. Presse“. Was zeigt, welcher Art die Elemente waren, die sich zu Ficker in Gegensatz stellten.

[2]) Fickers Antrag ist eingehend motiviert, auch auf das günstige Urteil, das Sohm, Wach, Schröder, Schupfer, Schulte über die Arbeit Val de Lièvres gefällt hatten, hingewiesen. — Val de Lièvre sollte Ordinarius werden „mit der Verpflichtung, die Vorlesungen über deutsche Rechtsgeschichte und Privatrecht in der vorgeschriebenen Stundenzahl zu halten und deutschrechtliche Seminarübungen zu leiten, und mit der Weisung, sich bei den Vorlesungen über Rechtsgeschichte so lange der italienischen Unterrichtssprache zu bedienen, als Vorlesungen über dieses Fach in deutscher Sprache anderweitig gehalten würden-

Das Ordinariat fand Widerspruch — aus nichtigen Gründen; ja die Gegner setzten es durch, daß über den juridischen Wert der Arbeit ein Referent bestellt wurde.

Ficker fühlte sich dadurch verletzt und erklärte dem Minister sofort schriftlich, dann als er zu den Akademiesitzungen 1877 nach Wien kam, mündlich, daß er nach diesem Vorfalle der juridischen Fakultät nicht weiter anzugehören gedenke. Da der Minister ihn ersuchte, wenn er nicht eine Professur in Wien annehmen wolle, wenigstens an der philosophischen Fakultät zu Innsbruck seine Lehr-Tätigkeit fortzusetzen, akzeptierte er das letztere: wie er sagte „probeweise".

Anfangs Oktober 1877 wurde Ficker „auf sein Ansuchen" an die philosophische Fakultät versetzt, gleichzeitig Val de Lièvre zum — Extraordinarius der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte ernannt [1]).

Damit war Ficker nicht zufrieden. So hatte man ihn unter Leo Thun nicht behandelt. Der ganze Wiener Ministerialismus und die eingerissene Protektionswirtschaft disgustierte ihn [2]). Überdies hatte er keine Lust, sich neue Kollegienhefte auszuarbeiten: er legte mehr Wert darauf, seine Regesten zu vollenden.

Für das Jahr 1878/79 nahm er Urlaub, unter Verzicht auf sein Gehalt, was gewährt wurde (die Günstlinge des Ministeriums brauchten auf ihren Gehalt in solchen Fällen nicht zu verzichten).

— in Anknüpfung an die Stellung, die früher Prof. Schupfer (als Extraord.) und Prof. Oberweiß (als Ordinarius) bekleidet hatten, zugleich eine Entlastung Fickers nach der speziell juridischen Seite hin.

[1]) Im Ministerium hatten sie erklärt, daß eine Beförderung von Privatdozenten zum Ordinarius nicht angehe — es war früher angegangen und ging auch später an, wurde auch gerade damals an der medizinischen Fakultät wiederholt praktiziert.

[2]) Die leitende Kraft des Ministeriums war zu dieser Zeit der Sektionschef Karl Lemayer, der Begründer der Czernowitzer Universität, die „innerhalb eines halben Jahres wie aus dem Nichts geschaffen" zu haben er in Stremayrs Nekrolog (Biographisches Jahrbuch IX, 1904 S. 124) rühmt — ein „Potemkinsches Dorf", so urteilte darüber einer der dahin berufenen Professoren, wo man über alles raisonnieren durfte, nur nicht über den „Wucher in der Bukowina", weil dies der Universität abträglich und zugleich taktlos wäre! Über die Innsbrucker Verhältnisse urteilte Lehmayr ebenso oberflächlich wie Armand Freiherr v. Dumreicher und ließ sich durch Fickers Gegner praeoccupieren. — An Mühlbacher schrieb Ficker 1879 Mai 18: „Das in unserem Ministerium sich immer breiter machende Protektionswesen hat mir nicht zum mindesten die Freude an den Universitätsverhältnissen genommen." 1879 Okt. 10 (es handelte sich damals um die Subvention der „Mitteilungen"): „Das Ministerium mag wenig Geld haben; aber für Protegierte ist doch immer genug vorhanden."



Daraufhin suchte Ficker im Sommer 1879 um seine Pensionierung an und erhielt sie — nach 27jähriger gewaltig eingreifender Lehrtätigkeit[1]).

Ficker war, seit am 2. November 1877 seine Mutter gestorben und er in den Besitz verschiedener westfälischer Güter gekommen war, ein schwerreicher Mann, umso mehr, als sein Bruder Ludwig unvermählt blieb, dessen Erbe seinerzeit auch an Julius fallen mußte. Er konnte sich also die Sachen einrichten wie ihm beliebte, eventuell als emeritierter Professor selbst noch Vorlesungen oder Übungen halten (wenn ihn sein nervöses Kopfweh nicht gehindert hätte). Jedenfalls war er des Verkehrs mit mißliebigen Kollegen und einem hohen Ministerium ledig, war er vor allem Herr seiner Zeit. Die Führung der Innsbrucker Geschäfte im historischen Fache ging an Huber und Busson über[2]); Ficker kümmerte sich um die Universität nur mehr so weit, als es für das Fortkommen seiner Schüler nötig war: Nissl und Zallinger[3]) an der juridischen, Wieser, Mühlbacher, Ottenthal, Redlich an der philosophischen Fakultät[4]).

Man hat mit Recht bemerkt, daß Ficker fortan in völlig unabhängiger Stellung diese Dinge nicht wie ein Privatmann, sondern wie ein Minister regierte. So ist er noch durch 23 Jahre von größtem Einfluß auf den Gang der historischen Studien in Österreich gewesen[5]).

---

[1]) Noch in den letzten Jahren (1876, 1877) hatten ihm Mühlbacher, Huber, Val de Lièvre, der Berichterstatter ihre Bücher gewidmet.

[2]) Huber wurde 1885 nach dem Abgange von O. Lorenz dessen Nachfolger in Wien. Busson folgte 1891 dem Rufe nach Graz (als Ersatz für den in Ruhestand getretenen Joh. Bapt. Weiß); dort starb er das Jahr nachher. Vgl. über Busson den Nachruf Hubers im Almanach der kaiserl. Akademie (1893) und die Festschrift des akad. Historikerklubs (1893) S. 25 f. Im Jahre 1888 hielt Busson als Rektor der Innsbrucker Universität im Landtag eine temperamentvolle Rede über Korpswesen und Mensuren. Er war keine tiefe, aber eine anregende Persönlichkeit, deren Scheiden schließlich auch frühere Gegner bedauerten.

[3]) Anton Nissl, 1879 habilitiert für kanonisches Recht, Extraord. 1887, Ord. 1888. Otto v. Zallinger, 1880 habilitiert für deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte, Extraord. 1883, Ord. 1887.

[4]) Wieser wurde 1879 zum Professor der Geographie ernannt; er wendete die Ficker'sche Methode auf das Zeitalter der Entdeckungen an. Von Mühlbacher, Ottenthal, Redlich ist schon gehandelt. Der letztgenannte (habilitiert 1887) war 1881—1892 Beamter am Statthaltereiarchiv, wo er (von Ficker empfohlen) als Adlatus Schönherrs fungierte.

[5]) Die „Mitteilungen des Instituts“ wurden teilweise von Innsbruck aus redigiert. Mühlbacher hielt sich durchaus an Ficker. Als Huber schwankte nach Wien zu gehen, war Ficker dafür, da er wünschte, daß neben den Diplomata auch die Scriptorenkritik an der Wiener Schule gepflegt würde u. s. w.

Der Respekt seiner Schüler blieb ihm nicht nur erhalten, sondern mehrte sich noch von Jahr zu Jahr, auch nach dem Rücktritt von der Professur (der auswärts wenig bemerkt wurde, da er ohne offizielles Brimborium erfolgte), ein in der deutschen Gelehrtengeschichte vielleicht einzig dastehendes Faktum. Bedeutende Männer wie Huber, Scheffer-Boichorst, Mühlbacher beugten sich seiner Autorität, fürchteten seinen Tadel, freuten sich, wenn er mit ihnen zufrieden war, holten in schwierigen Fällen seinen Rat ein.

In den nächsten Jahren nach seiner Pensionierung war Ficker wiederholt auf Reisen abwesend, in Italien und Frankreich. Nach Wien zu den Akademiesitzungen gieng er 1882 nur um mit Sickel wegen der Ergänzungsbände der „Mitteilungen“ alles ins Reine zu bringen; die Wiener offiziellen Persönlichkeiten beachtete er nicht weiter; vielmehr hatte er seinen Schnerfsack mitgenommen, so daß er sich baldmöglichst ins Gebirge schlagen konnte [1]).

Jährlich nahm er längeren Aufenthalt in München [2]). Aber immer kam er wieder nach Innsbruck zurück, wo er seinen stabilen Wohnsitz behielt, und von wo man ihm die Zeitungen nachschicken mußte, wenn er in der Ferne weilte. Während seiner Abwesenheit vegetierte das „Noricum“ nur so hin; sobald er da war, lebte es sofort auf, indem außer den älteren Freunden die genannten jüngeren und einige andere sich um ihn scharten und alles wieder den gewohnten großen Zug gewann [3]).

Übrigens kamen Mühlbacher, Zallinger, Redlich, Ottenthal von Innsbruck nach Wien. (Aus einem Briefe Scheffer-Boichorsts 1887 Juni 9 ersehe ich, daß Sohm bei seinem Weggang von Straßburg Zallinger und Nissl in den Vorschlag aufzunehmen gedachte; ersteren mit W. Sickel pari loco, wenn ein Rechtshistoriker, Nissl, wenn Kirchenrecht bevorzugt werden sollte. — W. Sickel wurde ernannt.)

[1]) An Mühlbacher, der ihm in Wien Gesellschaft geleistet hatte, schrieb er 1882 Juni 9: Ich überpfingstete in Payerbach, war auf dem Schneeberg und bin dort fleißig herumgestiegen. Zu Graz war ich nur einige Stunden, bestieg dann die Koralpe, wo ich auf dem Heimweg drei schwere Gewitter ohne Deckung durchzumachen hatte, ging dann ins Lavanttal und weiter per Eisenbahn hieher (nach Innsbruck).

[2]) Hier besuchte er abends das Kaffee Heck, wo er mit Rockinger, Joh. Friedrich (dem Döllinger-Biographen), Freiherrn v. Stauffenberg (dem Reichsrats- und Landtagsabgeordneten, auf den Ficker viel hielt) u. A. zusammenkam.

[3]) Bemerkenswert ist, daß mehrere jüngere Rechtshistoriker, wie P. Puntschart, W. von Hörmann, H. v. Voltelini, die nie bei Ficker Vorlesungen gehört hatten, aus diesen Symposien auch wissenschaftlichen Gewinn zogen. W. v. Hörmann (ein Sohn des Bibliotheksdirektors und der Dichterin Angelika) widmete Fickern sein Buch „Die desponsatio impuberum, ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des kanonischen Eheschließungsrechtes“ (1891). Auch für

Von Anfang an hatte Ficker auf diese abendlichen Zusammenkünfte, wie einen Teil seines Systems, gehalten, damit das Zusammenwirken der näheren Fachgenossen auch bei sonst auseinander gehenden Meinungen gesichert würde; von welchem Standpunkt aus er die Entstehung von Nebenkneipen geradezu verhinderte [1]. So hat das „Noricum" mit Ficker alle Stadien des Lebens mitgemacht: den Wagemut der jungen Jahre, den Ernst der reifen Manneszeit, die Eingezogenheit des Alters.

Seine Geschichte durfte in einer Biographie Fickers nicht fehlen.

---

das Buch Hörmanns über die „Quasiaffinität" (1. Abt. 1897, 2. Abt. 1903) standen Ficker'sche Materialiensammlungen zur Verfügung. — P. Puntschart berichtet über seinen Verkehr mit Ficker in seinem Nekrologe (23. Band der Zeitschrift der Savigny-Stiftung, Germ. Abteilung).

[1]) Z. B. im Jahre 1867, als Schönherr mit einigen anderen öfter beim „Moll" (in der Hofgasse) zusammenkam.

XXI. Kapitel.

Die letzten Werke.

Untersuchungen zum germanischen Eherechte. Untersuchungen zur Erbenfolge der ostgermanischen Rechte.

Von

Hans v. Voltelini.

Die Hohenstaufenregesten, welche die Beiträge zur Urkundenlehre gezeitigt hatten, gaben den Anlaß zu weitgehenden Studien, die dem bisherigen Arbeitsgebiete Fickers fernliegend den ganzen Lebensrest des Gelehrten erfüllen sollten. Mehr aus einem Gegenstande nebensächlicher Bedeutung waren sie entsprungen, so recht bezeichnend für Ficker, der einmal von einem Problem gefesselt, sich mit der ganzen Energie seiner Forschertätigkeit diesem zuwandte, ältere Arbeiten und Forschungen daneben zurückstellte und abbrach. Veranlaßt waren diese letzten Arbeiten Fickers durch einige Urkunden über die Verlobung und Vermählung der späteren Staufer [1]. Ausdrücke wie desponsatio, matrimonium in seinen verschiedenen Bezeichnungen: firmatum, iuratum, legitimum, consumatum waren ihm in ihrer Bedeutung des 13. Jahrhunderts nicht klar, und vergeblich suchte er Belehrung in der Literatur. Sophie, die Tochter des Markgrafen Dietrich von Landsberg, wird in einigen Quellen uxor und relicta Konradins genannt, und doch haben manche Gelehrte wie Wegele und Stälin sie nur als Braut, nicht als Gemahlin Konradins gelten lassen. Dieser Fall gab Ficker den ersten Anstoß zu Unter-

---

[1]) Vgl. oben S. 483 f.

suchungen über Eheschließung in fürstlichen Familien des 13. Jahrhunderts [1]). Drei getrennte Akte glaubte er in den Quellen feststellen zu können, die erst zur Ehe führten: das Verlöbnis, die Eheschließung und die Hochzeit. Das Verlöbnis, ein pactum de matrimonio contrahendo war wie heute löslich, sein Bruch machte höchstens straffällig. Die Desponsatio der Quellen ist nicht Verlöbnis, sondern schon Eheschließung, ihre Folge ist daher das unlösliche, untrennbare Eheband. Auch die Desponsatio impuberum, die im Mittelalter eine so große Rolle spielte, ist Eheschließung, wenn auch die Kirche Trennung in dem Falle zuließ, daß nach erreichter Volljährigkeit von einem Teile der Konsens verweigert wurde, der bei der Eheschließung der Unmündigen selbstverständlich fehlte. Der dritte Akt, die nuptiae bedeutete die Vollziehung der Ehe durch das Beilager. In dem kleinen Aufsatz über Konradins Vermählung hatte sich Ficker wesentlich auf deutsches Material aus dem 13. Jahrhundert beschränkt, er war weder auf den Sprachgebrauch der Quellen und Literatur des kanonischen Rechtes, noch auf den Einfluß, den deutsches Recht auf das kanonische geübt hat, eingegangen. Weitere Forschungen wurden in Aussicht gestellt.

Der Aufsatz hat in hohem Grade das Interesse Rudolf Sohm's erregt, der ja in seinem Buche: Das Recht der Eheschließung (Weimar 1875), zum Teil die gleichen Probleme behandelt hatte. Sohm fand in Fickers Ausführungen „ein überraschend neues Licht, zugleich die Anschauung konkreter Verhältnisse, worauf so ungeheuer viel ankommt“ und erwartete „mit Spannung das in Aussicht gestellte Meisterwerk“ [2]).

Damit waren indeß nur die ersten Würfe geschehen für ein Werk, das sich immer mehr vertiefen und ausbreiten sollte. Und es fehlte beim Fortgang der Regestenarbeit nicht an neuer Anregung. Fickers weiteres Ziel war es, sich den Vorgang der Eheschließung auf weltlichem Gebiete im ganzen Abendlande im 12. und 13. Jahrhundert klar zu machen [3]). Zu dem Zwecke durchstöberte er Urkundenbücher und Rechtsquellen Deutschlands, Italiens, Frankreichs, Englands und Spaniens. Aus Italien und anderen Ländern wußte er sich durch Cesare Paoli, Raffaelo Foglietti und andere ungedrucktes Urkundenmaterial zu verschaffen. Schon war die Forschung so weit

[1]) Die Ergebnisse sind veröffentlicht Mitteil. d. Inst. f. österr. Geschichtsforschung Bd. 2, in dem Aufsatze: Über Konradins Vermählung in den Erörterungen zur Reichsgeschichte des 13. Jahrhunderts.

[2]) Schreiben Sohms an Ficker von 1883 Jänner 28, Straßburg.

[3]) Einleitung zur Unters. z. Erbf. 1, IX f.

gediehen, daß Ficker auf dem Umschlage des Schlußheftes der Mitteilungen des Instituts Bd. IV (1883) das Erscheinen eines Werkes: „Verlobung und Vermählung im 12. und 13. Jahrhundert“ als bevorstehend ankündigen konnte. Bald dehnte Ficker seine Untersuchungen auch auf das Gebiet des Kirchenrechtes aus. Die Lehren und Anschauungen der Kanonisten und kirchlichen Gesetze über dieses von der Kirche wie kein anderes beherrschte Rechtsgebiet zu erforschen, den gegenseitigen Einfluß weltlichen und kirchlichen Rechtes und Brauches darzulegen mußte Ficker als lohnende Aufgabe erscheinen. Der häufige Aufenthalt in München gewährte ihm die Möglichkeit, nicht nur Drucke und Handschriften der kanonistischen Literatur aus der Münchner Hofbibliothek, sondern auch aus anderen deutschen Bibliotheken zu benützen. So entstanden in den Jahren 1883 bis 1887 umfassende Manuskripte, zum Teil, wie bei Ficker gewöhnlich, in mehrfacher Fassung. Im Frühjahr 1886 schon lag das Werk fast vollendet vor, so daß Ficker hoffte, nach nochmaliger Umarbeitung sicher den Druck beginnen zu können.

Aber die Hoffnung erfüllte sich nicht. Inzwischen war Freisens Geschichte des kanonischen Eherechtes erschienen. Verschiedene Anregungen entnahm Ficker diesem großen, mit umfassender Gelehrsamkeit geschriebenen Werke. Aber manches reizte seinen Widerspruch, namentlich Anschauungen über die altgermanische Ehe und ihr Verhältnis zum Konkubinat. Ficker fühlte sich dadurch veranlaßt, die germanische Ehe bis auf ihre Wurzeln zu verfolgen, um ihre Entstehung sich klar zu machen. Denn, wie Ficker in der Einleitung zu einem Bruchstücke von 1886 ausführt, die Ehe ist keineswegs etwas mit dem Vorhandensein eines Menschenpaares verschiedenen Geschlechtes unmittelbar gegebenes, wie sie die naive kirchliche Anschauung nach dem mosaischen Schöpfungsberichte im Paradiese von Gott selber eingesetzt sein läßt, und wie auch der moderne Mensch, mag er bibelgläubig sein oder nicht, bei seinen von kirchlichen Anschauungen unbewußt oder bewußt durchsetzten sittlichen Gefühlen anzunehmen geneigt ist, sie ist vielmehr wie alles Menschliche etwas gewordenes. Bei diesen Untersuchungen beschränkte sich Ficker auf die abendländischen Rechtsquellen, ließ philosophische und kulturgeschichtliche Methoden bei Seite. Im Jahre 1887 war auch diese Arbeit vorläufig abgeschlossen. Aber die Veröffentlichung des Werkes verzögerte sich, da Ficker zu anderen Studien abgelenkt wurde. In der Hoffnung, trotzdem bald die letzte Feile anlegen zu können, war die Unterbrechung geschehen. Aber die neuen Forschungen führten ihn weiter und weiter; über einzelnes, namentlich den Zu-

sammenhang der Rechte, gelangte er zu neuen Anschauungen, so daß ihm die ältere Ausarbeitung nicht mehr genügte, und zu einer Umarbeitung fehlte ihm die Zeit und nun wohl auch das Interesse. So sind diese Forschungen ungedruckt geblieben. Die vorliegende Handschrift würde nebst dem Anhange ungedruckter Quellen sicher zwei stattliche Bände im Drucke füllen. Ficker hat es doch bedauert, diese Arbeiten nicht seiner Zeit veröffentlicht zu haben. Denn er war nach seiner Überzeugung bei seinen auf ausgedehnter selbständiger Durchprüfung des Quellenmaterials beruhenden Studien doch schon damals vielfach zu haltbaren, auch durch die spätere Untersuchung nicht mehr in Frage gestellten Ergebnissen gelangt." Und in der Tat, mag auch manches zweifelhaft bleiben, ja fehlgegriffen sein, der sichern Ergebnisse und der Anregung bieten diese Arbeiten vieles.

Nur in gedrängter Weise kann eine Übersicht über den Inhalt dieses Werkes gegeben werden. Ficker geht von der Betrachtung aus, daß die Form der Eheschließung nicht kirchlichen Ursprungs gewesen ist, sondern dem weltlichen Rechte entstammte, wie beispielsweise die noch heute üblichen Konsensfragen germanischen Ursprunges seien. Die Kirche hat die Ehe vorgefunden, sie hat wohl die sittliche und religiöse Seite der Ehe ins Auge gefaßt, Mitwirkung beim Abschluß der Ehe zu erlangen gesucht, aber für die Formen der Eheschließung sich ans weltliche Recht gehalten. Ihr kam es, wie dem römischen Rechte, nur auf den Konsens an; das germanische Recht dagegen läßt die Ehe durch formalen Akt zu Stande kommen. Um die Anfänge der germanischen Ehe aufzudecken wendet sich Ficker jenen Formen zu, in welchen sich der Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Frau bei den Germanen abspielen kann. Wie die Römer kennen auch die Germanen noch lange neben der Ehe eine lose Verbindung zwischen Mann und Frau, den Konkubinat, der bei manchen Stämmen einen besonderen Rechtsschutz genießt und für Konkubine und Kinder besondere Rechtsfolgen nach sich zieht, bei anderen und zwar den Franken und den meisten deutschen Stämmen zwar straflos zugelassen ist, jedoch ohne solche Wirkungen zu haben. Ficker untersucht die Voraussetzungen und Formen der Eingehung des Konkubinats. Die subarrhatio anuli und vor allem die Dotatio sind der Ehe vorbehalten und scheiden sie von diesen Verbindungen.

Neben diesem rechtmäßigen außerehelichen Geschlechtsverkehr steht ein unrechtmäßiger. Die ursprüngliche germanische Auffassung in diesem Punkte ist freilich schwer zu erkennen, da hier die kirchliche Anschauung die Dinge früh verwischt hat. Der favor matri-

monii, die Bevorzugung des ehelichen Geschlechtsverkehrs, ist schon ein Produkt dieser Anschauung. Das alte Recht kennt keine Ehehindernisse, nur Hindernisse des geschlechtlichen Verkehrs im allgemeinen. Vieles indeß, was das Recht zuläßt, mag schon früh durch die Sitte verworfen worden sein und aus der Sitte ist wieder Recht geworden. Damit hat Ficker eine Anschauung ausgesprochen, die er auch später in seinen Untersuchungen zur Erbenfolge wiederholt betont und zur Erklärung mit Glück verwendet hat. Die Sitte ist strenger als das Recht. Vieles ist durch die Sitte verboten, was das Recht zuläßt. Die Rechtsquellen bieten uns wohl ein Bild dessen, was zulässig ist, nicht aber dessen, was in der Tat vorkommen mochte. Noch ein zweites macht sich hier geltend. Ficker versucht sich in Rechtsvergleichung; durch Vergleichung der Rechte verschiedener Völker, bei denen spätere gegenseitige Beeinflussung ausgeschlossen ist, sucht er das ursprüngliche Recht zu erkunden.

Ficker geht in der Folge die möglichen Arten des außerehelichen Verkehrs zwischen Mann und Frau durch; er findet diesen Verkehr straflos, wenn damit nicht in Rechte dritter eingegriffen wird. Die Unzucht der Frau bleibt nach den meisten Rechten unbestraft, sobald es sich um eine Gewaltfreie handelt oder die Gewalthaber ihre Zustimmung geben. Doch tritt in vielen Fällen der Verlust der weiblichen Ehre ein, zu deren Schutz die Verwandten der Frau berufen sind. Entehrend ist das Verhältnis dann, wenn es heimlich betrieben wird; den öffentlichen Konkubinat trifft nicht dieser Ehrverlust. Entehrend vor allem ist die Hurerei und die Verbindung mit einem niedriger stehenden Manne. Die Unfreie steht dem Herrn zur Verfügung; Dritten ist mit Bewilligung des Herrn der Verkehr gestattet. Erst spät tritt das Recht der Willkür des Herrn entgegen. In diesem Zusammenhang kommt Ficker auch auf das Jus primae noctis zu sprechen. Mit K. Schmidt glaubt er, daß dieses Recht nicht eigentlich geübt wurde. Aber den Ausfluß des Volkshumors kann er gegen Gierke darin nicht finden. Es bedeutet keine Verschärfung, sondern eine Abschwächung des Herrenrechtes, kein Zeugnis besonderer Verwilderung der Sitten; es liegt nicht im Interesse des Herrn, sondern des Ehemanns der Unfreien, da der Herr durch wirkliche oder, was in der Regel der Fall war, durch symbolische Übung des Rechts, oder durch Abkauf die Ehe der Unfreien anerkennt, nicht weiter stören zu wollen kundtut. Im weiteren wird der Fall des Ehebruchs behandelt. Das germanische Recht schränkte ihn auf die Frau ein. Die Strafe des Ehebruchs liegt bekanntlich nach den meisten Rechten in den Händen des Mannes, erst spät wird öffentliche Strafe

festgesetzt. Das Strafrecht des Mannes ist Ausfluß seiner Gewalt gegen Frau und Kinder; nur den Mißbrauch dieser Strafgewalt durch Verlockung zum Ehebruch von Seite des eigenen Ehemannes zum Zwecke, um der Frau sich zu entledigen, sucht das Recht hintanzuhalten. Der Geschlechtsverkehr dritter mit der Geschiedenen ist zulässig, die einverständliche Trennung ohne weiteres gestattet. Die Kirche eifert dagegen; ihre weitausgedehnten Ehehindernisse erleichtern jedoch die Scheidung und verschiedene Schliche, besonders das eidliche Versprechen vor dem geistlichen Richter nicht wegen Ehebruch oder auf Wiederherstellung der Ehe zu klagen, werden verwendet, um die Trennung aufrecht zu erhalten. Eigenmächtiges Verlassen des Ehemanns, um mit einem andern zu leben, ist schwer strafbar, aber nicht so schwer wie Ehebruch, bei dem das Moment der Heimlichkeit als besonders die Ehre des Ehemannes verletzend gilt. Nach manchen Rechten kann der Mann gegen Ersatz auf die Frau verzichten. Der Frau steht kein Recht auf Scheidung zu, sie kann die Wiederherstellung der Ehe nicht verlangen. Nur vermögensrechtlich wird unterschieden, ob die Frau schuldlos war oder nicht. Die Dos gebührt der schuldlosen Frau; ihr Zweck war es, die Lösung der Ehe zu erschweren, die Ehe vom Konkubinat zu scheiden. Im folgenden behandelt Ficker die Bigamie, indem er an die bekannte Äußerung des Tacitus anknüpft. Die Sitte mag sie schon damals verpönt haben und die Kirche hatte keine Mühe ihre Forderungen in diesem Punkte durchzusetzen. Durch außerehelichen Verkehr des Ehemannes jedoch werden die Rechte der Ehefrau nicht verletzt. Nicht die Treue gelobt in der Regel der Ehemann bei der Vermählung, sondern nur die Frau nicht zu verstoßen oder zu verlassen. Der Konkubinat ist bei den Franken noch lange neben der Ehe gestattet. Manche Rechte freilich, insbesonders diejenigen, die einen rechtmäßigen Konkubinat kennen, gewähren der Ehefrau Genugtuung oder setzen Strafe, und Kinder aus solcher Ehe werden schlechter behandelt als andere Uneheliche, wobei kirchliche Anschauung eingreift.

Dem Ehebruch schließt Ficker den Verlöbnisbruch an, dessen Folgen sich aufs engste mit den Bestimmungen über jenen berühren. Denn die germanische Desponsatio ist kein Vorvertrag, sie ist der endgiltige Ehevertrag. Im beiderseitigen Einverständnis ist die Lösung möglich; der grundlose Rücktritt des Mannes macht ihn bußfällig, ihm gegenüber kann jedoch die Aufrechterhaltung des Verlöbnisses nicht erzwungen werden. Bruch des Verlöbnisses durch die Braut gilt als Bruch der ehelichen Treue. Denn bei der Desponsatio hat die Braut durch das Anstecken des Ringes oder Hinnahme der arrha

(subarrhatio) zur ehelichen Treue sich verpflichtet. Nach manchen Rechten wird denn auch der Treubruch der Braut gleich dem Ehebruch behandelt. Die meisten freilich ziehen in Betracht, daß die Braut noch in der Gewalt ihrer Gewalthaber steht, auch diese durch den Treubruch verletzt erscheinen. Daher steht die Bestrafung der Braut nicht dem Bräutigam, sondern ihrer Familie zu, und trifft nach manchen Rechten Strafe selbst den Bräutigam, der die Braut vorzeitig entführt oder beschläft. Dem Bräutigam sprechen manche Rechte, vorausgesetzt freilich daß der Bräutigam nicht zurücktritt, eine dingliche Klage auf Herausgabe der Braut zu, andere begnügen sich mit Geldbußen. Schließt sich Ficker hier im wesentlichen an Sohm, Habicht, Löning u. s. w. an, so doch nicht ohne manche selbständige Bemerkung. Jene Rechtsanschauung, welche die nachfolgende Ehe bestehen läßt, wie die des langobardischen und sächsischen Rechtes, hält er für jünger als die, wonach sie auf Klage des früheren Bräutigams gebrochen werden muß.

In der Handschrift folgt nun ein Abschnitt über die Vaterschaft, nachdem der Plan zunächst über das Mutterrecht zu handeln aufgegegeben war. Hat Ficker in die Untersuchungen zur Erbenfolge manchen Gedanken, den er in seinem früheren, ungedruckten Werke ausgesprochen hatte, herübergenommen, so entspricht im wesentlichen dieses ganze Kapitel den Ausführungen, die er im fünften Bande 1. Abt. der Untersuchungen über die vaterrechtliche Grundlage des Erbrechts der Elternseiten bietet.

Nun wendet sich Ficker den Anfängen der rechten Ehe selber zu. Er glaubt diese vornehmlich aus der Art erschließen zu können, wie später die rechte Ehe eingegangen wurde, wobei er sich keiner Täuschung darüber hingibt, wie schwierig die Lösung des Problems sei, wie zweifelhaft da vieles bleiben müsse. Seine Anschauungen über diesen Gegenstand hat Ficker später in den Untersuchungen zur Erbenfolge in gedrängter Weise bekannt gemacht, wir werden daher bei Besprechung dieses Werkes darauf zurückkommen.

Es folgt als letztes Kapitel dieses Abschnittes eine Abhandlung über die unrechte Ehe. Die rechte Ehe der Germanen ist keineswegs die einzig zulässige eheliche Verbindung, die unrechte keineswegs in jedem Falle verboten. Es liegt bei der unrechten nur allemal ein Verstoß gegen das Recht vor, der die beabsichtigte rechte Ehe nicht entstehen läßt. Ficker unterscheidet unzulässige und eigenmächtige Ehen. Bei jenen liegt ein Verbot des Rechtes als Hindernis vor, bei diesen der Mangel der Zustimmung der Gewalthaber. Endlich kann auch die Form der Eheschließung verletzt oder nicht beachtet

sein und dieser Formfehler die Ehe zur unrechten stempeln, formlose Ehen. In diesem Kapitel behandelt Ficker die Raubehe, die er einerseits als Vorstufe der rechten Ehe gelten läßt, andererseits doch wieder für die spätere Zeit als Hauptausgangspunkt der eigenmächtigen Ehe ansieht. Die späteren Rechte stellen sich verschieden zu dieser Ehe, manche verlangen die Lösung, was Ficker indeß für jünger hält, die meisten begnügen sich mit Strafen. Dem Vater mag wohl das Recht zugestanden haben, die Tochter und den Entführer zu erschlagen oder in abgeschwächter Weise zu verstoßen. Der Raptor verfällt der Fehde der Sippe des Mädchens. Spätere Rechte sprechen die Friedlosigkeit oder Vermögensnachteile und Strafen aus. Damit verliert der Entführer allerdings sein Recht auf die Frau, wenn sie ihn freiwillig verläßt. Auch die standesungleiche Ehe ist eine unrechte, mag sie nun von den einzelnen Rechten mit Strafe belegt oder geduldet sein; sie entbehrt in allen Fällen der Folgen der rechten Ehe. Doch gilt sie manchen Stämmen wie den Franken als unlösbar auch dann, wenn sie gegen den Willen des Gewalthabers mit einem Unfreien eingegangen ist, weil der Herr des Unfreien durch die Ehe ein Recht auch auf den früher freien Teil erworben hat. Vom Herrn des Unfreien hängt nunmehr die Lösung dieser Verbindung ab. Liegt Irrtum über den Stand des unfreien Teiles vor, so kann nur der Freie die Lösung der Ehe verlangen; es liegt hier somit eine hinkende Ehe vor, ein matrimonium claudicans, wie die Kanonisten sagen, wie sich ähnliches auch bei der Geraubten oder dem Unmündigen ergibt, der ohne Zustimmung der Gewalthaber eine Mündige heiratet. Von bloßer ungeordneter geschlechtlicher Verbindung scheidet sich diese unechte Ehe durch die eheliche Absicht; da diese nicht erkennbar ist, verlangt das Recht auch hier eine Form. Die mündliche Erklärung, auf welche die Kirche das Hauptgewicht legt, genügt nicht, die Form der Desponsatio ist bei eigenmächtiger Ehe nicht möglich, dagegen wird auf die Subarrhatio das größte Gewicht gelegt. Durch Geben und Nehmen der wadia, sei es des Ringes oder eines anderen Gegenstandes, kommt hier die Ehe zu Stande. Da die wadia zugleich als arrha dient, entspringt dem Formalakte beiderseitige Verpflichtung. Auch andere Formen finden sich, Eid und Gelöbnis in die Hände Dritter, Kopulation, Einsegnung. Vom weltlichen Rechte wird die heimliche Ehe vorläufig ignoriert. Sollen ihr rechtliche Wirkungen zukommen, so muß ihre Eingehung bewiesen werden.

Diesem nach der letzten Fassung als einleitend gedachten umfangreichen Abschnitte stehen nun die Ausführungen über Verlöbnis und Trauung gegenüber. Es werden die Formen der Verlobung und

Trauung in den deutschen Rechten untersucht, es wird die Beeinflussung des kanonischen Rechtes durch das germanische festgestellt, die Entwicklung des kanonischen verfolgt und dabei die interessantesten und wichtigsten Ergebnisse gewonnen. So werden, um nur einiges aus der Fülle des Materials anzudeuten, die Desponsatio de praesenti des Kirchenrechtes auf die Desponsatio des weltlichen Rechtes, die Desponsatio de futuro auf die Affidatio zurückgeführt, die Konsensfragen bei der Eheschließung aus dem germanischen Rechte abgeleitet. Diesen Studien verdanken drei Aufsätze ihren Ursprung, welche bald nachher in den Mitteilungen des Instit. Ergänzungsband II veröffentlicht wurden. Die zwei ersten beschäftigen sich mit einer Quelle, die seit Savigny, der sie im zweiten Bande seiner Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter wieder abgedruckt hat, mehrfach das Interesse derjenigen, welche sich mit der Rechtsliteratur des Mittelalters beschäftigten, erregt hatten; den: Petri Exceptiones Legum Romanorum. Savigny hatte sie ins 11. Jahrhundert gesetzt und als ihr Vaterland Frankreich angenommen. Ficker hatte in den Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte den südfranzösischen Ursprung dieser Schrift nicht geleugnet, aber die Benützung einer Quelle vertreten, die in der Romagna entstanden war. Seine Ansicht war von Conrat und Fitting bestritten worden. Da die Angaben der Exceptiones auch für die Geschichte der Eheschließung wichtig waren, griff Ficker die Frage nochmal auf und suchte mit neuen Gründen seine frühere Annahme zu rechtfertigen. In einem zweiten Aufsatze gelang es Ficker, den Nachweis zu erbringen, daß ein spanisches Rechtsbuch, die Usatici Barchinonae, die Exceptiones benützen. Nachdem es feststeht, daß die Usatici um 1068 entstanden sind, ist damit auch für die Exceptiones eine wichtige Zeitbestimmung gewonnen, vorausgesetzt freilich, daß die entlehnten Stellen nicht wie so manches andere später zugefügt wurden. Die Resultate Fickers sind von Conrat in seiner Geschichte der Quellen und Literatur des römischen Rechtes abgelehnt, dagegen von Schupfer in seiner neuesten Auflage des Manuale di Storia del diritto Italiano angenommen worden [1]).

Einem andern Gegenstande ist der dritte Aufsatz: „Über nähere Verwandtschaft zwischen gotisch-spanischem und norwegisch-isländischem Recht" in dem genannten Ergänzungsbande gewidmet. Er gibt zugleich Zeugnis über einen Wandel, der nun in Fickers Studien eintrat. Bei seinen Arbeiten über das Eherecht hatte sich Ficker auch mit dem späteren spanischen Rechte beschäftigt. War er da

[1]) 1, Fonti 227.

zuerst sichtlich nur auf die Literatur zurückgegangen, so vertiefte er sich bald in die Rechtsquellen selber. Und da glaubte er nun in diesen späteren Fueros das echte gotische Recht, das in den Leges Visigotorum bekannter Weise vielfach durch kirchlichen und römischen Einfluß getrübt erscheint, wieder aufleuchten zu sehen, und er begann nun dieses Recht mit norwegischen und dem isländischen Rechte zu vergleichen, um seine Stellung im Stammbaume der germanischen Rechte festzustellen. Andere Rechte zog er in die Vergleichung ein, wie das langobardische und gewann völlig überraschende Resultate, die er vorläufig in dem genannten Aufsatze der Öffentlichkeit vorlegte.

Damals hoffte er noch nach Vollendung des Aufsatzes zu seinen älteren Arbeiten zurückzukommen, um sie zum Abschluß zu bringen. Schon vorher hatten ihn Zweifel beschlichen, ob dies der Fall sein werde. Zu Beginn des Jahres 1886 schrieb er an Mühlbacher [1]: „Die Zeit, die ich auf die Eheschließungsgeschichte anwende, würde mich nicht reuen, wenn ich nur überhaupt die Arbeit zur Durchführung bringe.“ Denn die Ergebnisse, die er gewonnen hatte, schienen ihm überaus wichtig zu sein. Aber das Material wachse ihm über den Kopf. Und nun eröffneten sich bei seinen rechtsvergleichenden Arbeiten Aussichten von ungeahnter Tiefe. War es möglich, den Zusammenhang der germanischen Rechte klar zu legen, so war damit nicht nur ein hochbedeutendes rechtsgeschichtliches Problem gelöst, es war zugleich ein entscheidender Beitrag zur Urgeschichte der germanischen Stämme gewonnen. In seinem Aufsatze hatte Ficker sich wesentlich auf die Prüfung der Bestimmungen über die Vaterschaft und Geschlechtsvormundschaft beschränkt. Nun zog er auch das Erbrecht mit allem, was damit zusammenhing: Verwandtschaftszählung, Wartrecht, eheliches Güterrecht u. s. w. in den Kreis seiner Untersuchungen. Je länger je mehr überzeugte er sich, daß gerade dieses Gebiet sich für seine Zwecke vorzüglich eigne. Denn keines war nach seiner Ansicht konservativer, aber doch mannigfaltig und umfassend genug, um sichere Resultate ergeben zu können. Zugleich war gerade das Erbrecht eines der bestrittensten Teile der germanistischen Rechtswissenschaft. Denn die Mannigfaltigkeit der späteren Rechte, die kaum auf einem Gebiete größer war, ließ es fast unmöglich scheinen, sich ein Bild über die urgermanische Erbenfolge zu schaffen. Auch standen interessante Ergebnisse für die Gliederung der Sippen, für die Anfänge der germanischen Familie überhaupt in Aussicht. So entstand

[1]) Brief vom 18. Jänner 1886.

Fickers letztes großes Werk, das ihm freilich nicht vergönnt war zu Ende zu führen, das aber ein gewaltiges Vermächtnis darstellt, welches der Rechtsgeschichte noch lange Stoff zur Verarbeitung bieten wird.

Der erste Band der Untersuchungen wurde im Jahre 1891 ausgegeben. Ficker hielt es für notwendig, sich nicht nur über die Aufgaben seiner Untersuchungen zu äußern, sondern auch die Methode seiner Forschungen ausführlich zu begründen. Er sandte daher der Darstellung einen Abriß über die Theorie der Rechtsvergleichung voran, besprach die Verwandschaft der Rechte, die eine einfache und sich kreuzende sein kann, und die verschiedenen Möglichkeiten, wie aus späterer Gestaltung auf das ursprüngliche Recht zurückgeschlossen werden kann, besprach das Verhältnis zwischen Recht und Sitte. Die weiteren Ausführungen des Bandes sind der Verwandtschaftszählung und der Erbgrenze gewidmet.

Nach zwei Jahren 1893 folgte der erste Teil des zweiten Bandes, dessen Erscheinen sich sehr verzögert hatte. Fickers Plan ging zunächst dahin, auf die Einzelnheiten der erbrechtlichen Bestimmungen einzugehen, um dann den verwandtschaftlichen Zusammenhang der Rechte, der sich aus dem vorgebrachten ergab, darzustellen[1]. Während des Druckes wurde der Plan geändert. Die Untersuchungen über die einzelnen Bestandteile des Nachlasses schienen für die Frage der Verwandtschaft der Rechte wenig ergiebig. Dafür wurden die Teilungsarten der Erbschaft und die Hauptordnungen der Erbfolge in breitester Weise ausgearbeitet. Nach wiederholten Umarbeitungen wurde endlich 1895 der zweite Teil des zweiten Bandes veröffentlicht. Der Band enthält einige Ergänzungen zur Verzweigung der germanischen Rechte und zur Verwandtschaftszählung, dann Ausführungen über die Arten der Verwandtschaft, über die Erbenklassen und das Eintrittsrecht, über die Teilung des Nachlasses, und die Hauptordnungen der Folge.

Diese systematische Bearbeitung gab Ficker indeß wieder auf. Der Gedanke, daß es ihm nicht möglich sein werde, das Werk zu vollenden, und eine Gedächtnisschwäche, die er an sich wahrzunehmen glaubte und die ihn hinderte, das ganze Material zu beherrschen, legten ihm nahe, die einzelnen Rechte für sich zu behandeln. Er begann mit dem Aasdomsrechte, dem er eine ganz besondere Stellung zuwies, und knüpfte daran die Untersuchung der wälschflandrischen Stadt- und Landrechte, die er mit dem Aasdomsrechte in Verbindung brachte. Beide füllen den ersten Teil des

[1]) Einl. zum 2. Bd.

dritten Bandes der 1896 erschien, während der zweite 1898 ausgegebene das westfränkische Recht behandelt.

Und nun trat wieder ein Bruch ein. Schon waren andere Rechte bearbeitet, die lothringischen, die dänischen; die spanischen und pyrenäischen sollten folgen. Da glaubte Ficker neuerdings zu einer systematischen Darstellung zurückkehren zu müssen. Unter all den revolutionären Ansichten, die Ficker aufgestellt hatte, war es vor allem eine, die ihm besonders der Stütze zu bedürfen schien, die Idee von der ursprünglichen Gleichstellung der Geschlechter im Erbrecht. Dem Einfluß des Geschlechtsunterschiedes auf das Erbrecht ist denn auch der ganze folgende Band gewidmet, dessen zweite Hälfte zugleich eine hochinteressante Darstellung des ehelichen Güterrechtes der ostgermanischen Rechte bietet.

Mit der gleichen Frage hängt noch des fünften Bandes erster Teil zusammen, in dem Ficker das Erbrecht der Eltern behandelt. Aber gerade bei diesen Untersuchungen sah sich Ficker weiter und weiter geführt. Schon im Vorhergehenden war er gelegentlich auf den Ursprung der Ehe und die ursprüngliche Gestaltung der Familie bei den Germanen zu sprechen gekommen. Hier glaubte er sich näher mit diesen dunklen Fragen beschäftigen zu müssen. Daran schloß er Nachträge über das Wartrecht, Vergabungsfreiheit, Näherecht und das westgotische Weibererbrecht, in denen er seine Ausführungen gegen Angriffe Brunner's, Kohler's und Zeumer's verteidigte.

Einige kleinere Arbeiten über die Heimat der Lex Ribuaria (Mitteil. des Instituts Ergzbd. 5), über den Entstehungsort des Schwabenspiegels (Mitteil. des Instituts Bd. 11) und die Herkunft der siebenbürgischen Sachsen [1]) (ebendort Bd. 14) hängen mit seinem großen Werke zusammen. Als der Däne Kier seine Ansichten über die Stellung des langobardischen Rechtes angegriffen hatte, scheute sich Ficker im Alter von 74 Jahren nicht dänisch zu lernen, um die Behauptungen seines Gegners um so gründlicher widerlegen zu können,

[1]) Ein Versuch, die Herkunft der siebenbürgischen Sachsen nicht nach philologischen, sondern nach rechtsvergleichenden Gesichtspunkten zu bestimmen (1893). Vgl. F. Zimmermann, Zur siebenbürgisch-deutschen Geschichtschreibung, insbesondere über die Besiedelungsfragen. Mitteil. d. Inst. Ergänzungsband VI S. 721. Unter den Thesen, die Ficker bei seiner Promotion (1849) aufstellte, findet sich auch diese: „Germanici Transsilvaniae incolae, qui Saxones dicuntur, e regionibus Rhenum inter et Mosam sitis eo migrarunt“ — was nunmehr emendiert wurde. Er glaubte friesisches Recht auch bei den Siebenbürger Sachsen entdeckt zu haben, die danach ostgermanische Bestandteile enthalten müßten.

was er in seinem Aufsatze: Das langobardische und skandinavische Recht (Mitteil. Bd. 22) versuchte. Aber trüber und trüber wurden die Aussichten, die ihn erfüllten. Eine schleichende Krankheit zehrte am Marke seines Lebens. Im Jahre 1901, als des fünften Bandes erster Teil erschien, wagte er nicht mehr die Ausgabe des zweiten Teiles in sichere Aussicht zu stellen. Wohl benützte Ficker die Stunden, in denen ihm sein Siechtum Arbeit vergönnte, zu weiterer Fortsetzung, welche die Erbenfolge der gotisch-norwegischen Gruppe behandeln sollte. Bis in den Jänner 1902 hat Ficker noch an dem Werke geschrieben. Dann machte die zunehmende Krankheit jede Fortarbeit unmöglich. Erst nach Fickers Tode hat dieses Fragment ergänzt aus älteren Aufzeichnungen und Entwürfen, die Veröffentlichung gefunden [1]).

Dieser äußere Werdegang erklärt es, wenn die Untersuchungen zur Erbenfolge noch weniger als andere Werke Fickers ein geschlossenes Ganze darstellen. Der wiederholte Wechsel des Planes, der kein logischer, voraus bestimmter war, sondern wenigstens teilweise durch äußere Umstände, vor allem durch die in den vorangehenden Partien gewonnenen Ansichten bestimmt wurde, läßt das Werk schwer übersehen, machte Wiederholungen und Ergänzungen nötig. Indem Ficker die einzelnen Rechtssätze aus der wirtschaftlichen Lage, aus der Anschauungsweise des Volkes heraus zu erklären sucht, gewinnt das Raisonnement des Verfassers ein breites Feld. Dabei wird wohl manche Quellenstelle mit sanfter Gewalt für die Ansichten des Verfassers zurecht gebogen oder beiseite geschoben. Trotz aller Fehler muß jedoch das Werk als eines der bedeutendsten bezeichnet werden, welches die deutsche Rechtswissenschaft in neuerer Zeit hervorgebracht hat. Die Probleme, deren Lösung hier versucht wird, gehören zu den tiefsten und schwierigsten der deutschen Rechtsgeschichte, und sie sind mit einer Kühnheit ohnegleichen behandelt. Auf weitem Gebiete geht Ficker in umstürzendster Weise vor. Viele Sätze, die unbestritten, man kann sagen seit dem Beginn der deutschen Rechtswissenschaft gegolten haben, werden in ihr Gegenteil verkehrt. Von einem geradezu umgekehrten Ausgangspunkte aus wie die gemeine Anschauung sucht Ficker eine Anzahl von Rechtsinstituten zu erklären.

Noch hat die deutsche Rechtswissenschaft Fickers Ausführungen nicht nach Verdienst gewürdigt. Wohl haben sich einzelne bedeutende

---

[1]) Als 6. Band, 1. Abteilung (aus seinem Nachlasse) herausgegeben durch H. v. Voltelini (1904).

Gelehrte wie Amira, Brunner, Schröder und andere mit dem Werke eingehend beschäftigt, wohl hat Ficker begeisterte Anhänger gefunden, die seine Theorien verkündet und weiter gesponnen haben wie Opet, die Mehrzahl der Rechtshistoriker drückt sich mit heiliger Scheu um das umfangreiche Werk. Der Mangel der Übersichtlichkeit, der durch das Fehlen eines Registers noch vermehrt wird, die Breite der Darstellung, die Schwierigkeit und das Abstrakte des Stoffes, wohl auch das Revolutionäre der Thesen mögen die Ursachen sein. Aber die Ausführungen Fickers sind zu interessant und wichtig, als daß sie nicht ernstlich von der deutschen Rechtsgeschichte beachtet, angenommen oder widerlegt werden müßten.

Versuchen wir im einzelnen wenigstens einige Hauptgedanken, die Ficker hier aufstellt, uns zu vergegenwärtigen. Sein Ziel, die Verzweigung der germanischen Rechte, den Inhalt des Urrechtes und die Entstehung der späteren Gestaltung festzustellen, glaubte Ficker auf dem Wege der Rechtsvergleichung erreichen zu können. Ficker hat ja seinem Werke einen Abriß der von ihm befolgten Arbeitsmethode vorangestellt. Wir erkennen in diesen Ausführungen den Kern jener berühmten Vorlesungen wieder, welche Ficker über historische Kritik gehalten hat[1]). Denn das System seiner Rechtsvergleichung deckt sich mit den Grundsätzen, welche die historische Kritik über Abhängigkeit zweier oder mehrerer historischer Quellen aufgestellt hat. Zeigen Quellenstellen eine nähere Ähnlichkeit des Inhalts und namentlich des Wortlauts, so steht zu vermuten, daß sie in einem gewissen verwandtschaftlichen Verhältnisse stehen; sie können aus einander oder von einer dritten gemeinsamen Quelle abgeleitet sein. Ficker selber führt namentlich die Vergleichung von Handschriften zum Zwecke der Herstellung eines Textes als vorbildlich für die Rechtsvergleichung an. Decken sich zwei Handschriften in ihren Lesearten, so werden wir sie als verwandt ansehen. So auch Rechte von gleichem oder ähnlichem Rechtsinhalt. Bei den Rechten nimmt Ficker als Regel Zweiteilung an. Es ist nicht wahrscheinlich, daß mehr als zwei Rechte sich aus dem gemeinsamen Urrecht entwickelt haben können, es wird sich nur je ein Recht jeweilig vom Urrecht getrennt haben. Nicht jede Übereinstimmung der Rechte deutet freilich auf

[1]) An Mühlbacher schreibt Ficker 1889 März 27 über die Ausarbeitung des 1. Bandes, „der auch für Sie insoferne einiges Interesse haben dürfte, als einen großen Teil eine allgemeine theoretische Erörterung über die Bestimmung der Verwandtschaftsverhältnisse von Rechten einnehmen wird: es ergeben sich da vielfach doch ganz andere Gesichtspunkte, wie bei der Verwandtschaft von Geschichtsquellen.“



Verwandtschaft; es kann die Ähnlichkeit auch durch Zufall, durch gleiche äußere Veranlassung hervorgerufen sein. Sind jedoch auch die Nebenbestimmungen dieselben, entsprechen sich gar die Rechtsbezeichnungen, dann wird man Verwandtschaft annehmen müssen und dies um so mehr, wenn die Ähnlichkeit nicht eine vereinzelte ist. Das Ursprüngliche wird das sein, was in mehreren Rechten sich deckt. Diejenigen Rechte, die sich, obwohl verschiedenen Gruppen angehörig, am nächsten stehen, werden die ursprünglichsten sein. Aber auch aus den Verschiedenheiten wird man auf das Ursprüngliche zurückschließen können. Die einzelnen Rechte haben nicht alle die gleiche Entwicklung erreicht. War einmal der Anstoß zu einer Rechtsänderung in einem Rechte gegeben, so haben die einzelnen Teilrechte, als sie sich von diesem Rechte lösten, verschiedene Entwicklungsstufen des Mutterrechtes erreicht und sich bewahrt, oder auch nach der Trennung sich verschieden weit entwickelt. So vermitteln die Rechtssätze eines Rechtes zwischen denen anderer. Es lassen sich Vermittelungsreihen aufstellen. Ergibt sich für ein Recht bei Vergleichung der Vermittelungsreihen seine Stellung in der Regel als Ausgangspunkt, so werden seine Sätze die ursprünglicheren sein. Vergleichen wir zwei Gruppen mit verschiedenen Vermittelungsreihen, so werden jene Rechte die ältesten sein, die eine feste Mittelstellung einnehmen, aus der sich die Entwicklung nach rechts und links ergibt.

Die Verwandtschaft kann eine einfache, sie kann aber auch eine mehrfache sein. Sie kann dann eine sich kreuzende sein, das heißt, ein Recht kann sich in einem Satze an ein zweites, in einem andern an ein drittes Recht anschließen. Sie kann auch auf Entlehnung zurückgehen und wäre dann kein Zeichen ursprünglichen Zusammenhanges, sie kann aus der Verbindung verschiedener Volkselemente zu einem Stamme, mehrerer Rechte zu einem Mischrecht entstanden sein. Doch die Entlehnung ist nicht wahrscheinlich, muß erst erwiesen werden, und ist allemal auszuschließen, wenn der Rechtssatz der Gesamtauffassung des Rechts oder auch den Sätzen verwandter Rechte entspricht. Wiederholt hat Ficker betont, daß es sein Ziel sei, nur die Verwandtschaft der Rechte, nicht die der Stämme festzustellen. Aber trotzdem hat er selber die Rechtsverwandtschaft wiederholt auch historisch zu erklären gesucht. Vor allem fühlte er sich veranlaßt Stellung zu nehmen zur Frage, ob dem sprachlichen Zusammenhang für die Frage der Abstammung der germanischen Rechte größere Bedeutung zuzuschreiben sei, als dem Resultat der Rechtsvergleichung. Ficker entscheidet für die Rechtsver-

gleichung. Ein noch rohes Volk legt geringen Wert auf die Sprache, großen auf das Recht. Er verweist auf die Germanenstämme auf Römerboden, die sich bald romanisiert, aber noch Jahrhunderte lang ihr angestammtes Recht bewahrt haben. Auch dem Einfluß der Sitte auf die Rechtsentwicklung, den Ficker schon vorher beobachtet hatte, widmet er breitere Ausführung, weil er aus dem Einfluß der Sitte manchen Widerspruch jüngerer Rechtsüberlieferung gegen den ursprünglichen Zusammenhang der Rechte erklären will. Die Sitte ist ihm eine Vorstufe des Rechts, aus ihrem Einfluß deutet er das Schwanken, das sich wiederholt in der Gesetzgebung kundgibt.

Diese Sätze hat Ficker nicht nur theoretisch entwickelt, er suchte sie gleichzeitig durch eine Reihe von Beispielen zu erläutern. Amira sagt in seiner gehaltvollen Besprechung des ersten Bandes der Untersuchungen [1]), daß jeder Germanist und jeder vergleichende Rechtshistoriker sich mit diesen Ausführungen befassen müsse, da sie „nicht weniger als eine ausführliche Methodologie der vergleichenden germanischen Rechtsgeschichte mit besonderer Rücksicht auf die genetische Gruppierung von Rechten" darstelle. Bei seinen Rechtsvergleichungen beschränkt sich Ficker auf die ostgermanischen Rechte, denn sie zeigen einfache Verwandtschaft, während die westgermanischen Rechte in ihrem Zusammenhange wegen vielfach sich kreuzender Verwandtschaft schwierig zu erkennen seien. Aus diesem Grunde glaubt Ficker, seien auch alle Bemühungen gescheitert, aus den westgermanischen Rechten die Bestimmungen des Urrechts zu rekonstruiren. Nur das fränkische Recht, das Ficker für das Ursprünglichste der westgermanischen hält, wird eingehend zur Vergleichung herangezogen, die übrigen westgermanischen Rechte werden in der Regel nur dann besprochen, wenn sie ostgermanischen Einschlag zeigen.

Gegen Fickers Versuch hat am eingehendsten Amira Einspruch erhoben. Er wies darauf hin [2]), daß zum Zweck der Rechtsvergleichung die germanischen Rechte besser bekannt sein müßten, als dies in der Tat der Fall ist. Für Ficker kam nun insbesonders noch die Schwierigkeit dazu, daß ihm die nordischen Rechtsdenkmäler der Sprache wegen nicht verständlich waren. Zwar konnte er sich mit W. Gother's und Amira's Unterstützung Übersetzungen der Erbentafeln der nordischen Rechtsaufzeichnungen verschaffen; aber er selber fühlte am meisten, wie sehr er durch die Unkenntnis der

---

[1]) Göttingische gelehrte Anzeigen 1892 1. Bd. 269.
[2]) A. a. O. 270.

Sprache an einer erschöpfenden Ausbeutung dieser Denkmäler, zugleich aber auch der übrigen historischen Aufzeichnungen des Nordens, wie der Sagas beirrt war. Mit Recht hat dann Amira betont, um wie so viel komplizierter das Recht, als die Sprache ist, um wie viel bedingter von allen möglichen äußerlichen Einflüssen, um wie viel ungewisser also auch die Resultate der Rechtsvergleichung sein müßten, als die der Sprachvergleichung und wie alle Rechtsvergleichung von den Resultaten der Sprachvergleichung ausgehen müsse. Eine weitere Einwendung dürfte sich aus dem Stoff ergeben, den Ficker für seine Rechtsvergleichung gewählt hat. Wiederholt hat er selber darauf hingewiesen, daß auch andere Rechtsgebiete, namentlich das Strafrecht ebenso günstig für Rechtsvergleichung seien, als das Erbrecht. Ja man wird vielleicht das Strafrecht in erste Linie rücken müssen. Sehr früh mögen sich Bußen und Strafen festgestellt haben. Gewiß auch einzelne Sätze des Erbrechts; aber das Erbrecht selber ist eine verhältnismäßig junge Bildung. Die Erbordnung im weiteren Kreise ist gewiß jüngeren Ursprungs, lange zweifelsohne unsicher gewesen; noch in später Zeit wird nicht selten darüber gestritten. Einer großen Zahl von erbrechtlichen Sätzen dürfen wir daher kein sehr hohes Alter zuschreiben.

Um die Lücken der Rechtsüberlieferung auszufüllen, hat Ficker die späteren Rechtsquellen zur Ergänzung und Erklärung herangezogen. Vor allem war es, wie bereits bemerkt, das jüngere spanische Recht, wie es in den Fueros und Rechtsaufzeichnungen Kastiliens, Aragons und Portugals vorliegt, in dem Ficker das altgotische Recht wiederzuerkennen glaubte, auch dort, wo diese Rechte von der lex Visigotorum abweichen. Denn in den Bestimmungen der lex sah er vielfach nur gesetzgeberische Versuche der Westgotenkönige, die sich durch kirchlichen Einfluß, sowie durch das römische Recht bestimmen ließen, Versuche, die das Volksrecht nicht zu verdrängen im Stande waren. Diese Entdeckung war für den ganzen Aufbau seines Systems von der größten Wichtigkeit. Das fränkische und das Recht Spaniens standen im Mittelpunkt seiner Vermittlungsreihen. Wo sie sich berührten, da glaubte Ficker, urgermanisches Recht zu finden. Nun war die nahe Verwandtschaft der beiden Rechte schon vor Ficker bekannt. Aber man hielt das jüngere spanische Recht für einen Sprößling des französischen. Und in der Tat, vieles spricht dafür, vor allem die starke fränkische Einwanderung in Septimanien und der spanischen Mark, ja in Spanien selber, wo insbesonders der Klerus zeitweise ganz französisch war, manche Städte von Franken zur Gänze oder wenigstens zum Teil besiedelt wurden. Andererseits aber

zeigen diese Fueros gegenüber der Lex Visigotorum wieder eine weitgehende Verwandtschaft mit den nordischen Quellen, sodaß an Zusammenhang mit gotischem Rechte in der Tat gedacht werden muß. Die Anschauung Fickers hat sich in der Literatur bis zu einem gewissen Grade auch durchzusetzen gewußt. Amira, der in seiner Besprechung in den Göttingischen gelehrten Anzeigen[1]) die Germanismen des späteren spanischen Rechts doch vorwiegend aus dem fränkischen Rechte herleiten wollte, erkennt in seinem Grundriß des germanischen Rechtes[2]) ein Weiterleben gotischen Vulgarrechts in den spanischen und portugiesischen Fueros an. Auch Schröder teilt diesen Standpunkt, nur daß er nebenbei noch den Einfluß des fränkischen Rechtes betont[3]). Brunner endlich nimmt ebenfalls neben der westgotischen Gesetzgebung „die mehr und mehr der Verwelschung anheim fiel" die Erhaltung eines davon verschiedenen gotischen Gewohnheitsrechtes an, „das uns in den älteren spanischen Fueros entgegentritt und durch seine Verwandtschaft mit westnordischem Rechte seine ostgermanische Herkunft verrät"[4]).

Hat somit Ficker in der Frage der Fueros im ganzen Recht behalten, so liefert auch im übrigen seine Vergleichung nur zu häufig die überraschendsten Resultate, welche das Urteil Amiras über die Methode, das freilich nur nach dem Eindruck des ersten Bandes gefällt war, doch abschwächen dürfte. Ficker hat ja selber wiederholt darauf hingewiesen, wie aus einer einzelnen Ähnlichkeit nichts erschlossen werden dürfe, wie nur das Zusammenstimmen des ganzen Rechtssystems oder wenigstens mehrfacher Rechtssätze Schlüsse erlaube. An einem einzelnen Falle hat Ficker dann nochmals die Richtigkeit seiner Methoden zu erweisen gesucht. Er hatte gefunden, daß die wälschflandrischen Stadtrechte sich in vielem dem Aasdomsrechte anschließen. Diese Ähnlichkeit könne nicht wie Heck Friesische Gerichtsverfassung VI im allgemeinen betonte, aus gleicher sozialer Lage entsprungen sein, da es sich hier um Stadt- und Landrechte handelt, sie könne auch nicht durch Entlehnung oder Vermittelung eines dritten Rechtes, sondern nur durch Verwandtschaft erklärt werden. Im einzelnen werden freilich Fickers Resultate

---

[1]) A. a. O. 272 und schon früher in einer Besprechung des Aufsatzes: Über nähere Verwandtschaft in Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 1888, 1 f.

[2]) 2. Auflage 13.

[3]) Rechtsgeschichte[4] 220.

[4]) Deutsche Rechtsgeschichte[2] 1, 494; ebenso schon Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte[2] 46.

mancher Korrektur bedürfen. Schon das Quellenmaterial, das ihm zur Verfügung stand, war selbstverständlich von verschiedener Güte. Nur ein Teil der Quellen liegt in kritischen Ausgaben vor; ältere, zum Teil ja auch neuere Drucke sind nur zu oft fehlerhaft, ja irre führend. Die Entstehung aller dieser zahlreichen Rechtsquellen, ihren verwandtschaftlichen Zusammenhang aufzudecken, durch urkundliche Nachrichten zu kontrollieren, was altem Herkommen entspricht, was Neuerung ist, das konnte nur in Einzelfällen Fickers Sache sein, das mußte im wesentlichen der Lokalforschung überlassen bleiben, die in den wenigsten Fällen Brauchbares an die Hand gab. Was Ficker geleistet und in diesem Werke aus spanischen, französischen, italienischen, deutschen, niederländischen Rechtsquellen zusammengetragen und durchgearbeitet hat, übertrifft ja ohnehin weit die Kräfte gewöhnlicher Durchschnittsmenschen. Der Lokalforschung auch mußte die Siedelungsgeschichte überlassen werden, die Ficker doch ab und zu zur Erklärung seiner Annahmen heranzuziehen sich genötigt sah.

Sehen wir uns die Resultate an, zu denen Ficker in Bezug auf die Verzweigung der germanischen Rechte gekommen zu sein glaubte. Von einem gemeinsamen germanischen Urrecht entstammen die Urrechte der Westgermanen und Ostgermanen. Somit hält Ficker an der Hauptscheidung der germanischen Stämme fest, wie sie auch die germanistische Sprachwissenschaft lehrt, wenn er auch gelegentlich Zweifel geäußert hat. Auch die Möglichkeit, daß das germanische Urrecht kein ganz einheitliches gewesen sei, hat Ficker in der Folge zugegeben. Ganz neu aber war Fickers Zuteilung der germanischen Rechte an die beiden Gruppen. Als den Haupttypus der westgermanischen Rechte faßt er das fränkische. Der weiteren Verzweigung der westgermanischen Rechte ist er nicht nachgegangen. Die ostgermanischen teilt er in einzelne Gruppen, die gotisch-dänische und die götisch-norwegische. Zur ersten rechnet er vor allem das gotische Recht, das er als das erstabgezweigte der Gruppe und unter allen ostgermanischen Rechten als das ursprünglichste ansieht. Nicht weniger ursprünglich ist das Aasdomsrecht, das sich scharf von den friesischen Rechten dem Schependomsrechte, scheidet, in manchem sich dem fränkischen Rechte nähert, aber doch dem gotisch-spanischen und den dänischen Rechten am nächsten steht. Dem Aasdomsrechte schließt Ficker die wälschflandrischen Stadtrechte, die Rechte der Städte von Artois und Hennegau an, vor allem die von Lille, Tournai, Orchies und Douai, die sich von den auf fränkischer Grundlage ruhenden deutschflandrischen Stadtrechten, aber auch von dem ebenfalls fränkischen wälschflandrischen Landrechte scheiden

und sich eng mit dem Aasdomsrecht berühren. Eine Sonderstellung räumt Ficker auch dem lothringischen Rechte ein, das zwar westgermanisch ist, sich aber vielfach mit gotischem und Aasdomsrechte berührt. Ficker ist nicht mehr dazugekommen, diese Annahme weiter auszuführen. Der dänischen Gruppe im engeren Sinne schließt Ficker eine Reihe von Rechten an, die man gewöhnlich dem westgermanischen Rechtskreis zuzählt, die übrigen friesischen Rechte, die normannischen, und zwar sowohl die normannisch-friesischen und englischen als auch die sizilianischen, ferner die rätischen, die Rechte des Berner Oberlandes im obersten Gebiete der Aar vom Oberhaslital bis zum Simmental, Saanen und Jaun, die mit friesischen Rechten nächst verwandt sind, endlich die schwedischen und dänischen Rechte. Die götisch-norwegische Gruppe teilt er wieder in eine götische, Gulathings- und Frostuthingsgruppe. Zur götischen rechnet er das isländische, ostnorwegische und götische Recht. Zur Gulathingsgruppe das Gulathingsrecht, das gotländische und langobardische Recht; zur Frostuthingsgruppe das Frostuthingsrecht, das helvetische, umfassend die Schweizer Urkantone, Zürich, Luzern, Zug, einen Teil von Bern und des Aargaus bis nach Appenzell hinein, das tirolische, das sich, soweit die dürftigen Quellen erkennen lassen, vom bayrischen scheidet und am nächsten dem helvetischen anschließt, und das burgundische Recht, dem sich manche Rechte der Provence und Südgalliens, sowie Kataloniens anschließen.

Diese Aufstellungen haben die bisherigen Annahmen vielfach umgestoßen. Vor allem wurden das friesische und langobardische Recht zu den westgermanischen, zu den deutschen Rechten gezählt. Das langobardische Recht mit seinen ausführlichen Rechtsquellen und seiner umfassenden Rechtsliteratur war geradezu zu einem Grundpfeiler der deutschen Rechtsgeschichte geworden. Institute, die dort sehr ausgeprägt waren, wie die Geschlechtsvormundschaft, der Ausschluß der Frauen von der Erbschaft wurden als vorbildlich für die übrigen deutschen Rechte betrachtet. Und dazu kam, daß die Langobarden entschieden eine westgermanische, ja eine deutsche Sprache gesprochen haben, was in gleicher Weise auch für die Friesen galt. „Die Nationalität des Rechtes“ sagt Amira, „ist bestimmt durch die Nationalität der Rechtsgenossen. Vornehmstes Kennzeichen ist dabei die Sprache. Müssen wir einem Volke seiner Sprache und seiner sonstigen beglaubigten Geschichte nach deutsche Nationalität zuschreiben — und das trifft im vollsten Maße bei Langobarden und Friesen zu — so ist eben sein Recht ein

deutsches"[1]). Vielleicht doch nicht ganz mit Recht. Wohl liegt dann das Recht eines deutschen oder deutschgewordenen Volkes vor, aber über seinen Ursprung ist damit noch nichts gesagt. Man denke doch an das gemeine Recht nach der Rezeption. Auch dieses Recht war das Recht des deutschen Volkes und doch zum großen Teil kein deutsches Recht. Ficker hat nun freilich am deutschen Charakter der langobardischen Sprache nicht gezweifelt, er glaubte aber, daß die Langobarden ihre Sprache gewechselt hätten. Ihrer Stammsage entsprechend läßt sie Ficker vom hohen Norden nach Deutschland wandern; dort mögen sie lange neben deutschen Stämmen gesessen, jene Rechtssätze angenommen, die sich in ihrem Rechte mit deutschen namentlich sächsischen berühren und auch ihre Sprache gewechselt haben. Aber gerade gegen diese Erklärung hat Amira die gewichtigsten Bedenken erhoben. Er verweist darauf, daß die Romanisierung der deutschen Stämme, auf die sich Ficker beruft, doch anders vor sich gegangen sei, daß Mischehen in erster Linie zum Verluste der angebornen Sprache führten; daß dann, wenn Abkömmlinge dieser Mischehen nach germanischen Rechten lebten, nicht der Germane eine romanische Sprache gelernt, sondern der Romane ein germanisches Recht angenommen habe[2]). In der Tat wird man diesen Ausführungen vollkommen beistimmen können. Aber kann ähnliches nicht auch bei den Langobarden vorgekommen sein? können sie sich nicht mit den Weibern eines westgermanischen Stammes, dessen Männer sie mit der Schärfe des Schwertes geschlagen hatten, in größerer Zahl verbunden haben, wie sie dies später zum Teil mit den Gepiden machten; oder können sie nicht westgermanische Haufen in größerer Zahl in ihr Volk aufgenommen und diesen ihr ostgermanisches Recht aufgenötigt haben, denn sie waren wenig zahlreich, wie sich tatsächlich ähnliches ereignet hat. So ergeben sich viele Möglichkeiten, Fickers Annahme mit der sprachlichen Schwierigkeit zu versöhnen. Denn in der Tat dürfte es keinem Zweifel unterworfen sein, daß das langobardische Recht den nordischen nahe verwandt ist. Haben sich auch gleich Amira Konrad Maurer[3]), Schröder[4]), Solmi[5]) und andere gegen Fickers Aufstellung ablehnend verhalten, so nimmt doch Brunner ebenfalls eine „auffallende aus der ursprünglich niederdeutschen Heimat des Volkes er-

---

[1]) Literaturblatt für germ. und rom. Philol. 1888, 3.

[2]) Göttingische gel. Anz. 1892 I, 279.

[3]) Kritische Vierteljahresschrift 31, 190.

[4]) Rechtsgeschichte[4] 12.

[5]) Archivio giuridico nuov. ser. Bd. II, 509 f.

klärliche Verwandtschaft mit dem sächsischen und angelsächsischen und mit nordgermanischem Recht" an[1]). Dagegen hat ein dänischer Gelehrter Kier[2]) zwar das langobardische Recht für den Kreis der Ostgermanen in Anspruch genommen, es aber nicht zum norwegischen Gulathingsrecht, sondern zu den dänischen Rechten einreihen wollen. Gegen ihn hat sich Ficker in seinem letzten Aufsatze „Das langobardische und die skandinavischen Rechte"[3]) gewendet und gezeigt, wie gerade die erbrechtlichen Bestimmungen, die, weil zäher bewahrt, maßgebender für den Zusammenhang der Rechte, sind als andere, für den engen Zusammenhang mit dem norwegischen Rechte und insbesonders dem Rechte der Gulathing sprechen.

Die Zurechnung des friesischen Rechtes zu den ostgermanischen hat allgemein kühle Aufnahme gefunden. Der Unterschied des Aasdoms- und des Schependomsrechtes ist schon vor Ficker bekannt gewesen, aber man hat die beiden Gruppen als friesische zusammengefaßt, für das Schependomsrecht weitergehenden fränkischen Einfluß angenommen. Doch bleibt es außer Zweifel, daß beide Rechte sich wesentlich unterscheiden. Die Träger dieser Rechte gehören freilich ein und demselben Stamme an. Um so schwieriger gestaltete sich für Ficker die Erklärung des Unterschiedes. Denn für ihn war es klar, daß die Träger dieser Rechte verschiedenen Ursprungs sein müßten. Die nach Ficker friesischen Rechte, die sich bis zur Elbe erstrecken, gehören dem Küstensaum an, das Aasdomsrecht erstreckt sich weit ins Land hinein. Das südholländische Recht nähert sich den küstenfriesischen Rechten und noch das im übrigen fränkische Recht von Deutschflandern zeigt friesischen Einschlag. Das Aasdomsrecht mag nach Ficker einem Stamme angehört haben, der zu Lande eingewandert ist, die küstenfriesischen Rechte müssen zur See nach Friesland gebracht worden sein. Da sie sich den schwedischen Rechten nächst verwandt zeigen, müssen Angehörige der schwedischen Stämme das Recht in das Land gebracht haben. Die friesischen Rechte zeigen sehr große Verschiedenheit und berühren sich einzeln mit allen drei schwedischen Hauptrechten, daher müssen die Einwanderer den drei

---

[1]) Grundzüge[2] 45 n. 1. In Rechtsgeschichte 1[2], 538 erklärt Brunner die Verwandtschaft des langobardischen zum skandinavischen Rechte aus den Beziehungen, in denen die Langobarden in den Donauländern zu ostgermanischen Stämmen standen.

[2]) Edictus Rotari, Studier vedroerende Longobardernes Nationalitet, und: Dansk og Langobardisk Arveret.

[3]) Mitteil. des Inst. Bd. 22, 1 f.

verschiedenen schwedischen Stämmen, den södermännischen, westmännischen und upländischen angehört haben.

Dem friesischen Recht schreibt nun Ficker eine überaus weite Ausstrahlung nach Süden hin zu. Denn auch die Rechte des Berner Oberlandes sind nach Ficker den friesischen nächstverwandt. Ficker läßt diese Verbreitung durch eine Wanderung von Norden nach Süden herbeigeführt sein zu einer Zeit, wo die Stämme, die nach friesischem Rechte lebten, bereits in den Küstenländern der Nordsee saßen. Ja, er glaubt selbst in Rechten dazwischen liegender Orte Spuren friesischen Rechts zu erkennen, die von einzelnen auf der Wanderung Zurückgebliebenen herrühren könnten, so in westfälischen Rechten, im Rechte von Vervins, Reims, Saarbrück. Von einer solchen Wanderung ist nun freilich aus geschichtlicher Überlieferung nichts bekannt. Die Ereignisse und Völkerschiebungen der Zeit der Völkerwanderung sind freilich nur in großen Zügen bekannt. Aber doch ist ein Vorrücken der Friesen gegen Süden mitten durch Franken, Alamannen, Burgunder hindurch im Sinne Fickers schwer denkbar. Andererseits kann gewiß die Ähnlichkeit der Verhältnisse hier nicht für die Ähnlichkeit der Rechtsbildung ins Treffen geführt werden. Denn welche Verhältnisse wären verschiedener als die der küstenfriesischen Fischer und die der oberländischen Sennen und Bauern? Hat hier nicht der Zufall sein Spiel getrieben, liegt wirklich Rechts- und Stammverwandtschaft vor, so könnte wohl eher an mittelalterliche Schiebungen gedacht werden. Noch ist die Geschichte der großen mittelalterlichen innern Kolonisation Deutschlands nicht zu übersehen. So viel aber steht fest, daß gerade die Lande am untern Rhein das Menschenreservoir darstellen, aus dem die Kolonisten nach allen Weltgegenden auseinander fluteten. Wohl mag diese Kolonisation eine Erklärung bieten können, wenn wir fränkische, vielleicht auch friesische und Niederdeutsche Rechtssätze mitten in fremden Stammgebieten antreffen. So könnte man auch die Ähnlichkeit der wälschflandrischen Stadtrechte mit dem Aasdomsrechte durch eine Niederlassung friesischer Kaufleute in den betreffenden Städten erklären, die bei dem eifrigen Handelsbetriebe der Friesen in spät fränkischer Zeit nicht so unmöglich wäre.

Ähnliche Schwierigkeiten stellen sich Fickers Annahme über die Abstammung des helvetischen, rätischen und tirolischen Rechtes entgegen. Die Bewohner der mittleren Schweiz sind von jeher zu den Alamannen gerechnet worden. Die Stammsagen freilich wissen von einer Einwanderung vom Norden her, und die Tellsage kehrt in der Tat im germanischen Norden wieder. Indeß bleibt es dahingestellt

wie viel oder wie wenig diesen Sagen zu glauben ist, die viele Jahrhunderte nach den geschilderten Ereignissen aufgezeichnet sind, zumal die Namen Schwyzer und Schweden in ihren lateinischen Formen anklingen, somit gelehrte Etymologie im Spiele sein kann. Die Bewohner Rätiens waren und sind noch zum Teil Romanen, durch alamannische und Walliser Einwanderung zum Teil germanisiert und verdrängt. Die Deutschtiroler gehören zum allergrößten Teile dem baiuwarischen Stamme an. Hat man wohl ostgotische Überreste hier zu erkennen geglaubt, so waren diese gewiß wenig zahlreich, saßen freilich in jenem Teile des Landes, der zum einigenden werden sollte. Aber gerade für Tirol standen Ficker im wesentlichen nur die Landesordnungen des 16. Jahrhunderts zur Verfügung: denn die Rechte von Enneberg und Thurn an der Gader, die Ficker sonst anführt, haben einfach ganze Kapitel aus der Tiroler Landesordnung von 1532 entlehnt. Ist man in Tirol bei Abfassung der Landesordnungen auch bestrebt gewesen, sich im wesentlichen an das bestehende Landesrecht anzuschließen, so ist doch Ficker selber nicht im Zweifel gewesen, wie unsicher diese Grundlage sei. Ficker denkt, daß ostgermanische Stämme, die sich den Alamannen angeschlossen hatten: Skiren, Rugier, Turcilinger, Heruler sich in der Schweiz niederließen, ihre ostgermanische Sprache gegen die alamannische aufgaben, ihr Recht jedoch bewahrten. Auch hier wird der Lokalforschung die Überprüfung dieser Annahmen anheimfallen, die bei dem Eifer der Schweizer Rechtshistoriker in nicht zu langer Zeit erfolgen dürfte.

Ein anderes interessantes Problem, das Ficker aufstellt, ist die Verzweigung des normannischen Rechtes. Ficker glaubt zwei Schichten normannischen Rechtes annehmen zu müssen, eine ältere, die mit dem friesischen Rechte zusammenhängt und sich über England schon vor der normannischen Eroberung, über Schottland, Normandie, Bretagne ausdehnt, auch noch in Anjou und Maine kenntlich ist. Daraus würde sich eine frühe Einwanderung friesischer Elemente in jenen Ländern ergeben. Daneben zeigt das spätere, normannisch-englische Recht, das im wesentlichen ein Sonderrecht ritterlicher Kreise war, eine große Ähnlichkeit mit dem Frostuthingsrecht. Dieses Recht führt Ficker auf die letzte normannische Einwanderung unter Rollo zurück, die demnach aus der Gegend von Drontheim erfolgt sein muß. Das sizilisch-normannische Recht schließt sich dem älteren normannisch-friesischen Rechte an, das in der Normandie das Recht der nicht ritterlichen Kreise geblieben war. Daraus schließt Ficker, daß in Sizilien nicht nur normannischer Ritteradel, sondern auch eine zahlreiche bürgerliche Einwanderung stattgefunden haben müsse, und

zwar nicht aus dem langobardischen Italien, sondern aus der Normandie. Nun sind freilich keine anderen Spuren einer solchen Einwanderung aufzufinden; es weisen weder der von stark semitischem Einschlag zeigende Typus der heutigen Sizilianer, noch die Sprache, noch auch die urkundlichen Nachrichten darauf hin, ja man hat den sizilianischen Stadtrechten den germanischen Ursprung abgesprochen und ihre allerdings sehr eigentümlichen Bestimmungen aus gräcoromanischem Rechte ableiten wollen.

Auch bezüglich des isländischen Rechtes kam Ficker zu neuen Ansichten. Island ist im 9. Jahrhundert von Norwegen aus entdeckt und besiedelt worden. Das isländische Recht entspricht indessen nicht dem uns bekannten norwegischen, denn beide norwegischen Rechte, die Frostuthings- und die Gulathingsbok, zeigen vorgeschrittenere Entwicklung. Ficker vermutet für das isländische Recht ostnorwegischen Ursprung. Allerdings weiß man nur, daß die uns verlorenen ostnorwegischen Rechte von den westnorwegischen abwichen. Würde sich diese Annahme bewahrheiten, so wäre Island aus der Gegend von Christiania besiedelt worden. Übrigens zeigt das isländische Recht die größte Anlehnung an das götische und dürfte ein Mischrecht zwischen ostnorwegischen und einem uns nicht mehr bekannten Rechte sein.

Wenden wir uns nun den Familien- und erbrechtlichen Sätzen, die Ficker vielfach im Gegensatz zur gemeinen Lehre aufgestellt hat, zu. Hochbedeutend ist gewiß das Kapitel über die germanische Verwandtschaftszählung gewesen. Man hatte vor ihm mit geringen Ausnahmen die Zählung der Verwandtschaft nach Knien als die einzige der Germanen beachtet und mit der Parentelenordnung in Verbindung gebracht. Schon die Zählung des kanonischen Rechts, die germanischen Ursprungs ist, dann die Angaben der späteren Quellen, vor allem die des Sachsenspiegels leiteten zu dieser Annahme. Ficker fand, daß diese Zählung für erbrechtliche Zwecke nicht brauchbar sei und die Untersuchung der Quellen brachte ihm die Überzeugung bei, daß die Germanen für verschiedene Zwecke verschiedene Zählungen hatten. Die Verwandtschaftsnähe konnte für verschiedene Zwecke in Betracht kommen. Vor allem für die Teilnahme an der Fehde und an der Totschlagbuße. Alle, die bis zu einem gewissen Grade mit dem Erschlagenen verwandt waren, hatten die Rache zu erheben, die Verwandten des Totschlägers die Fehde aufzunehmen. Wird statt der Fehde das Wehrgeld gefordert und bezahlt, so haben dieselben Verwandten Anrecht an der Buße und andererseits die Pflicht zum Wehrgeld beizutragen. Ferner kommt die Verwandtschaftsnähe

in Betracht für Ehehindernisse und Erbrecht. Es kann nun nach Generationen, nach Zeugungen und auf der Querlinie gezählt werden. In der absteigenden und aufsteigenden Linie wird nach Zeugungen „Männern, Geburten, Kniegliedern" gezählt, bei Seitenverwandten nach der absteigenden Linie. Dabei wird häufig nur eine Seite gezählt, besonders wenn beide Personen, deren Verwandtschaft festgestellt werden soll, vom gemeinsamen Stammvater gleich weit abstehen. So kommt man zur Zählung nach Doppelgraden, die der kanonischen entspricht. Diese Zählung ist nun vielfach eine rückbleibende, indem die Geschwister noch nicht gezählt werden, die Zählung erst mit ihren Kindern beginnt. Eine Erklärung für diese Zählungsart gibt die Zählung nach Vetterschaften. Man hat bei den Germanen die Verwandten nach Vetterschaften gegliedert, die außerhalb der eigentlichen engen Hausfamilie ansetzen. Diese Zählung war für Zwecke der Fehde und Wehrgeldzahlung die bequemste, weil sie die lebenden und fehdefähigen Verwandten in übersichtlicher Weise gruppierte. Schwierigkeit bot freilich die Einrechnung jener Verwandten, die nicht auf derselben Querlinie standen, wie Oheim und Neffe. Hatte man früher diese Zählungsart nur vereinzelt und nur in nordischen Rechten beachtet, so hat Ficker ihr Vorkommen bei fast allen germanischen Stämmen erwiesen. Neben dieser Zählung haben die Germanen noch eine nach Knien gehabt oder nach Geburten, Bluten. Diese Zählung, die vom menschlichen Körper hergenommen ist, ist uralt. Es kann dabei, wie erwähnt, nur eine Linie gezählt werden, dann entspricht diese Zählung der kanonischen nach Doppelknien, es kann namentlich bei ungleicher Verwandtschaft nach der längeren Linie gezählt sein; es kann aber auch durchlaufend nach der gebrochenen Linie gezählt werden, und diese Zählung ist für erbrechtliche Zwecke allein verwendbar. Von diesen Thesen Fickers hat sich die Entdeckung der Vetterschaften als eine glückliche erwiesen, sie ist denn auch in der Literatur durchgedrungen[1]). Dagegen hat die Annahme von einer Rechnung nach durchlaufenden Gliedern sich nicht durchzusetzen vermocht. A m i r a vor allem hat geltend gemacht, daß die rückbleibende Zählung nach Knien die weiteste Verbreitung bei den Germanen hatte und diese naturgemäß keine durchlaufende sein konnte, sondern nach den absteigenden Knien zählte.

Die Sippe lassen spätere Quellen sich ausdehnen, so lange noch ein Tropfen verwandten Blutes nachweisbar ist. Ficker hat aus einer

---

[1]) Amira, Gött. gel. Anz. 1892 I, 245 f.: ders. Grundriß[2] 106; Schröder, Rechtsgeschichte[4] 66; Brunner, Grundzüge[2] 205; ders. Rechtsgeschichte I[2] 114.

Reihe von Rechten Belege beigebracht, für den auch von anderen, namentlich Amira vertretenen Satz, daß die Erbgrenze früher eine engere war, nach Fickers Annahme bis zum vierten Doppelknie reichte und erst später ausgedehnt wurde. Weiter erstreckte Knieentfernungen glaubte er durch Zählung auf der gebrochenen Linie erklären zu müssen, schon deshalb, weil er die Möglichkeit bezweifelte, daß so entfernte Verwandtschaft noch beachtet werden konnte. Indeß hat Amira[1]) Beweise namentlich aus nordischen Quellen beigebracht, wonach wenigstens bei einzelnen Familien Stammbäume von neun bis elf Almen festgehalten wurden.

Wie hat sich nun Ficker die Bildung der Sippe vorgestellt? Die Beantwortung dieser Frage hängt aufs engste zusammen mit Fickers Anschauung über die Geschichte der germanischen Ehe. Ficker glaubte Anhaltspunkte zu besitzen, aus denen er auf vorhistorische Zustände, auf Zustände, die der rechten Ehe vorangingen, zurückschließen könne. Hier war es vor allem, wo ihm seine Studien über die Geschichte der germanischen Ehe zu statten kamen. Da er diese seine Sätze in seinem ungedruckten Werke begründet hatte, gewannen seine Ausführungen in den Untersuchungen, so interessant sie sind, vielfach einen so zu sagen dogmatischen und daher problematischen Anstrich. Die ältere Anschauung ließ Sippe und Staat von der patriarchalischen Gewalt des Stammesoberhauptes ausgehen, eine Gewalt, die manche Forscher sich als unbeschränkte Herrschaft des Familienoberhauptes dachten. Dann hatten Bachofen und Dargun diese Lehre auf das heftigste erschüttert. Es hat eine Zeit gegeben, lehrten sie, in der nicht die Abstammung vom Vater die Zugehörigkeit zur Familie bestimmte, sondern die Abstammung von der Mutter, in der Mutterrecht herrschte. Die Verbindung von Mann und Frau sei eine lose gewesen, denn die Frauen des Stammes seien allen Männern gemein gewesen, habe, — wenn nicht durch Raub die Frau gewaltsam aus ihrer Sippe gerissen wurde, den Verband der Frau mit ihren Angehörigen nicht gelöst, sondern sie mit ihren Kindern bei ihrer Sippe belassen, der Vater hingegen sei seinen Kindern fremd gegenüber gestanden. Die Lehre vom Mutterrecht ist indeß bald aus der Mode gekommen. Die meisten Forscher nehmen heutzutage an, daß das Mutterrecht den Germanen, den Ariern überhaupt fremd gewesen sei[2]). Unter anderen Anhängern hat die Mutterrechtstheorie auch Ficker

[1]) Gött. gel. Anz. 1892 I, 267.

[2]) Gute Zusammenfassung durch v. Below, Zeitschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 7, 162 f.; vgl. Schröder 64; Brunner, Rechtsgeschichte 1², 107.

erworben, und er ist dieser Theorie, zu der ihn Darguns Buch bekehrte, treu geblieben. Öfters hat er versichert, daß auch er ursprünglich von der herrschenden Lehre ausgegangen sei, die Lösung aber nicht gefunden habe, bis ihm das Mutterrecht den Weg erleuchtete. Mag man sich zum Mutterrecht stellen wie man will, es ist nicht zu läugnen, daß Fickers übrigens gegen alle Gebühr von der Literatur vernachlässigte Ausführungen höchst interessant und eigenartig sind.

In dem Mutterrecht findet er auch den Hauptschlüssel für die Gruppierung der germanischen Rechte. Sie zerfallen in vaterrechtliche, die sich mit den ostgermanischen decken, und in mutterrechtliche, die das fränkische und die übrigen westgermanischen umfassen. So wird der Satz des französischen Rechtes: La recherche de la paternité est interdite zum scheidenden. Die ostgermanischen Rechte stellen den Vater an die Spitze der Familie, erkennen ein Recht des Vaters auf seine Kinder, eine Pflicht des Vaters vor allem zur Übernahme und Auferziehung der Kinder an, eine Vaterschaftsklage, väterliche Gewalt auch über unechte Kinder und Erbrecht derselben, den mutterrechtlichen Rechten ist dies in ihrer älteren Gestaltung fremd. Auch Boden hat neuestens in seinem Buche Mutterrecht und Ehe im altnordischen Recht den vaterrechtlichen Stand dieser Rechte gekennzeichnet. Selbst die ostgermanischen Rechte haben Spuren von Mutterrecht erhalten, namentlich in Verwandtschaftsbezeichnungen, in der Zugehörigkeit der Unechten ohne rechtlich anerkannten Vater zur Mutterfamilie u. s. w. Die mutterrechtliche Anschauung ist denn auch die ältere. Aber schon im germanischen Urrecht mag sich der Übergang zum Vaterrechte vollzogen haben. Anders in den westgermanischen, insbesonders im fränkischen Rechte. In den vaterrechtlichen Rechten war das Vaterrecht jedenfalls schon vor Entwicklung der echten Ehe vorhanden. Bei der Kaufehe werden die Mutter Magd des Ehemannes, die Kinder Eigentum des Vaters. Aber der Kauf der Freien mag für die Freie als entwürdigend gegolten haben, da er sie in die Lage der Magd bringt. Bei den meisten germanischen Stämmen mag die Ehe aus dem Konkubinat, der jederzeit frei löslichen Verbindung hervorgegangen sein. In ältester Zeit fehlt Geschlechtsvormundschaft sowohl bei den Franken als den Westgoten, nur das Elternrecht ist stark entwickelt. Die Freie verkauft sich selber dem Mann. Der Kaufpreis gehört ihr, ist ihr Widum, ihr Douaire, wie die Zuwendung im späteren französischen Recht heißt. Der Widum hat verschiedene Bedeutung bei den vaterrechtlichen und den mutterrechtlichen Rechten. Dort gehört er der Frau, dient dazu, ihren Unterhalt zu sichern für den Fall, als der Mann sie verläßt,

verpflichtet sie zu lebenslänglicher Treue; hier dient er zugleich um die Kinder sicher zu stellen, die ursprünglich keinen andern Anspruch an den Vater zu stellen haben. Denn in den mutterrechtlichen Rechten, bei den Franken, gehörten die Kinder der Mutter. Sie stehen in keinem Rechtsverhältnis zum Vater, erben den Vater nicht. Auch der Vater hat kein Erbrecht an den Kindern. Dies ergibt noch die vielbesprochene Stelle, lex Salica 59, die Ficker anders als Brunner erklärt. Erst durch Vergabung gewinnen die Kinder Erbrecht am Vater und darauf umgekehrt der Vater Erbrecht an den Kindern, und wachsen diese in die väterliche Sippe hinein. Aber noch nach spätfranzösischem Recht hat das Kind die Wahl zwischen dem Douaire oder der Erbschaft des Vaters.

Das steht freilich im direkten Gegensatze zur gemeinen Anschauung, welche die Ehe durch Raub und Kauf hervorgehen läßt, im Douaire und den ähnlichen Zuwendungen des Mannes an die Frau den Kaufpreis sieht, der ursprünglich den Verwandten der Frau als Ersatz des Mundiums zusteht, dann der Frau selber vorbehalten wurde. Ficker scheidet diesen Mundpreis scharf von Meta und Widum. Diese Ansicht steht und fällt mit der Annahme, die Opet unter Billigung Fickers vorgetragen hat, daß bei den Franken, ja ursprünglich bei den Germanen überhaupt, keine Geschlechtsvormundschaft bestanden habe, die Geschlechtsmund aus dem Recht der Verwandten erstanden sei, die Braut zu verloben. Wer das langobardische Recht als ein westgermanisches ansieht, wird den hier besonders betonten Brautkauf allerdings auch als westgermanisch ansehen müssen.

Das Erbe kann nach Stämmen, nach Seiten, nach Ehen und nach Gruppen geteilt werden. Ist das Vermögen Familiengut, so hat man zu unterscheiden die Ehefamilie, umfassend beide Eltern und die Kinder der Ehe und Elternfamilien, umfassend einen Parens und die von ihm stammenden Kinder.

Interessant und revolutionär sind dann wieder Fickers Anschauungen über die Erbordnungen. Das Eintrittsrecht der Enkel, in dem man vielfach spätere, zum Teil unter Einfluß des römischen Rechts entstandene Bildung sah, hält er zwar ebenfalls für jünger, jedoch auf germanischer Grundlage erwachsen. Die Berufung zur Erbschaft erfolgt nach Linie und Grad. Nicht die Bestimmungen, welche vielfach abweichend für den engeren Kreis gelten, die Ordnung im weiteren Kreise ist die alte und maßgebende. Denn Ficker lehnt die Annahme Amiras und der meisten Rechtshistoriker ab, daß das Erbrecht ursprünglich auf den engeren Kreis beschränkt gewesen, aus der Hausgemeinschaft hervorgegangen sei. Die Folge im engern Kreis

wurde durch Rücksicht auf Nützlichkeitsgründe vielfach in späterer Zeit verändert. Beide Geschlechter hatten ursprünglich gleiches Erbrecht. Erst als Eigentum an Grund und Boden aufkam, seien die Frauen zurückgesetzt worden im Interesse des Zusammenhaltens des Grundbesitzes. Manche Rechte erkennen die Gleichstellung der Geschlechter noch an, wie das westgotische[1]), das westfränkische, — denn der berühmte Satz der lex Salica: Der terra vero salica nulla in muliere hereditas non pertinebit bezieht sich allein auf Erbgut und schließt die Frau nur durch den gleichstehenden Mann aus, hat sich übrigens im späteren Rechte nicht erhalten, — und das Aasdomsrecht, andere setzen die Frauen bei Liegenschaften zurück, geben gleiches Erbrecht an der Fahrnis. Die Zurücksetzung trifft übrigens nur die Tochter, manchmal auch die Schwester und ist sicher dem Bestreben entstanden, die Liegenschaften ungeteilt in der Sippe zu erhalten. Als Entschädigung erhält die Tochter die Aussteuer. Andere Rechte wieder, die der dänischen Gruppe, räumen der Tochter Erbrecht ein, aber nur an einem halben Kopfteil. Auch aus dem ehelichen Güterrecht wird geschlossen, daß die Frau erbberechtigt gewesen sei, denn sie bringt Vermögen in die Ehe. Das ursprüngliche Güterrecht besteht in strenger Scheidung der Vermögen. Da diese schwer möglich ist, treten Beständigkeit des Frauenguts oder Errungenschaftsgemeinschaft, die häufig zu Fahrnis- und noch weiter gehender Gemeinschaft sich entwickelt, ein. Nur eine Gruppe, die götisch-norwegische, stellt die Frauen zurück, und es läßt sich hier eine Entwicklungsreihe vom isländischen, das nur das Weib hinter den Mann gleichen Grades zurück setzt, bis zum langobardischen, das alle Frauen durch jeden Mann und alle Männer vom Weibe durch jeden Schwertmagen ausschließt, erkennen. Die gemeine Ansicht geht wie bekannt im Gegenteile dahin, den Frauen zu anfang jedes Erbrecht abzusprechen, das spätere Erbrecht derselben als Neuerung aufzufassen, eine Ansicht, die an der Entwicklung des langobardischen Rechtes und anderen Nachrichten eine Stütze erhält.

Es besteht kein Wartrecht der Erben, wohl aber vielfach Gütergemeinschaft zwischen Eltern und Kinder. Doch steht den Eltern Verfügungsfreiheit zu, wenn dem Kinde sein Anteil ausbezahlt ist oder wenn es abgefunden wird. Auch diese Ansicht hat sich nicht durchzusetzen vermocht. Vor allem ist ihr Brunner mit seinen Beiträgen zur Geschichte des Warterechts (Festgabe der Juristen-

---

[1]) Bestritten durch Zeumer, Neues Archiv 23, 455, 478; 26, 93 f., der darin eine Neuerung des König Leovigild sieht; ebenso Schröder[4] 330.

fakultät der Universität Berlin für Heinrich Dernburg) entgegen getreten und hat die alte Ansicht, wonach die ursprüngliche Gebundenheit erst in der Folge der freien Verfügung gewichen ist, verteidigt.

Aus dieser dürftigen, im knappen Rahmen gehaltenen Übersicht mag die Bedeutung des Inhalts ermessen werden. Ist auch vieles angegriffen worden und wird noch angegriffen werden, an Anregung zu weiterer Forschung, auch wohl an gesicherten und feinen Beobachtungen ist das Werk überreich.

XXII. Kapitel.

Lebensabschluss.

Als Ficker in den Ruhestand trat, hatte er auch auf seinen schwankenden Gesundheitszustand hingewiesen. Sein nervöses Leiden war durch zu starkes Rauchen, zumal während des Arbeitens, gesteigert worden, so daß man von einer Nikotinvergiftung sprach. Dazu kam Ischias, gegen die wiederholt Gastein, später das Brennerbad gebraucht werden mußte. Die Einwirkung des Scirocco, ohnedies in Innsbruck für sensiblere Naturen sehr fühlbar, brachte jetzt erhöhtes Unbehagen. Das sind die Gesundheitszustände, über die er in den Vorreden zu seinem letzten Werk Klage führt. Wiederholt mußten wir auf Touren, zu denen er den Anlaß gab, auf sein Befinden Rücksicht nehmen. Ging es ihm zeitweilig wieder besser, so meldeten uns das fröhliche Ansichtskarten vom Schutzhaus am Patscherkofel, vom Mendelpas, vom Karersee oder sonst einem Bergort[1]).

Mit großer Treue hielt er an seinen Freunden. Während er anspruchsvolleren Begegnungen gern auswich, wollte er die alten Gesichter an gewohntem Orte nicht entbehren. Als einer von uns, der die Schwimmschule von Büchsenhausen regelmäßig besucht hatte, ausblieb, weil ihm eine bequemere Gelegenheit sich darbot, fragte Ficker gleich nach, was der Grund sei und gab schließlich Büchsenhausen auch auf, um nicht dort unter Unbekannten allein zu sein. Da er die eherechtlichen Fragen, die ihn interessierten, und die An-

---

[1]) Auch die Dolomiten hatte er in den Kreis seiner Wanderungen einbezogen. Man findet seinen Namen in den Fremdenbüchern jener Gegend als „Dr. Ficker“ eingetragen.

fänge der „Erbenfolge" mit Val de Lièvre und Nissl durchgesprochen hatte[1]), traf es ihn besonders hart, als beide ihm entrissen wurden[2]), ehe noch der erste Band erschienen war. Er hat diesen dem Andenken jener „vorzeitig geschiedenen Freunde" gewidmet. Und in einem Brief an Mühlbacher klagt er über den Verlust, den er durch den Tod Nissl's erlitten: „In meinem Alter schließt man nicht mehr, leicht neue Bekanntschaften. Man ist auf die angewiesen, welche man aus dem früheren Leben mitbringt. Und dann darf man doch billiger Weise erwarten, wenigstens von so bedeutend jüngeren Freunden überlebt zu werden. Nun darf ich das wohl um so sicherer hoffen von den wenigen, die mir noch geblieben"[3]); was leider auch nicht in Erfüllung ging, da außer dem um 4 Jahre älteren Schönherr (1897) noch Huber (1898), Stieve (1898), Durig (1901), Scheffer-Boichorst (1902), vor Ficker dahingingen, während Mühlbacher selbst uns schon ein Jahr nach Fickers Tode entrissen wurde.

Da Ficker es immer für unsinnig erklärt hatte, den 60. oder 70. Geburtstag eines Gelehrten zu feiern und dazu eine Festschrift mit aus verschiedenen Wissenszweigen zusammengewürfelten Arbeiten herauszugeben, hatten wir seinen 60. Geburtstag (1886) in aller Stille vorübergehen lassen, hingegen Sickels dreißigjähriges Professorenjubiläum 1887 in solenner Weise gefeiert.

Zu dieser Zeit brachten die Wiener „Amtsäthiopier" — um einen Ausdruck F. Kürnberger's zu gebrauchen — den Ruf ihrer geistigen Beschränktheit in Erinnerung. Als nämlich ein österreichisches „Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft" gestiftet wurde, bekam dasselbe Sickel sofort verliehen (wie recht und billig), während auf Ficker vergessen wurde. Was nicht bloß die Freunde und Bekannten Fickers, sondern auch weitere Gelehrtenkreise peinlich berührte.

In Folge dessen kam Baiern den Österreichern zuvor; noch 1887 wurde der Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst an Ficker verliehen[4]).

Darüber schrieb ihm Döllinger (bei dem Ficker anfragte, ob er sich wegen dieser Auszeichnung dem Prinzregenten persönlich

---

[1]) Als Nissl sich (1888 Sept.) verheiratete, war Ficker Trauzeuge (in Absam). Nach der Zeremonie erklärte er uns das Rituale der Brixener Diözese.

[2]) Val de Lièvre erlag auf einer Bergpartie (am Blaser) im Juni 1887 einem Schlaganfall (worauf Ficker an seinerstatt die Prüfung der italienischen Rechtskandidaten vornahm). — Nissl starb an Influenza Jan. 1890. (Ottenthal schrieb ihm einen warmen Nachruf im „Tiroler Boten").

[3]) Ficker an Mühlbacher 1890 Jan. 20.

[4]) Zugleich an Alfred von Arneth.

vorstellen müßte): „Giesebrecht war ebenso überzeugt und bereitwillig, als ich, daß die Verleihung des Ordens an Sie (neben Arneth) eine Sache der Gerechtigkeit sei, überhaupt wurden sie einstimmig nemine vel verbulum contradicente durch das Kapitel gewählt. Das ist doch immerhin schöner und würdiger als die neue bei Ihnen beliebte Verfahrungsweise, wonach der Monarch allein das Mitglied des soeben gestifteten Ordens für Wissenschaft ernennt. Da hat man denn wohl an den mit Ministern verkehrenden Sickel gedacht, aber nicht an Sie, den bescheidenen, fern in Innsbruck lebenden Gelehrten. Es freut mich, daß wir Münchener es sind, die den hohen Herrn in Wien einen Fingerzeig gegeben haben, wohin sie ihre Augen bei der Auswahl für den Orden auch noch hätten richten sollen“ [1]).

Erst im Jahre 1891 erhielt Ficker das österreichische Ehrenzeichen, zugleich mit ihm jener Joh. Bapt. Weiß, der einst an seiner Statt nach Graz gekommen war; was uns nur neuerdings bewies, daß man an maßgebender Stelle einen Forscher ersten Ranges von einem Kompilator nicht zu unterscheiden vermochte.

Indeß bei Ficker überwog die Freude, vom a. h. Herren ausgezeichnet zu sein; er ging nach Wien sich zu bedanken. Kaiser Franz Joseph beschämte die Amtsäthiopier, indem er Ficker in der huldvollsten Weise empfing. Wohl mochte die Majestät der Haltung gedenken, die dieser Mann im Schicksalsjahre der Monarchie bewährt [2]) und was hingegen das Wienertum, dem die Äthiopier zuzuzählen, geleistet hatte. Kurz, nur durch den Kaiser Franz Joseph persönlich sind jene wiederholten Taktlosigkeiten der Bureaukratie wettgemacht worden. Als der Monarch zwei Jahre später nach Innsbruck kam (es wurde Natters „Andreas Hofer“ auf dem Berg Isel enthüllt), sahen wir Ficker im vollen Schmucke seiner Orden, darum bemüht, daß das österreichische Ehrenzeichen nicht durch das bairische verdeckt würde.

Es kam die Zeit, wo Ficker vor vierzig Jahren seine Lehrtätigkeit an der Innsbrucker Universität begonnen hatte. Diesen Anlaß benützte Mühlbacher, indem er uns vorschlug, den vierten Ergänzungsband der „Mitteilungen“ ausschließlich mit Arbeiten von Fickers

---

[1]) Döllinger an Ficker 1887 Okt. 8. (Eigenhändig, mit der Unterschrift „totus tuus — J. Döllinger“.)

[2]) Der Generalstabshauptmann der Brigade, der 1866 die Innsbrucker Studentenkompagnie zugeteilt gewesen, v. Bolfras, war unterdessen Generaladjutant des Kaisers geworden.



Schülern zu füllen und ihn dem Meister zu dedizieren. Fickers Porträt in künstlerisch ausgeführter Heliogravüre wurde dem Bande vorgesetzt und dieser von Mühlbacher mit markigen Worten eingeleitet „in herzlicher Anhänglichkeit, welche alle Schüler dem ausgezeichneten Lehrer bewahrt haben, der, selber ein Bahnbrecher auf mehr als einem Gebiete und ein Vorbild selbstloser Hingabe an die Wissenschaft, auch sie für die Wissenschaft zu begeistern verstand und immer ein ganzes Herz für sie hatte, in der aufrichtigen Verehrung, welche alle dem unentwegten Charakter zollen" [1]).

Die juridische Fakultät der Universität Innsbruck (wo man bemüht war, die Mißverständnisse einer früheren Zeit vergessen zu machen), verlieh ihm bei dieser Gelegenheit das Ehrendoktorat, wofür Ficker in seiner bescheidenen Weise dankte: „In der langen Zeit, die seit dem Beginn meiner hiesigen Wirksamkeit verflossen, habe ich es nie bereut, der Innsbrucker Hochschule treu geblieben zu sein. Glaubt man darin ein Verdienst um dieselbe zu sehen, so hat mir dafür die Fakultät die mir werteste Belohnung zu teil werden lassen . . . ." [2]). Der von Ficker stets in munifizenter Weise unterstützte „Historikerklub" ließ eine Festschrift erscheinen, in der seine Lehrtätigkeit gewürdigt, seine Werke verzeichnet sind. Eine liebe Überraschung war ihm das Album, das seine näheren Freunde in

[1]) Der (1893 ausgegebene) Band enthält Aufsätze von J. Jung, E. v. Ottenthal, P. Scheffer-Boichorst, M. Baltzer, O. Redlich, Th. v. Liebenau, Alfons Huber, J. Hirn, H. Sander, J. Egger, J. Durig, O. v. Zallinger, Dr. v. Schönherr, F. v. Wieser, E. Mühlbacher. (Druffel und Busson waren schon tot, Stieve durch Krankheit verhindert. Auch P. Willibald Hauthaler vom Stifte St. Peter, der in Innsbruck studiert und nachher für das Salzburger Urkundenbuch wiederholt Fickers Rat eingeholt hatte, entschuldigte sich.)

[2]) Ficker äußert sich zugleich in diesem Dankschreiben über sein Verhältnis zu den juridischen Studien: „Je mehr ich mir immer bewußt war, auf rechtsgeschichtlichem Gebiete doch schließlich ein Eindringling zu sein, da mir auf demselben jede gründliche und umfassende Vorbildung abging und es nur eine erst in späteren Jahren sich stärker geltend machende Neigung war, welche mich auf dasselbe hinwies, um so höher weiß ich es zu schätzen, wenn gerade eine rechtswissenschaftliche Körperschaft meine Versuche auf dem Gebiete, wo Recht und Geschichte sich die Hand reichen, solcher Beachtung würdig hält; um so höher, wenn das gerade die Fakultät ist, in der ich durch lange Jahre wirken durfte, deren Nachsicht ich wegen meiner wissenschaftlichen Zwitterstellung so oft in Anspruch zu nehmen hatte und deren freundliches Entgegenkommen es mir so wesentlich erleichterte, auf dem einmal eingeschlagenen Mittelwege weiter vorzugehen." . . . . (Konzept.) — Ficker war (abgesehen von Breslau und Innsbruck) noch Ehrendoktor der Rechte von Bologna (1888) und von Czernowitz.

sinnreicher Ausstattung darboten: es enthielt Fickers Porträt und die „Simulacra Noricorum“.

Ficker dankte den Gratulanten durch eine Reproduktion seines Porträts, das er durchaus gelungen fand. „Die Aufmerksamkeit hat mir sehr große Freude gemacht. Zumal es ein glücklicher Gedanke war, die Arbeiten in einem „Ergänzungsbande“ zu vereinen. Denn von den sonst üblichen Festgaben, die man wegen des Inhaltes nicht selbst anschaffen mag und wieder nicht haben kann, bin ich allerdings kein Freund . . . .“[1]). Er war auch über die Art der Ehrung befriedigt, nämlich ohne ihn persönlich hervorzuziehen. Als die Zeit nahte, bat er Mühlbacher eine Feier des siebzigsten Geburtstages rechtzeitig hintanzuhalten. Und als anläßlich der ehrenvollen Erneuerung des Doktordiploms (50 Jahre nach dessen Erwerbung) durch die Bonner philosophische Fakultät wieder eine Gelegenheit geboten war[2]), lehnte er auch da alles öffentliche ab, und begnügte sich, am Abend bei einem Glase Wein im „Noricum“ mit den Freunden anzustoßen.

In diesen letzten Jahren häuften sich die Ehren auf Ficker. Seine schwer geschriebenen Werke erlangten langsamer als andere aber unaufhaltsam die Anerkennung der gelehrten Kreise. Im Jahre 1893 wählte ihn auch die preußische Akademie der Wissenschaften zu ihrem korrespondierenden Mitglied — spät, aber doch besser als gar nicht, wie ihm H. Brunner schrieb[3]). Endlich, als Alfred von Arneth mit Tod abgieng (1897), und man in Berlin wieder einen österreichischen

---

[1]) An Mühlbacher 1892 Nov. 22.

[2]) Da die Adresse der Bonner philosophischen wie auch eine solche der dortigen iuridischen Fakultät (1899) in den Zeitungen veröffentlicht wurde, erhielt Ficker von vielen alten Bekannten noch von Saxorhenanias und Frankonias Zeiten her Zuschriften. Einer der Gratulanten erinnerte an den gemeinsamen Verkehr mit Otto Gildemeister 1844/45. — Auch der historische Verein für den Niederrhein (bei dem H. Hüffer maßgebend) gratulierte unter Hinweis auf Reinald von Dassel und Engelbert den Heiligen, deren biographische Behandlung durch Ficker einen Markstein in der Entwicklung der rheinischen Geschichtsforschung bildeten. — Ficker dankte mit der Versicherung, daß er sich mit der niederrheinischen Geschichte zweifellos vorzugsweise beschäftigt haben würde, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, dauernd in der Heimat zu verbleiben. „Sollte das anders sein, habe ich meine zweite Heimat im äußersten Süden des deutschen Vaterlandes gefunden, so habe ich wenigstens immer mit dem größten Interesse das Fortschreiten der Forschung auf dem Gebiete der rheinisch-westfälischen Forschung verfolgt.“ Ficker war seit 1856 Ehrenmitglied des Vereines. Vgl. Annalen des histor. Vereines f. den Niederrhein Heft 69 (1900) S. 169.

[3]) Ficker war schließlich Mitglied der Akademien von Wien, München, Berlin, Rom (Lincei reali), Christiania.

Historiker durch den Orden pour le mérite auszeichnen wollte, war die Wahl nur zwischen Sickel und Ficker zu treffen; und sie fiel, indem man den alten politischen Gegensatz nicht in Anschlag brachte, auf Ficker, was von dessen Freunden und Schülern der preußischen Regierung hoch angerechnet wurde. Auch Ficker war erfreut, von dieser Seite den Wert seiner Arbeit und die Wahrhaftigkeit seines Forschens anerkannt zu sehen [1]).

Eine Epoche gieng zu Ende. Sybel hatte nach dem Sturze Bismarcks seine Geschichtschreibung einschränken müssen, weil man ihm die nötigen Materialien zur Fortsetzung versagte. O. Lorenz saß als Professor in Jena und schrieb gegen Bismarcks und Sybels Konzeption die Begründung des neuen Reiches im Sinne dynastischer Auffassungen. Die alten Münchener Gegner Sybels, Döllinger und Cornelius, waren mit ihm so befreundet, daß Sybel nach des ersteren Tod einen glänzenden Nekrolog schrieb, während Cornelius ihn über die ungnädige Art des jungen Herrschers tröstete. Dazu Ficker ausgezeichnet durch einen Orden, der vor einigen dreißig Jahren im Kreise seiner rheinischen Freunde der Orden pour le mensonge hieß.

Man wird fragen, wie sich Fickers politische Anschauungen in den letzten Jahrzehnten seines Lebens gestaltet hatten. Er war wesentlich ein Mann der Vergangenheit. Die neuerscheinenden Memoirenwerke interessierten ihn; aus dem Tagebuche des preußischen Kronprinzen über den Feldzug von 1866 entnahm er, wie die Schlacht bei Königgrätz für die Preußen keineswegs glänzend stand; der Ausgang hätte also auch ein anderer sein können [2]), wenn nur auf österreichischer Seite der Generalstab besser bestellt gewesen wäre.

Das Resultat von Bismarcks Politik, die Ausscheidung jener kerndeutschen Lande, wo das Nibelungenlied erklang und wo Walther von

---

[1]) Im Jahre 1897 wurde Ficker (anläßlich seiner „Erbenfolge“, die ihn mit mehreren niederländischen Gelehrten in Verbindung gebracht hatte) auch Commandeur des niederländischen Ordens von Nassau-Oranien.

[2]) Man möchte fast ergänzen: wie bei der Schlacht von Alba 1268? Vgl. übrigens die Memoiren des Grafen Beust: „Aus drei Viertel Jahrhunderten“ I, 445. Aber auch Motleys Betrachtungen in seinem „Briefwechsel“ (deutsch von Eltze, Berlin 1890) zum 14. August 1866. „Es gibt in der Geschichte keine plötzlichen Unfälle. Da knubbert, da nagt und sägt es überall; Millionen Insekten und Maden, Ratten und Mäuse tuen ihr Werk endlose Jahre lang, und endlich bricht der Riesenbau krachend zusammen und die wunderlichen Tageschroniken staunen über den Zusammensturz. Es war oft nur ein Wunder, daß das hohle Ding so lange stand.“ ... (General Mollinary widerspricht der Annahme, daß die Schlacht bei Königgrätz durch die Österreicher hätte gewonnen werden können.)

der Vogelweide gesungen, aus Deutschland blieb ihm nach wie vor unsympathisch, ja Ficker hielt diese Ausscheidung im Hinblick auf die inneren Kämpfe und Krisen des auf sich gestellten Österreich für nicht ungefährlich auch für das neue Reich[1]).

Den Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses begrüßte er mit Genugtuung. Seiner Zeit hätte man über die Idee des Siebzig Millionenreiches gespottet, jetzt käme man darauf zurück. Bismarcks Schuld sei der Krieg von 1866 gewesen. Seine Erfolge habe er dadurch erzielt, daß er sich mit Haut und Haar Rußland verschrieb, als ob Konstantinopel ein Punkt wäre, der Deutschland nichts anginge[2]). Das deutsch-österreichische Bündnis sei sein Verdienst; allerdings hätte er nicht anders handeln können.

Die inneren Vorgänge in Preußen-Deutschland verfolgte Ficker mit scharfem Blicke. Er hielt sich (seitdem die „Allgemeine Zeitung" ihren Charakter verloren hatte) die Frankfurter Zeitung, aus der man am ehesten erführe was in Preußen vorgehe, da sie von der Regierung nicht abhängig sei. Überdies las er die Münster'schen Lokalblätter, die er sich aus der Heimat zusenden ließ, um über die

---

[1]) In diesem Gedanken begegnete sich Ficker mit manchen Zeitgenossen, auch solchen, die nicht seine Parteistellung teilten. So lesen wir in dem eben (1906) erschienenen Buche von J. Hansen über Gustav von Mevissen (geb. 1815, gest. 1899), einem der rheinischen Freunde Sybels: Mevissen und Hansemann wollten von einem Ausschluß Österreichs aus Deutschland nichts wissen, da sie ein starkes Österreich mit vorwaltend deutschem Einfluß als eine Lebensfrage für die ganze Nation betrachteten, die sonst zu schwach sei inmitten von Frankreich und Rußland, und weil sie sich von den deutschen Stämmen im Kaiserstaat nicht trennen mochten.

[2]) Vgl. einen ähnlichen Gedankengang bei Schäffle, „Aus meinem Leben" I (1905) S. 106: Das Fehlschlagen der Handels- und Zolleinigung zwischen Österreich und dem Zollverein scheint mir wenigstens als eine der größten Einbußen, welche das Deutschtum in Österreich und nach dem Orient hin erlitten hat. Nur bei möglichster Verkehrsgemeinschaft könnte der deutsche Einfluß durch seine Kapitalsüberlegenheit, durch seine Intelligenz, durch die unwiderstehliche Übermacht der bedeutendsten mitteleuropäischen Sprache im freien Verkehr, rasche und große Eroberungen machen. Das was mittelst der Amts- und Armeesprache, mittelst der Schulpolitik gegen die Slaven und Ungarn im besten Fall erreicht werden kann, erscheint mir neben dem Einfluß, den man mit der Vereitelung der Zolleinigung preisgegeben hat, vergleichsweise unbedeutend. Die Einigung war ein deutsches Interesse allerersten Ranges. — Das hatte schon Friedr. List in den Vierzigerjahren erkannt und propagiert. H. Geffken vertrat ähnliche Ansichten. Bismarck verfolgte nur die engeren preußischen Gesichtspunkte.

Vorgänge in Westfalen im Laufenden zu bleiben, wie es einem Grundbesitzer in diesem Lande zukam[1]).

Was Österreich anlangt, so betonte Ficker seine unverbrüchliche Treue gegen den Herrscher noch im Juni 1901 bei der Erinnerungsfeier der Kriegsgefährten von 1866, was großen Eindruck machte[2]), denn er war schon ein von Krankheit gebrochener Mann, hatte sich aber nicht nehmen lassen zu kommen. Andererseits hielt er daran fest, daß eine Regierung wie sie seiner Zeit die Verfassungspartei gebildet hatte (mutatis mutandis) für Österreich die zweckmäßigste sei — im strikten Gegensatze zu anderen „Großdeutschen", die ganz reaktionär geworden waren, wie z. B. der von uns schon (zum Jahre 1854) erwähnte Max von Gagern[3]). Über einen jüngeren Historiker, der sich von dieser Seite protegieren ließ, äußerte sich Ficker sehr unwirsch. Da das neue slavophile Regierungssystem sich

---

[1]) Er bemerkte: in Westfalen hätten die Preußen die Güterzersplitterung eingeführt, was für den Bauernstand ein Übel, dessen Konsequenzen nur durch den Adel aufgehalten würden. Das allgemeine Stimmrecht, die Aufhebung der Korporationen bringe den Bauernstand gleichfalls in Gefahr. — Ein andermal äußerte er sich über Sozialdemokratie, Liberalismus und Geldkapital, sowie die von diesen geförderte Wegräumung aller Schranken. Dadurch würden die Leute ruiniert und dann schließlich der Gemeinde zugewiesen, während es doch konsequent wäre, sie verhungern zu lassen. In Westfalen konkurrierten die Fabriksarbeiter mit der ackerbautreibenden Bevölkerung; jene nähmen an Zahl zu, weil sie freiere Bewegung genössen. Bei Entlassungen würden oft tausend Arbeiter an die Gemeinden gewiesen, die von ihrer Arbeit keinen Profit hatten. Er fand die Gebundenheit der Fabriksbesitzer einer-, der Arbeiterbevölkerung andererseits (wie sie in der spätrömischen Kaiserzeit eingeführt war) zweckmäßig u. s. w.

[2]) Er sagte in seiner Rede (wie ein Zuhörer versichert, „mit fast übersinnlicher Wärme in Ton und Blick"): „In den 35 Jahren, die verflossen sind, seit wir frohen Mutes dem Feinde entgegen an die bedrohte Landesgrenze zogen, hat sich gar vieles geändert, haben manche Richtungen und Strömungen Raum gewonnen, von denen damals noch kaum die Rede war. — Und unter dem sich damit ergebenden Gegensatze der Meinungen und Bestrebungen hat vor allem unser Österreich schwer zu leiden gehabt. So schwer, daß ja manche an dem schließlichen Fortbestande unseres Reiches glaubten zweifeln zu sollen. Und dennoch dürfte der alte Ausspruch noch immer seine ungeänderte Geltung behaupten, daß, wenn ein Österreich nicht existierte, man ein solches schaffen müsse, daß Österreich bei der nationalen Zerklüftung der Mitte des Weltteiles eine europäische Notwendigkeit sei und mehr vielleicht noch, worauf so leicht vergessen wird, eine deutsche Notwendigkeit." (Nach dem Konzept.) — Er war in dieser Beziehung (anders wie schließlich Böhmer) Optimist, während in den Kreisen der altösterreichischen Patrioten eine erbitterte pessimistische Auffassung überhand nahm (wie aus Ad. Pichlers „Tagebüchern" zu ersehen).

[3]) Max von Gagern wurde 1881 ins österreichische Herrenhaus berufen, wo er die feudalklerikale Partei verstärkte. (Er starb 1889).

auch auf die „Katholiken", d. h. auf die ultramontane, beziehungsweise klerikale Partei stützte, versagte Ficker allen unter diesem zweifelhaften katholischen Mäntelchen auftretenden Veranstaltungen konsequent die Unterstützung [1]) (eine Haltung, die in Westfalen Anstoß erregt zu haben scheint).

Seine in der alten Heimat gelegenen Güter veräußerte er nach und nach, da er die Verwaltung derselben nicht zu übersehen vermochte, seit sein Bruder Ludwig kränkelte und demnach dessen Beihilfe versagte. Im Jahre 1894 war Ficker zum letztenmale in Bonn, wo er H. Hüffer besuchte, und (nach fünfjähriger Pause) bei seinen Geschwistern in Münster. 1897 starb sein Bruder [2]).

Nachdem Ficker sein Vermögen nach Österreich übertragen hatte, kaufte er sich auf dem Mittelgebirge bei Igls (am Fuße des Patscherkofels, den er hundertmal erstiegen) die „Hohenburg", ein ritterliches Gesäß, das einst der Philippine Welser verschrieben gewesen, und hauste daselbst im Sommer, umgeben von seiner Familie [3]), im Verkehr mit der Gesellschaft, die dort die Saison zubringt, im nahen Lanser See noch die alten Schwimmkünste übend.

Hier suchten ihn seine Getreuen auf. Im Jahre 1899 kam Scheffer-Boichorst, als er daran dachte, die Professur in Berlin mit einer solchen in Wien zu vertauschen. (Ficker redete ihm nicht zu). Jährlich stellte sich Mühlbacher ein, dem Ficker 1895 die fernere Leitung des Regestenwerkes übertragen hatte [4]). Denn Ficker war überaus pünktlich in seinen Anordnungen für den Fall, daß ihn

---

[1]) So als er zum Beitritt zu einem „katholischen" Arbeiterverein aufgefordert wurde (in den Neunzigerjahren). Er antwortete: „Ich habe es mir schon seit längerer Zeit zum Grundsatz gemacht, mich allen Vereinigungen fernzuhalten, welche sich ausdrücklich als „Katholische" ankündigen, da es ja leider dahin gekommen ist, daß unter den hiesigen und jetzigen Verhältnissen damit zugleich der Anschluß an die Bestrebungen einer bestimmten politischen Partei gekennzeichnet ist, der ich mich auch mittelbar durchaus fernhalten möchte, je mehr sich im Laufe der Zeit die Überzeugung in mir gefestigt hat, daß ihr Durchdringen den Zerfall Österreichs zur Folge haben müßte." (Konzept.) — Man merkte den Einfluß der ultramontanen Partei seit den Achtzigerjahren auf dem Gebiete der Schule wie der Geschichte. Durig wurde von vorzeitiger Pensionierung betroffen, gegen Huber und Mühlbacher erschienen im Parteiorgan „Vaterland" gehässige Artikel.

[2]) Als Kreisgerichtsrat a. D. Er hatte 1874 den aktiven Dienst quittiert.

[3]) Er hatte (in zweiter Ehe) fünf Kinder: zwei Töchter und drei Söhne. Als ich ihn zum letztenmal auf der Hohenburg besuchte, war auch ein kleiner Enkel da, die Freude des Großvaters.

[4]) Vgl. Mitteil. d. Inst. XVI, S. 384.



das Schicksal der Sterblichen treffen sollte[1]). Die Sukzession in der wissenschaftlichen Arbeit war schon zu Anfang der Neunziger Jahre festgestellt: was Huber, was Mühlbacher, was Zallinger zu übernehmen hätten.

Dabei machte die Schwäche des Alters sich mehr und mehr geltend, seit ihn ein Influenzaanfall betroffen hatte; er klagte, daß er nicht mehr arbeiten könne und wie langweilig es sei, auf dem Sopha sich zu wälzen, um höchstens noch die Zeitung zu lesen. So traf ich ihn im Herbst 1901[2]).

Im Sommer 1902 verschlimmerte sich das Übel und am 10. Juli entschlummerte er sanft und friedlich im 77. Lebensjahre; in demselben Hause vor der Triumphpforte zu Wilten (Leopoldstraße 22), das er vor bald 50 Jahren bezogen hatte. Auf dem Friedhof der Gemeinde Wilten (die ihn zum Ehrenbürger ernannt hatte) wurde Ficker beigesetzt unter Teilnahme der militärischen und zivilen Behörden, der Universitätskreise, der Standschützenkompagnie, der Veteranen und anderer Korporationen, der gesamten Bevölkerung. Der Unterrichtsminister (v. Hartel) kondolierte. Ebenso teilnahmsvoll verlief die vom akademischen Senat der Universität am 13. Dezember veranstaltete Gedächtnisfeier, bei der Prof. Emil von Ottenthal die Festrede hielt[3]). Galt es doch auch für diejenigen Kreise, die wohl wußten, daß Ficker ein bedeutender Mann war, aber nicht, worin diese Bedeutung bestanden hatte, die Wirksamkeit des Geschiedenen darzulegen. Erzherzog Eugen wohnte dem Festakte bei. Und da Ficker seine Bücher der Universitätsbibliothek und anderen wissenschaftlichen Instituten vermacht hatte, dankte der Unterrichtsminister der Witwe in verbindlicher Weise.

Auch für das geistige Leben in Innsbruck endete damit eine Epoche. Überall werden wir dahier an den Verewigten und sein Walten erinnert, auf der Universität, auf der Bibliothek, im Ferdinandeum, im Archiv, in der Wagner'schen Verlagshandlung, die durch ihn groß geworden.

---

[1]) Bereits 1866 Juni 17 (unmittelbar vor dem Ausmarsch gegen die Garibaldiner) hatte er in einem Briefe an seinen Bruder Bestimmungen getroffen. Namentlich, daß die 5000 fl., die ihm Böhmer vermacht hatte, wieder wissenschaftlichen Zwecken zugeführt werden sollten. Die Verfügung darüber hätte Huber gehabt, ebenso über den wissenschaftlichen Nachlaß. Die Bibliothek Fickers sollte an die Universitätsbibliothek kommen, das überschüssige an Huber, Durig, Schönherr, die Münzsammlung und sonstige Westfalica nach Münster.

[2]) Aus Igls vom 24. Sept. 1901 ist die Vorrede zu der letzterschienenen Abteilung der „Erbenfolge der ostgermanischen Rechte“ datiert.

[3]) Sie ist im Druck erschienen (Innsbruck 1903).



Getreulich hat Ficker seine Mission erfüllt, den historischen Studien in Österreich, wo die staatliche Entwicklung an die alten Kaiserideen anknüpfte, Bahn zu brechen. Aber auch abgesehen davon hat er der deutschen Wissenschaft eine Auslese von Schülern zugeführt, die schließlich in Berlin wie in Wien an erster Stelle standen und sich jederzeit mit Stolz zu ihrem Meister bekannten [1]).

So bildet Fickers Wirksamkeit einen interessanten Abschnitt der deutschen und österreichischen Gelehrtengeschichte. Die mancherlei Gegensätze, von denen in Deutschland die geistige Bewegung des 19. Jahrhunderts getragen war, treten in dem Leben Fickers nicht weniger scharf zu Tage als in dem Böhmers, mit dessen Namen der seinige nach wie vor verknüpft bleiben wird. Allmählig hat sich eine gerechtere Würdigung dieser Charaktergestalten auch dort Bahn gebrochen, wo man mit ihnen von Haus aus keineswegs übereinstimmte. Über Böhmer tat H. v. Treitschke den Ausspruch: „Der in weiteren Kreisen noch viel zu wenig gewürdigte Geschichtsforscher verdiente es wohl, daß seinem bei aller Eigenart durchaus edlen und ehrenwerten Wesen von der Hand eines dankbaren politischen Gegners ein Denkmal gesetzt würde" [2]).

Nicht mindere Achtung ward schließlich auch Fickern von hochgesinnten politischen Gegnern zu Teil.

Tirol aber, wo er seine zweite Heimat gefunden, kann mit Stolz sagen: er war unser!

---

[1]) Zuletzt noch Scheffer-Boichorst, als er 1899 in die Berliner Akademie aufgenommen wurde.

[2]) Vgl. Treitschke, Hist. und polit. Aufsätze IV, S. 362 (aus Anlaß einer Besprechung von F. v. Weech „Aus alter und neuer Zeit" 1879).

Innsbruck. 1854. Mai 20.

Verehrtester Herr Doktor!

Der Wunsch, Ihnen einen definitiven Entschluss in der
Bonner Angelegenheit mittheilen zu können, dann die Ungewiss-
heit meiner Mutter liessen mich bis jetzt zu keiner Beantwor-
tung ~~mi~~ Ihres letzten Schreibens kommen. Meine Zeit ist auch
jetzt durch meine Mutter u. meine Kollegien so in Anspruch ge-
nommen, dass ich keine Zeit erübrigen kann; doch glaube ich,
dass Sie wenigstens die vorläufige Nachricht interessiren wird,
dass ich nach langem Schwanken heute entscheidende Briefe
nach Berlin u. Wien gesandt habe, in denen ich die Bonner
Professur ablehne, u. mich bereit erkläre, in Innsbruck zu
verbleiben, es dem österr. Ministerium anheimgebend, ob es
in Betreff meines Gehaltes eine Ausgleichung eintreten lassen
will. Meine Beweggründe, die Sie hoffentlich billigen
werden, nächstens mehr; ein Hauptmotiv ist die vom Grafen
Thun in Aussicht gestellte Vervollständigung u. Hebung der
hiesigen Universität. Doch bitte ich, von allem dem keinen ander-
weitigen Gebrauch zu machen.

Mit freundlichem Grusse

ganz der Ihrige

J. F.

In Eile

Index.

Errata:

S. 164 Anm. 1 lies: *Filippo* Serafini (statt Francesco).
S. 421 Anm. lies: H. *Forst* (statt Trost).
S. 441 Anm. 2 lies: Forschungen z. d. Gesch. *XI* (statt XXI).

DRUCK DER WAGNER'SCHEN UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI.







